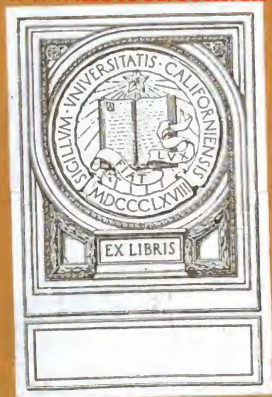


www.libtool.com.cn



apl 19

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

G l o b u s.

XLIX. Band.

Globus.

Illustrierte
www.libtool.com.cn

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Neunundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1886.

UNIV. OF
CALIFORNIA

G1
G5
v.49

www.libtool.com.cn

Inhaltsverzeichnis.

С и т о р а.

Die deutsche Sprachgenze in der Alpen 127.
 Deußliche Reich. Gruber über die
 Wäinländer Feden 30. Die Verbund-
 lungen des fünften deutschen Geographen-
 tages 77. Ein interessanter Reisebericht
 von der Reise nach Ostpreußen 107.
 Prof. Dr. A. Rehring 107. Deutsch-
 lands Seewerth 126. Weringe Bevölker-
 zugszunahme in Baden und Württem-
 berg 143. Die Kreis St. Rautzen
 143. Die Kreis St. Rautzen
 Rehring. Bergschädliche Altkirch-
 aus Schlemm-Neulien 22. Göttinger
 Vereinigungs über die Nationalitäten
 Europas 22. Volkszählung in Württem-
 berg 22. Die Kreis St. Rautzen
 Franzfurter Gebiet 238. Ter küh-
 deutsche Geographentag 240. Die Ge-
 bung. Eine fremde Elbe. Von Dr.
 H. W. H. 263. Bevölkerungszunahme
 in Württemberg 263. Die Kreis St.
 Rehring 270. Die Grenzname der
 Reich 349. Das Bad Tübingen 350.
 Zapp über geographische Namen im
 christlichen Gemeinde aus der deutschen
 Reich 360. Der Kreis St. Rautzen
 von Württemberg 365. Die Elbe bei

Wagobden 367. Prähistorische Gedenkstätten vom Mitteldeichlande. Von Dr. H. Wehlte 57.

C e r k o v i t z - L a n d. Die Aufnahme der Bevölkerungszahlen 1890. Mit einer Karte von C. E. R. Schuchmann 22.

K u l t u r l a n d 367. Die Kultur des Mittelalters in Eisenbüchern. Die Zeitrechnung der Eisenbücher. Zahlen 333. Die deutschen Sprachinseln 333.

S c h e r b e r g. Aufnahmen im Dordrecht 31. Die Verheerungen der Jahre 245. Das Glarnerland 367. Einfluß des Waldes auf den Stand der Weiden 352. Die Otziger der Alpen 353.

E s t n a b i a n e n. Vermessung des Rückenlandes von Korbhof 77. Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit 143.

D i e K a b e l j a n - F i s c h e r e i bei den Vögeln 3.

V ö g e l n. Wand der Berg- und Vögel 7. Von der beglückten Aule 22.

G r o ß b r i l l a n n e n. Das meteorologische Observatorium auf dem Ven Kraviz 31.

Die Ausgrabungen an der Zubühre 333.

Tranatreich. Der Canopus 206. Das
 Westphalen. Flutwunders als Dandel-
 platz 333.
 Italien. Raden's Neue Weltland-
 sch. 31. Die Neue Orante auf Capri
 33. Die Grotte 159. Die Terra
 Erdbeben 159.
 Spanien. Schidel vom Gro-Magnum:
 Typus 206. Volksthe in Spanis-
 chkeiten 238.
 Orien. Die Arabien am Kanal
 von Neritub 238. Der Kophos auf
 Zanlorin 268.
 Europäische. Türkei. Handel von
 Calanini 159.
 Amerika. Die Bevölkerung der To-
 bruck 157.
 Rußland. Verbesserung der südlichen
 Hafen 159. Kabol's Entdeckungen in
 Relu und Vopland 159. Die Wander-
 berge. Entdeckungen 174. Japans
 neue Schifffahrt über das östliche
 Asienland 174. Colonisirung des Nordens
 238. Erörterung der Reim 302. Die
 Abtheilungseigenschaften (Artikel) in Auf-
 stellung. Die Entwerfung und Ver-
 muthung 21.

А с и е п.

Russisches Asien. Sibirien. Aufnahmen im Jahre 1884 31, Punge's und von Toll's Expedition in Nord-Sibirien 31. Das erste Städt der sibirischen Eisenbahn 78. Eine Reihe nach dem Tak-Palen. Von der Tobolsker 119, 126. Die Samojeden. Von der Tobolsker 167, 182, 199, 215. Nordenstjöld's Begabart 190. Werchojansk, der kälteste Ort auf Erden 223. Zoologische Reihe im Wirtinischer Gebiete 223. Arbeiten der offhizibrischen Aufheilung der Meeranhibiden. Gesellschaft 249.

Transsylvanisches Grenzland 282.
Transsylvanisches und Mittelasiatisches Gebiete. Zanders's Reise 47. Die Sauteninfabrikation in Turkestan 172. Die Folgen der russischen Okkupation von Asien und Persien 173. Die Kirgisen von Semiretschenski 206. Die Kasakst. Spinne 206. Befragung von Benckebach 256. Die Michaelibucht am Kaspiischen Meere. Von Dr. C. Heyfelder 291. Neue Reise von Capus und Bonaldi 302. Recognoscierung des Amu Daria und des Uff. Uff. 340. Die Transsylvanische Eisenbahn. Von Dr. C. Heyfelder 362.

Tierliches Leben. Ein Naturwunder
im kilitischen Taurus 287. Dieulafos's
Reise in Mesopotamien und Babylonien
289, 305. Gründung der Bahn Mesina
Adana 354. Ebers und Guther, Palästina
in Wort und Bild 368. Die Fische des
Jordan 368.

Iran. Die persische Textilindustrie 78.
Nadde's Expedition nach Choroßan

144. Afghanistan von Kostoichuk 144. Die Wegweis der Herat 175. Glas's Reise am oberen Fuß 190. Tet geschickte Erden in Persien 206. Kres's Reise durch Karabagh 249. Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien 305. 321. 337. 353. 369. Die Bahn nach Curia 334.

Türliche Ghazate. Rojer's A travers l'Asie Centrale 159. Wägung der bucharischen Provinz Karakul 190.

[illegible]

China mit Bajallenstaaten. R. R.
Fribwald'st's jünger Brief aus Central-
Afien 13. 25. 30. Tolmeijer aus
Kuang-Tung 47. Richtofen's Atlas
von China 175. Polanin's Reise 180.
Die Goldlager von Schillung 223. China-

filche Strafe 239. Erziehung des Tienschan 302. Heimath des Theeftrauchs 350.

Korea. Die amerikanische Farm 47. Die Besetzung von Port Hamilton durch die Engländer 78. Die gegenwärtigen

Zustände von Korea 139. 151.
Japan. Der Bau und die Entfaltung
der japanischen Inseln 15. Die Kohlen-
produktion Japans 31. Frauen nach
Frankreich gelandt 47.

Niederländisch-Indien. Amerikanische
Freierbeiter 47. Sullandische Thätigkeit
127. Das Pone und Felo-Etromgebiet
auf Sumatra 190. Si Adji pangsant
191. Wäpang 192. Wäpang 193.
Wäpang 194. Wäpang 195.
Betreffung der Verri-Verri 206. Pa-
sian's Indonien 256. Gegen euro-
päische Kolonisation in Sullandisch-
Indien 270. Holländisch-Indien im
Jahre 1876 280. Von dem in
283. Vererbung der Gineen
333. Accente nachdrücke auf Java 333.
Nord's Reisen 2. 334. Gineo-
graphisches aus Seram. Von G. A. J.
Wahner, herausgegeben von
H. Joch 355. Die Kranthel Mal-
koth Malak. Malayen. Von
H. Joch 370.

Philippinen. Uebertragung der Sarangani-
Inseln durch Spanien 32. Die Guin-
anen der Provinz Abra (Luzon). Nach
D. Antonio Trullens von H. Plumentritt
71. Hochzeitsbräuche der Jama-
iken. Von H. Plumentritt 125.

A f r i k a.

Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation. Von Emil Jung M. Buchel-Löschke über Bewirtschaftung tropischer

Orbichte 160. Gedächtnisrede auf Nap-
pelt 256. Moskijohn, Europas Kolo-
nien 319.

Marokko, Verkehr mit Deutschland 383.
Algerien und Tunesien, Neue
Dampferlinie nach London 144. Teiffe

rene de Port's Reise im Jachagar 190.
Nair's Forschungen am Rebia-See 190.
Nair's Aufstellung der Verber zu den Regern 223.
Cagnal's und Caladin's Reisen in Tunesien 219, 257, 273.
Douba's Ethnographie von Algerien 256.
Marmoreale in Iran 319.
Die eingeschorenen Kerze im südlichen Tunesien 351.
Behandlung der Leishmanie bei den Arabern 351.
Sahara. Palat's Genomung 287.
Anthropologisches aus Algieria und Ghammes 351.
Ägyptisches Reich und Nigritiden
Gerts' Vorträge 15.
Ägyptische Benutzung des Suez-Kanals 47.
German's Nigritiden und ägyptisches Leben im Alterthum 95.
Petroleum am Gabel Zeit 256, 271.
Nachrichten von Junke und Emin-Bej 256.
Aufschwung des Jajum 334.
Aelintien. Malienische Reisende 191.
C. Afrika. Ozeographische Expedition nach dem Rima Nigra 96.
O. K. Reut's Reise im Lande der Benadir, Somali und Rejün 1882—1883 145, 161, 177, 193, 209, 225.
Neue Gewerchungen und Untersuchungen der deutsch-afrikanischen Gesellschaft 207, 235.
Die Gori 256.
Chod's Expeditionen 302.
Italienische Expedition nach Khoros 303.
Portugiesische Expedition nach dem Jajum-See 303.
Senggebiel. Bischof Hamilton in Gambia gelungen und hingerichtet 96.

173. Rühder's Aufenthalt am Victoria Nyanza 207, 256, 303.
J. neres (Congo-See). Rühder der Saluba auf dem Kaka 16, 114.
Rühder's Aufnahmen 32.
Kritische Bemerkungen zu E. Gaucule's Adre-banlonic-Projekt am Congo. Von W. Kuntze 73.
Die Congo-Eisenbahn 78.
Die Gefährdung des Kalongo und Uru 78.
Taut's günstiges Urtheil über den mittleren Congo 96.
Rühder von Bismarck und Taut 127, 204.
Templer-Expedition mit V. Kuntze nach dem Congo 175.
Die österreichische Congo-Expedition 207.
Die Werra 224.
Rühder's Reise über das Congo-Unternehmen 224.
Vorbringen des europäischen Handels nach dem Stanley-Pool 239.
Die Reise von Kund und Tappend im südlichen Congoebenen 256, 271, 285.
Das Banoer- oder Kumbas-Gebirge 287.
Roma, Rühder's des Congo-See 287.
Portugiesische Expedition nach Nuala Jambo 303.
Eden. Montagu Kerr's Reise von Kapstadt nach dem Jajum-See 175.
Die neue Republik Brühder im Jajum-See 271.
Beziehungen zwischen Holland und Zentralafrika 271.
W. Afrika (südlich vom Äquator). Die Buren von Gumpala 157, 319.
Die Bewohner des Nama- und Tamarlandes. Von G. Brincke 231, 253, 265.
Gern-regulierung zwischen Frankreich und Por-

tugal 271.
Hollentollen-Gefäß in portugiesisches Gebiet 319.
Die neuen deutschen Schutzgebiete 320.
Dambusi-Inhabiter 335.
Westen (nördlich vom Äquator). Fiegel über die Hausa und Fülle 16.
Die Erklärung der Portugiesen in Tagone 62.
Mittelmittel 47.
Jäger über das südliche Kamerun 79.
Verhältnisse an der Küste zwischen Kamerun und Goro-See 79, 127.
Die Trometer-Sprache der Kamerun-Regen 96.
Reisen im französischen Congoebiet 144.
Fiegel in Kalindi 160.
Bure französisch 160.
Gibbala und Tregala am oberen Senegal 169.
Die geographischen Verhältnisse für den Handel in Kamerun-Gebiete.
Von A. Freilich von Gammere 169, 181.
A. Schwart's Reise in die Hinterlande von Kamerun 191.
Die Banoer. Von R. Pauli 211.
Das Schichten der Nigritiden-Unterschiede 287.
Die französische Expedition im Gebiet des Jajum 303.
Reise nach dem Tago-Gebiet 303.
J. n. Afrika. Der Asymptotus maximus von Madagascar 47.
Die Vegetation der Madagaskar-Insel 56, 71.
Groß-Gomere unter französischer Schutz gestellt 62.
Reisen zwischen Frankreich und dem Goro-See 61.
A. Duberret's Reisen in Madagascar. Entgegnung 157.
Die Bai von Diego Suarez 175.
Reise nach Madagascar 288.
Anmerkung der Gomoren durch Frankreich 303.

Australien.

Herbation der australischen Kolonien 127.
Südafrika. Einbau's Forschungsreise 46, 191, 335.
Zustände im Norden Territory 128.
Gedung einer neuen Stadt im Norden Territory 128.
Entdeckung einer Silbermine 335.

Victoria. Rückgang der Goldausbeute 79.
Eicheung des Mount Pogo 240.
Kaukumates. Einstellung der unteren Küsten der Expedition 79.
Centennial Hall in Sydney 79.

Cuernland. Reise der Reichardt-Expedition 240.
Westaustralien. Gold im Kimberley-Territory 79.
Zustände 127.
Harden's Forschungen im Kimberley-Territory 187.

Inseln des Stillen Ozeans.

Europäische Kolonien. Malaita und Neobona definitiv französisch 32.
Die Karolinen. Inseln. Von Emil Meyer 59.
Die Bewohner der Karolinen. Von Emil Meyer 67, 103.
Der Abstieg der Karolinen-Angelassen 110.
Beitrag zur Annexion der Karolinen-Inseln 352.
Abgrenzung des deutschen und britischen Einfluss 353.
Neu-Guinea. Fortes nach dem Cern Stanley-Bergen 32, 144.
Die hollän-

dische Expedition 48.
Neubemerkungen im deutschen Gebiet 48.
Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Overill 110, 191.
Teutliche Expedition unter Fr. Schaefer 176.
Stationen im deutschen Anteil 271.
Die Küste des deutschen Anteils 271.
Strassen's Expeditionen 271.
Gainers' und Gills' Buch 272.
Kapitän Tisdal's Urtheil über Teutlich-Neu-Guinea 351.

Das kriegige Melanien. Messungen auf den Salomons-Inseln 240.
Mikronesien. Die Marshall-Inseln deutsch 16.
Polynesien. Neue Inseln 111, 191.
Die französischen Besitzungen im Stillen Ocean 176.
Die Sandwich-Inseln und ihre Völker 280, 316, 329, 346.
Abnahme der Eingeborenen auf den Sandwich-Inseln 320.

Nordamerika.

Britisch-Nordamerika. Gault's Jagd an den Küsten von Newfoundland und Labrador 48.
Silberlager in Ontario 111.
Die prächtige Bahn von Winnipeg nach der Hudsonbay 144, 192.
Untersuchung der Wounds 176.
Reise nach Chasien durch Canada 256.
Vergende der Kommoden über die Gizeil 352.
Gabel-Strich 352.
Vereinigte Staaten und Alaska. Schiedsgericht 32.
Gabel's Expedition in Wert und Bild 32.
Die Heber-Expeditionen im Mississippi-Gebiet 48.
Die Kolonien in Kalifornien 80.
Ein alter Fehler auf den Karolinen 80.
Eigentümliche Behaltungsweise in Florida

80.
Neue Eisenbahnen 111.
Eierlichkeit der Regier in den Südkanten 111.
Die Cold waves 111.
Die Karolinen-Indianer. Von Albert S. Gault 123.
Die Zerghumander-Fabrikation in den Vereinigten Staaten 125.
Die angebliche Entdeckung der Mississippi-Cuelle 128.
Erhebung Dalot's zum Staat 176.
Ausbreitung der Sathien 176.
Eierlichkeit der Regier in Washington 192.
Die Wounds neuen Herrschaft 224.
Die Tapaner-Tabelle 224.
Ten Rats's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika 233.
Die abholste Region des Great Basin 272.
Verdicht über die Station am Point Barrow 303.

Abpflanzung im Mississippi-Gebiet 320.
Die Phoca foetida 335.
Abnahme der Göttem in Alaska 335.
Urbarmachung der Sammlerherren 336.
Eigentümliches Göttembild des Adrebus 352.
Regie. Göttemfiguren auf dem Plateau von Mexiko 208.
Schneefall in Guama-jualo 320.
Centralamerikanische Staaten. Alle Untersuchungen am Rio Lagatere 128.
Durchschnittliche der centralamerikanischen Selen 144.
Erklärung des Fährtenbildes Cos 144.
Tr. Stoll's Buch über Guama-jualo 207.
Anbiederische Brautwerbung in Guatemala 288.
Garcabodalen als Wägen 320.

159. Madde 144. Ray 303. Reeb 238.
Richard 32. 223. Reichel 365. Miles
Rod 128. Rodrigues 63. Rowinski 222.
Rüppell 256. Ruir 190. Russell 272.
Salimbeni 191. Saventow 239. Schmidl

90. Schrader 176. Schwarz 191. Schwin-
luth 354. Seeland 206. Sepp 350.
Serpa Pinto 383. Simon 31. Stalowski
239. Stannio 127. Sterret 287. Strachan
271. Stoff 303. Stübel 384. Tappenbed

250. 271. 284. Taunt 96. Teifferne
de Vert 190. Thour 96. 176. 288.
von Tell 31. Walfer 174. Weiger 271.
Wehrmann 77. Weikmann 127. 256.
Wolff 16. Zoller 32. 78. 96.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Das Schloß in Mons 8.
Rathhaus von Mons 9.
Der Hofbaum in Tienste 22.
Die Fälsche von Kiewpott 23.
Der Marktplatz von Braine (Turnes) 24.

Heinrichsfeld.

Eisenkuppe von Dreidöschlein 375.

Afien.

Hinterindien. (Reis' Reise.)

Mühe Reis 50.
Sala in Kaffal 51.
Der König von Paffal 52.
Die Ufer des Mekong während der Cholera
53.
Lager auf einer Sandbank 54.
Zusammenkunft mit der Schwester des
Königs der Phungbo 55.
König Ngam 67.
Die Festung Ngong Ngan 68.
Hütte der Missionare in Ngong Ngan 69.
Details der Verfertigung von Ngong Ngan
70.
Durchschnitt eines Silo 70.
Verbreiterungen zur Verfabrikung des Kam
Edon 82.
Kastische Elephanten mit ihrem Reittzeuge
83.
Uebergang über den Nam Kun 83.
Des Reisenden Hütte in Kuang Prabang 84.
Welterben in Kuang Ngan 85.
Bambusbüsche 86.
Bücherstall des Kam Er 98.
Fischfangboot im Nam Kun 99.
Lager im Thore einer Pagode 100.
Schöne Gärten im Nam Li 102.
In Gärten von Thieren bearbeitete Bäume
114.
König Ngai 115.
Die Grotte Kam Kuang 116.
Markt bei Ngai 117.
Zusammenkunft mit den Tai Yu Ngai 118.
Wälder der Männer von Pal La 130.
Wald von Teakbäumen 132.
Elephant einer Teakbaum schleppend 133.
Verloste einer Karawane 133.
Die Stadt Kuang Ngai 134.
Straße von Kuang Ngai nach Kam Pun 135.
Gloß von Teakbäumen 136.

Babylonien.

(Dietrichs' Reise.)

Transport schifflicher Leichen nach Kerbelo
290.
Die Ufer des Euphrat bei Hilla 291.
Viere Nimrud 292.
König aus Babylon auf dem Hügel el-Ras
293.
Babyl. Ruinen des Tempels des Merodach
294.
Kerbelo 306.
Der Kirsche bei Amara 307.
Araber vom Stamme der Beni Lam 307.
Araber vom Stamme der Beni Lam 308.
Imamjode Tull 309.

Probstaden bei den Romaden 310.
Tijut und seine Brüder 322.
Die Mirzas (Zerzäre) des Statthalters
von Arabien 323.
Jahangir bei der Tijut 324.
Mirza Abdur 325.
Mirza Abdur 325.
Daniel's Grab 338.
Die Ruinenhügel von Tula 339.
Zäunbau aus dem Palaste des Arto-
terres Memon 340.
Das Fort Kach 341.
Die Brücke von Schuier 341.
Große Straße in Schuier 342.
Palast des Emir Abdullah Khan 354.
Die Mühlen von Schuier 355.
Mirza Dorsog 356.
Mirza Tscholar 356.
Neuere Häuser und Minarete der Mos-
chee Schuier in Schuier 357.
Imamjode Abdullah Khan 370.
Kachgar Brücke in Schuier 371.
Wilder (Verarbeiter) 372.
Verbreitung des Tuchs (Wolle) 373.
Kistliche Eisenkuppen aus Chorjabad 375.

Afrika.

(O. Révoit's Reise in Ostafrika.)

Haartrachten von Hochsteigfäßen in Gelibi
146.
Einreiben mit Kaffee 147.
Somali-Frauen, sich rührend 148.
Geheile Sklaven, vom Felde heimkehrend
149.
Streck mit einem Fischhändler 150.
Schick Omar verlangt Gift von Révoit
150.
Scene bei dem Feste des Koprus in Gelibi
162.
Beduinen beim Topfmachen und Schüssel-
schneigen 163.
Von Beduinen verfertigte Töpfe und höl-
zerne Geräthe 164.
Eine Karawane segt bei Gelibi über den
Fluß 165.
Ein Gogowin 166.
Ein Fischerboot 178.
Der beste Bogenschütze von Gelibi 178.
Erlam-Wähe 180.
Karankante 184.
Heterosymbiose glaber 182.
Ein Somali-Verder 194.
Ein Nachmittags bei der Lieblingsfrau des
Schicks des Gogowin 195.
Beduine, seine Kamerele benachend 197.
Révoit's Zeit und Gekirnmannschaft 198.
Eine Karawane holt Wasser bei Warman
198.
Der Moir Warman 210.
Wie man in Warman die Ruhe stellt 211.
Feuererzeugung durch Reiben zweier Hölzer
212.
In Mogdushu gefundene Armbänder, Ge-
schirre, Lampen u. s. w. 213.
Häute von Gabeln auf den Hügeln von
Ber Tras 214.
Häute von Mogdushu 214.
Körper der Frauen von Mogdushu 226.
Die Etnothier von Mogdushu 227.

Marktplatz von Damarwin 228.

Abfahrt von Mogdushu 230.

Porto Novo.

Feier 242.
Schiff 243.
Der Kaiser (Fischhändler) Rao
mit seiner Familie 244.
Das Thor zum Königshaus 245.
Frau vom Markte kommend 246.
Lamfahndung 246.
Frauen mit Schuieren aus den Hüften 247.

Tunisien.

Zanja Sidi Mohammed el-Gebili 251.
Mausoleum in Gough Tschaja 251.
Der Kopten in Gough Tschaja 252.
Verfertigung im Web-Schiffchen 254.
Carpenter in Gough el-Gebili 255.
Tschama Sidi Ciba in Siba 256.
Triumphbogen von Gebili 261.
Jum el-Gebili 262.
Verfertigung in Gebili 262.
Triumphbogen vor den Tempeln von
Gebili 274.
Zusammenkunft der Tempel von Gebili 275.
Mausoleum der Tempel von Gebili 276.
Mausoleum bei Bir el-Gebili 277.
Gesamtmass der Gebili 278.

Südamerika.

Ghile (Guaranen).

Die Crangabe 2.
Kontingente Verfabrik 3.
Eingeborene bei der Ankunft der Expedi-
tion 4.
Die englische Mission Ngawo 5.
Kleine besetzte Feuerländerinnen 18.
Altes Bild von Feuerland 18.
Junge Feuerländerinnen 19.
Die Verfertiger der Schildschutzhäute (Sentry
Boxes) 20.
Das Walfischboot während eines Ausfluges
21.
Geschnittene Feuerländerinnen 34.
Hütte im Walde 34.
Feuerländerin mit ihrem Kinde 35.
Hütte der Feuerländer 36.
Feuerländer mit Schutzhaut und Harpune
37.
Feuerländerin, einen Mororan rufend 39.
Sammeln 39.

Naruru.

Harde des Kirscheins am Kap Horn 6.
Das Land der Phung 6.
Harde des Nam Li 101.
Der Reis' Kirscheins 131.
Kauf der Wabi Toboi von Schilde bis
Gogowin 170.
Révoit's Nachschub von Mogdushu über
Gelibi bis Warman 196.
Porto Novo an der Etnothier 211.
Das Gebiet im Südwesten von Rairuan
250.
Die Goubie 264.
Häute des Meerbüchsen von Krasnowski
296.
Verfertigung der Eisenbarren am Mittel-
rhein 375.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

N^o 1.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

I.

(Sammtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ko. Die südliche Spitze von Südamerika hat in neuerer Zeit mehr als in früheren Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt. Die von den Segelschiffen so gesuchten Gewässer der Magalhãesstraße mit ihren engen Felsenstraßen und ihren fast unberechenbaren Strömungen haben im Zeitalter des Dampfes ihre Schrecken verloren und werden immer häufiger zur Durchfahrt benutzt, selbst Segelschiffe lassen sich lieber durch die Straße schleppen, als daß sie den Kampf mit den verrufenen Strömen südlich vom Kap Horn aufnehmen, und nach und nach faßt die Civilisation auch in diesen unwirthbaren Breiten festen Fuß. Der „Globus“ hat bereits (in Bd. 47, Nr. 21) einen eingehenden Auszug aus dem Verichte des englischen Missionsuperintendenten Bridg e von Oshooia oder Ushanaia gebracht, der fünfzehn Jahre lang dem unfruchtbaren Geschiebe obgelegen hat, den Felsenrücken die Dogmen des Christenthums verständlich zu machen; heute hat er den Bericht eines wissenschaftlichen Forschers vorzulegen, welcher ein ganzes Jahr hindurch dort seine Beobachtungen angestellt hat.

Unter den vierzehn Polarstationen, welche auf die Anregung des verstorbenen Weym errecht hin zu gleichzeitiger Beobachtung unter möglichst hohen Breiten bestimmt wurden, kamen auch zwei auf die südliche Erdhalbkugel; die eine auf Südgeorgien wurde Deutschland zugewiesen, die andere am Kap Horn Frankreich. Die französische

Expedition bestand aus fünf Mitgliedern, welche einige Monate hindurch im Pariser Observatorium, am Collège de France und am Museum für ihre Aufgaben eingeübt wurden. Den Bericht, welchem die folgenden Angaben und Abbildungen entnommen sind, verdanken wir dem Dr. Hyades, während der Hauptbericht mit den genauen Beobachtungen, herausgegeben von Capitän Martial, später als selbstständiges Werk erscheinen wird.

Die Regierung stellte der Expedition die von Martial commandirte Fregatte „Romanche“ zur Verfügung, deren Officiere besonders für diesen Zweck ausgewählt, die Zeit des Aufenthaltes am Feuerlande zu genauen Vermessungen und Sondirungen benutzen sollten. Das Schiff verließ den Hafen von Cherbourg am 17. Juni 1882 und lief am 5. September bei herrlichem Wetter in die Lemairestraße ein; am folgenden Nachmittage warf es Anker an dem für die Station gewählten Punkte in der Orangebai. Dieser liegt an der Mündung der Halbinsel Hardy, welche von der Insel Foulie vorgeht und deren Südspitze das sogenannte falsche Kap Horn bildet, während das echte, die äußerste Südspitze Amerikas, von einer kleinen Insel südlich davon gebildet wird. Die genaue Lage der Station wurde zu 55° 31' 24" südl. Br. und 70° 25' 12" östl. L. bestimmt. Die Bai, deren Ansicht unsere erste Abbildung zeigt, war gewählt worden auf die Angaben von Sigron und Wille's hin, welche sie 1830 resp. 1839 besucht

Hütte besucht wurde, sehr bald in ein mißtrauisches Schweigen. Auch seine Vandelente erwiesen sich in ihren Wohnungen viel weniger liebenswürdig und lebendig, als in ihren Birggen und schienen nicht recht zu wissen, wie sie die dauernde Ansiedelung der Fremden in ihrem Lande aushalten sollten.

Am 1. Oktober lief ein amerikanischer Robbenjäger in der Bai ein; er hatte in Puntas Arenas von der Expedition gehört und kam nun, um ärztliche Hilfe und Arznei für einen schwer erkrankten Matrosen zu suchen. Schon früher hatte er in der Bai Holz und Wasser eingenommen. Auf seiner Fahrt hatte er in fünf Tagen auf den Inseln Diego Ramirez und Aldersonso ungefähr 300 Stück Robben erlegt, an einem Tage einmal 70. Man sucht die Robben am Ufer zu überfallen, umstellt sie und erlegt sie dann mit der Kugel; nur die ganz

kleinen werden geschont, sonst Männchen und Weibchen gleichmäßig geschlachtet. Man tötet sie nur um der Haut willen, die man möglichst rasch abstreift und im Salz konseviert, die Körper wirft man ins Meer. Bei dieser Verfolgung nimmt die Zahl der Robben mit steigender Geschwindigkeit ab; auch der Kapitän des „Thomas Hunt“, der nun die siebente Reise mitmachte, gab das zu. Daß dadurch den armen Eingeborenen das Hauptmittel für ihren Lebensunterhalt entzogen wird, kümmert die Amerikaner wenig.

Es ist übrigens ein raues und schweres Handwerk, die Robbenjagd in diesen stürmischen Gewässern. Die Verproviantung der Schiffe ist meist eine ungenügende und die Mannschaft ist wesentlich auf das Fleisch der Pinguine angewiesen. Storbis ist darum nicht selten; der Kapitän rühmte dagegen Tomatenkonserven, welche rasche



Landsipige Vefþay.

Heilung bewirkt hatten, wo Zitronensaft wirkungslos blieb. Häufig setzen die Schiffe auch einige Leute an günstige gelegene Punkten aus und holen sie später wieder ab; verzögert sich die Rückkehr, so kommen solche Leute oft in die größte Noth und manche solche Jagdgesellschaft ist schon elend zu Grunde gegangen. Auch der Kapitän des „Thomas Hunt“ hatte auf Diego Ramirez ein paar arme Teufel angetroffen, die, nur auf drei Monate verproviantirt, schon vier Monate ohne Nachricht von ihrem Schiffe und dem Hungertode nahe waren; er hatte sie nach der Missionsstation Dosfovia am Beagle Kanal gebracht.

Die französische Expedition sollte mit den Bewohnern dieser Mission auch bald Bekanntschaft machen. Am 11. November Morgens lief ein Schiff unter englischer Flagge in die Drangebai ein und ankerte der französischen Station gegenüber. Zwei Herren kamen an Land, der

eine ein alter verwitterter Seemann, der andere der Typus eines „respectable clergyman“. Es war der Superintendent Bridge, aus dessen Bericht unser früher gebrachter Artikel entnommen war, und der Kapitän des Missionschiffes „Allen Gardiner“, Willis. Auch sie wurden nicht nur durch die Neugierde und das Bedürfnis nach Verkehr mit civilisirten Menschen herbeigeführt, sondern ihr Besuch galt in erster Linie dem Arzte Quader. Es war nämlich in der Mission, der es an ärztlicher Hilfe ganz fehlte, eine eigenthümliche fieberhafte Krankheit ausgebrochen, welche unter den Eingeborenen arge Verheerungen anrichtete und auch die Familien der Missionare bedrohte. Von Herrn Bridge erfuhren die Mitglieder der Expedition auch, daß der seltsame Name der Missionsstation Dosfovia, der den französischen Zungen große Schwierigkeiten bereite, richtig Ouchou-ouaya (französisch), also Utschuaja (deutsch) ausgesprochen werde, oder einfacher

Ushnaja, eine Schreibweise, deren Annahme sich entscheiden empfiehlt.

Da aus der Beschreibung des Missionärs sich die Natur der Krankheit durchaus nicht erkennen ließ, war Dr. Hyades natürlich gern bereit, ihn auf dem „Allen Gardiner“ nach der Station zu begleiten und schiffte sich noch an demselben Abend mit ihm ein. Die Station liegt nur ungefähr 100 Kilometer nördlich, aber Windstille verhinderte das Schiff, sie noch am folgenden Tage zu erreichen und zwang es in einer kleinen Bucht des Peagler-Kanals die Nacht über vor Anker zu gehen. Eine zehnstündliche Fahrt brachte die Reisenden am anderen Morgen an sein Ziel. Es macht einen recht melancholischen Eindruck, wenn man zum ersten Male diese einsamen englischen Häuser, deren Baumaterial

ganz aus Europa herübergebracht worden ist, hier am Ende der Welt in dieser traurigen trostlosen Umgebung stehen sieht. Wie das bestehende Bild zeigt, liegt die Ansiedelung auf einer kahlen Fläche am Meere, ohne Bäume in der Umgebung, mit dem Meide auf eine fahle, lange Zeit im Jahre schneebedeckte Verglette. Auch die Eingeborenen tragen gerade nicht dazu bei, den melancholischen Eindruck zu zerstreuen. Zweifelsohne sind sie im Vergleiche mit denen an der Krangelbai zivilisierter; sie tragen Kleider, haben bessere Hütten, einzelne davon sogar von ganz gut geglätteten Planken umgeben, aber sie setzen keineswegs glücklicher aus als ihre wilden Stammesgenossen.

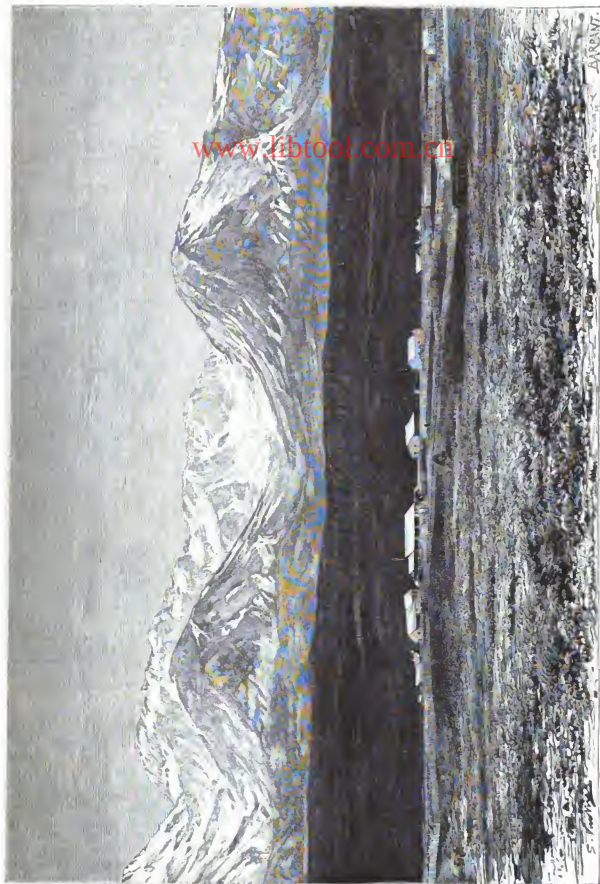
Was Hyades über die Geschichte der Missionsstationen im Feuerlande sagt, stimmt im Wesentlichen mit den An-



Eingeborene bei der Ankunft der Expedition.

gaben von Pridge überein und ist wohl auch der Hauptsache nach von diesem mitgeteilt. Der eigentliche Begründer ist der Kapitän Allen Gardiner, welcher mit dem Missionar Williams und vier Fischern aus Cornwallis 1850 nach dem Feuerlande ging, um zu sehen, welchen Einfluß die von Jipreg 1830 nach England gebrachten und dort erzogenen jungen Feuerländer auf ihre Vandalen ausgeübt hätten. Sein trauriges Schicksal ist bekannt. Sie versuchten mit zwei Booten an der Navarin-Insel zu landen, wurden aber von den Eingeborenen zurückgetrieben und litten dann Schiffbruch an einer unbewohnten Stelle des südlichen Feuerlandes, wo sie dem Hunger und der Kälte erlagen; ein sorgsam geführtes Tagebuch, das man bei den Leichen fand, gab Aufschluß über ihr Voth.

Drei Jahre später landete die englische Missionsgesellschaft das nach dem Namen des unglücklichen Kapitäns getaufte Schiff ans, konnte aber auf Feuerland selbst keinen festen Fuß fassen und begnügte sich, auf der Hallandsinsel Koppel eine Station zu begründen, wo vorläufig einzelne Feuerländer an die Civilisation gewöhnt werden sollten. Begleitet von einem solchen wagten die Missionare 1859 die Niederlassung zu Wollja auf der Insel Navarin, aber am ersten Sonntag während des Gottesdienstes wurden sie von den Eingeborenen überfallen und sämtlich erschlagen. Für längere Zeit begnügte man sich nun mit der Station auf Koppel-Insel; erst 1868 wurde ein neuer, diesmal erfolgreicher Versuch auf Navarin gemacht. Ueber die weiteren Schicksale giebt unser obiger Artikel Auskunft. Hyades bestätigt im Allgemeinen die Angaben



Die englische Mission Hesperia.

Refultate erzielt; der Boden ist freilich dort besser und die Lage geschützter, auch der Sommer, da das offene Meer weiter abliegt, wärmer, wie der Winter kälter.

Im Uebrigen war der Sommer, obgleich regnerisch, nicht ohne Reiz, die langen Tage, die nur durch eine kurze

Dämmerung unterbrochen wurden, für Exkursionen vorzüglich geeignet, und die verhältnißmäßig reiche Flora, von welcher einzelne Glieder, wie *Berberis ilicifolia*, sich sogar durch schöne Blüten auszeichneten, trug dazu bei, den Aufenthalt ganz erträglich erscheinen zu lassen.

Mons oder Bergen in Belgien.

(Die Abbildungen nach Photographien.)

Verläßt man den Bahnhof von Mons, so sieht man vor sich eine breite Straße, welche bald enger wird, sich in scharfen Winkeln umbiegt, öfters seinen Bürgersteig verliert und zuletzt auf einem großen Plage endet, an welchem sich das Rathhaus erhebt. Sie ist trotz ihrer Unregelmäßigkeit, ihrer Enge und ihrem schlechten Pflaster die Hauptarterie der Stadt, wo der Fremde am besten das Treiben der zu Lustbarkeiten so geneigten Bewohner beobachten kann; hier treiben sich die Müßiggänger umher und hier herrscht der größte Handelsverkehr, es ist die Straße der elegantesten Kaufläden und der buntesten Schaufenster. Hier strömt an Markt- und Kirmetagen aus der ganzen Laubhofs-Portinoge die ungehebelte Masse von Fabrikarbeitern und Kohlenbergleuten zusammen und staut sich vor den farbenprächtigen Auslagen der Händler. Mons ist gleichsam die Hauptstadt dieser Leute, welche nur ein- oder zweimal im Jahre dorthin kommen, um sich einen Feiertag zu machen. Die Dreifaltigkeitssmesse und die vierzehntägige Messe um den Tag der *S. Barbara* (4. December) — diese ist die Schutzpatronin Aller, die von einem unabweisigen Tode bedroht sind, so besonders der Vergleute in den Schächten — sind die Hauptfeste in Mons, nach welchen sich dort sogar die Zeitrechnung des niederen Volkes richtet, und die nicht nur von den Arbeitern tief drunten im Schooße der Erde, sondern auch von den unteren Schichten der städtischen Einwohnerchaft mit Sehnsucht erwartet werden. In den Wunden, die überall an Straßencken und auf dem Marktplatz errichtet werden, macht man abedann, wie in Teuschland auch, seine Einkäufe und ergänzt die Geräthe der Wirthschaft, bewundert die Stillstände und Somaambulen u. s. w. Den Anfang des Festes macht eine, jedem Montois (Einwohner von Mons) theure Maskerade, der Kampf zwischen dem *S. Georg* und dem „*Dub*“ oder Drachen, der innerhalb einer Einzinnung auf dem Großen Plage vor sich geht und durch einen Aufzug mit Begleitung von lustigen Masken eingeleitet wird. Der *S. Georg* wird gewöhnlich von einem Kavallerieunteroffizier, der fest im Sattel sitzt, dargestellt; der Drache ist eine von einem Menschen getragene Hülle mit schuppigem Leibe, langem Schwerte und gutmüthig-dummem Menschengesichte, unter welcher unten die Beine des Trägers hervorragen. Aber das Volk hängt an diesem seit Jahrhunderten betriebenen Maskenscherze mit einer Zügeligkeit, die fast einer besseren Sache würdig wäre. Kurze Zeit vor demselben findet alljährlich ein anderer Umzug statt, eine Procession mit dem „*car d'or*“, in welchem die ruhmrührenden Reliquien der Heiligen Wandru (Wahrde) ruhen, durch deren wunderbare Kraft der Tradition zufolge im Jahre 1349 die Stadt Mons von einer furchtbaren Pest befreit worden sein soll. Dann erscheint in einer Wolke von Witzen und „Goldene Wagen“, von etwas welligen Amoretten ringum besetzt und auf hohen

Kädern ruhend; er hat mit seinem weißgoldenen Raden ganz die Gestalt der früheren Postkutschen, in denen Infanten und Herzoginnen ihre Spazierfahrten machten. Ueber thront der von Gold strahlende Reliquienknecht und zwölf prächtige Schimmel ziehen ihn. Das nötige Weint von Weßgewändern, Bannern, weiß gekleideten Mädchen u. s. w. fehlt natürlich nicht. An demselben Tage stellt auch die Kathedrale alle ihre Schätze aus, und um dem Feste noch höheren Glanz zu verleihen, senden die benachbarten Sprengel von Saint-Enis, Savre, Remy, Ghlin und Hyon ihre schönsten Mädchen in reichem Silberschmuck herüber; letzterer ist meist Geschenk der in der ganzen Gegend zahlreich vorhandenen Ballspielgesellschaften. Der ganze gewaltige Aufzug mit seiner zahllosen Geißeltheit, den Baldachinen, Tabernakeln, dem Golde, Edelsteinen und prachtvollen Stoffen ist wohl dazu angethan, in den Gemüthern der Zuschauer einen Eindruck von jener Weltmacht zurückzulassen, welchen sich der Katholicismus ebensowohl im waldonischen Lande, als in Fländern zu bewahren verstanden hat.

Sind aber diese großen Feste über, so verläßt das Leben der Bewohner von Mons wieder in seine frühere Eintönigkeit; aber ihr Charakter, in welchem Wig, Munterkeit, starke Einbildungskraft und Spottlust eine Hauptrolle spielen, hilft ihnen leicht über die langweiligen Stunden, deren es in einer Provinzialstadt nur allzu viele giebt, hinweg und läßt die Geister nicht, wie anderswo, unter der Last der Beschäftigungslosigkeit und Ruhe einschlummern und erliegen. In allen Ständen und besonders unter dem niederen Volke geiebt hier der Spasmoder von Vernis, dessen Wig und Eulenpiegeln kein Ende nehmen und bei den Genossen dankbarer Aufnahme gewiß sind. Diese Eigenschaft, die lustigen Feste und Välle, welche die Jugend von Mons bei Kirreffen und Jahrmarkten zu veranstalten versteht, üben eine große Anziehungskraft auf die Bewohner der nächsten französischen Städte aus, mit denen ohnehin schon ein reger Handelsverkehr besteht. Und daraus sind zahlreiche Familienverbindungen entstanden, welche bei allem Nationalitätsgeföh, das den Bewohnern von Mons eigen ist, doch das Andenken an die Velle, welche Frankreich zur Zeit Louis' XIV. und Turcotte's diesem Lande zuzugest, allmählich vermischt haben.

Mons ist heute eine Stadt von hüßlichem Außerren, mohnlich, ohne äußere Probieren und hält ihre Spazierwege, Parks und Häuser gut in Ordnung; letztere sind sauber und frisch gekrichen, aber man findet darunter ebenfö wenig alte Wohngebäude, wie in der Stadt eine alte Aristokratie. Aber die Männer halten etwas auf eine gute Tafel und ganz besonders auf einen wohlgefüllten Weinstock, und die Frauen auf Putz, Kleider, Concerte und Theater. Jeder echte Montois sieht drei- oder viermal im Jahre eine lustige Gesellschaft an seinem Tische, der dann stets mit besonders

gewählten Speisen und Weinen beladen ist; Niemand versteht besser, als der Montois, über die Vorzüge der Traube zu reden und kennt die verschiedenen Vorsichtsmaßregeln beim Lagern der Flasche genauer. Der wallonische Feinschmecker ist im Uebrigen raffinierter, als der viel verschlingende Bürger von Flandern; letzterer hält es mehr mit den Bordeauxweinen, gegen welche der Wallone eine gewisse Geringschätzung nicht unterbilden kann; denn ihn befriedigen nur

die aristokratischeren Gewächse Burgunds. Ja, böse Zungen wollen sogar behaupten, daß in vielen Familien die Kirmes das ganze Jahr hindurch dauert, und daß in solchen weder Mann noch Frau als Muster guter Haushälter dienen könnte; ebenso verbreitet ist in den unteren Klassen die Lust an Tanzvergünstigungen und am langen Zigen im Kaffeehause. Kurzum, das heutige Mons gewährt einen ganz andern Anblick als das frühere, als jene kleine Stadt, wo

www.libtool.com.cn



Das Schloß in Mons.

die Pariser Diligence umspannte, und welche nicht einem großen Riesen auf einem Hügel glich.

Dieser Hügel mit den alten rothen Dächern, die sich an seinen Abhängen über einander aufbauen und mit seinem Velsfried ist noch heutigen Tages vorhanden, eine Art Oberstadt, an deren Fuße sich seitdem eine neue, regelmäßige, symmetrische Stadt mit prächtigen Häusern, großartigen Kollegiengebäuden und Spitälern, die im Verhältnisse zur

Bevölkerung viel zu ausgedehnt erscheinen, gebildet hat. Aber trotzdem zögert Handel und Verkehr, in diese Neustadt hinabzuweichen und fühlt sich in den trammten engen Gassen in der Nähe des Marktplatzes der Oberstadt mehr zu Hause. Auch für das Auge des Reisenden giebt es dort oben mehr zu schauen als in den schnurgeraden, langweiligen Straßen des neuen Stadttheiles, obwohl von wirklich alten Gebäuden oben wenig erhalten ist; aber das Durcheinander von Dächern

in allen möglichen Abstufungen der rothen Farbe und die krummen, winkligen Straßen, welche man von den Terrassen des Schlosses aus überseht, leuchten den Blick auf sich und ergötzen gerade durch ihre Unregelmäßigkeit. Tiefes Schloß ist nicht Soiree-Banden der höchste Punkt in Mons, darum weithin sichtbar selbst in diesem Lande des Fabrikrauches und eines der wenigen Bauwerke, welche sich in der Altstadt erhalten haben. Freilich datirt der Thurm nur etwa zwei

Jahrhunderte zurück und ist darum wohl der jüngste unter allen den Velfrieden, die in flandrischen Landen zum Himmel emporragen. Von der eigentlichen Burg sind nur noch einige dicke Mauerreste eines der ursprünglichen Thore vorhanden. Den alten Thurm hat ein Brand vernichtet; dann errichtete Architekt Ledoux den jetzigen, der auch schon vor etwa drei Jahrzehnten der Ausbesserung bedurfte. Er zeigt drei Stadwerke klassischen Stils, von einander getrennt



Rathhaus von Mons.

durch italienische Konsolen und Balustraden, und läuft in einen zwiebelförmigen Glockenthurm aus, den an den vier Ecken ebenso viele kleine zwiebelartige Thürmchen umgeben. Trinnen sind die 36 Glocken des Glockenspiels von Mons untergebracht.

Das Rathaus der Stadt stammt etwa aus jener Zeit, wo Alba, das unmenstliche Schenkel, in Mons wüthete; aber wie die anliegenden Häuser, welche alles Alterthümliche

verloren haben und sehr gewöhnlich und nüchtern aussehen, so hat auch dieses so viel Veränderungen erlitten, daß es ein Bürger aus jener Zeit schwerlich erkennen würde. Zu der, im zierlichsten Flamboyant-Stile gehaltenen Vorderseite paßt das einfache Dach mit seinen vier Ecken ebenso wenig, als der störende Balkon über dem Hauptthore. Das prächtigste Gebäude von Mons ist jedoch die der H. Banden geweihte Kathedrale, deren Inneres von ergreifender Größe

und Feiertlichkeit ist, und die zu den edelsten Kirchenbauten des ganzen Landes zählt. Im scharfen Gegenlage zu den ständischen Heiligthümern entbehrt sie fast gänzlich des reichen Schmuckes von Statuen und Bildern, nicht zum

Nachtheile für die großartige Architektur, deren Schöpfer nicht mehr zu ermitteln ist. Denn Jean de Thuin, welchen man früher für den Erbauer gehalten hat, hat den angefangenen Plan nur zu Ende geführt.

Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation.

Von Emil Jung.

Est autem optimus nŕ, qui unicuique
est nŕivus.

Nest, nachdem sich die Hochfluth kolonialer Begeisterung zu früherer Auslassung und Erwägung der realen Thatfachen bemüht hat, darf man wohl darauf hoffen, daß demjenigen, welcher die Rehrseite des hiesigen in so anziehenden Farben gemalten Bildes zu zeigen unternimmt, der Vorwurf erspart bleibe, als wolle er den nach so vielen Nichtigungen hin wünschenswerthen und werthvollen Pessimismus unserer in Afrika und Australien erworbenen Territorien müde heruntersetzen. Auch ist es vielleicht jetzt am leichtesten möglich, über die dort herrschenden Verhältnisse, namentlich die klimatischen, uns ein abschließendes Urtheil zu bilden, nachdem gerade in allerjüngster Zeit so viele Kündigungen bewährter Forscher in unsere Hände gelangt sind. Aber da die Mehrzahl derselben theils in meist nur leichtesten zugänglichen Zeitschriften verstreut, theils in umfangreichen Werken unter anderem Materiale verborgen liegen, so dürfte eine Zusammenfassung und Nebeneinanderstellung der Thatfachen manchem Leser dieser Blätter wohl erwünscht erscheinen. Der Schreiber dieser Zeilen glaubt dabei, daß ein langjähriger Aufenthalt auf außereuropäischer Erde, ein vielseitiger Meinungsaustrausch mit Männern, welche daneben auf den betreffenden oder ähnlich veranlagten überseeischen Gebieten thätig waren, endlich eine genaue Einsicht der einschlägigen Litteratur ihm das Gehör aller derer sichern werden, denen eine naturgemäße, dem deutschen Volke erprießliche Entwicklung unseres neuen Kolonialbesitzes gleich ihm am Herzen liegt.

Nichts dürfte dristlicher aber schädlicher sein als übersewängliche Missionen, nichts aber auch in unserer Zeit weniger entschuldbar. Haben wir doch die Erfahrungen verschiedener europäischer Völker, welche sie im Laufe der letzten vier Jahrhunderte sammeln, fertig vor uns liegen mit allen ihren vielfachen Versuchungen und Rückschlägen, Verlusten an Kapital und Menschenkraft und endlich glücklichen Erfolge. Und giebt uns doch heute die mächtig vorgeschrittene Wissenschaft, die hoch entwickelte Technik, die Bevölkerungsdichte des Handelsverkehrs in allen seinen Zweigen, endlich und nicht am wenigsten unsere hervorragende Stellung unter den Völkern der Erde, mehr wie es je einer Nation zu Theil wurde, die Macht, das Unsere so zu gestalten, daß es am schnellsten und am besten für uns nutzbringend werde.

Als vor mehreren Jahren die Frage: „Bedarf Deutschland der Kolonien?“ dem deutschen Volke zugerufen wurde, da fand dieselbe, auch in ihrer zur Zeit noch unvollkommenen und mangelhaften Begründung, sofort in weitesten Kreisen lebhaftest Bejahung. Aber woran man damals und auch später bekräftigt dachte, ja was allein treibend für die ganze, so leicht entflammende Bewegung wurde, das war der Gedanke an Gebiete, in welche der mächtige deutsche Auswanderer-

strom, der gegenwärtig fast ausschließlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugute kommt, gelenkt werden könnte, an Länder, welche unseren Auswanderern nicht eine Verzichtleistung auf ihre nationale Sitte und Sprache auferlegten, welche auch eine Fortdauer wirtschaftlicher Interessengemeinschaft zwischen ihnen und uns ermöglichten. „Los von Nordamerika!“ Das war die Parole, welche man ausgab, indem man auf das südliche Brasilien und die Kaplata-Staaten hinwies.

Als aber die deutsche Flagge an den Küsten West- und Ostafrikas, auf großen Inselgruppen Ozeaniens gehiebt wurde, da glaubte man schnell eine befriedigende Lösung der Auswandererfrage gefunden zu haben, denn nun schien es möglich, gleich den Portugiesen, Spaniern und Briten, die überflüssige Bevölkerung des Mutterlandes dessen Kolonialbesitzungen ohne weiteres zuzuführen. Die Freude über unsere überseeischen Erwerbungen hatte in dieser Erwartung allerseits ihren Grund und selbst sonst belommene Männer stimmten in das verneinende Urtheil mit ein, welches über die gefäht wurde, deren kühleres Temperament einem übersewänglichen Enthusiasmus nicht folgen wollte und tropische Gebiete nur für Tropenauern passend erklärte.

Es ist zu verwundern, daß man sich da nicht an die von anderen Nationen in ihren tropischen Gebieten gemachten Erfahrungen hielt. Wir besitzen darüber ja bereits eine ganze Litteratur. Wir erinnern hier nur an die älteren Schriften von Voubin und Cleunens, an das jüngst erschienene kleine Werk von Falkenstein, der vielen, in die verschiedensten Reisesberichte eingestreuten Bemerkungen gar nicht zu gedenken. Am deutlichsten, weil am verlässlichsten, sprechen aber die Listen, welche man den Beobachtungen bei französischen, englischen und niederländischen Kolonialarmeen verdankt. In den britischen Kolonien handelte man früher, wie anderwärts, nach dem Grundsätze, daß der menschliche Körper durch längeres Verweilen in gesundheitschädlichen Totalitäten gegen die verderblichen Einflüsse eines Tropenklimas abgehärtet und widerstandsfähig gemacht werde. Aber die Praxis erwies diese Lehre von einem allmählichen Akklimatisiren als eine gefährliche Täuschung. Von den in England geborenen Soldaten der Garnison auf Ceylon starben auf 1000 im ersten Jahre 44, im zweiten 48,7, im dritten 49,2. In Jamaica hiegt in demselben Verhältnisse und demselben Zeitraum die Sterblichkeit von 77 auf 93, in Guiana in 11 Jahren von 77 auf 140.

Erfst als man den verhängnißvollen Irrthum erkannte und einen völligen Wechsel des Systems eintreten ließ, machte sich eine Besserung bemerkbar. Es war die Aenderung ein Verdienst des englischen Vertriebsen Tulloch aus des französischen Militärs Voubin, welche unwiderleglich nachwiesen, daß der Mensch desto hülfloser werde, je länger er in einem ungeeigneten Klima verbleibe, und daß

eine periodische Regeneration in klimatisch ihm besser zusagenden Gegenden zu seiner Erhaltung unbedingt nötig sei. Zuloch berechnete die Zahl der Soldaten, welche in Äthiopien seit Anfang des Jahrhunderts dem Klima erlagen, auf mindestens 150 000, der Besitz von Algerien hat, nach den Angaben Picard's im gesetzlichen Körper 1864, Frankreich nicht nur drei Milliarden Francs gekostet, sondern auch das Leben von 150 000 braven Soldaten. Von diesen sind bloß 4000 vor dem Feinde gefallen; alle übrigen wurden durch mörderische Krankheiten dahingerafft.

Mit der Einführung des neuen Systems hat die erscheidende Sterblichkeitsziffer, welche für die Garnisonen aller englischen Kolonien im Durchschnitt 48,6 pro 1000 betragen hatte, schnell auf 24 und nach dem Annual Report of the Registrar General für 1872 sogar auf 15,4 pro 1000, immer noch eine sehr hohe Ziffer, wenn wir bedenken, daß bei der preußischen Armee die Sterblichkeit im Durchschnitt der Jahre nur auf 8,9 pro 1000 berechnet wird und daß die der Armee sich zuwendenden Individuen im frühesten und widerstandsfähigsten Mannesalter stehen. Darum hat man an der gefährlichsten westafrikanischen Küste auch gänzlich von Verwendung englischer Soldaten abgesehen; man verwendet stattdessen heute nur noch mohammedanische Panisla. In Afrika, der Hauptstadt der Westküstenkolonie, und in Lagos stehen nur ein paar englische Offiziere, welche diese eingeborenen Truppen kommandieren.

Die Kaiser Missionsgesellschaft ist seit 1828 an der Goldküste thätig und heute liegen von 65 insgesammt herausgekommenen Missionaren und von 38 Frauen nicht weniger als 35 Männer und 16 Frauen auf afrikanischer Erde begraben. Dabei schieden die Missionen nur solche Leute nach Afrika, welche erprobte Ärzte für kräftig genug erklärt haben, den Gefahren des Klimas zu trogen.

Hölzer, der doch selber öfters vom Fieber befallen wurde, und, als nach der Abreise vom Congo die ersten Anzeichen des perniziösen Fiebers auftraten, sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß er nach menschlicher Voraussetzung bei einem nur sehr wenig verlängerten Aufenthalte verloren sein würde, behauptet, daß im Großen und Ganzen die oft zu findende Angst vor Westafrika und seinem Klima theils übertrieben, theils gänzlich unbegründet sei. Als ein Beispiel dafür, daß bei vernünftiger Lebensweise die Fieberneine das Leben nicht abzulösen brauchen, führt er den schon seit 33 Jahren in Westafrika lebenden Bischof von Gabon an. Leider ist ein solches Beispiel doch gar zu selten. Wie viele liegen sich dagegen aufziehen, die „bei vernünftiger Lebensweise“ in den kleinen stillen Friedhöfen begraben liegen, deren zahlreihe Grabhügel eine traurige Veranschaulichung haben!

Stanley hat uns in seinem jüngsten Werke das Klima der Uferlandchaften des Congo als gar nicht so gefährlich geschildert. Entkränkungen und Todesfälle unter den Europäern schreibt er zumeist der mangelhaften Anpassung der Lebensweise an die veränderten Umstände zu und er ist mit seinem Tadel durchaus nicht zurückhaltend. Nach Bechuel-Völsche's, zuerst in Auszügen in der Gartenlaube, jetzt auch in Großbuchstaben veröffentlichten „Tienen Priesen an Herrn Stanley“, deren gereizter Ton freilich hier und da einen Zweifel an ruhiger Objektivität aufkommen läßt, wären die Beamten gar nicht in der Lage gewesen, sich gegen die verderblichen Einwirkungen des Congo-Klimas zu schützen. Jedemfalls ist seinen Ausführungen nach das Klima in der That verderblich für Europäer. Er beruft sich da auf einen Bericht der politischen Agenten der nordamerikanischen Regierung bei dem Congo-Staate, welcher vor Kurzem in den sehr werthvollen United States Consular Reports

erschieden ist. Dieser Bericht liegt vor uns und bestätigt nicht nur voll und ganz Bechuel-Völsche's Angaben, er vervollständigt dieselben noch in einer für den Congo-Staat keineswegs vortheilhaften Weise.

Tiebel, das ist der Name dieses Agenten, behauptet, daß von 600 weißen Männern, welche der Präsident der Internationalen Association für dieselbe in den letzten sechs Jahren anwarb, um in Afrika drei Jahre lang zu dienen, bisher nur fünf es ermöglicht haben, während ihrer vollen konstantlich verbrachten Zeit auf ihrem Posten auszuharren. Die übrigen der Todten sind, war auf meiner Marschroute (d. h. von der Küste bis Stanley Pool) wahrhaft schreckenerregend und die Internationale Association kann heute in Afrika höchstens 50 gesunde Männer aufweisen, überhaupt aber höchstens 120. Es war eine seltene Ausnahme, einmal einen gesunden Mann zu treffen. Auch das dem Küstenklima weit vorzuziehende Klima am Stanley Pool scheint ihm dieselbe Last zu verbieten; nach seiner Erfahrung ist zwischen dem einen und dem anderen nicht viel Unterschied.

Leutnant Kund bezeichnet in den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland Stanley's Behauptung, die hohe Sterblichkeit sei wesentlich unrichtiger Lebensweise zuzuschreiben, namentlich der Unmöglichkeit im Genuß an Alkoholika, als durchaus unzutreffend. In den Stationen der amerikanischen Baptisten-Mission, wo alle Missionare Teetotaller, also die strengsten Alkoholisten, sind, und in denen der englischen Baptisten-Mission, wo es die meisten sind, ist die Sterblichkeit gerade so groß wie in den Stationen der Association. Von den zehn englischen Missionaren, so schreibt er, starben in den letzten sechs Monaten vier; die amerikanischen hatten im letzten halben Jahre nur einen Todten, jedoch vorher eine große Zahl. Unter den Mitgliedern der Association beträgt nach Kund die Sterblichkeit 25 Proc. im Jahre. Sehr treffend hebt er hervor, daß dies alles Leute im frühesten Mannesalter und von durchaus gesunder Konstitution sind, denen nach menschlicher Voraussetzung in Europa noch eine lange Lebensdauer beschieden gewesen wäre. Wir haben schon hervorgehoben, daß nur ein bedingungsloses gänziges ärztliches Attest seinen Inhaber zur Annahme eines Missionarspostens in Afrika berechtigt.

Stanley spricht sich dahin aus, daß das Innere weit gesunder sei als die Küstenstriche, daß ein großer Theil des Congobereichs mit einer Temperatur geeignet sei, unter der jeder Europäer gedeihen und sich vermehren könne, in welcher Ansiedler jahrelang zu leben vermöchten. Leutnant Kund tritt dem ganz entschieden entgegen. Wenn in den Missionen und bei der Association noch die Mittel vorhanden sind, die Leute gut zu ernähren, sie mit Arzneien zu versorgen und ihnen manchen Comfort zu gewähren, so kann dies bei etwaigen Ansiedlern nicht so der Fall sein, diese müssen daher dem Fieber noch zahlreicher zum Opfer fallen als andere Klassen. Stanley giebt den künftigen Bürgern des Congo-Staates den Rath, nach achtzehnmönatlichem Aufenthalte eine dreimonatliche Erholung im nördlichen Europa zu suchen. Wie viele Ansiedler würden wohl die Mittel dazu aufbringen und sich für so lange Zeit von ihren Geschäften entfernen können?!

Kund fährt fort: es ist oft die Ansicht verbreitet, nur der Küstenstrich sei ungesund; das Innere, besonders die höher gelegenen Gegenden, seien gesunder. Dies trifft nicht zu. Die Küste ist am gesunden, einmal durch den heilsamen Einfluß der Sebrise, das anerkannt beste Heilmittel für Fieberkrankte, zum Andern durch den weit größeren Comfort an Lebensmitteln, den die stete Verbindung mit

dem reichen Europa erwidlicht. Er beschäftigt somit selbstständig die Ansichten Tiedels und Dequet-Velche's, von deren Ausführungen er zur Zeit keine Kenntniss haben konnte.

In voller Uebereinstimmung mit den Versichten Rund's stehen die des Dr. Wolff. „Wenn jemand“, so schreibt derselbe aus San Salvador, „behauptet, daß das Klima am Congo gesund und die Leute, die dort sklav werden, meist selbst Schuld an ihrem Tode seien, so muß derselbe seine ganz besonderen Gründe haben, dies der erkauften Welt mitzutheilen. Daß von der Küste nach dem Innern das Klima stetig schlechter wird, mit geringen Ausnahmen, und der Procentsatz der Sterbefälle zunimmt, ist hier ein allgemein angenommener Erfahrungssatz.“ Von den Leuten, die mit Dr. Wolff gleichzeitig nach der Westküste Afrikas gegangen sind, liegen bereits viele unter der Erde, in San Salvador wurden sogar sämmtliche mitgenommene Voangos vom Fieber ergriffen.

Daß die Nigerründungen mit ihren Sümpfen und Schlammfinsen ein sehr ungesundenes Klima haben müssen, erscheint selbstverständlich, daß aber auch der Nemo nicht frei von Fieber ist, beschäftigt uns abermals Regel's letzter Bericht, worin er uns meldet, daß drei seiner Leute auf dem Dampfer „Heinrich Barth“ fieberkrank seien und die Herren Dr. Semon und Dr. Ulrich auf der Fahrt nach Yolo am Nemo in so heftiger Weise am Fieber erkrankten, daß Regel selber bei seiner Rückkehr zum Fieber es als seine Pflicht erkannte, ihnen zur Erhaltung ihres Lebens die sofortige Rückkehr nach Europa zu empfehlen und sie mit dem „Heinrich Barth“ gleichfalls selbst nach Braß zurückzuführen. Beide sind inzwischen in sehr leidendem Zustande in Europa eingetroffen.

Nun hat man davon gesprochen, nach dem Muster der Engländer in Indien, der Holländer auf Java, an höher gelegenen Punkten Gesundheitsstationen zu errichten, zu welchen sich die vom Fieber Ergriffenen zurückziehen könnten, um ihren geschwächten Körper zu erneuter Arbeit zu stärken. In den heißen genannten Ländern hat man so außerordentlich glückliche Resultate erzielt. Die dortigen Gesundheitsstationen, meistens gelegen, namentlich die, auf welche die eifigen Häupter des Himalaya herunterblicken, sind ganz dazu angethan, Körper wie Geist der Erkrankten zu regenerieren und mit neuer Spannkraft auszustatten. In der That hat man auch in Fernando Po so etwas bereits gedacht. In einer Höhe von 400 m hat die spanische Regierung das Sanitarium Vassil errichten lassen, welches jedoch nichts weiter als ein leeres Gebüde ist, zu dem man, falls der Gouverneur, wie das meistens ohne Schwierigkeit geschieht, die Verrnugung gestattet, die nöthigen Lebensmittel selber bringen muß. Möller bemerkt aber, daß ein an der Westküste der Insel lebender Missionar noch in 500 m Meereshöhe vom Fieber befallen wurde. Buchholz wurde auch in den höheren Lagen des Kauerngebirges das Fieber niemals gänzlich los. Die Beamten der Congo Association begeben sich zur Herstellung ihrer Gesundheit nach Mosambik, dem, wie es scheint, einzigen gesunden Orte an der ganzen Küste Guineas. Nach anderen sind die Gesundheitsverhältnisse Westafrikas die denkbar schlechtesten. Wie es schon viele Opfer gefordert hat, wird es auch noch viele Menschenleben verschlingen, und dennoch sehen wir unseren dortigen Besitz ebenso wenig für werthlos an, als es die Völker anderer Länder thun, welche dort theils eine politische Oberhoheit ausüben, theils ohne dieselbe einen einträglichen und jährlich wachsenden Handel treiben, aber wir möchten diesen Besitz auf seinen wahren Werth taxirt sehen, um durch Verhinderung nutzloser Vergewandung von Kapital und

Menschenkraft argen Enttäuschungen vorzubeugen, welche den an sich rühmwerthen Eifer für koloniale Unternehmungen in unserem Volke nothwendig paralysiren müßten.

Tropische Länder können sich nur für tropische Kulturen und darum auch nur für Menschen eignen, welche in den Tropen ihre Heimath haben, ja wir sehen sogar, wie unter einem heißen Himmel geborene Menschen in ganz ähnlichen außerheimathlichen Gegenden nicht gedeihen wollen. Est autem optimus aër, qui unicuique est nativus. Nur durch die Mittel einer höheren Kultur, durch Befreiung von den harten Verhältnissen, nur durch Vorfagen von der harten Arbeit, zumal im Felde, unmittelbar unter den unglücklichen Einflüssen eines fremden Klimas, ist es dem Menschen möglich, in anderen Zonen zu gedeihen, welche sich von der seines Geburtslandes wesentlich unterscheiden. „Der Mensch ist ein Parasit der Erde. Und nicht nur der Erde, sondern in der Regel auch speciell eines Theiles der Erde, jenes Theiles, den er seine Heimath nennt. Reicht man ihn los vom Boden, darin er wohnt, so hat er lange und schmerzreiche Kämpfe zu bestehen, bis er in fremder Erde Wurzel faßt.“ Der steigende Verkehr, gefördert durch unablässig sich vervollkommnende Verkehrsmittel, arbeitet freilich fortwährend daran, die Wurzeln, die den Menschen an seine Heimath binden, mehr und mehr zu locken, ihn aus einem Vorkathire und Heimatparasiten zum Kosmopoliten zu machen. Aber dennoch gelingt es dem Menschen nicht, überall eine neue Heimath zu finden. Allerdings zeigt sich der Kulturmensch zum Wechsel des Wohnortes weit mehr befähigt als der rohe Naturmensch, der sich auf fremder Erde immer körperlich und geistig fremd fühlen muß und, wie uns die Erfahrung lehrt, selbst unter aufsehnend günstigeren Lebensbedingungen als die heimischen nie recht gedeihen will.

Afrika wird immer den einheimischen oder doch verwandten Rassen verbleiben. Wie viele Völker sind nicht in Ägypten eingezogen und haben dort ihre bleibenden Wohnplätze aufgeschlagen und doch ist das Nilland heute noch von demselben Menschenstamme bewohnt wie zu den ältesten Zeiten. Einen furchtbaren Kommentar liefert dazu das Faktum, daß von Mohammed Ali's neunzig Kindern nur fünf erhalten werden konnten.

Aber diese unumstößlichen Thatsachen sollen uns die Kreuze an unserem tropischen Besitze nicht verflummern. Mag sich aus ihnen auch nicht ein zweites Indien, ein neues Java entwickeln, unter vorsichtiger und doch energischer, sorgfältig berechnender und doch muthvoll wogender Leitung können sie von großem Werthe für unser Volk werden. Auf diese Vortheile vielfeieriger Art wollen wir hier nicht weiter eingehen, sie sind oft genug, auch von uns, hervorgerufen worden.

Aber die Heimath unserer Auswandererkolonien können sie nicht werden, ein „Neu Deutschland über dem Meere“, etwas Ähnliches, wie Australien es in Nordamerika, in Australien fand, vermag uns in unserem Volke nicht zu bieten. Und es ist erfreulich, daß in Erkenntniß dieser Wahrheit wiederum auf das Land hingewiesen wird, in dem das Deutschthum so wunderbar fruchtig gedeihen ist und noch weiter und besser gedeihen wird, wenn das Vaterland, nicht wie bisher, fast fast von ihm abwendet, wenn es vielmehr voll und ganz die Vortheile erkennt, welche aus einer intensiven Kultivierung dieses Gebietes beiden Theilen wechselseitig zufließen müssen. Der aufgetrübte Theil des südamerikanischen Kontinents bietet, das lehrt eine lange Erfahrung, wie kein anderes Land ansehnlich Deutschlands die Bedingungen für eine verheißungsvolle Verewandlung unserer überflüssigen Bevölkerung. Dieser Wahrheit,

deren Erkenntniß der Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin seit Jahren zu verbreiten suchte, welche der Westdeutsche Verein zu Düsseldorf dann gleichfalls auf seine Fahne schrieb, hat sich auch der Deutsche Kolonialverein nicht länger verschlossen und wir sehen nun, wie durch Ver-

gründung einer wohlfundirten Gesellschaft die lange ventilirte Frage endlich einer praktischen Lösung entgegensteht. Daß diese Lösung eine befriedigende sein wird, daran werden wir, angesichts der Namen, welche sich an ihre Spitze gestellt haben, durchaus nicht zweifeln dürfen.

R. M. Prichwalski's fünfter Brief aus Central-Asien¹⁾.

I.

Calé Tschira, 80 Meile westlich von der Stadt Chotan, den 10. August 1886.

Wir erreichten Ende Januar die Ufer des Kob-Nor-See's und verbrachten hier beinahe zwei Monate, uns mit der Beobachtung der Vögel und dem Studium der Lebensweise der Eingeborenen beschäftigend. Letztere nahmen uns sehr freundlich auf und waren uns vieles aufrechter, als bei unserem ersten Besuche im Jahre 1876, wo wir diese Gegend in Begleitung der Gefährten Zafab-Beg's von Kokschar besuchten.

Die Bewohner der Ufer des Kob-Nor, deren Gesamtzahl sich auf gegen 400 Seelen beiderlei Geschlechts beläuft, wohnen in Hochtüthen, beschützigen sich mit dem Fischeisen und der Entenjagd, theilweise mit der Viehzucht, treiben etwas Ackerbau und werden regiert von Kuntschikan-Bef. Dieser prächtige Mensch erfreut sich der allgemeinen Liebe seiner Untertanen, für die er wie ein leiblicher Vater sorgt. In Folge dessen lebt er auch in äußerster Thätigkeit, nachdem die Chinesen durch verschiedene Erfolge ihn seines Reichthums und seiner Erbsinnlichkeit, sechs Kisten Silber (etwa 800 Rubel), der Früchte seiner langjährigen Regierung des Landes, beraubt haben. Besonders gab es viel zu zählen, wie Kuntschikan-Bef erzählt, für die Aufhebung des Pechels, Böpfe zu tragen. Diese Meinung erschreckte die Ummohner des Kob-Nor dergestalt, daß Kuntschikan-Bef eine Extrareise nach der Stadt Kurla unternahm, den Chinesen sein letztes Geld auszubringen und mit genauer Noth die Erlaubniß ersuchte, den Kopf wie früher rasiren zu dürfen.

Dem äußeren Typus nach bilden die Bewohner der Ufer des Kob-Nor eine Mischung der mongolischen und türkischen Rasse. Ihre Vorfahren, die den Namen Kaurier führten, bewohnten ehemals die Stadt Kob, deren ausgedehnte Ruinen sich noch jetzt am Hüfte Dschaganjoi-Daria, ungefähr 50 Meile südlich vom Kob-Nor, vorfinden. Die Stadt Kob wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zerstört²⁾ und die Einwohnerzahl massigirt. Nur einem kleinen Theile derselben gelang es, in den Thungumen des Kob-Nor Zuflucht zu finden und leben die Nachkommen desselben noch heute dort; außerdem hat sich eine geringe Anzahl Familien in der Umgegend von Keria, Chotan und Alin niedergelassen. Anfangs waren die Ummohner des Kob-Nor völlig isolirt und erst vor ungefähr 40 Jahren bei Errichtung der Kolonie Chotan, im Dorfe Tschachaly, begannen sie allmählich ein wenig Ackerbau

zu treiben und den Zustand vollständiger Wildheit theilweise abzulegen.

Der späte Frühling dieses Jahres hielt den Massenzug der Wasservögel an den Kob-Nor einigermaßen auf, obwohl schon gegen Ende Januar sich kleine Schwärme Enten und Schwäne einfanden, die indessen bald verschwanden, vielleicht in Folge der wieder eingetretenen Kälte. Als dann aber die erste Wärme eintrat³⁾, begann mit dem 12. Februar ein ununterbrochener Zug von Gänsen und Enten der verschiedensten Gattungen. Schwärme auf Schwärme zogen sie bald niedrig über den Boden, bald hoch in den Lüften, alle aus Schwärmen, aus der Umgegend von Chotan und Keria heran. Unter den Meridianen dieser Oasen ist Tibet am leichtesten zugänglich und den Vögeln aus Indien ist es leichter, ihren anstrengenden Flug über den hohen und kalten Berggürtel zu bewerkstelligen. Jahrhunderte lange Erfahrungen mögen jedenfalls den gesicherten Reisen den leichteren, wenn auch weiteren Weg gewiesen haben.

Nachdem sie den Kob-Nor erreicht, senten sich einige Zugvögel eilig zur Raft auf das Eis, während andere am See entlang zogen, um aufgetauchte Stellen zu finden. Letztere gab es aber um Mitte Februar noch sehr wenig, so daß die Vögel sich unwillkürlich mit den schmalen Rippen der hin und wieder aufgetauchten Eisflächen begnügten. Hier sammelten sich Schwärme, jeder aus mehreren tausend Vögeln bestehend, während kleinere Schaaeren und einzelne Exemplare wie die Fische in den verschiedensten Richtungen sich über den Schilfmeere tummeln. Dieser Ueberfluß an Wild, das zudem durchaus keine Furcht zeigte, war für den passionirten Jäger eine wahre Freude. Unsere täglichen Jagden lieferten ausserordentliche Beute, ganze Lade gewildeter Gänse und Enten wurden nach unserm Vager geschleppt, die dann dem ganzen Detachement zur Nahrung dienten, wobei der über den Bedarf hinausgehende Rest den Bewohnern zufiel.

Diese ungeheure Menge von Vögeln verblieb am Kob-Nor bis in die zweite Hälfte des Februar. In den ersten Tagen des März begannen sie rasch gegen Norden fortzuziehen, so daß auch nicht der zehnte Theil am Plage verblieb. Gleichig begannen sich andere später ziehende Arten von Vögeln einzustellen, die ebenfalls ihre Sommerreise nach den freien Umräumen Sibiriens antraten. In der zweiten Hälfte des Februar nahm die Frühlingswärme rasch zu, ungeachtet dessen ging der Tarn erst am 27. Fe-

¹⁾ Aus der „St. Petersburger Zeitung“, 1885, Nr. 310 bis 313 und Nr. 316 bis 318. Vergl. des Reisenden vierten Brief „Gobab“, Bd. 48, S. 20.

²⁾ Nach lokalen Ueberlieferungen fand die Zerstörung der Stadt Kob drei Jahre vor Annahme des mohammedanischen Glaubens seitens Tuglal-Timur-Chan statt.

³⁾ Die Ummohner des Kob-Nor verstehen die Naturercheinungen genau zu beobachten. So verkündeten sie uns, daß die Frühlingswärme eintreten würde, sobald der Februar-Mond durch das Sternbild des Crani gezogen, was sich thatsächlich erfüllte.

bruar¹⁾ auf und der Lob-Nor befreite sich erst von seiner Giebelde um Mitte März, als die Mittagstemperatur im Schatten bereits die Höhe von + 30° C. erreichte. Gleichzeitig traten starke Stürme ein, die den ganzen Frühling bis in den Juni hinein wütheten und ausschließlich an den Nordhängen aus den kalteren Gegenden der hochgelegenen Wüste Gobi wehten. Sie führten immer Staubwolken mit sich, die als dichter Nebel die Atmosphäre anfüllten. Dieser Staub blieb, nachdem das Sturmesrauschen sich gelegt, so zu sagen in der Luft hängen und verdeckte den ganzen Horizont. Die Staubschicht bildet überdies ein charakteristisches Zubehör des Tarim-Wassins; ein klarer blauer Himmel ist hier eine große Seltenheit. Dieser Staub ist übrigens, wenn auch nicht in solcher Menge, auch an anderen Gegenden Mittelasiens eigenthümlich und bildet er nach dem Niedergange aus der Atmosphäre einen eigenthümlichen, sehr fruchtbaren Boden, welcher unter dem Namen Löss bekannt ist und sich sporadisch auf einem ungeheuren Flächenraume zwischen dem Kaspischen Meere und dem Euxinischen Meer niederlegt.

Am 20. März verließen wir den Lob-Nor und nahmen unseren Weg über das Dorf Tschachghals nach der Oase Tschirghen, die vom Lob-Nor 373 Werst entfernt ist. Das letzte Drittel dieses Weges läuft oberhalb des Flusses Tschirghen-Darja, der seinen Lauf am Fuße der tibetischen Gebirgskette beginnt. Dieser Gebirge umrahmt mit einer ununterbrochenen gigantischen Mauer das ganze tibetische Hochland vom oberen Laufe des Huan-he (Hwang-ho) bis dicht an den Karakorum-Gebirgszug. In seinem östlichen Theile unter dem Namen Kan-Schan bekannt, heißt der mittlere Altyn-Tagh. Weiter südwestlich biegen von den Quellen des Flusses Tschirghen hat die erwähnte Gebirgskette bei den Eingeborenen keinen bestimmten Namen und ich gab daher dem Theile, der zwischen den Klüssen Tschirghen und Keria belegen ist, den Namen „Kaspisches Gebirge“.

Den Boden der Wüste am Fuße des tibetischen Gebirgsrückens bildet nacktes Kieselgeröll, an das sich Klugsand schließt, der dann die ganze ungeheure innere Ebene des Tarim-Wassins ausfüllt. Aus diesem Sande haben sich unregelmäßig zusammengeworfene Hügelgruppen und Abhänge gebildet, die mit Höhlungen und Vertiefungen abwecheln. Hier giebt weder Wasser, noch irgend welche Vegetation oder thierisches Leben. Es müßte denn sein, daß irgendwo innerlich der Sandebenen unterirdische Gewässer zu Tage treten und dann kleine Oasen bilden, doch sind diese Verhältnisse dem Menschen gänzlich unzugänglich.

Der Lauf Tschirghen-Darja nimmt seinen Weg am östlichen Rande der Sandwüste; ihm entlang lag, wie oben bemerkt, unser Weg. Ungeachtet der den übrigen Flüssen des Tarim-Wassins, welche sich ein tiefes muldenförmiges Bett geschaffen haben, hat der Tschirghen nicht die genügende Kraft, um eine tiefe Rinne zu bilden und ergießt sich daher in einem breiten, oft Krümmungen bildenden Laufe über den beweglichen Sandboden. Die Strömung ist sehr stark, die Tiefe aber, mit Ausnahme von Vertiefungen, unbedeutend; das Wasser ist sehr schaumig. Dessen ungeachtet hat der genannte Fluß eine Menge Fische fünf verschiedener Arten, von denen eine eine Länge von 4 Fuß und ein Gewicht von 33 Pfund erreicht.

Die Ufer des Tschirghen bilden breite, mit ärmlicher Vegetation bestandene Streifen Landes. Von Bäumen kommt hier nur die verschiedenblättrige Pappel (*Populus diversifolia*, Schrenk.) unter dem lokalen Namen „Tugrot“

vor, die eine Höhe von 40 bis 50 Fuß und eine Tiefe von 2 bis 3 Fuß im Durchmesser erreicht. Dieser Baum ist verkrüppelt und trumm, seine Rinde geborsten und hängt nicht selten herab, dabei immer mit einer dichten Lage Staub bedeckt; an den Vordrehellen kratzhaft ist das Baumrinne ein Anflug von weißem Salze hervor. Von Sträuchern findet man an Tschirghen in Mengen die Tamariske, Myricaceen und eine Art Salzkraut; weniger sind vertreten — Sanddorn (*Hippophae rhamnoides*), Taster (Elaeagnus hortensis), Kendur oder Feldgute (*Vincetoxicum nigrum*), Tshantal, Tamariske (*Tamarix tatarica*) und Tschogh (*Glycyrrhiza echinata*); Schilfrohr findet sich in Menge an den Ufern des Flusses, dagegen sahen wir von sonstigen Gewächsen nur hin und wieder verschiedene Compositen, Tragant und wilden Spargel. Alle diese Sträucher und Gewächse sind mit einer dichten Staubschicht bedeckt, so daß man sie, ohne sich zu beschmutzen, nicht antühren kann. Zudem ist der Boden zwischen dem Gestrüppe, wie auch in den Tugrot-Wäldern, fasters Kieselstein mit Sand, entweder mit einer salzhaltigen Kruste bedeckt, oder ganz lose wie Asche. Unter den häufigen kleinen Mengen vom Sturm abgedrochener Zweige und Haufen trockener Blätter, welche, wenn vom starken Winde in Bewegung gesetzt, flattern, als ob sie von Stein wären. Mit einem Worte, die hiesige Vegetation bietet ein unerfreuliches Bild selbst im Frühlinge — in der ersten Hälfte des April. Ungeachtet starker Hitze war fast kein Grün zu erblicken. Nur hin und wieder an seuchten Stellen sproßte das Schilfrohr empor und blühte unmerklich der Tugrot und Sanddorn. An Stelle der Blumen und Schmetterlingen trafen Storpione umher und bei stillem Wetter schwebten ganze Wolken kleiner Fliegen und Mücken. Nicht besser war es in der Atmosphäre. Hier erfüllte beständig ein dichter, von den häufigen Stürmen herangeworfener Staub die Luft, verunkeltete den Horizont und ließ die näher liegenden Gegenstände in gelblich-grauer Färbung erscheinen. Zudem war der Himmel stets bewölkt und wenn die Sonne auch zuweilen hervordrang, so erschien sie als matte, glanzlose Scheibe, deren sachte Strahlen dennoch unmerklich sengten.

Die Fauna am Tschirghen-Darja ist ebenso arm. Von größeren Thieren trafen wir die Antelope „Ghara-Sent“, Fische und Wildschweine in geringer Zahl an; außerdem kommen Wölfe, Füchse, Hasen und kleine Nagethiere vor. Die Vogelwelt ist am stärksten durch die dem Sandal-Gestrüppe eigenthümlichen Hohlhänger und Sperlinge, ferner durch folgende Arten: Specht, Grauswade, Würger, Zeyler und Wiedehopf vertreten, nur selten fanden sich Kulanen. Wasservögel und Strandläufer waren im Flußbette wenig anzutreffen, weil es hier an Fischen mangelt und überhaupt keine geeigneten Nist-, Futter- und Brutplätze vorhanden sind. Ungeachtet dessen, daß wir aus mitten im Frühlinge befanden, hörte man höchst selten das Zischgeräusch irgend eines Vögels. Graberabe herrschte nicht nur in der selbst liegenden Sandwüste, sondern oft auch am Flußufer selbst.

Am 14. April erreichten wir die Oase Tschirghen, die in einer absoluten Höhe von 3000 Fuß, ungefähr 60 Werst vom Austritte des Tschirghen-Darja aus dem Gebirge an diesem belegen, gleich den anderen Oasen Central-Asiens eine kleine grüne Insel in der wüsten Einöde bildet. Die ganze Oase enthält ungefähr 600 Höfe, die von gegen 3000 Seelen bedeckt ist. Geringe Wohlstand herrscht. Diese Ansiedlung ist erst vor 90 Jahren durch Emigranten aus Chotan, Keria, Alfu und Kalghar gegründet worden. Die ersten gehören dem Stamme der Madschin, die letzteren dem der Abdül an. Beide unterscheiden sich dem

¹⁾ Im Jahre 1870 ging der Tarim in der Nähe des Lob-Nor am 4. Februar auf.

äußeren Typus noch ziemlich scharf von einander. Die Matschin, die alten Ureinwohner des östlichen Turkestan, bewohnen jetzt den südöstlichen Theil desselben von Tschirgischen über Karia bis Chotan und die benachbarten Berge; eine kleine Zahl lebt auch in Tartar. Die Arbbül wohnen nach Mittheilungen der Eingeborenen von Afku bis Kaschgar intrusive. Tschilik von Afku dagegen, in den Städten von, Kaschgar und theilweise in Kurla lebt, nach denselben Quellen, der Stamm der Turcasan, der den Transitionen zufolge noch zu Zeiten Alexander's von Macedonien aus Afghanistan eingewandert ist. Diese Völkerschaften des östlichen Turkestan haben sich andere Stämme angeeignet, die zum größten Theil als Eroberer, seltener als

Kaufleute und Kolonisten auftraten. Vergleichend waren im Alterthum die Uiguren, Chinesen, Araber, die die Lehre Mohammed's mitbrachten, die Mongolen und in neuerer Zeit — wieder Chinesen, Arabianen (Bewohner Rholandes), Hindus, Afghanen u. A. Individuell konnten wir bisher nur die Matschin beobachten und von ihnen wies weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur anführen, daß dieser Volksstamm in seinem Typus eine Kreuzung mit mongolischem Blute zeigt, während die Arbbül, besonders die älteren Leute und Weiber, den Arabern sehr ähnlich sind, oder richtiger gesagt, eine Mischung der türkischen und semitischen Rasse vorstellen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Insel Ceylon ist bekanntlich in neuerer Zeit der Hauptproduktionsort für Chinaringen geworden. Man hat auch dort die zuerst in Java angewandte Methode eingeführt, daß man Pflanzfreier von belandeten gehaltenen Bäumen auf andere scheinlichartige Arten verpflanzt. Die Produktion ist von 16000 Pfd. in 1871, was der erste Export stattfand, innerhalb des verfloßenen Decenniums auf 11678000 Pfd. gestiegen und würde im verfloßenen Jahre noch erheblich größer gewesen sein, wenn nicht der jähe Preissturz in Folge der Uebersaturation viele Pflanze veranlaßt hätte, mit dem Schalen der Bäume einzuhalten. Neupflanzungen erscheinen bereits kaum noch rentabel. — In zweiter Linie kommt Java mit seinen ausgedehnten Pflanzungen bodenprocentiger Cinchona Ledgeriana, die aber durchschnittlich noch jung sind und den Weltmarkt noch nicht sonderlich beeinflussen. Indien, Jamaika und Guatemala fallen noch weniger ins Gewicht, als vornehmlich Bolivia, dessen natürliche Gindononabildungen, weil zu abgelegen, bei den heutigen Preisen nicht konkurriren können, während die seit Ende der siebziger Jahre angelegten Pflanzungen noch zu jung sind, um schon einen Ertrag zu liefern.

— Gd. Rammann. Ueber den Bau und die Entstehung der japanischen Inseln. — Begleitworte zu den von der geologischen Aufnahme von Japan für den internationalen Geologen-Kongress in Berlin bearbeiteten topographischen und geologischen Karten. (Berlin, Friedländer, 8^o, 91 S.)

Mit unerhörter Schnelligkeit nähert sich Japan der Höhe der Civilisation. Nach vor kaum mehr als 30 Jahren war es selbst für den einzelnen Forscher absolut unzugänglich; heute besitzt es alle Grundlagen unserer Kultur und seine Gelehrten beginnen, wenn auch noch von Europäern geleitet, tüchtig mitzuarbeiten an Werke der Wissenschaft. Unter der Leitung unseres Landmannes Rammann haben die Arbeiten der geologischen Landesaufnahme bereits solche Fortschritte gemacht, daß es möglich war, nicht nur eine geologische Karte des Inselreichs zu entwerfen, sondern auch die Grundzüge einer Geschichte der Bildung des Landes aufzustellen, welche als Ergänzung zu jener Karte jetzt vorliegt. Sie zeigt Heiß nicht nur jetzt, sondern auch schon in der Urzeit von Japan faunistisch gesehen, Japan selbst durch eine tiefe granitartige Senke, welche genau der größten Krümmung des Inselbogens entspricht und durch die Vulkane Fuji, Natungabake, Tschikina und andere Vulkane eingenommen wird, in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt, welche ihre besondere Entwicklung ge-

nommen haben und, wie die Erdbeben zeigen, auch heute noch geologisch unabhängig von einander sind. Wegen der zahlreichen interessanten Einzelheiten müssen wir auf die Broschüre selbst verweisen. Ko.

Äfrica.

— Georg Ebers. Cyrene durch das alte und neue Aegypten. (Ein Hand- und Reisebuch für Freunde des Nillandes. Deutsche Verlagsanstalt, 1885. 2 Bde.)

So viel Bücher auch über das Pharaonenland schon geschrieben worden sind, keines von ihnen verdient so sehr die Gunst des Publikums wie das vorliegende trotz seiner etwas festsamen Titel. Man mag über die Figuren von Ebers ägyptischen Romane nennen, mag sie moderne Deutsche in ägyptischer Mode nennen, über den Werth des vorliegenden Buches wird man wohl einig sein. Vor dem gewöhnlichen Reiseleitersteller hat der Verfasser den Vorzug, daß er ein Ägyptologe ist, welcher den Stoff völlig beherrscht und selbst an der Erschließung des Landes mitgearbeitet hat, vor seinen gelehrten Vorfahren den nach erheblicher, das er den für das größere Publikum nöthigen Ton unbeschadet der Wissenschaft ganz vorzüglich zu treffen versteht. So führt er uns erst in das antike, dann in das moderne Alexandria und durch das Delta in das Land Gosen, dann nach Memphis mit seinen Pyramiden und seiner unvergleichlichen Totenstadt, und dann wieder über den Nil herüber zur Verle des Orients, dem unvergleichlichen Kairo. Dort von Moschee zu Moschee wandert er erzählt er uns die Geschichte der verschiedenen Dynastien, die sich hier durch ihre Bauten verewigen, von dem Eroberer Nur an bis zu den letzten Rameluden und dem Beginn der Türkenherrschaft, mit welcher die Blüthe der Stadt wie die Aegyptens hinwinkt. Der zweite Band entrollt uns die Neugeburt des Landes unter Muhammed Ali, unter seinen Nachfolgern, unter denen im Gegenlatz zur langwierigen Aufsicht der Ghibbi Ismail besonders gelobt wird, und die Wiederentdeckung der Alterthümer, die Verdienste von Champollion, Mariette und Lepsius, und das Museum von Bouak. Aber nicht die alten Aegypten allein ziehen den Verfasser an, die Kapitel über die Universitätsmoschee el Azhar und über das moderne Volksleben in Kairo gehören zu den besten des ganzen Buches.

Von Kairo aus führt uns eine Dahabie den Nil hinauf, vorbei an den Ruinenstätten von Memn, an den Gräbern von Beni-Hafan, an Abydos und Dendera nach dem hundertthürigen Theben und seinen Wunderbauten,

an welche sich die Geschichte des alten Ägypten anknüpft, und dann weiter den Strom hinauf bis zum Ausfluß der Natarakten und der reizenden Insel Philae. Ueber den Todten werden die Lebenden nicht vergessen, das Leben der Heliaden, die Kultur des Landes werden mit unverfälschter Liebe geschildert, und wenn der Leser am Ende des Buches anlangt, wird er wirklich, wie ihm der Verfasser in der Vorrede verspricht, sich zu Hause fühlen in diesem merkwürdigen alten Bunde.

— Die Valuba-Expedition, welche die Wismann'sche Expedition aus ihren Wohnsitzen am Lualaba nach dem Congo begleiteten, werden unter Führung von Dr. Postol am 1. März in Lovobville angekommen und zusammengeführten Dampfer „Stanley“ in ihre Heimath zurückgebracht werden. Lieutenant Wismann befindet sich bereits auf der Rückreise nach Europa in Madrid.

— Seinen zahlreichen Freunden und Bekannten hat Ed. Robert Hegel ein hübsches Andenken übermacht in einer kleinen Broschüre, betitelt „Viele Blätter aus dem Tagebuche meiner Hausfa-Hausfa-Freunde und Reisegefährten u. s. w.“ Mit einem Fortritt Hegel's und seiner beiden Hausfa-Freunde. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1885. Er giebt darin die rechtstheils Lebensgeschichte des ältesten seiner Begleiter, des Mai gossin bati, der es von kleinen Anfängen zu der hochangesehenen Stellung eines Kammerdieners und Großkaufmanns gebracht hat, um dann in Folge des Erstarbens des englischen Handels auf dem Venu wieder zu verarmen. Dann folgen allgemeine Angaben über die sozialen Verhältnisse und den Charakter der Hausfa und der Fulbe's und schließlich Aufzeichnungen aus dem Tagebuche des jüngeren der beiden Begleiter. Die Hausfa's sind sehr alte Arbeiter mit blühenden Sitten, entwickelter Industrie und großem Handel; es sind Leute von unterster Gestalt, gebrungen, fleischig, von guter Modulator, dunkelfarben mit kurzem Wollhaar und von Regiertheit; die Fulbe's dagegen leben abgeschlossener als nomadische Völkern, ohne Handel und Industrie, tauschen ihre geringen Bedürfnisse gegen die Ueberflüsse der Erträge ihrer Herden ein, indem sie in patriarchalischer Art unter einem Familienvorstande in größeren und kleineren Gruppen zusammenleben und sich bei zunehmender Vermehrung immer wieder trennen und absondern. Von Körper sind sie schlank und schön, hellfarben mit langem, weniger krauem Haare, von mehr lauslichem Gesichtsausdrucke. Die Hausfa's sind im Allgemeinen klug und einsichtsvoll, tolerant in Glaubenssachen, nützlich und männlich stolz, dem Lebensgenuss leicht ergeben und doch oft sehr mäßig, weis, heiter, freigebig, gottesfürchtig und herzlich gemüthvoll, aber auch freisinnig und leichtgläubig, zuweilen ebenso gedankenlos wie leichtgläubig ausschweifend, selbstsüchtig, betrügerisch und eigenmächtig; Alter und Erfahrung wird hoch geachtet, dagegen ist das Familienleben oft locker. Die Fulbe's sind dagegen verschlossen, schlau, weniger tolerant, voll Leidenschaft, oft hochmüthig und anmaßend, rachsüchtig und nachtragend, geizig, aber auch ernst und strenger, danksbar und treu zu ihrer Ueberzeugung haltend, oft selbst eine kleine ihnen erzeigte Wohlthat nicht vergessend, Ordnung und Gesetz achtend und aufrecht haltend, empfindsam, weich und friedliebend; das Familienleben erscheint sehr ausgebildet, und der Besitz wird auf die Kinder nach dem Rechte der Erstgeburt übertragen.

Aber diese Gegensätze zwischen den einseitigen Herren, den Hausfa's, und den seit Anfang dieses Jahrhunderts erst zur Macht gelangten Fulbe's, haben sich heutigen Tages schon etwas verwischt. Hegel bezeichnet es heute fast als eine Unmöglichkeit, einen Hausfa von reinem Blute heranzufinden unter dem Mißglocke mohammedanischen Glaubens, das sich Hausfa nennt, und bei welchem sich Sprache und Sitten, und wohl auch viele Charaktereigenschaften der Hausfa's fortgehanzt haben. Es sieht in fast das Blut aller Völker von den Geshaden des Indischen Oceans im Osten, des Mittel-Indischen Meeres im Norden und des Atlantischen im Westen und Südwesten, bis wenige Grade nördlich vom Äquator, also fast aller Völker bis nahe an das Congofer im Süden, in ihren Adern. Ähnlich geht es mit den Verrücktheiten der Fulbe's und den Städtebewohnern — nur unter den nomadischen Fulbe's giebt es noch manche Ausnahmen. — Die Gegensätze zwischen Hausfa und Fulbe bestehen wohl und sind auch für den Fremden leicht erkennbar; dennoch hat eine große Annäherung stattgefunden. — Den Schluß des hübschen Heftes machen einige Blätter aus Nabugu van Tambora's Tagebuche, die einen interessanten Einblick in das Geschehen dieser Leute gewähren. Als Probe diene Folgendes: Wir sahen das Haus des Vaters der bedruckten Papiere (Berliner Tagblatt). Alles war mit Eisen geschrieben, das Eisen folgte auch das Papier, das Eisen warf das Papier, aber die das Papier aufhoben, waren Menschen. Es gab mehr als hundert Männer und Frauen in seinem Hause, welche arbeiteten. In einem Tage schreibe er auf diese Weise 2000 Bücher oder 10000! Es giebt Räume voll Papier, bedrucktes Papier, das in kein Reichthum, kein Handel. Diese Arbeit hat in uns Staunen erweckt, es war kein Ende.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nachdem bereits am 29. November 1878 von den Oberhäuptern von Jaluit der dortige vorzüglichste Hafen als Kohlenstation an das Deutsche Reich abgetreten worden war, wurde daselbst am 15. Oktober 1885 die deutsche Flagge gehißt und ebenso auf sämtlichen wichtigen Häfen der Marshall-Inseln (ihren Namen tragen sie von dem englischen Kapitän, der mit Gilbert zusammen 1788 fast ganz Ratak, d. h. die östliche Hälfte des Archipels aufwand). Es sind im Ganzen 33 Inseln, welche von etwa 10000 als freundlich, gefällig und sonst gesicherten Mikronesien bewohnt werden. Seit 1879 besteht auf Jaluit, der wichtigsten Insel, ein deutsches Konsulat; deutsche Interessen sind dort, sowie auf sieben anderen Inseln, durch die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft und die Firma Nordberg und Hornsheim vertreten. Außerdem arbeiten dort eine neuseeländische, eine amerikanische und eine dänische Firma. Die Mission in den Händen der Boston Mission Society. Die „Hamburger Börsenhalle“ theilt folgende Statistik für 1883 mit: unter den damals eingelaufenen 67 Schiffen befanden sich 39 deutsche, 3 englische, 7 amerikanische, 1 französische, 1 dänische, 5 hawaiiische und 11 unter der 1878 trizten Jaluit-Flagge. Der Exportwerth der Produkte, welcher sich seitdem gesteigert haben soll, belief sich auf 800000 bis 1000000 Mark.

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Rons oder Bergen in Belgien. (Mit zwei Abbildungen.) — Emil Jung: Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation. — A. M. Prekmawati's fünfter Brief aus Central-Afrien. I. — Aus allen Erdtheilen: Afrien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 3. December 1885.)

Verlag: Dr. H. Kiepert in Berlin, E. W. Lindenstraße 11, III. Et.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Musikthe Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



Nr. 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die Mitglieder der Expedition mußten natürlich den größeren Theil ihrer Zeit der Beobachtung der verschiedenen Instrumente widmen, doch blieb auch noch einige Muße übrig für die Untersuchung des ja fast noch jungfräulichen Landes und die auch aus Gesundheitsrücksichten unbedingt nöthige Jagd. Diese war im Anfange wenigstens trotz des Mangels von Hunden nicht schwierig, denn das Wild war durchaus nicht scheu, und selten blieb eine Jagdexpedition ohne Beute. Allerdings war das Wild nicht sehr mannigfaltig und bestand fast ausschließlich in Wasservögeln, Gänzen, Enten, Kormoranen, Möven, die man bequemer aus dem Boote, als wie zu Lande erreichen konnte. Aber auf dem Hochplateau und in den 300 bis 400 m hohen Hügeln fanden sich auch einige schmackhafte Landvögel, eine Gans (*Bernicla magellanica* Gmel.) und ein kleiner Rebhuhn (*Attagis malouina* s. *falklandica*), und tiefer unten am Rande der Moore, leider nur zu selten, zwei Schneepfaffenarten (*Gallinago nobilis* und *Paraguinae*). Haarwild fand sich kaum, die Jagd auf die spärlichen Pelzrobben hätte mehr Zeit erfordert, als den Forschern zur Verfügung stand, und die einzelnen Fische, welche sich in den Wäldern der Umgegend fanden, waren ohne Hunde unmöglich zu jagen; doch gelang es, einige für das Museum in Schlingen zu fangen und dadurch gleichzeitig den kleinen Führerhof von gefährlichen Feinden zu befreien.

Fische waren in der Drangebaai nicht weniger als

selten, aber im Winter schienen sie gänzlich zu fehlen; im Sommer dagegen war das Angeln eine Lieblingsunterhaltung in den Mußestunden und man brachte nur ein paar Schritte vom Ufer hinauszufragen, um ziemlich große und sehr wohlgeschmeckende Fische zu fangen. Die Matrosen lernten sie auch bald mit den Händen zwischen den Algen greifen. Die gemeinste Art war eine *Notothenia*. Reichere Ausbeute lieferte einige Wochen hindurch die Kesselfische im tiefen Wasser, *Merluccius Gayi* Rich. wurde in großen Quantitäten gefangen und theils frisch verbraucht, theils eingefalzen. Die Beute wurde leider sehr geschmälert durch die Gefährlichkeit einer Vampirtre, welche von ihren Mitgefangenen nur Kopf und Gkräten übrig ließ. Auch einige große Krebse (*Paralomis granulosa* Lucas und *Lithodes antarctica* Jsq. et Lucas) fanden sich mitunter im Netze, wurden aber nicht gegessen. Mit dem Winter verschwanden die Fische gänzlich; sie scheinen dann nördlich zu ziehen, denn im Beagle-Kanal findet man sie das ganze Jahr hindurch. Im Eiskwasser fand sich nur selten eine kleine Art von *Galaxias*.

Viel Unterhaltung bot die Photographie. Man hatte zwei Apparate mitgenommen, einen Excursionsapparat und einen größeren, welcher auf der Station aufgestellt wurde. Nach und nach wurden fast sämtliche Eingeborenen der Umgegend aufgenommen, und sie machten nicht die geringsten Schwierigkeiten, selbst die kleinen Kinder ließen sich

durch den Apparat nicht im mindesten aus ihrer Ruhe bringen und hielten mit Erwachsenen, zu Gruppen vereinigt, besser Stand, als man von ihren europäischeren Altersgenossen hätte erwarten können. So erhielt man eine ganze Anzahl in ethnographischer Hinsicht äußerst werthvoller Bilder, von denen wir unseren Lesern auch einige vorführen. Sie geben ein treues Bild von den Feuerländern, als die sorgsamsten Wesungen und Beschreibungen. Die Aufnahmen bei Excursionen boten freilich große Schwierigkeiten, denn von Wegen war keine Rede; dem Strande entlang hatte man mühsam über Felsentrümmer zu klettern, im Inneren war das Gestrüpp ein wahrer Urwald in miniature, kaum zu durchdringen, und gestattete mitunter dem Fuße durchaus nicht, den Boden zu berühren;

anderwärts lagen vermoderte Stämme, aufscheinend noch ganz fest und mit Moos und Flechten besetzt, in die man beim Torausstreten tief einbrach. Dazu kam, daß man sich überall vor den unpassirbaren Morästen hüten mußte, und so zogen die Forcher meistens vor, ihre Excursionen wenigstens theilweise zu Wasser zu machen, in einem Walboote, dessen Besatzung dann auch als Träger des Proviantes dienen konnte, denn auf die Unterstützung der Eingeborenen war in keiner Weise zu rechnen.

Trotz dieser Schwierigkeiten wurden die meisten Hügel der Harbo-Halbinsel und ein Theil der Insel Holst durchstreift. Eine der interessantesten Excursionen war die nach der Vourchier-Bai an der Westküste der Halbinsel, also schon im Stillen Ocean gelegen. Spätes mit zwei anderen



Kleine bekleidete Feuerländerin.



Alles Weib von Feuerland.

Mitgliedern der Expedition und zwei Trägern brach am 25. Januar schon Morgens um 5 Uhr auf; genau westlich marschirend, erreichten sie gegen 11 Uhr die entgegengesetzte Küste, ohne mehr als ca. 200 m Höhe übersteigen zu haben. Ein prächtiger Sandstrand dehnte sich unten aus, aber aus ihm hervor ragten verwitterte Felsen und Klippen, Reste eines gescheiterten Schiffes, wie man sie an den Küsten der Südspitze Amerikas nur zu häufig findet. Von Einwohnern keine Spur, die Landschaft großartig und wild, das Meer fast überall senkrecht zu den unzähligen Buchten abfallend, die Steilhänge bedeckt von Buchengebüsch, welches der herrschende Wind gleichmäßig nach Nien gebogen hatte. Die meisten Buchten waren vom Meere her fast unzugänglich, aber den Betten der Wildströme entlang konnte man vom Lande aus leicht zu ihnen gelangen; schwerer war

freilich das Wiederemporklettern, doch ging es ohne ernstlichen Unfall ab. Die Reisenden übernachteten, da sie kein Zelt mitgenommen, in einer nothdürftig aus Zweigen hergestellten Hütte, in welcher der Aufenthalt gerade nicht angenehm war, besonders da ein Feuer in ihr nicht angezündet werden konnte; doch war das Nachtlager immer noch viel angenehmer, als manche spätere Nacht, welche in den raucherfüllten Hütten der Feuerländer zugebracht werden mußte.

Am anderen Morgen wurde die Untersuchung der kleinen Buchten fortgesetzt und dabei noch verschiedene Schiffstrümmer, darunter auch solche ganz neuen Datums, gefunden; eine der Buchten, in welcher ein paar Austerfischer (*Haematopus leucopus*) erlegt wurden, wurde auf der Karte nach ihnen benannt.

www.libtool.com.cn



Junge Feuerländerinnen.

Ein anderer Vandausflug galt der Kette der Guerin's oder Sentry boxes (Schilberhäuser), welche die Halbinsel Hardy der Länge nach durchzieht und in dem falschen Kap Horn ins Meer abfällt. Es brauchte einen scharfen, fünfstündigen Marsch, um den 560 m hohen Gipfel der Kette, zugleich den höchsten Punkt in der Nachbarschaft der Orange-bai, zu erreichen. Die Vegetation schwindet schon früh, über 400 m Meereshöhe findet man nur noch einzelne zweerglaste Alpenpflanzen und verkümmerte Moose, sonst ist der Fels vollkommen kahl. Die Plateaulächen zwischen den von der Verwitterung des Sturms und Regen zerfressenen Gipfeln bestehen aus wild durch einander geworfenen Blöcken, die aussehen, als verdrängten sie ihre Gehaltung irgend einer Naturkatastrophe, während sie doch zweifellos

auch nur Produkte der durch den ewigen Sturm unterstützten Verwitterung sind. Die Temperatur hatte beim Abmarsche von der Station 6°, bei der Ankunft auf dem Gipfel 1,5° betragen und das Wetter war recht günstig, so daß die Reisenden sich mit den besten Hoffnungen an das Sammeln und Photographiren machten. Aber um 2 Uhr begannen plötzlich Regenschauern mit zeitweiligen Schneegestößen, das die Aussicht auf ein paar Schritte beschränkte und eine Fortsetzung der Annahmen unmöglich machte.

Trotz die Reisenden gaben ihren Plan so leicht nicht auf. Nach zwei der Naturforscher mit dem Träger nach der Station zurückkehrten, richteten sich Hyades und einer seiner Gefährten darauf ein, die Nacht oben zu verbringen und wo möglich gutes Wetter abzuwarten. Eine



Die Begleitung der Schilberhäuser (Sentry Boxes).

schmale Spalte zwischen zwei angrenzenden Blöcken wurde zum Nachtquartier ausersehen und der Rest des Abends dazu verwandt, um die zahlreichen Klüften und Spalten der Kluft mit Rafen und Erde auszufüllen, bis nur noch an der dem Winde abgewandten Seite ein schmaler Eingang übrig blieb. Einen Augenblick schien es, als sollte ihre Ausdauer belohnt werden; gegen 5 Uhr hellte sich das Wetter auf und sie konnten die spärlichen Alpenpflanzen der Umgebung sammeln und unter den Steinen eine ziemlich reiche Anbeute an Insekten machen. Aber bald begannen Hagel und Schneesturm wieder und es blieb ihnen nichts übrig, als in das Nachtquartier zu kriechen und zu zweit in einen Mantel gewickelt, ohne Feuer den anderen Morgen abzuwarten. Die Temperatur fiel auf 2 bis 3° unter Null und die Reisenden begriffen nun, warum die

Feuerländer in ihren Hütten lieber den Rauch als die Kälte ertragen. Aber die Umgebung bot nicht die geringste Spur von Feuerungsmaterial, und so blieb nichts übrig, als in Geduld den Anbruch des Tages abzuwarten, der zum Glück in diesen Breiten im Sommer schon früh erfolgt. Gegen 3 Uhr begann es hell zu werden, aber es schneite lustig weiter und war an keine Besserung zu denken. Bis um 8 Uhr hielten die beiden Forscher noch aus, dann entschlossen sie sich zum Rückmarsche. Als sie die Station zu Gesicht bekamen, zündeten sie ein kleines Feuer an und man verstand glücklicher Weise dort die feuerländische Art des Telegraphirens; als sie am Strande anlangten, fanden sie ein Boot vor, das ihnen, die schwer mit gewammelten Weinstockhandstücken beladen waren, den zurückliegenden Marsch um die Cove-Bucht herum ersparte. Zum Glück blieb die

kalte Nacht, die übrigens nicht die letzte im Freien zugebrachte war, ohne alle schädliche Folgen, wie denn überhaupt Erfahrungen bei dieser Expedition so wenig beobachtet wurden, wie bei Polarreisen.

Von der großartigen Wildheit der Scenerie in der besuchten Bergkette giebt die Abbildung, nach einer von Gades aufgenommenen Photographie angefertigt, eine schwache Vorstellung.

Andere, bequemere Excursionen wurden in dem Walboot der Station gemacht. Eine derselben mag als typisch hier genauer beschrieben werden. Sie wurde von zwei Mitgliedern der Expedition, dem Präparateur des Museums und vier Matrosen unternommen; ein Feuerländer Jonathan, welcher in der Mission und im Verkehr mit den Robbenjägern etwas Englisch gelernt hatte, ging als Führer und Dolmetscher mit; man wollte die Pachtatibai, den Tefinatibund und den Ponsophund ersuchen und hatte

für vier Tage Lebensmittel mitgenommen. Das Wetter war prächtig, das Meer still und glatt wie ein Spiegel. Schon um 11 Uhr war man an der Pachtatibai und frühstückte an einem felsigen Klüfser gegenüber der gleichnamigen Insel. Dann ging es über die Tefinatibai hinüber; an allen günstigen Stellen wurde gelandet, um Handfische vom Gestein zu schlagen, und am Abend wurde am Eingange des Ponsophundes, welchen die Eingeborenen Kanakushe nennen, am Fuße bewaldeter Hügel Nachtquartier genommen (siehe die fünfte Abbildung).

Früh am andern Morgen traf man eine Pirogue mit Feuerländern; der eine Injasse hatte sich völlig schwarz bemalt, die anderen trugen wenigstens schwarze Striemen im Gesichte, und alle hatten oben auf dem Kopfe das Haar tonförmig kurz abgeschnitten. Sie trauerten um die Frau des Booteigenthümers, die ein paar Tage früher gestorben war; der Vatte, Ushitarabaka, war gern bereit, den



Das Walboot während eines Ausfluges.

Franzosen das Grab seiner Ehehälfte zu zeigen und stieg in das Boot über. Das Grab befand sich ganz nahe auf einer kleinen Insel; von einer verlassenem Hütte aus führte eine Art Fußsteig nach einer ein paar Meter höher gelegenen Stelle, wo in einer kleinen Einsenkung, von reicher Vegetation umgeben, der Boden nur aus Kieseltrümmern bestand, die man leicht mit der Hand wegräumen konnte (ob ein Kistenmöhding?). Der Wittwer zeigte genau die Stelle, wo die Leiche lag, und da die Franzosen sie zu sehen wünschten, half er selbst den Boden wegräumen. In kaum 30 Centimeter Tiefe stieß man zuerst auf ein paar grüne Bindenweige, dann auf ausgebreitete Kindehüfte, und unter diesen lag die Leiche in alter, europäische Kleider gehüllt und mit einer Schnur aus Sechensseil umwunden. Ushitarabaka ließ dieselbe und nun sah man die auf dem Rücken liegende nackte Leiche eines ziemlich jungen Weibes, nur mit schmalen Bändern von Robbenhaut um die

Knochen, dem gewöhnlichen Schmucke der Feuerländerinnen, geziert.

Der Wittwer schien nichts weniger als untröstlich, und als die Franzosen ihm vorschlugen, ihnen die Leiche zu verkaufen, war er es gerne zufrieden und versprach sogar, sie selbst in seiner Pirogue nach der Station zu bringen. In demselben Augenblicke kamen noch ein paar Pirogen mit zahlreichen Anfallsen an, die eine geführt von einem stolz aufsehenden Wilden, Athlinata, vor welchem Jonathan große Angst hatte, da er ein Hauptrendenhasser und oben drein sein persönlicher Feind war. Die Fischer hielten es darum für gerathen, sich ins Walboot rückwärts zu concentriren, ohne den Versuch der Anknüpfung eines freundschaftlichen Verkehrs zu machen. Sie kreuzten den Ponsophund, aber der heftige Nordwind erschwerte das weitere Vordringen, und Jonathan's Warnungen vor den Anschlägen seines Feindes bestimmten sie zur Umkehr.

An einem prachtvollen Sandstrande, in der später Courcelle-Senenil genannten Bai am Konfontbunde, wurde in ein paar verlassenen Zweighäuten eine köstliche Nacht zugebracht, freilich mit den Waffen in der Hand. Am Strande befanden sich ungewöhnlich stattliche Bäder, von Fußpfaden durchschnitten, welche die Eingeborenen beim Kindesjagen gebauet hatten; hier ist ein Kieblingespiel derselben. Noch üppiger war die Vegetation auf den metallreichen Felsen der Fackelinsel, die am anderen Morgen besudt wurde. Ein Winterwindbaum (Dring-Winter) hatte einen Meter über dem Boden reichlich zwei Meter

Umfang. Das Nachtquartier wurde am Eingange des Tekinitasbundes genommen, wo bei Papascha auch ein von den Eingeborenen häufig besuchter Platz ist. Auch diesmal waren drei Hälften aufgeschlagen, soß verborgen in dem üppigen Gesträuch; die Bewohner waren gute Bekannte, ihre Kinder spielten am Ufer mit den Plüthen einer prächtigen Senecio, die über einen Meter hoch wird. Am anderen Morgen zettelten die Reisenden wieder in der Station; ob der betrübte, schwarzgemalte Ufftarabeta seine verstorbene Ehegatte richtig dorthin abgeliefert hat, wird leider nicht berichtet.

Von der belgischen Küste.

An dem nur 62 km langen, glatten Strande Belgiens hat das Meer eine zwiefache Rolle gespielt: während es, wie wir gesehen haben, bei Damme mit seinem Sande den Meerestamm Zwyn verstopft und so dem reichen Brügge seine

Lebensader unterbunden hat, hat umweit davon seine Nähe anderen Ortschaften in kurzer Zeit zu ungeahnter Blüthe verholfen. Die Spekulation hat binnen dreißig Jahren das Aussehen dieses Küstenstriches ganz verändert. Bis



Der Hafenbamm in Ostende.

dahin war nur Ostende ein viel besuchtes Strebod gewesen; nun aber that sich Plantenberghe, nördlich von Veltage, als solches auf und lockte zahlreiche Familien an, welchen Ostende zu theuer war, bis endlich das nahe der holländischen Grenze gelegene Deyst ihm Konkurrenz zu

machen begann. Das Meer ist für diese Küstenstädte gleichsam eine Bank, in welcher sie in der Gewisheit, reiche Zinsen zu erhalten, ihre Kapitalien anlegen, und die Zahl Derer, die im Getriebe der Großhände ihre Kräfte zu rasch verbrauchen und sie in der stürkenden Seeluft wieder auf-

frischen wollen, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Dazu entfalten diese Strandlandschaften mit ihrer etwas melancholischen Schönheit eine so unwiderstehliche Anziehungskraft, daß die Leute zu Tausenden während der Saison nach Ostende und Blankenberge strömen. Und wie Viele gehen außer jenen nach Nieuport, la Panne, Widdelste, Maria-terre und Freix.

Von Freix bis nach la Panne, den beiden Endpunkten der Küste, zieht sich eine ununterbrochene Kette von Dünen hin, deren Gipfel stellenweise eine nicht unbedeutende Höhe erreichen und eine treffliche Aussicht über die brandenden Wogen gewähren, so der Mont Blanc bei la Panne und der Doogt Weller bei Nieuport. Eine dicke Vegetation, welche je nach der Fruchtbarkeit wechselt und alle Wunder der Strandflora entfaltet, verleiht diesen Sandhügeln einen eigenen Reiz. Dabei hat jeder Strand seine eigenthümliche Physiognomie, welche ihn von den anderen unterscheidet. Derjenige von Ostende gemahnt mit dem Gerüche von Balken seiner Hafendämme, welche weit in den Ocean hinein verlängert sind, an die zähmende Gewalt des Menschen;

das Strenge, welches in den beiden parallelen Ruten liegt, wird nur durch das Bunte der Häuser am Deiche gemildert. Blankenberge mit seinem niedlichen, neuen Damme ist weniger großartig und mehr feiert, und das nahe Freix, das erst vor Kurzem aus seiner Dunkelheit aufgetaucht und zum Leben erwacht ist, bietet noch die ganze Poesie eines ländlichen Anseehalles am Meere. Am anderen, westlichen Ende des belgischen Strandes liegt Bad Nieuport, das die Winkeltaste eines Millionärs von Tourmai aus dem Dünenlande hat entstehen lassen; eine von Viehweiden eingefasste Chaussee verbindet es mit seiner Mutterstadt Nieuport, welche eine der berühmten Städte Alt-Flanderns gewesen, heute aber fast gesunken und verfallen ist. Das Bad selbst besteht nur aus wenigen Villen und drei bis vier Gasthäusern und ist überaus still, und darin steht ihm die Stadt nur wenig nach. Nur stundenweise herrscht dort etwas Leben; so des Morgens, wenn die Kuhherde durch die grabewachsenen Straßen langsam auf die Weide zieht, vorbei bei den Hallen und ihrem Vespier, einem großartigen Ueberreste aus alter Zeit, der aus dem wie ein



Die Hellen von Nieuport.

Kirchhof so stillen Orte anfragt, und längs der Umfassungsmauern am Fuße eines gewaltigen Thurmes aus der Zeit, dessen Wälle sonderbar gegen die Kleinlichkeit alles Lebigen absteht, zu großen beginnt. Was ist von den Tempelherrn, die hier eine Kirche errichteten, übrig geblieben? Was erinnert noch an die acht Belagerungen, welche die im 15. und 16. Jahrhundert große Stadt anzuhalten hatte, was an den bewundrigen Kampf der holländischen Verbündeten den Erzbischof Albert, was an den hohen Kai dieses Hafens, wo Schiffe für weit Fahrten ausgerüstet wurden? Nichts als einige Steinhäuser und Ruinen, an die sich irgend eine Legende knüpft. Aber an solche Erscheinungen gewöhnt sich der Reisende in Flandern nur gar zu rasch, so häufig treten sie ihm entgegen.

La Panne, der letzte und westlichste Badeort an der belgischen Küste, wird nur von wenigen Familien besucht, zu denen sich Sonntags ab und zu einige Ausflügler von Furnes und Dymde gesellen. Aber sie stören die Einsamkeit nur wenig, und derjenige, welcher das Meer wirt-

lich liebt, findet auch hier Vergnügen genug an dem weiten Ausblicke und der herrlichen Vegetation.

Hier und da drängen sich in einer Vertiefung zwischen den Dünen die niedrigen Dächer eines Fischerdorfes zusammen. In den Hausthüren sitzen Frauen mit brauner, ausgeprägter Gesichtsbildung und runden Nase; daneben werden Wiegen vom Winde geschaukelt, rauhen alte, von Wind und Wetter geläunte Männer ihre leise, schwarze Pfeife, wälzt sich ein Esel auf dem Boden. Um die Mittagstunde steigt ein schwärzlicher Rauchschwülgen aus dem Schornsteine auf und verbreitet sich der Geruch von gekochtem Fische oder von Kartoffeln mit Schmalz. Nach und nach kehren auch die Männer und jungen Burschen aus allen Richtungen der Windrose zurück, theils vom Meere, theils von den mageren Feldern, und eine Stunde lang pflegt alles, was Mensch heißt, der Ruhe, und in den Dünen bleibt nur der vielgeplagte Esel zurück, Gras und Disteln abweidend. Aber auch für den Menschen, so Mann wie Weib, ist das Leben hier voller Elend und Mühlsal und verläuft in einem steten Kampfe mit dem Meere. Wenn

bei anbrechender Nacht die Männer in ihren Rucksäcken zum Fischfange auf das offene Meer hinauslegen, weiß ja keine unter den Müttern, Schwestern und Frauen, welche sie bis zum Strande begleiten, ob sie je wiederkommen werden. Und welch harte Arbeit wartet ihrer draußen bei Sturm und Wetter und Kälte, wenn ihre Kleider von Eis starren und das Salz in den Wunden, welche die Hände Aller aufzuweisen haben, frißt. Und wie so manches Mal fehlt bei der Heimkehr der eine oder andere, der über Bord gewaschen wurde, ohne daß es nur einer seiner Gefährten bemerkt hätte! In einer bestimmten Zeit des Jahres verlassen sämtliche kräftigen Männer ihre Dörfer, um zu segeln, reichlich mit Lebensmitteln, Feuerung, Regenmanteln und Regen versehen, auf den Frieresfang nach den Bänken

von Reufundland. Wie bange und langsam verstreichen dann erst den Zurückgebliebenen die Tage und Wochen! So verläuft dieser Verdüsterung das Jahr von Anfang bis zu Ende unter Mühen, Kummer und Sorge. Klopft nicht der Tod an die Pforte, so thut es Krankheit oder Noth. Denn das Meer nährt seine Kinder nur schlecht und der Verdienst ist gering; die Zahl derjenigen Fischer, die ihr Alter in Ruhe zuzubringen vermögen, ist nur gering, und dreißig Jahre Fischfang bringen den kräftigsten Mann so herunter, daß er nur noch gut genug ist, eine Bioge zu schaukeln. Rheumatismus, Augenkrankheiten und Lähmungen sind die verbreitetsten Krankheiten.

Dem weiblichen Geschlechte ist kaum ein besseres Loos beschieden. Schon frühzeitig müssen die Mädchen auf den



Der Marktplatz von Vienne (Furnes).

Garnefeng gehen und stundenlang bis zur Hälfte des Körpers im Salzwasser zubringen. Im Heist, Neuport und la Panne sieht man sie in der Abenddämmerung aus den Dörfern hervorkommen, gebeugt unter der Last der schweren Netze, mühsam mit den nackten roten Beinen durch den Sand wadend, und eine nach der anderen zu ihrer anstrengenden Arbeit in das Meer hinein gehen. In Corcide besorgen die Männer, und zwar zu Pferde, das Gefäch des Strabben- und Cardinenfanges.

Einen Schritt von den Dörfern landeinwärts, und man bewegt sich wieder auf historischem Boden. So hat la Panne seine ruhmreiche Zeit gehabt, so Vienne oder Furnes, einst eine stolze Kastellanei, in deren Bezirk wohl ein halbes Hundert reicher Dörfer lag. Von letzterem Orte

hat sich wenigstens das prächtige Aeußere erhalten, wenn auch der Inhalt, das einstige Leben, dahin sind und über den stillen, toden Straßen der Hauch tiefsten Verfalls und vollständiger Resignation ausgeht. Noch erhebt sich an einer Ecke des Hauptplatzes das verwitterte Mauerwerk des alten „Steen“ mit seinen Rund- und Spitzbogenseiten; ferner das Rathhaus mit doppeltem Giebel, der stämmige Vespried gegenüber dem gewaltigen Chore von St. Walburg und anderes mehr. Die köstlichen, fein ausgebildeten Facaden mit Säulen und Balconen in blühendem Renaissancestile und die zackigen Giebel erwecken die Vorstellung von einstigem großen Wohlstande und stellen einen Rahmen dar, in welchen die schaffende Phantasie sich ein schweres das frühere rege Leben und Treiben hineinzudenken

vermog. Kirchen wie Privathäuser tragen das ihrige dazu bei, einen Schein von Blüthe und Wohlstand zu erwecken, der längst dahin ist. Aber nur einmal im Jahre, am letzten Sonntage des Juli, erwacht die Stadt aus ihrem Schlafe, wenn die Procession, welche das Leiden Christi zur Darstellung bringt, durch ihre Straßen zieht und römische Soldaten in Panzern und bunten Mänteln, Pharisäer in langen, schleppenden Gewändern, Apostel mit langen Haaren und in Heiligung, Christus selbst mit dem Kreuze auf der Schulter, aus dem Thore von St. Walburg hervortreten. Da erscheinen zuerst die Propheten, dann geistliche Mästen, Pest, Krieg und Hungersnoth darstellend, dann der Stall in Bethlechem mit Joseph, Maria und dem Kinde, die vier Schächer und drei Könige, Simeon, der Jesus in

den Tempel trägt, die Flucht nach Aegypten und so fort bis zur Auferstehung — und alles in solcher Treue und Wirklichkeit, daß selbst das verhärtetste Gemüth ergriffen wird, das Grobe des Schauspiels vergißt und den Schreissen eines wüthenden Dramas beizumohnen glaubt. Den Beschluß macht die Geistlichkeit in all ihrem Glanze mit dem heiligen Sakramente, und so zieht die Procession zwischen zwei gedrängten Reihen luternden Volkes durch die ganze Stadt, indem jeder Theilnehmer im Charakter seiner Rolle spricht und sich mit seinen Gefährten unterhält, die Apostel unter einander, Herodes mit seiner Umgebung, Christus mit den Jüngern, und verschwindet zuletzt nach zahllosen Stationen in den Hallen der Kirche.

N. M. Prjshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien.

II.

Eine Stadt, d. h. eine mit einer Mauer umgebene Ortschaft giebt's in der Tscherschen-Casse nicht. Es giebt nur einzelfleckenartige Hütten, umgeben von Feldern und Gärten. In den letzteren gedeihen Aepfel, Pfirsiche, Aprikosen, der Maulbeerbau, Pfannm., Viren und der Weinstock. Die Felder werden mit Weizen, Gerste, Reis, Mais, Bohnen, Tabak, Kirschen, Melonen, Mören und zum kleinen Theil mit Baumwolle bestellt. Das Gesamtareal des kultivierten Bodens ist sehr klein, — ich glaube nicht mehr als 1000 bis 1500 Desjatinen nach unserm Maße. Hier, wie überall in Central-Asien, sowie auch in ganz China, kann man die Felder, ihres Miniaturumfanges und der sorgfältigen Bearbeitung wegen, weit eher Gemüsegärten nennen, wozu allerdings der Ueberfluß an Arbeitskräften beiträgt. Bei der Anbahnung der Bevölkerung an einem Plage aber und dem Mangel an fließendem Wasser, dessen man unbedingt zur Fruchtbarmachung des hiesigen Bodens bedarf, baut jede Familie nur eben so viel, als sie zu ihrer eigenen Ernährung bedarf. Im besten Falle ist der Ueberfluß nicht groß; viel öfter dagegen tritt Mangel ein.

Nicht bei der jetzt bewohnten Tscherschen-Casse bemerkt man Spuren zweier alter Städte, von denen die älteste, nach den Erzählungen der Eingeborenen, vor ungefähr 3000 Jahren durch den Fiedon Kusum-Dagelan zerstört worden ist; die zweite neuere Stadt dagegen haben die Mongolen zu Ende des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung vernichtet. Jetzt breitet sich an Stelle der beiden Städte die unfruchtbare, theilweise mit Koh- und Klugianbäumen bedeckte Wüste aus; hin und wieder ragen Ueberreste von Hütten und Mauern hervor, liegen Scherben von Leinwandgeschirren und an einzelnen Stellen auch menschliche Knochen umher. Die Eingeborenen finden Kupfer- und Goldmünzen, Silberbarren, goldene Verzierung der Kleidung, Edelsteine (Vulkaniten und Tuffiten), Glasperlen, Schmiedeschlacken, Kupfergeschirre und was merkwürdig ist, in der älteren Stadt — Glascherben; außerdem gewahrt ihnen die neuere Stadt gekannte Ziegel zu ihrem Gebrauche im Ueberfluß. Bei Ausgrabungen¹⁾ jedoch findet man auch einzelne

hölzerne Särge, in denselben haben sich die Leichen (unbalsamirt), dank der außerordentlichen Trockenheit des Bodens und der Luft, zuweilen sehr gut erhalten. Die männlichen Leichen zeigen einen sehr großen Wuchs und haben lange Haare; bei den weiblichen ist das Haar in ein oder zwei Köpfe geflochten. Einst fand man ein Grabmal mit 12 männlichen Leichen in stehender Stellung. Ein anderes Mal wurde in einem Sarge die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; bei derselben waren die Augen mit runden Goldplatten bedeckt und der Kopf vom Kinn zum Scheitel mit einem Goldreifen umwunden; der Körper war mit einem langen, aber engen wollenen (gänzlich vermoderten) Gewande bekleidet, das auf der Brust mit einigen goldenen Stücken verziert war; die Füße waren nackt. Nicht nur die Leichen, sondern sogar das Holz der Särge hatte sich, wie man uns erzählte, so gut erhalten, daß die Einwohner von Tscherschen dasselbe zu kleinen Arbeiten gebrauchten. Zusammen mit den menschlichen Ueberresten findet man auch Knochen von Pferden und Schafen.

Die Tscherschenner versicherten uns, daß man am ganzen mittleren Laufe des Tscherschen-Daria in einer Entfernung von 5 bis 15 Werst westlich von seinem jetzigen Bette Spuren alter Städte und Ansiedelungen finde. Endlich hörten wir ebenfalls in Tscherschen und früher am Lob-Nor, wie auch in der Daje Aeria wiederholt von der Tradition, daß auf dem Flächenraume zwischen Chotan, Afsu und dem Lob-Nor einst 23 blühende Städte existirt hätten, die jetzt mit dem Sande der Wüste bedeckt sind.

Am Tscherschen, wie am Lob-Nor und ebenso auf unserem weiteren Wege begegnete uns die Bevölkerung außerordentlich freundlich. Andererseits bemühten sich die Chinesen auf alle mögliche Weise, im Geheimen unsere Reise zu hemmen. Sie verboten den Eingeborenen, uns Nahrungsmittel²⁾ zu verkaufen und mit Führern zu versehen; versicherten ihnen, daß wir Räuber seien, mit den schlechtesten Winterge danken unsere Reise unternehmen u. dgl.; mit einem Worte, bemühten sich auf alle Art und Weise uns zu verleumden. Aber, ungeachtet alles dessen

¹⁾ Die Einwohner Tscherschen's machen ihre Nachgrabungen in dem Boden der alten Städte, oder sie halten ihre Nachforschungen nach starken Stürmen, die den Boden bis zu bedauernder Tiefe aufwühlten.

²⁾ So hatte in der Daje Aeria der Gouverneur (Aman) eine Besannmachung erlassen, daß man uns um keinen Preis etwas verkaufen dürfe. Unsere Antwort hierauf war, daß wir doch uns Nothwendige mit Gewalt nehmen würden.

bewiesen und die Eingeborenen ihre ganze Juncigung und bemühten sich, uns nach Kräften zu dienen. Zu gleicher Zeit klagten sie bitter über ihr armseliges Leben und versicherten uns, daß sie insofern bereit seien, sich gegen ihre Unterdrücker, die Chinesen, zu erheben. Hiermit nicht genug, zu wiederholten Malen baten uns die Keltessen der Dolenbewohner, sowie auch die der Gebirgskämme um den Befehl, die Chinesen sofort zu vernichten. „Wir wünschen nichts weiter, als uns unter der Herrschaft Rußlands zu befinden“, sagten sie manns überall. „Wir wissen, welche Gerechtigkeit im russischen Turtelbau herrscht. Da uns aber kein jeder chinesische Beamte, ja jeder Soldat ungestraft schlagen, wenn ihm beliebt, ihm seines Eigentums, seiner Frau, seiner Kinder berauben. . . Man erhebt von uns unerhörte Abgaben. Wir sind nicht im Stande, solch eine Schmach länger zu ertragen. . . Wir können uns jeden Augenblick erheben; wir haben uns mit Waffen versehen, die verborgen sind. Nur ein Uebel giebt's — wir haben kein Oberhaupt, keinen Anführer. Gibt uns, wenn auch nur einen einfachen Kofan, mag er unser Kommandant sein.“

Solche Reden belanzen mir sehr oft zu hören. Von Tschertschen nach Karia führen zwei Wege: der eine längs der Sandwüste, der andere am Ringe der Anslüßer des Tibetansischen Höhenzuges. Wir wählten den letzteren, obgleich uns hier größere Schwierigkeiten erwarteten. Unser Lohn bestand darin, daß wir, diesen Weg wählend, völlig unbekannte Gebirgsgegenben durchforschen konnten und unsere Kamere außerden von der unerträglichen Hitze und den lästigen Insekten befreien. Die zwei ersten Tagereisen waren die schwersten, da wir in einer Tour 87 Werst zurückzulegen hatten, ohne Wasser anzutreffen — von Tschertschen an bis zum Fuße des Tibetansischen Höhenzuges.

Der äußerste Gebirgskamm hat, wie bereits erwähnt, in diesem Theile keinen besonderen Namen und ich nannte ihn daher den „Russischen Gebirgskamm“, ebenso wie ich einst auf der entgegengesetzten Seite Tibets mit demselben Namen einen See benannte, welchen der Gelbe Fluß entspringt.

Der neu entdeckte „Russische“ Gebirgskamm bildet eine unmittelbare Verlängerung des Tosus-Doban, welcher seinerseits an den „Mongolischen“ Gebirgskamm stößt, welcher in Verbindung mit dem Gebirgszügen Columbus, Marco Polo, Dschun-Buddha u. a. den zweiten, inneren Schutzwall des Tibetansischen Hochplateaus bildet, nach der Seite des Badam-Dschakies.

Der „Russische“ Gebirgskamm zieht sich in der Richtung von Nord-Ost nach Süd-West hin, zwischen den Flüssen Tschertschen und Karia, in einer Ausdehnung von 400 Werst. Auf der ganzen Strecke der Thalmulde des Tarim erhebt er sich in einer hohen steil ansteigenden Wand, die vielfach bis über die Region des ewigen Schnees ansteigt. Die größte Höhe erreicht der beschriebene Gebirgszug in seinem südwestlichen Ende. Hier ziehen sich mit ewigem Schnee bedeckte Bergspitzen und Giebelser in ununterbrochener Kette hin, über welcher, in der Nähe des Karia-Flusses, eine pyramidal geformte felsige Bergtanne sichtbar wird, die nach oberflächlicher Schätzung 22000 bis 23000 Fuß absoluter Höhe erreichen dürfte. Sie wurde „Berg des Zar-Befreiers“ benannt.

Von den Schneegipfeln des erwähnten Gebirges führen Bäche herab, die sich in den Boden der Berglehne tiefe trauchartige Rinnale gewöhnt haben und unten angelangt, in dem Triefande der Wüste verschwinden. Das Gebirge bietet in dem Hütel von 10000 bis 12000 Fuß absoluter Höhe erträgliche Weideställe, auf welchen die Herden der dort lebenden Maschins grasen.

Der Russische Gebirgszug ist ferner reich an Gold und dem Minerale „Zu-schi“ (Asphrit), das in China sehr geschätzt wird. Aus diesem Grunde werden dort die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände gefertigt: Tabaksdosen, Schüsseln, Krassen, Mundstücke und dergl. mehr. Nach dem Glauben der Bewohner Turtelbans hat dieses Gestein auch besondere Zauberkräfte, indem ein daraus gefertigtes Armband auf den Arm eines Todten gestreift, den Verstorbenen vor Verwesung schützt. Reiche Leute lassen sich sogar ganze Kränze für ihre Gräber aus „Zu-schi“ herstellen, weil sie glauben, die Kraft des Steines müsse dann noch stärker wirken.

Bequeme Pässe über den Russischen Höhenzug nach dem Tibet-Plateau giebt es nirgends, obwohl früher, wie es heißt, durch die Schlucht des Flusses Tolun Chadschi, in der Nähe des Masard (Grubmal) Unschel-Paschim Wege geführt haben sollen. Dieses Grubmal der Schwerkter des Iman Tschater-Sadit, eines der größten Heiligen in Ost-Turtelban, liegt fast in der Mitte der Kängenausdehnung des Russischen Gebirgszuges und wird von vielen Wallfahrern besucht. Die Sage geht, Unschel-Paschim habe sich verfolgt von den Bewohnern Maschins in die Berge geflüchtet und dort, wo sich jetzt die Mische erhebt, mit dem Tuche einen Wink gegeben und da habe sich einer der Berge aufgethan und die heilige Jungfrau aufgenommen. Als sie eingetreten war, habe sich der Berg wieder geschlossen, aber so unglücklich, daß die Haaresche der getretenen Heiligen im Spalte festgeklemmt wurde; das Ende der Flechte wird den Wäbigen auch jetzt noch im Felde bei der heiligen Stätte gezeigt. Ferner entspringt dem Berge an dieser Stelle eine Quelle, welche kleine Kalksteinchen von rother, gelber und weißer Farbe mit sich führt. Die Strenggläubigen halten diese Zeichen sehr hoch und nennen sie verheirathete Thronen der Jungfrau Unschel-Paschim, welche immer noch in ihrem Berge weine über die Sündhaftigkeit der Menschen.

Nachdem wir von Tschertschen 397 Werst zurückgelegt hatten, kamen wir zur Dase Riia, welche am Flusse gleichen Namens, 50 Werst von dessen Austritt aus dem Gebirge, gelegen ist. Die absolute Höhe der Dschifsch beträgt 4200 Fuß. Die Zahl der bewohnten Dörfer beträgt 1000 bis 1200; sie liegen in Form vereinzelter Farmen zerstreut. Einmal binnen zehn Tagen wird ein Markt abgehalten, zu welchem sich Handelstreibende aus Karia einzufinden pflegen. Die Einwohner, vom Stamme Maschin, sind sehr veredelt durch die Nähe der Wohnsiedler von Tschischel, welche an demselben Wj-Darja, bei dessen Anflusse aus dem Maschinschen Gebirgszuge, liegen.

Einen erstenhöchsten Lagerplatz fanden wir in dem kleinen Dorfe Jalsugan, auf dem Wege nach Karia, wo wir einige Tage in Erwartung unseres schon in Tschertschen erstankten Dolmetschers verbrachten. In Jalsugan ist ein vortheilhafter Teich eingerichtet, in welchem wir uns täglich mehrmals badehen, was uns in der großen Hitze, welche in jener Zeit (Ende Mai) bis auf + 37° C. im Schatten stieg, sehr erquickte. Die Einwohner von Jalsugan sind sehr gutherzig und zutraulich. Das Dorfleben präsentierte sich uns hier in seiner ganzen Einfachheit: die Kinder liefen nackt umher, plätscherten im Wasser und spielten im Sande umher, balgten sich auch wohl mitunter, kletterten wie die Affen behende an den Baumbäumen empor, um die schon gereisten Beeren zu pflücken. Durch die Dorfstraße schweiften die Schwalben, Spangenzugewitter flieg sich vernehmen, hier Laubgewirren, dort lautes Gackeln einer Henne, die ihre ziehenden Küchlein zusammenrief — mit einem Worte, man konnte sich in ein Dorf der Primäth verlegt

glauben; das Dorsleben hat eben hier im Allgemeinen die-
selbe Stellung wie bei zu Hause, und auch die ländliche
Bevölkerung ist viel besser gerüstet als die städtische.

Nach zwei Tagemärschen erreichten wir die Oase Keria,
die größte, welche wir bis dahin zu Gesicht bekamen. Sie
liegt 300 Fuß höher als die zwei Oasen des Nij-Daria
und ist 870 Werst vom Tob-Kor entfernt. Der Fluß
Keria-Daria, an welchem die Oase belegen ist, fließt vom
tibetianischen Hochplateau herab und bei hohem Wasserstande
fließt er noch etwa 200 Werst weit in nördlicher Richtung
fort, wo er sich dann in der Sandwüste verliert.

Keria selbst zählt etwa 3000 Hütten; eine Stadt nach
asiatischen Begriffen, d. h. eine von Lehmuwällen umgebene
Ortschaft, ist jedoch nicht vorhanden; ebenso sieht man sich
auch nach eigentlichen Vöden befragend um, von denen nur
einige Kramläden existieren. Zweimal wöchentlich wird der
Bazar abgehalten. Außer einheimischen Produkten gelangen
auch viele russische Waaren, besonders Zeug und zwar zu
mäßigen Preisen auf den Markt. Skatun, Kumatisch, Tücher
u. a., auch russischer Zucker (56 Kop. pro Pfund), Ziln-
holzgen u. a. m. Unser Wein, Schine sowohl als auch
silberne Schidenklinge, wird hier gleichfalls angenommen.
Die übliche Währung ist hier, wie im ganzen Tsch-Turkestan,
das silberne Geldstück „Tenge“, welches etwas größer als
unser Silberzucker ist und dem Werte von 30 „Pall“
(eine Kupfermünze) entspricht!).

Chinesische Silberbarren (Jamba) zu etwa 4 1/2 Pfund
werden gegen 1200 Tenge oder etwas darüber oder dar-
unter gewechselt. Die Einwohner Kerias sind ebenso ver-
bunden wie die von Nij. Sie arbeiten meist in den Gold-
bergwerken. Die Bodenkultur beschränkt sich auf das örtliche
Bedürfnis. Gärten sieht man verhältnismäßig selten;
Seidenzucht und Baumwollbau sind unbedeutend. Gewerb-
thätigkeit wird fast gänzlich vernichtet und aus dem Lande
wird nichts exportirt als Wolle.

Früher hatte Keria keine eigene Verwaltung und hing
in dieser Beziehung ganz von Chotan ab. Neuerdings
haben die Chinesen aus Keria einen besondern Bezirk ge-
macht, der von der Regierung in Kaschgar abhängt. Dieser
Bezirk erstreckt sich im Westen fast bis Chotan, im Nord-
osten bis zum Dorfe Tschordachak, in der Nähe des Tob-
Kor, umfaßt ferner das Gebiet des Bergtaumes Malschin.
Im ganzen Bezirke Keria leben, wie man uns sagte, 10 000
bis 12 000 Familien.

Die Oasen Nij und Keria bilden den Anfang einer
langen Kette ähnlicher Oasen, die sich mit verschiedenen
Intervallen über Chotan und Jarland bis nach Kaschgar
hin und dann um den südlichen Abhang des Tien-Schan
herumzieht. Außerhalb und Charakter dieser Oasen sind
sie im Allgemeinen überall gleich. Die Hauptbeschäftigung
der Bewohner bilden Acker- und Gartenbau. Ueberfluß an
Arbeitskräften, das warme Klima, die außerordentliche
Fruchtbarkeit des aus einer Schicht bestehenden Bodens
im Vereine mit ausreichender Bewässerung machten es mög-
lich, daß der Ackerbau hier schon in den ältesten Zeiten
einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen konnte.
Der ewige Kampf mit der Noth hat die Menschen dort in
der Kunst unterwiesen, zur Bewässerung des Bodens auf
die vielfältigste Art Kanäle (Kirt) anzulegen; dieselben
verzweigen sich wie Arterien und Venen in einem tierischen
Körper und betrachten jeden Fleck des bearbeiteten Bodens.
In einer für das ungewöhnliche Auge ganz erstaunlichen
Weise durchkreuzen und verzweigen sich diese Kirts über die

Oase: bald führen sie neben einander her, jedoch in ver-
schiedener Höhe, bald fließt das Wasser in hölzernen Rinnen,
die über einander liegen, dahin, bald strömt es in eben-
solchen Rinnen über die flachen Wälder und Hüften fort.
Überall bringt hier das Wasser Leben, es trinkt nicht bloß
den Boden, sondern befruchtet und erneuert ihn zugleich
durch Laß-Schilf, den es mit sich führt. Die Haupt-
kanäle, von denen sich die kleineren Nebenkanäle abzweigen,
führen das Wasser oft aus dem viele Werst entfernten
Klasse zur Stelle, das das Niveau des Flusses, wenn er die
Oase durchströmt, viel niedriger liegt, als die von den Kanä-
len bewässerten Felder und Gärten.

Die Bearbeitung der Felder an und für sich ist unge-
mein sorgfältig. Das Erdbreich wird dermaßen zerkleinert
und zerkleinert, daß auch nicht ein Wallen mehr nachbleibt;
das ganze Feld wird dabei in kleine Beete eingetheilt, welche
besetzt werden, während die Furchen dazwischen mit Wasser
angefüllt werden. Der Wirt, welcher darin ganz genau
Bescheid weiß, bestimmt immer selbst, wann die Verpflanzung
vornzunehmen, wann der Anbau zu den Furchen abzufahren
ist. Die Felder haben gewöhnlich nur geringe Ausdehnung
und sind terrassenförmig über einander angelegt, um die
Verpflanzung zu vereinfachen. In Bezug auf die Verpflanzung
des Wassers wird strenge Reihenfolge beobachtet, wovon
besondere Gemeindevorsteher zu wachen haben. Keis wird auf
den am wichtigsten gelegenen Feldern gesät und viele fließen
dann auch, wie die Getreideart es verlangt, fast beständig
unter Wasser.

In jeder Hütte, zu jedem Gärtchen und Gemüsegarte,
ja sogar zu jedem größeren Baune, wenn er verzinnt be-
steht, laßt überall hin ein Kanal gezogen, der je nach Be-
darf geöffnet oder geschlossen werden. Die Ränder des
Kirts sind gewöhnlich mit Pappeln, Weiden, Kleiser und
Aulbeerbäumen bepflanzt. Diese Bäume geben Schatten
und dienen ferner als Brennmaterial. Man geht mit
ihnen, wenn der Ausbruch geachtet werden kann, auf das
Zärtlteste zu. Dafür gehen die Bäume aber auch rasch
und üppig. Nach Verlauf von 7 bis 8 Jahren giebt die
Pappel einen zu Bauzwecken geeigneten Stamm und nach
30 bis 35 Jahren hat sie zwei Klaster im Umfang bei einer
Höhe von 100 Fuß. Zu Brennholz fällt man die Bäume
(Weide und Pappel) etwa zwei Faden vom Boden. Der
Stumpf wird mit Lehm verschmiert, um das Austrocknen
zu verhindern. Ein so gestapelter Stamm treibt bald wieder
frische Schößlinge, die sich rasch zu einer dichten hübschen
Krone entfalten, besonders bei der Weide. Nur vertrocknete
Bäume werden an der Wurzel gefällt.

In allen Oasen werden die Felder bepflanzt mit: Weizen,
Gerste, Mais, Reis, Hirse, Erbsen, Acker, Wassermelonen,
Melonen, Tabak und Baumwolle; in den Gemüsegärten
werden gezogen: Zwiebeln, Rettig, Radish, Mören, Gur-
ken, Kürbis und Orangen zu der Küche. In den Gärten
wachsen Aprikosen- und Pflirschenbäume, Weinreben, Apfel-
bäume, Pfirschen-, Maulbeerbäume, und gedeihen Oran-
geln und Wallnüsse; häufig befinden sich in den Gärten
kleine Teiche, welche Vögel genannt werden, ebenso sind
Theile der Gärten der Blumenzucht speziell gewidmet und
man sieht in ihnen Rosen, Aklern, Samtblumen, Balsam-
minen und andere Blumen. — Im Allgemeinen sind die
Felder der Oasen im Verhältnis zur Einwohnerzahl sehr
klein. Ich nehme an, daß auf jede Familie, auf die man
durchschnittlich fünf Personen rechnen kann, kaum volle zwei
Dessjatinen kommen dürften. Diesem Mangel wird durch
die hohen Ernteerträge des Getreides und andererseits durch
die Mäßigkeit der Eingeborenen in der Nahrung die Wage
gehalten; außerdem ertheilt hier Jedermann nur für sich

1) Bestlich von Chotan wird dasselbe Tenge-Silberstück in
50 Pall umgewechselt.

selbst und zum Verkauf dürfte bei all' den vielen Familien kaum etwas übrig bleiben.

Die Gemüsegärten bei den Hütten sind von ergöglicher Kleinheit, übrigens ist auch das Gemüse, welches darin gedeiht, nicht weit her. Unvergleichlich größer und ergiebiger sind die Fruchtgärten in denselben Döfen. Die Bäume werden äußerst sorgfältig behandelt, wachsen kräftig auf und geben vortreffliche Früchte. Schade bloß, daß die Früchte von den Eingeborenen schon vor der völligen Reife abgepflückt und die reifen Früchte auch unachtsam behandelt werden. Aprikosen, Pfirsiche und Trauben werden getrocknet. In dieser Form bilden die Früchte einen unerlässlichen Bestandtheil jedes „Tostar-Üban“, d. h. jeder Bewirthung. Äpfel, Melonen und auch Trauben werden ebenso für den ganzen Winter frisch erhalten. Ueberhaupt bildet im Sommer frisches Obst, im Winter getrocknetes Obst einen Hauptbestandtheil der Nahrung bei den Bewohnern jenes Landstriches.

Ich gebe nunmehr den Bericht über unsere Reise fort.

Die chinesischen Kamten, welche wir in Karia zuerst trafen, empfingen uns mit zur Schau getragener Ehrfurcht, handelten aber nach dem alten System, vor unseren Augen zu schmeicheln und hinterwärts im Stillen uns zu schaden. So befohl beispielsweise der Amban, als er in Erfahrung brachte, daß wir nach Tibet vordringen wollten, in den

Pässen zwei Brücken zu zerstören und die Wege durch Steine zu verbarbarischen. Gleichzeitig wurde dieser Amban durch unsere Ankunft bewogen in Angst versetzt, indem er im Zusammenhange damit einen Aufstand der örtlichen Bevölkerung beabsichtigte, daß er den Einwohnern mit Gewalt alle vorhandenen Getreidevorräthe abzunehmen und an einen Ort in acht Hütten zusammenzutragen, und, wie die Eingeborenen uns versicherten, diese Häuser mit Mienen umgeben ließ. Sein Plan war dabei, im Falle einer Empörung die Mienen und damit die Vorräthe in die Luft zu sprengen und die Auswändigen auf diese Weise der Lebensmittel zu entbloßen. Mehrere Nächte nach einander verließ der Amban die Döfe und übernachtete mit seiner Bedeckung in Zelten, weil er übermüdet zu werden fürchtete. Vorher wurden den Eingeborenen in Karia ihre kleinen Handmesser, die sie im Gürtel zu tragen pflegten, abgenommen und die Spitzen davon abgeschlagen, um diese an und für sich schon gefährliche Waffe noch unschädlicher zu machen¹⁾. Man konnte überhaupt mehrere Zeiten mit den unsinnigen Machinationen füllen, durch welche die Chinesen ihre Feindschaft an den Tag legten und sich selbst in den Augen der örtlichen Bevölkerung nur noch mehr diskreditirten.

¹⁾ Argend eine Waffe bei sich zu tragen, ist den Eingeborenen im östlichen Tibet verboten.

Die erste Erforschung des Madre de Dios.

I.

Ch. N. Seitdem sich die Dampfschiffahrt auf dem Amazonas und seinen Zuflüssen mit jedem Jahre mehr entwickelt, wird in den drei Staaten der Westküste von Südamerika, Ecuador, Peru und Bolivien, die Idee, den ganzen oder wenigstens den so bedeutenden Verkehr ihrer Hochplateaux — von demjenigen ihrer östlichen Provinzen verstände es sich von selbst — über diese Route zu leiten, sehr begünstigt und immer wieder aufs Neue angepöpselt.

Ecuador baut seine Hoffnungen auf den Napo; Peru auf den Marañon, den Huallaga und den Ucayali; Bolivien auf den Purus, den Beni und den Mamoré, und außerdem, seit es ganz von der Küste des Stillen Oceans abgedrängt ist, auf die Eröffnung einer Verkehrsader über den Paraguan; letztere Route ist zwar schon seit lange das Object eines unermüdblichen Projectenmachens, das durch die Reise Thonar's auch in den Augen der Caen erhöhten Reiz gewonnen hat.

Man darf wohl behaupten, daß keines von den in dieser Hinsicht angelauchten Projecten praktische Resultate erzielen wird, insofern es sich darum handeln würde, den von Alters her auf der Pacificseite existirenden Verkehrslinien Konkurrenz zu machen. Die wichtigsten Verkehrs- und Productionszentren — von dem am Fuße der Anden liegenden abgesehen — liegen in relativ so geringer Entfernung von der Meeressküste, daß es für diese drei Länder stets vortheilhafter sein wird, ihre bisherigen Verbindungswege offen zu halten und die Summen, welche sie auf die Erleichterung des Verkehrs mit dem Auslande aufzuwenden beabsichtigen, wenn der Stand ihrer Finanzen ihnen je wieder solche Gedanken nahe legen sollte, in Eisenbahn-

bauten¹⁾ von der Pacificküste her anzulegen, statt in einem Systeme von Flussschiffahrt, das einer Menge periodisch sich wiederholender Hemmnissen ausgesetzt ist und dennoch eine Reihe von Kanälen, Straßenbauten etc. durch ungesund und unwegsamtes Terrain erfordern würde, um an die gegebenen Verkehrszentren heranzugelangen. Diese Bemerkung bezweckt, gegen die brinake allen, auch den gewissenhaftesten Forschern innewohnende Manie Verwahrung einzulegen, die Schwierigkeiten der von ihnen vorgeschlagenen neuen Handelsrouten stets als leicht überwindlich hinzustellen. Der Bahnbrecher neuer Handelsstraßen ergreift sich in der Regel in ebenso sanguinischen Speculationen als der Bergmann²⁾.

¹⁾ Sobald die gegenwärtigen politischen Wirren in Peru beilegt sein werden, wird ein schon constituirtes finanzielles Equivalat den Ausbau der Tropenbahn bis zum Cerro de Pasco (Silberbergwerk) in die Hand nehmen.

Dem argentinischen Congreß ist am 3. August 1885 von einem gewissen Gd. Ziegler eine Petition um die Concession einer Eisenbahn vom Flusshafen „Epitacion“ am Bermejo über Cran in der Provinz Salta bis nach Olacua an der bolivianischen Grenze unterbreitet worden: 6 Proc. Zinsgarantie von Seite der argentinischen Republik. Bei der wüthenden Finanzlage dieses Landes, das sich in einer solchen Papier- und Goldkrise befindet, hat der Vorschlag durchaus keine Aussicht auf Annahme.

²⁾ Gd. Hesth jagt beispielsweise in seinem Berichte über die Erkundung des Flusses Beni: „Diese Stromschnelle ist ein leicht zu überwindendes Hinderniß, wenn man einen 250 m langen Canal mit drei Schöpfwerken macht, dann ist der Strom auf 200 Leguas fast 1½ Paras tiefergehend Dampf höher als zur Stromenge von Rec; diese kann mit 20 Mann und ein wenig Dynamit in einer Woche jahrbarm gemacht werden

Sehtzutage, wo auch in den entferntesten Ländern die konkurrierenden Beschäftigungen einander in der Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Mäße der Pflanzungsarbeiten zu überbieten suchen, wo Dampfer selbst mit 40- und 50tägiger Reisezeit so zu sagen zu bestimmter Stunde eintreffen, kann sich der Handel nicht mit den von einer mehr oder minder starken Regenzeit abhängigen Peripetien, wie sie bei einer Route über die Zuflüsse des Amazonas vorkommen, zufrieden geben.

Die Forschungen, die in den letztgenannten Gebieten aber — sei es auch, daß zu langwierige Hoffnungen sich in einem absehbaren Zeitraum nicht erfüllen — unternommen werden, haben wenigstens das Verdienst, für die östlichen Theile jener Staaten von großem Nutzen zu sein, zur Erschließung ihrer mannigfaltigen Produkte anzuregen und dieselben, unabhängig vom weltlichen Handelsverkehr, soweit es thunlich ist, über den Amazonas in directe Verbindung mit dem Auslande zu bringen. Daß für die Geographie immer etwas dabei abfällt, ist selbstverständlich.

In einer im Laufe des Jahres 1885 erschienenen Abhandlung der Amazonas-Gesellschaft in Lima ist vom Madre de Dios noch als von einem Zuflusse (!) des Purus, welcher letzteren William Uhanbleß seiner Zeit als einen zulässigen Handelsweg für Peru bezeichnet, die Rede. Nun ist man aber vollständig darüber aufgeklärt, daß der Madre de Dios, der E. Heath zufolge bei seinem Eintritte in den Beni eine Breite von 716 m hat, mithin ein ganz gewaltiger Strom ist, mit dem Purus nichts zu schaffen hat. Es ist allerdings wahr, daß man stets der Meinung lebte, er fliehe durch einen Arm oder natürlichen Kanal mit dem Purus in Verbindung. Die neueren Untersuchungen haben aber gezeigt, daß es ein für sich ganz selbständiger Flußlauf ist, welcher seine Gewässer in diejenigen des Beni ergießt, kurz vor dem Eintritte des letzteren in den Maderira.

Der Madre de Dios, dessen Quelle Rio Tono heißt, ist noch von keinem Europäer in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden. Die Schwierigkeit, seinen Lauf zu untersuchen, liegt an der feindseligen Haltung der an seinen Ufern sich aufhaltenden Indianerstämme. Die erste Nachricht über seinen selbständigen Fluß verbaute man den Dienern eines Peruaners, Namens Faustino Maldonado, welcher, sei es von einem abenteuerlichen Geiste getrieben oder aus einer anderen Ursache, nur von zwei Missionsindianern begleitet, in einem armseligen Boote seine Verschiffung wagte. Glückselig gelangte er in den Beni und von da in den Maderira. An einer der berüchtigten Stromschnellen zerstückte sein Boot und er ertrank. Die Diener

konnten sich retten und durch sie erfuhr man die Einzelheiten der zur Thatfache gewordenen Verschiffung des Madre de Dios¹⁾. Es würde dies aber nicht hinreichen, um geographisch darauf zu fassen, wäre die Wichtigkeit obiger Beschreibungen betreffs Eintrittes des Madre de Dios in den Beni nicht durch einen Mann der Wissenschaft, durch Ed. Heath, bestätigt worden.

Ed. Heath, welcher das Departement Beni zum Gegenstande seiner Untersuchungen hauptsächlich in Bezug auf die Kaufschutproduktion gemacht hat, widmete der Erforschung des Rio Beni in den Jahren 1880 und 1881 besondere Aufmerksamkeit.

Vor den von ihm angestellten Forschungen wurden alle Landesprodukte, die von der Montana in diesem Thirille über den Amazonas nach Europa und den Vereinigten Staaten verschifft werden sollten, den Beni abwärts nach dem unter 13° südl. Br. gelegenen Flußhufen Reges gebracht und von dort quer über Land nach dem Mamoré (Distanz 64 Leguas) weiterbefördert, wo sie eingeschifft wurden. Der Grund, warum die Schiffsahrt auf dem Beni an dieser Stelle unterbrochen wurde, lag in der Furcht vor den mordthätigen Indianern, welche den unteren Flußlauf des Beni unsicher machen sollten. Heath wagte sich in einem kleinen Boote den Fluß hinunter und überzeugte sich von der Unmöglichkeit dieser Befürchtungen; von gefährlichen Indianern keine Spur. Dagegen bewahrheitete sich seine Voraussetzung von dem Vorhandensein großer Wälder von Kauffschutbäumen, und gleichzeitig konnte er sich über den Ausfluß des Madre de Dios, welchen er auf eine gewisse Entfernung hinaufbrut, vergewissern.

Seinen Notizen ist ferner folgendes zu entnehmen:

Auf der linken Seite münden in den Rio Beni die Flüsse: Segaba, Tarere, Enapetere, Tequeje, Unbuno, Madibi, Madre de Dios und Erion; auf der rechten Seite: der Rio Negro, Jenejona, Jeneschaya, Joon und Tomas. Die Landungsplätze Tumaposa und Niamas zeigen die Einmündungen der Flüsse Segaba und Tarere an. Vom Rio Madibi weiter abwärts wird die Zunahme der Gewässer des Beni sichtbar. Beim Zusammenfluß des Madre de Dios mit dem Beni haben diese Flüsse eine Breite von resp. 716,7 und 224 m. Eine Pant (Flaça) theilt den Madre de Dios in zwei Arme, von welchen der südlichere 7,50 m Tiefe hat, wie die Mündung des Rio Beni²⁾.

¹⁾ Auszug aus einem Briefe des Padre Nicolas Armentia:

Atropa de Joon, 1. Januar 1885. . . . D. José Buza machte im Jahre 1844 eine Reise an den Madre de Dios als Kommissar im Auftrage des Präsidenten des Beni, D. Rafael de la Verda. Das Reisejournal wurde durch Florencio Gallau geführt und auch in den Werken von Krumboltz, der Hauptstadt des Beni, erhalten. Sie waren von der Mündung des Mamoré an 28 Tage unterwegs und gelangten hin an den obersten Lauf (Abocetas) in ihren wohlvermerten Booten. Man halte ihnen die Richtung gegeben, den Beni zu erschöpfen und sich auf der rechtsseitigen Seite (d. h. des Flusses) zu halten; sie aber verstanden darunter „rechts“ auf ihrem Wege auswärts. Die Daten, die man dem 1881 in Reges hochten Florencio Gallau verbant, lehrten auf die Guarasos zu passen, welche unter dem Namen Enicirris den oberen Theil des Madre de Dios bewohnen und die hier Guarasos genannt werden. Wäre es nur möglich, das Manuscript von Gallau wieder aufzuheben, welches ich wenig wahrheitsgetreuer ist als der Bericht über Faustino Maldonado, in welchem ich keine Spur von Wahrheit erblickt habe, so sehr ihm auch Wai-ma-bi Bedeutung beilegt; jener Bericht ist wahr, unpassend, halt sehr willkürlich und nach den mündlichen Mittheilungen eines der Ueberlebenden abgefaßt. . . .

²⁾ Der Beni hat bei seiner Mündung eine Breite von 1000 m.

bis zu dem 30 Leguas weiter oben liegenden Huachi. Von hier bis Miguilla auf einer Entfernung von 20 Leguas erfolgte dann der Transport auf Fischen (Fischnäpfer), und von Miguilla kann mit Leichtigkeit ein steinbruch längs des Flußlaufes Rio de la Paz — und mit Erteilung von 15 bis 20 Brücken bis auf das Hochplateau geführt werden. — „Allerdings“, meint er, „derjenige Theil der Route, der am schwierigsten in gutem Zustande zu erhalten wäre, wäre die Bahn von Miguilla auf das Hochplateau (Elabo de la Paz).“ — Ed. Heath ist ein gewöhnlicher Forscher, von den Bedingungen aber, welche die Kaufschutten und Kanälen in düsteren tropischen Gegenden in Betracht zu ziehen sind, von der Verhinderung der angewandten Kapitälen, den Unterhaltungsstellen und schließlich der Konfessionslosigkeit solcher Projekte scheint er sich keine Rechnung abgelegt zu haben. Heath geht bei seinen Vorschlägen von der Annahme aus, das seiner Zeit verachtete Unternehmen der Oberst Church, die Stromschnellen des Maderira und Mamoré vermittelst einer Eisenbahn zu umgehen, seien schließlich doch zu Stande; in der That ist die brasilianische Regierung dieses Projekt mit Recht im Interesse ihrer Provinz Mato Grosso nicht fallen, sondern nimmt es sehr wohl auf, und schon ist die neue Pläne abgefaßt.

Zwischen den Flüssen Jenezoja und Jenesuaya leben die Pacararas-Indianer, im Ganzen vier Familien, zu 15 bis 18 Individuen jede. Gewöhnliche Statur; Hautfarbe weißer als diejenige der Indianer im Allgemeinen; durchlöcherter Ohren und Nasen; gute Physiognomie. Keines der Weiber ist häßlich; einige sind sehr schön. Intelligenter und gutmüthiger als die anderen Wilden.

Keinmal alle Jahre kommen Aranaas-Indianer, welche Anthropophagen sind und am Rio Mano (Madre de Dios) ihre Wohnsitze haben. Sie brauchen 19 Tage, um an den Beni zu kommen. Rechnet man zwei Leguas pro Tag, so ist ihr Dorf 38 Leguas entfernt. Im Jahre 1879 begab sich einer für einen Monat und 1880 neun für zwei Monate. Ein Knabe, welchen Dr. Vaca Diez im Jahre 1878 kaufte, lernte das „Tacana“, „Gayauba“ und Spanische mit Leichtigkeit; er ist unterwürfig, gehorsam und flink, wenn man ihm einen Auftrag giebt, und nützlich, um den Dolmetscher zu spielen, wenn seine Landestheile ihre Besuche machen: die Gewerbe, welche sie bringen, zeugen von der Intelligenz, Geschicklichkeit und dem Fleiße ihrer Weiber. Sie sind von mittlerer Statur, häßlichem Gesicht und sehr dunkler Hautfarbe. Sie gehen nackt, und das lange Haar ist in Geknechte eingewickelt. Wer in ihrer Hände fällt, hat auf sein Leben wohl Achtung zu geben. Ich glaube, daß es in ihrem Dorfe keine Strickschlingen giebt, da ihr Körper durch seine Flecken entsetzt ist, während die Pacararas oder Pacaguaraas voll von Geschwülsten und Schorfen sind, die von den Stichen der Tabanas und Maraisus bei Tag und der Moequitos bei Nacht herrühren.

In einem Gespräche mit ihnen über die Flüsse Mano¹⁾ und Beni sagte Dr. Vaca, daß ich mich entschlossen hätte, den Beni bis zum Rio Mano hinauszufahren: — „Wie ist es möglich, daß Ihr an ein solches Unternehmen denkt, wenn wir, die wir Männer sind, es nicht thun können?“ — „Warum seid Ihr Männer und ich nicht“, fragte der Doktor. — „Weil wir sehen, daß Ihr bloß ein Weib habt, während der Untauglichste unter uns wenigstens deren vier besitzt.“

Sie sagen, daß es unzählige Kauffchuldbäume (Siphonia elastica) in der Nähe ihres Dorfes giebt, was durch die Auffschlüsselung von Estradas (eine Estrada = 100 Lännen) für ein Arbeiter hat eine Estrada zu besorgen) auf eine Distanz von 7 Leguas nach jener Richtung hin bewiesen ist; man stieg dort auf die größten und am dichtesten bei einander stehenden Bäume. Zwei Tage oberhalb des Madiidi liegt die Mission Cobinas mit den Cabineños-Indianern. Ihre Zahl übersteigt 60 Seelen nicht.

Keiner der Stämme hat bis jetzt (1880) die Kauffchuldbäume betätigt; sie haben sich vielmehr entgegenkommend gezeigt.

¹⁾ Der Madre de Dios wird bald mit dem indianischen Namen Amarumayo (Schlangenfluß, nach seinem fischschlangelnden Laute), bald mit Manu oder Mano bezeichnet. Ten Aquiri nennt der Padre Armentia bald Aquiri, bald Aere (Chandless Aere); Andere schreiben wieder Acuri.

Die geringe Schenheit des Wildes und die Abwesenheit von Spuren oder Anzeichen von wilden Indianern unterhalb des Rio Jenesuaya lassen mich vermuten, daß sich in diesem Districte keine Wilden aufhalten. Außer dem Kauffchuldbaum giebt es arabischen Gummi, Kafao, sowie viele Mandelbäume (brasilianische Rasse: *Bartheletoia excoele*) vom Hafen Salinas-Ayres bis zum Madre de Dios und Parilla von Chamas bis zum Rio Jenezoja und vielleicht weiter hinan.

Tumupala liegt an einem der Ausläufer der großen Waldigen Gebirgsregion (Montaña), und der Mad, der hier die Pampa hinzieht, in nördlicher und östlicher Richtung nur dem Horizonte begegnet, verleiht das ganze landschaftliche Bild einer ruhigen Meeresflähe.

Früh Morgens untersteicht man über diesem Mälermeere den Lauf des Beni durch den vom Wasser aufsteigenden Nebel.

Der Forscher des Purus, William Chandless, fuhr 1865 dessen südlichen Zufluß, den schiffbaren Aquiry, hinauf bis 10° 52' südl. Br. und 72° 16' westl. L. v. Gr., in der Hoffnung, an den Madre de Dios zu gelangen. Er erreichte ihn nicht; aber bei weiterem Vordringen zu Lande stieg er in einer Entfernung von fünf Leguas auf ein Gewässer, das in südöstlicher Richtung floß und von dem man mit ziemlicher Sicherheit annimmt, daß es der Ursprung der Flüsse Merube (Meruri?) und Tuyu war, Zuflüsse des Madre de Dios, die in gleicher Richtung in ihn einmünden, so daß, wenn dieser Forscher vier oder fünf Leguas weiter vorgebrungen wäre (was er unglücklicher Weise unterließ), er wahrscheinlich den Punkt erreicht hätte, wo sie sich in den Madre de Dios ergießen.

Seine ganze Erfahrungsgereiztheit hatte indeß das Gute, die Thatfache, welche man schon kannte, zu bestätigen: daß der Purus in seiner enormen Länge breit und tief genug ist, um die Schiffsahrt zu begünstigen), und daß er im Gegensatz zum Madeira und anderen Flüssen von Hindernissen, wie Klippen, Bänken und Stromschnellen, frei ist.

Auf Chandless ist in der Erforschung des Purus der Nordamerikaner Azael Piper gefolgt, der von der bolivianischen Regierung die Koncession zur Errichtung von Kolonien in den östlichen Regionen des Landes erhalten hatte. Zwei Mal besuchte Piper den Purus; das erste Mal 1871, das zweite Mal 1874. Seinen Angaben zufolge hat er an dessen Ufern ein über 300 Meilen sich erstreckendes Areal mit 3000 Kolonisten bewilligt. Hinsichtlich der Vortheile, welche die Schiffsahrt auf dem Purus darbieten würde, stimmen seine Ansichten mit denjenigen seines Vorgängers Chandless überein. In Petrefacten einer natürlichen Verbindung mit dem Madre de Dios versichert er, daß eine solche nicht existire, daß sich aber beide Flüsse auf eine große Strecke bedeutend nähern.

¹⁾ Doch wohl nur in der Regenzeit.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Hr. Gruber, Das Münchener Beden. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie Süd-

Bayerns. — In Fortsetzungen zur deutschen Landes- und Volkskunde Bd. I, Heft 4.

Das Münchener Beden erscheint als eine Ausweitung

des Hartfels, wie sie alle bedeutenderen Flussthäler des Alpenvorlandes zeigen; es liegt genau an der Grenze der Moränenlandschaft. Charakteristisch sind die Moore und Heiden; erstere entstehen, wo die quartären Geröllschichten sich nicht mehr über den Spiegel des an unbedeutendem Tertiär stehenden Grundwassers erheben, letztere, wenn die durchlässigen Geröllmassen so mächtig sind, daß das Grundwasser auf die Oberfläche seine Wirkung mehr ausübt. Unter den Mooren unterscheidet der Verfasser:

1. Thalfächermoore, nördlich der Moränenlandschaft, je nach ihrer Entstehung in Thälern, Senken, und Depressionsmoore zerfallend.
2. Muldenmoore innerhalb der Moränenlandschaft, bald am Rande und den Ausgängen der Vorlandseen gelegen, bald Ueberbleibsel verschwundener Seen, entweder in Gletscherdepresionen oder nur in Moränenmulden.
3. Gebirgsmoore, die wieder verschieden sind, je nach dem sie an Hängen, auf Gipfeln und Plateaus, in abfälligen Einsenkungen oder in der Thalsohle liegen.

— Oberlieutenant Simon sprach fäthiglich vor der Section Uta des Schweizerischen Alpenclubs über die Hochgebirgsaufnahmen der Expedition, welcher er im vergangenen Sommer angehört hatte. Zwei Monate verwildert, abgesondert von der Kulturwelt, den behaglichen Komfort der gebildeten Europäer entbehrend, mitten im Herzen Europas in einer Stein- und Eiswüste ein halbes Gletschereis führend, täglich in neuen Stürmen gerispiert! — So schilderte er (nach der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 22. November 1885) das Leben eines Topographen, der oben im Hochgebirge Aufnahmen macht. Die interessanteste Aufgabe, welche die Expedition löste, zu der Oberlieutenant Simon gehörte, war wohl unzweifelhaft die Besteigung der Jungfrau. In wilden Hängen stürzt die Bergkette nordwärts zu Thal; nicht so scharf, aber ebenso impetuos drückt sie sich nach Süden ab; entsendet sie doch auf dieser Seite ihre Firnenmassen in die Firnmaße des großen Aletschgletschers, des größten der Alpen, von dessen gewaltigen Eismassen man eine annähernde Vorstellung erhält, wenn man bedenkt, daß dieser einzige Gletscher, in Blöcke von den Dimensionen des eidgenössischen Volschmitts zerlegt, genügen würde, um einen Viertel des Meeres mit einem zusammenhängenden Eisdübel zu umfassen. Am 14. Juli 1885 stieg die kleine Expedition in die Giegele des großen Aletschgletschers bis zur Konfordinhütte hinauf; einige Tage darauf wurde der Gipfel der Jungfrau erkliegen, der aber kaum einer einzigen Person Raum zum Aufstehen gewährt. Wenn von hier aus Photographien aufgenommen werden sollen, so bleibt nichts übrig, als vom Gipfel so viel wegzunehmen, bis die Schmitthöhe genügt, das Instrument aufzustellen. Die Entthauptung der Jungfrau wird beschlossen. Voller anderthalb Stunden lang wird aus Leibestrümpfen darauf los gehauen. Die Jungfrau ist etwa $1\frac{1}{2}$ m niedriger geworden. Das Instrument wird aufgehellt und nicht ohne seiltänzerische Evolutionen die ganze Hochgebirgsgründung in sechs Minuten aufgenommen. Nach 1 Uhr Nachmittags wird der Rückweg angetreten. Vordringt geht es in den Stufen hinunter, aber erweichte Schneebänke und bodenlose Firnfelder. Erdröndend heiß, fast un-aussprechlich ist die von allen Seiten reflectirte Sonnenstrahlung. Die Gesichtshaut wird vollständig geröthet. Aber trotz allen Anstrengungen werden noch mehrere Aufnahmen gemacht. Abends 8 Uhr trifft die Expedition ohne Unfall wieder in der Konfordinhütte ein. Am folgenden Tage wird der Trugberg erkliegen, jeder Tag bringt neue Aufgaben. Eine Menge Hochgebirgsgipfel wird mit dem Apparate besucht, auch das stolze Finsteraarhorn nicht verschont. In der Konfordin- und Oberaarhütte entwickelt sich ein gemüthliches Klubleben; hier diese Standquartiere endlich aufgegeben werden.

Die Expedition hebt ins Pizschenthal über und führt theils von Nisch, theils von der Gletscherhütte aus eine ganze Reihe von Punkten der Pizschentale, bis der Umschlag der Bitterung sie zum Heimath zwängt. Auf denjenigen, der sie lange ausschließlich bewohnt (so heißt es am Schluß des interessanten Berichtes), ist doch die Schwermuth des Einbruchs des Winters, des Gebirges aus. Nur im Kontraste wirkt sie beruhigend, und auch der Einbruch des Ueberwältigenden schwindet mehr und mehr, wenn wir uns wiederum hinaussetzen, gestützt darin aufhalten. Auch der Kiesel, Gefährten zu beschreiben, vermindert allmählich und der durch strengen Dienst, durch Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art hart mitgenommene Topograph freut sich, auf der Bildnis wieder in die Gegenden der menschlichen Kultur hinauszufragen.

— Die schottische meteorologische Gesellschaft hat auf dem 4107. hoben Ben Nevis ein meteorologisches Observatorium erbaut, welches mit dem am Meerestrande in direkter Linie nur fünf englische Meilen entfernten Fort William zusammen interessante gleichzeitige Beobachtung der oberen und der unteren Luftschichten gestattet. Der Berg liegt recht mitten in der Bahn der nordatlantischen Stürme und da unser Wetter vorwiegend von den dort vorbeischießenden Minimis abhängt, so haben die schottischen Beobachtungen ein sehr direktes Interesse auch für uns.

— Nach Wolmar Kadens Büchern greift jeder Italiener mit Erwartung; denn er ist sicher, Genuss und Belehrung bei diesem trefflichen Kenner italienischen Landes und Volkes zu finden. Er selbst spricht es in seinem neuesten Werke, „Neue Weltanschauung: Bilder und Historien“ (Leipzig, B. Gieseler, 1886), aus, daß er jetzt das Volk Nepels besser versteht, als vor einem Jahrzehnte, daß er tiefer in sein Wesen eingedrungen ist, als zuvor. Die zehn Artikel, welche er unter der Ueberschrift „Unter dem Vols“ zusammengefasst hat, können auch Männern der Wissenschaft manches Neue enthüllen. Wir haben das ganze Buch mit großem Vergnügen gelesen.

A f i e n .

— Die russische Regierung hat für das Jahr 1886 255 500 Rubel angewiesen zu neuen geodätischen Aufnahmen in Kerguelan, dem Uru-Gebiete, Transkaspien und Finnland.

— Die Herren Dr. Funge und Baron von Toll beabsichtigen für das nächste Jahr eine Expedition nach Neu-Sibirien, das seit 1823 nur von der unglücklichen Jeannette-Expedition wieder besucht worden ist. Nach den letzten Nachrichten (von Mitte Juli 1885) befanden sie sich im Gebiete der Jana (östlich der Lena), wo Dr. Funge den östlichen Fuß des Ural, die Nertcha, Baron Toll die westlichen Fußgahle und Uralintal ersteigte und namentlich reiche geologische Ansätze machte.

— Die Kohlenproduktion Japans hat nach den Angaben von Raumann in seinen Begleitworten zu der dem internationalen Kongress in Berlin vorgelegten geologischen Karte des Reiches bereits einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen und macht selbst in den östlichen Häfen der englischen Steinbohle freigelegte Konfurrenz. Obwohl die ältesten Kohlenhöfe erst der Juroperiode angehören, zeigen die Kohlen doch vielfach die Charaktere der ersten Steinbohle und selbst des Anthracits. Die Hauptbohle liegen in Kinsin und in Nesso, also an den Endpunkten des Reiches. Im Jahre 1881 waren bereits 773 Gruben im Betriebe, von denen aber die meisten nur lokale Bedeutung hatten und zwei, Takashima und Miike, beide in Kinsin gelegen, beinahe die Hälfte produzierten. Beide liegen dicht am Meer; die Werke von Takashima reichen sogar unter den Meeresspiegel hinab und von den drei dazu gehörigen Flößen ist das oberste erfossen, weil man in Folge ungenauer

Berechnung einen Stollen ins Meer hinein durchschlag. Takahima liegt auf einer kleinen Insel, nur acht Seemeilen von Nagasaki entfernt; die Werke gehören der großen Schiffsfabrikgesellschaft Mitsubisi. — Nisiki liegt etwas weniger günstig, doch auch noch nahe der Küste, und seine Riffe sind ausgedehnter und weniger durch Verwerfungen gebildet; das Werk ist Regierungseigenthum. — Die Kohlenflutchen von Nisio sind ungleich bedeutender, als die südlischen, aber sie liegen weiter im Inneren des Landes. Das Hauptwerk ist Yokonai, dessen Kohle für die kaiserliche Japan gilt; es ist neuerdings durch eine Eisenbahn mit dem Hafen von Otoru verbunden worden und verlor während des Kriege 1861 auf 888 700 Tonnen.

— Die deutsche, nun freilich wieder rüdgängig gemachte Annexion der Karolinen-Inseln hat den Spaniern Angh eingelegt, es könnte dem Deutschen Reich einfallen, auch jene Theile der Mindanao-Küpe, wo eingeborene mohammedanische Sultanate und Dattos nur in einem losen Abhängigkeitsverhältnisse zur spanischen Krone stehen, zu okkupiren. Um einen neuerlichen Konflikt zu vermeiden, hat der Generalgouverneur der Philippinen, Don Miguel Terro, Ende September die an der Südspitze Mindanaos liegende Inselgruppe der Sarangani-Inseln militärisch besetzen lassen. Die einheimischen Namen der Inseln sind: Tumanoo (Sarangani Ost) und Balat (Sarangani West). Auf der erstgenannten Insel, welche vier vortrefliche Häfen besitzt, ist das spanische Fort angelegt worden. Die Mauren (Mohammedaner) flüchten sich willig in die neuen Verhältnisse. Balat hat schroffe Klippen und eine Menge von Schluchten aufzuweisen.

A f r i k a.

— Von namhaften Afrikaforschern sind jüngst zwei nach Europa zurückgekehrt: Savorgnan de Brazza nach Paris und Paul Reichard nach Wiesbaden resp. Berlin. Die topographischen Ergebnisse, welche letzterer dem Herausgeber dieses Blattes zur Veröffentlichung übergeben hat, zeichnen sich durch eine seltene Genauigkeit und Sorgfalt aus; leider werden diese umfangreichen Aufnahmen im Landlebte des Congo nicht durch astronomische Beobachtungen gestützt.

— Auf Seite 351 des 48. Bandes melkten wir, daß die ganze Küste von Dahome, ja das ganze Reich unter portugiesischen Schutz gestellt worden sei. Eine Art Erklärung zu diesem Vorgange giebt H. Jöller (Die Deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, II, S. 27), obwohl er das Ereigniß selbst gar nicht erwähnt, auch nichts davon wissen konnte, als er jene Zeilen schrieb. Nach schon vorher hatten die Portugiesen in Weida ein Besatzungsrecht, das aber in flügliger Weise ausgetilgt wurde, und welches der ganz unabhängige König von Dahome mehr als eine Ehrenbezeugung, denn als eine Verkürzung seiner Souveränität anzusehen schien. Doch meint Jöller, daß trotzdem die Portugiesen dort in größerem Ansehen stehen, als irgend eine andere europäische Macht. Wohl behandelt man sie zuweilen etwas sehr von oben herab oder benagt sie als Spielball, aber die Thatfache, daß die inneren Seiten der Regierung von seiner anderen europäischen Nation so gut wie von den Portugiesen verstanden werden, gelangt doch immer wieder zu ihrem Rechte. Der Kommandant, der Officier und der Arzt des portugiesischen Forts bilden auf den ihnen angewiesenen Ehrenplätzen eine als unumgänglich nothwendig erachtete

Staffage zu allen größeren Festlichkeiten. Das große Talent der Portugiesen besteht darin, daß sie ihre Interessen mit den Schwächen und dem Eigennume des Regers identifiziren und dennoch niemals allzu vertraut werden. Die Engländer gelten überall dort, wo der Unmuthwilligkeitswandel von Sierra Leone noch nicht zur Geltung gelangt ist, als zu schroff, sie vertheilen sich nicht auf das, was dem Regem zumeist am Herzen liegt. Die Franzosen hingegen verfahren durch hundert Kleinigkeiten ihre Autorität, die beim Regem um jeden Preis aufrecht erhalten werden sollte. Die Portugiesen dagegen werden von den Regern einerseits als die einzige Nation angesehen, die ihnen selbst am ähnlichsten ist und sie am besten versteht, andererseits als diejenige, welche am fruchtigsten die Justitrathe zu schwingen weiß. Ganz besonders tritt das in Dahome hervor, wo Jedermann vom Könige abwärts bis zum Händler über den entwürdenen Glanz der Sklaverei trauert. Da die meisten in Dahome anhängen Portugiesen diese Aufnahmeweise theilen, so ist damit ein Aufnahmepunkt gegeben, der allen übrigen Nationen fehlt.

Inseln des Stillen Oceans.

— Forbes will den Versuch machen, den Gipfel des 13205 Fuß hohen Owen Stanley-Berges auf Neu-Guinea zu erreichen, auf Faden, die bis jetzt der Fuß seines weißen Mannes betreten hat; es ist seine Absicht, zunächst ein Lager 25 Meilen weit im Inneren des Landes gelegen, zu Sogeri, in der Nähe der vorliegenden Berge, zu setzen, aufzuschlagen. Im nächsten Frühjahr, wenn das Wetter besser ist, will er dann den Versuch machen, den höchsten Punkt zu erreichen. Er wird wohl einige Jahre in Neu-Guinea bleiben, da seine Frau ihm folgt und er mit ganzer Seele bei seiner Arbeit ist.

— Zwischen Großbritannien und Frankreich ist nach längeren Verhandlungen ein Vertrag geschlossen worden, wonach letzteres seine Ansprüche auf die Westküste von Neufundland aufgibt und dafür in den edgültigen und vollen Besitz der beiden zu dem Societäts-Archipel (Inseln unter dem Winde) gehörigen Inseln Kaiata und Boro gelangt.

Nordamerika.

— Bei Northborough in Massachusetts hat man zusammen mit Moschodonskiren und offenbar gleichzeitig mit denselben einen Menschenskädel gefunden, der Herrn J. W. Putnam übergeben wurde und von diesem beschreiben werden wird.

— Friedrich von Hellwald's Schilderung der Vereinigten Staaten „America in Wort und Bild“ ist nach vor Weihnachten mit der 65. Lieferung zu Ende gegeben und bildet, in zwei stattliche Prachtbände gebunden, eine Zierde jeder Bibliothek. Der zu den belesteten unter den popularisirenden Schriftsteller zählende Autor schildert mit bekannter Normengewandtheit aus die in Europa so gut wie unbekannten landschaftlichen Schönheiten, die Städte, die Menschen in ihrem Thun und Treiben, die Ureinwohner, Handel und Verkehr, das reiche Anwachsen der Union u. s. w., und in dem Vertheben, klare Vorstellungen zu erwecken, unterstützen ihn gegen 600 zum Theil prächtige Abbildungen. Eine Probe derselben brachte der „Globus“ vor 2½ Jahren (Bd. 43, S. 303).

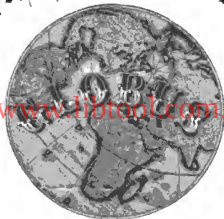
Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Von der belgischen Küste. (Mit drei Abbildungen.) — H. M. Pfeiffer'ski's fünfter Brief aus Central-Afien. II. — Die erste Erforschung des Nubie de Diö. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 11. December 1885.)

Redacteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Vintenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

N^o 3.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Auch alle Buchhandlungen und Postämtern zum Preis von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Huades.)

III. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ein Hauptstudienobjekt für die Expedition bildeten natürlich die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, über welche wir bis jetzt nur wenige und meistens auf flüchtige Beobachtungen gegründete Nachrichten hatten. Die Mittheilungen der Franzosen beziehen sich natürlich ausschließlich auf die Bewohner der Umgebung der Drangebai und lassen sowohl die Aklaklnse der Westküste wie die Tuna der Hauptinsel (man vergleiche hierüber den Bericht von Bridgée über die Ethnographie des Feuerlandes in Bd. 47) ganz außer Betracht, da sie mit diesen in keinerlei Beziehungen gekommen sind. Der Stamm an der Drangelai, der südlichste der ganzen Welt, gehört zu der von Agrov als Telnitla bezeichneten Rasse, dem Nahgans der englischen Missionare. Noch heute ist das, was die ersten Berichte, die bis 1715 hinaufreichen, über sie bejagen, vollkommen zutreffend und die Reproduktion der Berichte würde genügen, wenn sie ein klein wenig detaillirter wären.

Es ist dem Feuerländer niemals eingfallen, in der Weise die Produkte seines Landes zum Schutze gegen die Witterung und zur Erhöhung der Bequemlichkeit zu verwenden, wie das z. B. der Eskimo im Norden thut. Sie haben keine Kleider, keine feste Wohnung, sie sammeln keinerlei Wintervorräthe. Eine um die Schultern geworfene Robbenhaut oder ein paar zusammengeknäute Lärnseile können kaum eine Kleidung genannt werden, die Hörter sind rasch errichtete Zweigebütten, die nach ein paar Tagen

wieder verlassen werden und in denen sie, am Feuer niedergekauert, die Nacht verbringen, und die Nahrung muß jeder Tag bringen. Aetlich ist von einer strengen Winterzeit hier keine Rede; die Mitteltemperatur beträgt zwar nur + 5°; sie übersteigt im Sommer nicht + 7,17° und fällt im Winter nicht unter + 3,56°, aber man begreift doch kaum, wie die Feuerländer unter diesen Bedingungen auskommen können.

Das Einzige, was man eigentlich eine Kleidung nennen kann, ist ein kaum handgroßer Lappen von Onanacofell, welchen die Frauen an einer um die Hüften laufenden Schnur befestigt tragen; ohne diese Maschakana zeigen sie sich niemals, aber sie genügt ihnen auch vollständig, obschon man durchaus nicht sagen kann, daß es ihnen an Schamhaftigkeit fehle. Auch die kleinen Kinder werden nicht besser gegen den Frost geschützt; um sie zu tragen, benutzt man ein Onanacofell, sonst sind sie vollständig nackt. Frauen und Mädchen sind übrigens durchaus nicht gleichgültig gegen ihr Aussehen und suchen ihre Gesichter durch Tuerstriebe und Tupfen mit weißem Thon nach besten Kräften zu verschönern, wie unsere erste Abbildung zeigt.

Da die Feuerländer innerhalb eines bestimmten Bezirkes nomadisch und niemals lange an derselben Stelle bleiben, machen sie sich mit der Erbanung ihrer Hütten keine großen Umstände. Wir geben auf S. 34 und 36 die Abbildungen von zwei solchen Hütten nach Photographien. Ein paar Stämme

werden in die Erde gesteckt mit den Spitzen gegen einander, die Zwischenräume einigermaßen mit Zweigen ausgefüllt und der Boden ganz roh gebohrt; dann bringt man das in der Pirogue immer glühende Feuer herein und die

Hütte ist zum Verweilen fertig. Nur dann und wann, wenn man länger an einem Orte bleiben will und gar zu schlechtes Wetter droht, baut man die Hütten größer und sorgfältiger, aber gar oft müssen auch ein paar zusammen-

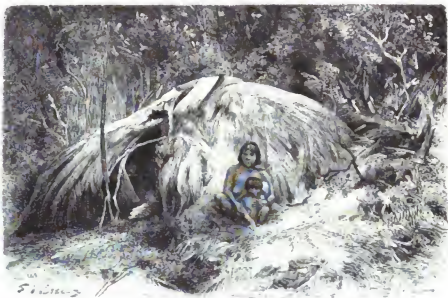


Geschminkte Feuerländerinnen.

gestreckte Zweige am Fuße eines Felsens selbst bei schlechtem Wetter genügen. Natürlich schlafen sie auch auf der bloßen Erde, kaum daß sie sich die Mühe nehmen, ein paar Hände voll Gras und Kräuter zur Unterlage anzurufen; eine

Kobbenhaut unter zu legen, erscheint ihnen schon als ein hoher Grad von Luxus und Verweichlichung.

Das Wunderbarste an den Feuerländern ist jedenfalls, daß sie niemals an eine Fürsorge für den nächsten Tag



Hütte im Walde.

denken. Und doch ist der Winter streng genug und die Zeiten sind gar nicht selten, in denen der Feuerländer weder auf die Jagd, noch auf den Fischfang ausziehen und auch nicht einmal Muscheln an den von der Brandung gepreßten Klippen ablesen kann. Läßt sie dann nicht der Zufall

eine tote Robbe oder einen gestrandeten Walfisch am Ufer finden, so heißt es freilich saften. Dann liegen sie unbeweglich in ihren Hütten um das qualmende Feuer und erheben sich nur, wenn frisches Brennholz geholt werden muß. Wird der Hunger zu heftig, so sammeln sie am

Strande die Wurzeln von *Armeria magellanica* und stoßen mit ihnen, die freilich kaum Nahrungsstoff enthalten, den fauernden Magen voll. Am Glücke dauern solche Schmerztürme, die jede Bewegung draußen unmöglich machen, selten länger als drei bis vier Tage, und das läßt sich am Ende aushalten. Die Leute wagen in solchen Fastenzeiten freilich rasch ab, aber bei genügender Nahrung erholen sie sich auch fast ebenso rasch wieder und sie können dann auch, wie alle Jägervölker, ganz überraschende Quantitäten Fleisch zu sich nehmen.

Die Erzählungen von gewohnheitsgemäßer Anthropophagie, wie sie seit den Reisen von Fitzroy und Darwin in allen Büchern spukten, und wie sie auch noch ganz neuerdings Dr. W. Schueider¹⁾ wiederholt, beruhen beinahe alle auf den Erzählungen der vom Kapitän Fitzroy nach England mitgenommenen jungen Feuerländer, welche der „*Beagle*“ nach ihrer Heimath zurück brachte. Diese erzählten, daß sie, wenn sie im Winter allzu arg vom Hunger geplagt würden, die alten Frauen, die doch unnütz wären, lieber schlachteten, als sie einen Hund opfereten, denn „Hunde können Eltern fangen, alte Frauen nicht“. Die Schlachtopfer würden über das Feuer gehalten, bis sie erstideten, und dann lausgerecht zerlegt. Darwin erfuhr noch, daß die bejaammernswürthen alten Frauen in solchen Fällen manchmal in die Berge zu flüchten versuchten, aber von den Männern verfolgt und zurück geschleppt würden. An dieser ganzen Erzählung scheint kein wahres Wort zu sein; weder die seit fünfzehn Jahren im Feuerlande angesiedelten Missionare noch die französischen Forscher haben jemals einen solchen Fall von Anthropophagie konstatiren können, auch in längeren Hungerzeiten nicht, und auch die im Kampfe getödteten Feinde werden nicht aufgefressen. Die alten Frauen sind übrigens durchaus nicht so unnütz, wie obige Erzählung voransetzt; ihre Erfahrung giebt ihnen einen entschiedenen Werth beim Beschaffen der Nahrungsmittel sowohl, wie

bei den sonstigen Hausarbeitsarbeiten, und gar nicht selten heirathen junge Leute lieber eine erfahrene ältere Frau, als ein junges, wenn auch hübscheres Mädchen. Ältere Frauen, deren Männer gestorben sind, üben sogar ganz entschieden alle Rechte des Familienerbhauptes aus; auch wenn sie allein leben, haben sie immer ein paar Kinder oder Enkel bei sich, die ihnen unbedingt gehorchen sind. Auch die alten Männer erziehen sich großen Einflusses und einer Art Verehrung. Zu

einer Organisation über die Familie im engeren Sinne hinaus läßt aber der unabhängige Feuerländer nicht kommen. Jeder ist auf sich selbst allein angewiesen und so existirt nicht einmal die patriarchalische Stammesform, wie bei anderen auf etwa gleicher Kulturstufe stehenden Völkern. Sobald der Sohn erwachsen ist, fühlt er sich völlig unabhängig von seinem Vater und ist bei der geringsten Lastade bereit, sich von ihm zu trennen und mit seiner Frau eine eigene Haushaltung zu beginnen. Auch bleibt doch immer ein gewisser Zusammenhang und die Abstammung eines Geschlechtes fühlen sich im Falle von Gefahren und Zwistigkeiten immer als zusammengehörig.

Innerhalb der Familie theilen sich Mann und Frau in die Arbeit. Den Männern fallen die eigentlich schweren Arbeiten zu; sie haben das Brennholz und bringen es nach Hause, sie bauen die Hütten und konstruiren die Piroggen und sie betreiben die höhere Jagd. Diese gilt besonders den Klobben, welche sie in den Piroggen verfolgen und mit den selbstgefertigten Dargpanen erlegen, und den Ottern. Bei letzterer Jagd werden sie von ihren Frauen unterstützt, welche die Ottern in den Strandhöhlen auffinden und entweder sofort erwürgen oder

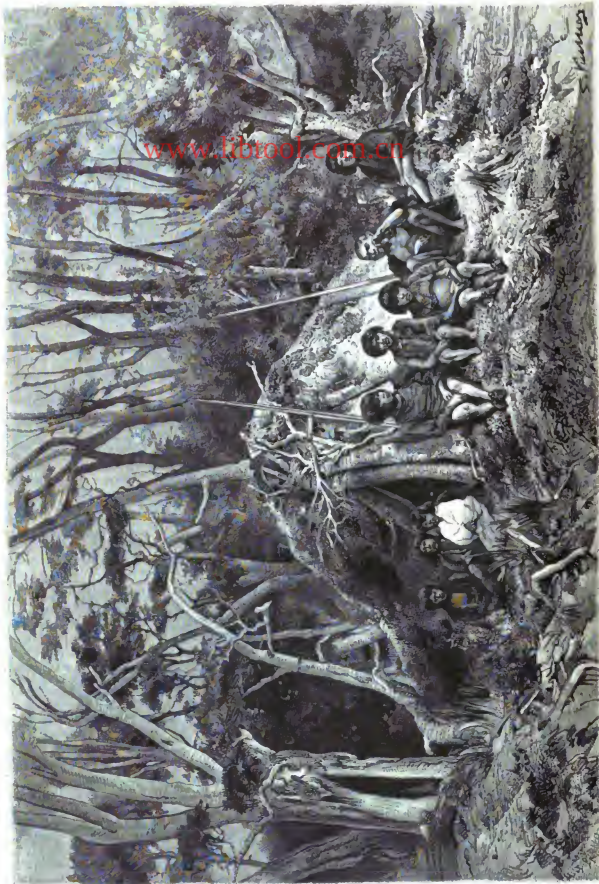
den Jägern zutreiben. Am Tödteten der Vögel bedienen sie sich der Schleuder, in deren Handhabung sie sehr geschickt sind. Unser Bild S. 37 zeigt beide Waffen und ihre Anwendung.

Den Frauen fallen zunächst die eigentlichen — in diesem Falle beim Mangel von Häusern freilich ungenügend so genannten — häuslichen Arbeiten zu; außerdem sammeln sie bei jeder Ebbe an den Flecken die Weidmuskeln und Schaffelschneden, die einen wichtigen Theil der Nahrung bilden.



Feuerländerin mit ihrem Kinde.

¹⁾ Die Naturvölker, Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Vaderborn 1885.



Hütte der Feuerländer.



Feuerländer mit Schleuder und Harpune.

Sie besorgen die Küche, unterhalten das Feuer und zünden es nöthigenfalls an; zu letzterem Zwecke schlagen sie zwei Schwefelsteine oder Eientheile an einander und fangen die Funken in trockenem Vogelknochen auf. Ferner holen sie das Wasser und flechten aus einer Kieferart (*Junceus magellanicus*) Körbe und die für die Piroquen nöthigen Stricke; auch die Armbänder und Halsbänder aus durchbohrten Muscheln werden von ihnen ausschließlich angefertigt. Ferner ist der Fischfang Sache der Frauen; sie angeln mit einem entsprechend geformten Stüde Muschelschale oder auch einfach mit einem Stückchen Fleisch, das an die Leine gebunden ist, die rasch herausgezogen wird, ehe der Fisch den verschluckten Köder wieder von sich geben kann. Die Reinen werden theils aus getrocknetem Tang

(*Macrocyatis pyrifera*) angefertigt, theils aus Robbensehnen und durch einen angebundenen Stein verjüngt. Die Frauen sammeln auch mit einer langen, vierzackigen Gabel die häufigen Seeigel und mit einer Art hölzernen Spatens die Chiton- und Schiffschnecken von den vom Wasser überdeckten Felsen. Endlich hat in den Piroquen die Frau fast ausschließlich das Ruder zu führen. Es ist das gerade keine allzu anstrengende Arbeit, denn die Piroquen, ausschließlich aus der Rinde der birkenblättrigen Buche (*Fagus betuloides*) erbaut, sind von einer wunderbaren Leichtigkeit. Leider auch von einer ebenso geringen Dauerhaftigkeit. Im Allgemeinen nimmt man an, daß eine gute Piroque nicht über ein halbes Jahr brauchbar bleibt, trotz aller Sorgfalt, welche Mann und Frau gemeinsam auf ihre Erhaltung



Feuerländerin, einen Kormoran rupfend.



Fuegiens.

verwenden. Es ist hauptsächlich die Aufgabe der Frau, diesen für die Existenz des Feuerländers ganz unentbehrlichen Gegenstand im Stande zu halten und stets sieht man sie beschäftigt, die Rippen mit halbfesten Zweigen zu kalfatern und die einzelnen Stücke zusammenzunähen. Der Verlust ihrer Piroque macht eine Feuerländerfamilie für den Augenblick völlig hilflos, und wenn sie an einer einsamen Klippe Schiffbruch leiden und nicht zufällig von Anderen bemerkt werden, kommen sie in Gefahr, Hungers zu sterben.

Zeitloser Weise können wohl die Frauen schwimmen, die Männer aber nicht (? Red.). Die Frauen schwimmen meistens sehr gut, gehen aber nur dann ins Wasser, wenn sie müssen, z. B. um einen mit der Schindler erlegten Vogel zu holen. Nur selten, bei relativ warmer Temperatur,

halten die Franzosen Gelegenheit, zu beobachten, daß die Feuerländerinnen auch zu ihrem Vergnügen ins Wasser sprangen und ohne einen bestimmten Zweck lustig darin herum spielten. Zu tauchen, wie öfter angegeben wird, schienen sie indeß nicht; zum Herausholen der Muscheln und Seeigel haben sie, wie oben erwähnt, ein eigenes Instrument.

Mädchen und Knaben werden schon früh zur Theilnahme an den Arbeiten angehalten, übrigens aber sehr gut behandelt, wenn ihre Eltern auch nicht so zärtlich mit ihnen thun, wie in Europa.

Eine Spur von religiösen Vorstellungen haben die Franzosen bei den Feuerländern nicht entdecken können; den Missionaren ist es bekanntlich auch nicht besser gegangen.

Auch der Aberglaube ist nicht allzu arg. Sie vermeiden es möglichst, von ihren verstorbenen Vorfahren zu sprechen und sind namentlich sehr sehr schwer dazu zu bringen, deren Namen zu nennen, was natürlich eine historische Ueberlieferung beinahe unmöglich macht. Ihren Kindern geben sie einen Namen erst, wenn sie etwa zwei Jahre alt sind und zu laufen anfangen; sie thun das, wie sie sagen, damit sie, wenn das Kind vorher stirbt, nicht einmal zufällig seinen Namen hören und dadurch an ihren Verlust erinnert werden. Gewöhnlich erhalten sie dann den Namen des Ortes, an welchem sie zur Welt gekommen sind. Verlust von Kindern wird überhaupt schwer empfunden, und nicht selten haben die Franzosen die Krienen der Wilden sich verdrüssern und die Frauen sogar in Weinen und Klagen ausbrechen, wenn zufällig auf einen solchen Todesfall angespielt wurde. Sie tragen auch die äußeren Zeichen der Trauer, schwarze Bemalung des Körpers und auf dem Schreitel tonfarbig kurz gedrehtes Haar, längere Zeit zur Schau. Vor dem Tode und den Wochen danach ist indeß nicht die geringste Schen zu haben. Synodus hält es auch, ebenso wie die englischen Missionare, für völlig begründet, daß sie, wenn ein Sterbender das Bewußtsein verliert und zu sicheln beginnt, ihm die Kette zuwenden und so den Todeskampf abtönen. (Es ist das nicht nur in barbarischen Völkern üblich, auch in Teutschland giebt es Gegenden genug, in welchen man, wenn Jemand zu lange zu kämpfen hat, ihm das Kissen unter dem Kopfe hinwegzieht, um das Ende zu beschleunigen.)

Der einzige eigentliche Aberglaube ist der an die Erbsenz von Dämonen, welche sie Lalapatu nennen. Es sind dieselben, welche am Beagle-Kanal nach Fridrich Catdyrid heißen, unsichtbare, bössartige Wesen, die sich nur zeigen, um Unheil anzupflanzen. Wer sie sieht, ist verloren; öfter hört man ihre Stimme, welcher der der Kobbe gleicht, aber von den Feuerländern sofort unterschieden wird.

Glauben sie dieselbe in stiller Nacht gehört zu haben, so erfährt sie eine wahrnützige Angst, sie versammeln sorgsam ihre Dessinnung der Hülfe und warten, die Waffen in der Hand, zitternd am Feuer des Morgens ab. Dann aber verlassen sie alsbald den Lagerplatz und flüchten nach einer andern Insel. War oft folgt ihnen das Schreckgespenst auch dorthin und hegt sie mehrere Nächte lang, bis sie endlich vor Erschöpfung in einen tiefen traumlosen Schlaf fallen. Der Lalapatu entspricht anscheinend in seinem Wesen ganz dem *Voup-garon* der französischen Bauern; der Werwolf der deutschen Märchen giebt dagegen nur eine sehr unvollständige Vorstellung von ihm.

Nach Jikopy sollen die Feuerländer auch Zauberer und Medicinmänner haben; die Franzosen konnten nichts davon bemerken. Allerdings wird, wenn Jemand länger krank ist, ein Mann gerufen, der unter einigen seltsamen Gebärden ihm Hülfe bringen soll, aber derselbe beschränkt sich im Wesentlichen auf eine tunsüchtige Wallfahrt des Heilens, in welchem man den Zug der Krankheit vermutet. Der *Takamusch* — unsere letzte Abbildung stellt einen solchen dar — host neben dem Kranken auf die Erde nieder und improvisirt zunächst unter furchtbarem Weisheitschneiden einen völlig unzulammenhängenden misshandenen Gesang; dann beginnt er, immer singend, die Wieder zu drücken und zu kneten und hält nur zeitweise inne, um erst den Kranken und dann seine eigenen Hände anzublasen und diese gegen das Feuer zu schütteln. Schließlich schneidet er mit einer Winkst den Patienten einen Winkst Haare ab und wirft sie ins Feuer; damit ist die Operation beendigt. Ein solcher *Takamusch* ist übrigens ziemlich in jeder Familie und man schreibt ihm keinerlei übernatürliche Gewalt zu.

Er ist meist ein älterer Mann, doch kommen auch jüngere vor und im Allgemeinen scheint das Familienoberhaupt diese Funktion auszuüben. Daher mag es auch gekommen sein, daß Jikopy sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Zauberer einen großen Einfluß auf ihre Stämmegegens ausübten, was durchaus nicht der Fall ist. Der *Takamusch* übt auch seine Kunst unentgeltlich aus, was ein Medicinmann von Hauswirth nie thut. (Man vergleiche die Angaben von Bridg in Bd. 47, S. 332, der in dieser Hinsicht vollständig anderer Ansicht scheint als die Franzosen.)

Die Eingeborenen an der Drangebai sind kleiner Statur, die Männer nicht über 1,58 m hoch, die Frauen nur 1,48 m. Die Hautfarbe ist ein helles Gelb. Die Züge sind grob, aber die gewöhnlich lebhaften und ausdrucksvollen Augen lassen die Physiognomien doch nicht unangenehm erscheinen. Brust und Hüften sind breit und gut entwickelt. Die Männer vertilgen sämtliche Barthaare sorgfältig. Die Frauen zichnen sich meist durch sehr plumpe Figure aus und sind nichts weniger als verführerisch.

Im längeren Verkehr mit den Franzosen legen die Feuerländer wohl nach und nach einen Theil ihrer ursprünglichen Schen und Zurückhaltung ab, aber sie bleiben durchaus ihren alten Zeiten treu und zeigen nicht die geringste Lust, etwas von den Fremden zu lernen. Nur zur Offenszeit kamen die benachbarten Familien regelmäßig und hosten vor dem Stationsgebäude nieder, um die Ueberlebens in Empfang zu nehmen. Eine besondere Vorliebe zeigten sie, wie solche Stämme gewöhnlich, für die leeren Konferenztischen, welche sie mit größten Eifer zusammenstuden und in ihre Hütten schlepten. Die Bevölkerung wechselt übrigens ziemlich häufig; länger als zwei Monate hielt kaum eine Familie in der Nähe der Fremden aus, trotz der gebotenen Vortheile, es schien sie eine Art Heimath nach ihrem herumschweifenden ungebundenen Leben zu ergreifen und sie verschwanden ohne Abschied, um alsbald wieder ersetzt zu werden. Treulich die vierzig Individuen lagerten gewöhnlich in der Nähe der Station, und, als nach Verlauf der ersten paar Monate die Franzosen eine gewisse Anzahl der gebräuchlichsten Worte gelernt hatten, entwickelte sich mit denselben auch ein einigermaßen freundschaftliches Verhältnis. Einzelne ließen sich sogar zu Dienstleistungen herbei; halfen beim Wegebau und trugen Holz, doch schien ihnen das nicht recht zu gefallen und man konnte nie auf sie rechnen; große Ansprüche machten sie freilich auch nicht dafür und mit einigen Broden Brot oder Zwieback waren sie jederzeit zu ziehen. Nur einer oder zwei blieben der Station treu und entschlossen sich zu regelmäßigen Arbeiten.

Aber auch die fleißigsten Besucher brachten es, obgleich sie sich eifrig Mühe gaben, niemals dahin, die französischen Anekdote zu behalten; oui und ehemo waren schließlich die einzigen Vereinerungen ihrer Wortschätze, für Brot behielten sie immer das englische bread bei. Ubrigens ist auch ihre Kenntnis des Englischen nicht weit her, über 15 bis 20 Worte hatte es keiner hinaus gebracht. Es ist das um so auffallender, als sie selbst eine vortheilhafte und gut angeordnete Sprache haben, deren Wortschatz die Missionare auf mindestens 30 000 anschlagen. Am liebsten trieben sie sich in dem zoologischen Laboratorium herum, einem zum Theil auf abgefallenen Baumstämmen in einiger Entfernung von den anderen Häusern errichteten Rothbau, den man aus Kistenrettern hatte zusammenzunageln müssen, da er in dem ursprünglichen Programm nicht vorgesehen war. Hier, wo die hauptsächlichsten Beobachtungen und Messungen an ihnen vorgenommen wurden, gestattete man ihnen den ganzen Tag über Zutritt und

freie Bewegung und trotzdem kamen nicht die geringsten Schwierigkeiten vor. Die Feuerländer sind also in dieser Hinsicht entschieden besser als ihr Ruf.

Mit dem 1. September 1883 schlossen die officiellen Beobachtungen, die Sammlungen waren schon vorher eingepackt und am Bord gebracht worden und am 3. September lichtete die „Romandee“ mit dem ganzen Personal an Bord die Anker und steuerte zunächst durch den Beagle-Kanal, dessen prachtvolle Gletscherküste sich nicht zum zweiten Male in der Welt findet, nach Punta Arenas an der Magalhãesstraße und nach dem Hafen von

selbst direct nach Cherbourg, das am 12. November erreicht wurde.

Tamit schließen die Schilderungen des Dr. Hyades, welche, so interessant sie sind, doch eigentlich mehr Fragen aufwerfen als erschlüssend beantworten. Offenlich bleibt der officiële Bericht des Kapitän Martial¹⁾ nicht allzu lange aus und legt uns in den Stand, unseren Lesern weitere Details über die fälschlichsten Bewohner der Erde zu geben.

¹⁾ Dieser Bericht ist leider unglücklich in Tongking, wo er eine Anzahl Beispiele der Typhenterie erliegen.

R. M. Prishwalski's fünfter Brief aus Central-Asien.

III. (Schluß.)

Da wir nach unserer Information die Unmöglichkeit einfanden, mit Kamelen nach Tibet zu gehen und unsere Kamelle, welche von Urga an schwere Pallen geschleppt hatten, katastrophal waren, mußten wir uns entschließen, in Karia für die bevorstehende Expedition auf das Hochplateau Tibet 30 Saumpferde zu mieten. Die überflüssige Vagage (d. h. die Sammlungen) wurde dem Chasim (Gouverneur) von Karia, einem Eingeborenen, in Verwahrung gegeben; die Kamelle, 51 an der Zahl, aber wurden unter Verwahrung von sechs Kosaken in der Nähe Karias zur Weide zurückgelassen. Wir selbst, 15 Mann hoch, rüdten, nur mit dem Nöthigsten ausgerüstet, von Karia nach Süden aus, in der Hoffnung, Tibet durch jene Schlucht zu erreichen, welche 1871 ein Fundist (ein in der Topographie unterentwickelter Indier) von Kadel aus passirte. Jedoch unsere Hoffnung sollte zu Schanden werden. Die erwünschte Schlucht, durch welche der Fluß Kurah fließt, erwies sich, abgesehen von der Zerstörung der Brücke und der Vergiftung durch die Chinesen, für Saumpferde unzugänglich, besonders während des Sommers, wo alle Bergbäche angeschwollen sind; ein anderer Paß war nicht vorhanden. Wir mußten also, so leid es uns auch that, unser Vorhaben, den nordwestlichen Theil Tibets zu besuchen, aufgeben, und entschlossen uns kurz, statt dessen die Karia zunächst liegenden Gebirgskette zu durchkreuzen. Sie bilden eine unmitttelbare Fortsetzung des „Russischen“ Höhenzuges, und da die Eingeborenen ihnen keinen aus den gesammten Gebirgszug bezüglichen Namen beigelegt haben, sondern immer nur die einzelnen Schluchten und Bergketten bezeichnen, so mußte ich wieder den Pahlen spielen und taufte dieses Gebirge denn auf den Namen Karia-Gebirgszug. Dieser Gebirgszweig erstreckt sich von Ost nach West 160 Meilen weit, zwischen den Flüssen Karia und Turan-Kach; letzterer trennt diesen Kamm von den Gebirgszügen, die sich bis zum Karakorum weiter hinziehen. Der Karia-Gebirgszweig stellt sich dem Auge als eine hohe, glänzend weiß ansteigende Gebirgswand dar, die auf der ganzen Längsenausdehnung über die Schneegrenze hinausragt. Mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen treten sogar in abliegenden Kaminen bis zur äußersten Seite der Gebirgswand vor und überhaupt besitzt die Schneeregion dort eine große Ausdehnung. Besonders hervorragende Spitzen haben wir nicht bemerkt, obwohl sich hier und da über der Gesamthöhe des schneebedeckten Kollapses höhere Gruppen erheben, die wahrscheinlich 20 000 Fuß absoluter Höhe übersteigen. Zu unserem

Leidwesen hatten wir keine Möglichkeit, trigonometrische Höhenmessungen vorzunehmen oder die Höhe barometrisch zu bestimmen. An Pahlen wurden wir durch den fortwährenden starken Regen verhindert, welcher während der 25 Tage, die wir in der höchsten Zone des Karia-Gebirges zubrachten, unaufhörlich niederstürzte. Diese Regenzeit wird wahrscheinlich durch die Monjune des Indischen Ozeans bewirkt und dauert während der drei Sommermonate, doch tritt der Regen am heftigsten im Juli auf. Diese Regenperiode ist Ursache der großen Zahl von Gletschern in den Bergen, denen viele Bäche entspringen; am Fuße des Gebirges bilden sich die Casen an diesen Flüssen. Eine andere Folge der Sommerregen erblickt man in dem ausgezeichneten Weidelande auf den unteren Stufen des Gebirges in einer absoluten Höhe von 9000 bis 12 000 Fuß. Auf den Matten dieses Altes weiden große Herden prächtiger Schafe. Je weiter nach dem Norden, desto schwächer tritt die Regenzeit auf, und es ist wahrscheinlich, daß nur ein geringer Theil des Regens bis zu den Höhenjungen des centralen Kuen-Luen getragen wird.

Ungeachtet der ergiebigen Bewässerung durch den Regen während des Sommers ist der Karia-Gebirgszug angenehm arm in Bezug auf die Flora und ihre Vielfältigkeit, man sieht weder Wälder noch Puschwerk. Größere Thiere trifft man auch nicht an, mit Ausnahme der Vergifose (Kulu-Joschok) auf den Felsabhängen; von der gefiederten Welt bemerkt man bloß Gier in größerer Zahl und kleinen Bergvögel (Megaloperdix). Den Grund einer solchen Armuth des organischen Lebens hat man wohl einerseits in dem scharfen Kontraste zwischen der trockenen und heißen Wüste und den mächtigen kalten Bergen, die auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zusammengefaßt sind, und andererseits in der ungewöhnlichen Zeitlichkeit der Bergwand zu suchen, bei welcher schon zwischen den einzelnen schmalen vertikalen Gärten große Unterschiede in der Temperatur und Bewässerung zu Tage treten. Die untere Grenze der Gletscher des Nordabhanges des Karia-Gebirgszuges befindet sich, nach der Analogie mit dem Sa-Glück-Ran-Schan zu schließen, vermuthlich auf einer absoluten Höhe von 15 500 bis 16 000 Fuß. Auf dem Südbahange desselben Gebirges, welcher sich kürzer und von topographisch sanfterem Charakter ist, dürfte die Schneegrenze 500 bis 1000 Fuß höher liegen.

Während unseres Aufenthaltes im Karia-Gebirge konnten wir den dortigen südlichen Kachju-Stamm genaugen

lernen und hatten ferner auch Gelegenheit, einen andern kleinen aber hochinteressanten Volksstamm — die *Pola* — zu besuchen.

Das Dorf dieser *Pola*, welches nur aus 50 Häusern besteht, liegt am Flusse *Kurab*, fünf Werst oberhalb seiner Mündung in den *Keria*, in einer Höhe von 8000 Fuß. Die Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten ruht in den Händen des durch Wahl bestimmten *Misfal*. Die Einwohner beschäftigen sich vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht. Sie gehören zu der mohammedanischen Sekte der *Sumiten*. Nach ihrem Verlangen sind die *Pola* der *Tibetaner* und der Ueberlieferung nach aus folgender Ursache nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte verschlagen worden:

Im westlichen Tibet herrschte vor Zeiten der Brauch, einen Kaiser zu wählen und ihn dann nach Ablauf einer zehnjährigen Regierung, gleichviel, ob er nun ein schlechter oder guter Regent war, zu tödten. Einer dieser Kaiser, *Ghatam* genannt, floh kurz vor Ablauf der Regentschaft und des ihm damit erwartenden Schicksals mit dreihundert Anhängern außer Landes und gründete eine kleine Kolonie am oberen Laufe des *Keria*, also auf dem tibetanischen Plateau. Diese Niederlassung wurde aber bald darauf von den Mongolen überfallen und die Bewohner niedergemacht. Nur *Ghatam* selbst rettete sich mit seiner Frau, seinem Sohne und zweien seiner nächsten Umgebung. Tiefe Kälteflüge verfolgten den Lauf des *Keria* über die Ausläufer des tibetanischen Hochlandes hinaus und grübelten, sich mit den Frauen des Stammes *Matshin* verheirathend, die jetzige Niederlassung *Pola*, wo jetzt schon die achte Generation nach dem ersten Ansiedler lebt.

Die Bewohner von *Pola* zeigen, wie die übrigen Stämme in Ost-Turkestan, ein buntes Gemisch von physiognomischen Typen. Vorherrschend ist der Typus des *Matshin*-Stammes vertreten, nur selten erinnert Einer oder der Andere an die *Tibetaner*. Die Sprache haben sie auch mit dem *Matshin*-Stamme gemeinlich. Der örtliche Häuptling sagte uns, daß fast gar keine tibetanischen Worte in ihrer Sprache beibehalten seien. In Bezug auf ihre Lebensweise, ihre Sitten und Kleidung unterscheiden sich die Bewohner *Pola*s ebenfalls nicht vom *Matshin*-Stamme.

Mit der Schilderung des letzteren will ich diesen Brief abschließen.

Ich erwähnte früher bereits, daß die Angehörigen des *Matshin*-Stammes sich für das Urvolk von Ost-Turkestan ansehen. Sie bewohnen jetzt den südöstlichen Theil des Landes und leben sowohl in den Thälern als auch in den Bergen. In den Bergbewohnern hat sich der ursprüngliche Typus reiner erhalten. In den Thälern, besonders in den größten, sowie in den Städten haben sie sich mit dem Stamme *Arbüll* und anderen eingewanderten Völkern von Ost-Turkestan vermengt. Die Gesamtzahl der *Matshin* ist nicht bestimmbar. Im Keriagebiete zählt man, wie gesagt, etwa 10000 bis 12000 Familien.

Die Berg-*Matshin*, oder wie sie sich wohl auch nennen, „*Matshida*“, bewohnen den Keriagebiet und *Keranga*-Gebirge (sowit dieses zum *Keria*-Gebiete gehört) leben etwa 2000 *Matshin*-Familien. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht,

in geringerem Maße treiben sie auch Ackerbau. Ihrem Aeußeren nach betanden diese reiner erhaltenen *Matshin* eine Vermischung der mongolischen und arischen Rasse, mit überwiegendem Einflusse der letzteren. Ihre Backenbacken treten merklich hervor, die Nase ist am unteren Ende abgestumpft, obgleich das Nasenbein nicht, wie bei den echten Mongolen, eingebüßt ist; der Bartwuchs ist besonders an den Backen und an der Oberlippe schwach; die Augen sind groß und nicht sehr gekrümmt; der Kopf zeigt eine edige, wenig abgeplattete Schädelbildung mit meist flacher Stirn; die Lippen sind mäßig; der Wuchs von geringer, höchstens mittlerer Höhe, der Körperbau schwächlich; die Haut ist dunkel gefärbt, wenigstens nicht heller als bei den Mongolen. Obgleich Augen und Haare meist die schwarze Farbe besitzen, so findet man doch hier und da, und zwar an einigen Punkten sogar häufig, bei den Männern (ob bei Frauen auch, weiß ich nicht) blaue oder graue Augen und kastanienbraune, rötliche, zuweilen sogar ganz blonde Haare!).

Die Männer tragen das Kopftuch und lassen den Kinn- und Nackenbart stehen. Die Mädchen tragen ihr Haar in vier bis sechs Flechten (zwei am Hinterkopfe und je zwei an den Schläfen), je nach der Fülle des Haarwuchses. Diese Haartracht behalten sie auch nach der Verheirathung bis zur Schwangerschaft bei; von da ab tragen die Frauen nur zwei Flechten am Hinterkopfe. Manche legen sich kleine Locken an den Schläfen ein oder schneiden ihre Stirnhaare kurz und tragen einen Schopf auf der Stirn wie unsere Modedamen. Die Frauen der Bergbewohner besitzen kein einnehmendes Aeußeres, in den Thälern trifft man dagegen recht hübsche Weiber.

Das gemeinsame Kleidungsstück der beiden Geschlechter bildet der Chelak, welchen die Männer an den Hüften umgürtet, die Frauen offen tragen, und Einschnürer bilden die Untergewänder. Als Fußbekleidung dienen Stiefel, welche den übrigen ähnlich sind. Der Kopf wird im Winter und Sommer mit Schaffellmützen bedeckt. Den Turban haben wir bei den Männern im Gebirge nicht bemerkt, und auch die Frauen benutzten den Schleier nur selten.

In den Thälern leben die Angehörigen des *Matshin*-Stammes in Felsenhütten, in den Bergen legen sie ihre Erbhütten in den tiefen Felsklyffen an. Solche Wohnräume sind bequem und billig hergestellt und haben den großen Vorzug, im Winter warm zu halten und im Sommer kühl zu sein.

So anspruchslos der Berg-*Matshin* in Bezug auf seine Wohnung ist, so einfach und schlicht ist auch seine Einrichtung und seine Speise. Die letztere besteht hauptsächlich in Weizen, Gersten- oder Maizebrot, welches im Sommer mit Milch, im Winter mit Thee gegessen wird; Reis ist eine Seltenheit. Die Bewohner der Thäler sind mährlicher in Bezug auf die Nahrungsmittel, die Speisen sind bei ihnen besser und verschiedenartiger. Einen wichtigen Artikel für die Küche bilden dort Obst und Gemüse, ferner Fleisch und Thee. Auf den Märkten wird Schaffelfleisch feilgeboten, woraus die Bewohner sich ihr Viehfleisch feilgeboten, woraus man todte oder auch verschiedene Suppen und verfertigt kleine Fleischpasteten, die *Pilmeni* genannt werden; Wohlhabendere essen Süßhirn, Enten und die Eier derselben. In der Zubereitung der Speisen und in Bezug auf die Getränke wird große Sauberkeit beobachtet.

1) Unter diesem Namen versteht man das Grenzgebirge östlich von *Keria*. Zur Vorentscheidung der geographischen Terminologie könnte, meiner Ansicht nach, die Bezeichnung *Keranga*-Tag auf den ganzen mit einem Thale bedeckten Höhenzug angewandt werden, welcher sich als Verlängerung des *Keria*-Gebirges vom Flüsse *Jurum*-Koch hinzieht und den östlichen westlichen Theil des *Kuen-Luen* bildet.

1) Ich halte dies für ein sehr wichtiges Faktum. Wenden die *Matshin* vielleicht die direkten Nachkommen jener blauen, rothhaarigen Bewohner des östlichen Turkestan, welche den chinesischen Chroniken zufolge unter dem Namen der *Saten* und *Wöden* bis zum Eingange unserer *Kera* dort lebten?

Die Bergbewohner treiben, wie erwähnt, hauptsächlich Viehzucht, an erster Stelle Schafzucht. Es giebt zwei Arten: die eine, mit grobhaariger Felle, nennt man Keltikal, die andere, feimollige, Wyde. Die ersteren trifft man vorwiegend im russischen Höhenzuge, die Wyde im Keriagebirge. Sie geben ausgezeichnete Felle. Auch Ziegen werden gezüchtet und geben eine feine Wolle. Horwül ist selten, da es in den letzten Jahren durch Seuchen decimirt wurde. Hül, welche als Fod- und Reitthiere dienen, giebt es in großer Zahl. Die Wyde sind nicht groß, aber von reinem Weiblich; ihre Zahl ist jedoch klein, weil die Chinesen sie vor einigen Jahren aus Furcht vor einem Aufstande der Eingeborenen massenhaft vertilgten. Die Vertilgung der Pferde, erzählte man uns, wurde auf eine ganz barbarische Weise ausgeführt. Die Chinesen konfiskirten die Pferde, tödteten sie dann aber nicht gleich, sondern quälten sie zu Tode, indem sie sie im Winter in dem Flusse schwammten und bei Frost mit Wasser begossen. Auf diese Weise wurden Tausende der nützlichen Thiere, an denen das östliche Turkestan so wie so nicht allzu reich ist, nutzlos hingemordet.

Unter den Charaktereigenschaften der Matschin fällt zunächst ihre schreckliche Schwachhaftigkeit auf, in welcher die Männer, wie es scheint, noch mehr leiden als die Frauen. Dann ist ferner allen Angehörigen des Matschinstammes Feigheit und Leichtfertigkeit gemeinsam. Gesang, Musik und Tanz bilden ihr Hauptvergnügen, sogar in den wildesten Schlingeln des Gebirges.

Es ist ein wahres Glück, daß der Branntwein diesem Volke unbekannt ist, sonst würde es ganz den Kopf verlieren“, sagten unsere Kosaken, um den Gang der Matschin zu leichtfertigen Leben zu bezeichnen. Geküderig und geküderig saß sich die Eingeborenen übrigens auch, und wie überhaupt alle Asiaten, unstill. Einen hübschen Zug im Charakter des Volkes bildet dagegen die Liebe zu den Kindern und der Verwandten unter einander. In der Noth hilft Jeder dem Andern. Viehhäuf, in den Bergen wenigstens, sehr selten. Uebrigem ist die Bergbewohner im Allgemeinen nicht gerade ein laues Volk nennen kann, so zeichnen sich die Frauen dieses Stammes dennoch durch viel größere Verthätigkeit und Arbeitsamkeit vor den Männern aus. Sie haben die ganze Wirtschaft und Kindererziehung auf den Schultern. Die Kinder werden sehr lange, zwei, ja sogar drei Jahre gesüßigt, bis sie gehen und gut sprechen können. Der Matschin hat gewöhnlich nur eine Frau, selten zwei oder

drei; doch werden die Frauen oft gewechselt, da die Scheidung sehr wenig Umstände macht. Man trifft Frauen, welche den sechsten oder siebenten Mann haben, sehr häufig. Bei zwei oder drei Männern ist fast jede Frau gewiesen. Die Ehen werden im frühen Alter, im 12. bis 15. Lebensjahre, geschlossen. Die Männer heirathen ebenfalls im Alter von etwa 15 Jahren. Geschiedene Eheleute können am nächsten Tage wieder neue Ehen eingehen. Nahe Verwandtschaft, auch im zweiten Grade, bildet kein Hinderniß; so können ein Onkel seine Nichte, ein Neffe seine Tante und Bruderhinder einander ehelichen. Nur die allernächsten Blutsverwandten, d. h. Brüder und Schwestern vom selben Elternpaare dürfen keine Ehe mit einander schließen. Die Hochzeitsgebräuche sind die bei den Mohammedanern allgemein üblichen; eine große Bewirthung ist nicht Sitte, so daß die Hochzeiten nicht viel kosten. Die Bestattung der Verstorbenen geschieht ebenfalls nach mohammedanischer Brauche. Einen Unterschied finden wir nur in der Sitte, daß die nächsten Angehörigen der Todten 40 Tage auf dem Grabe des Verstorbenen leben müssen. Dieser Brauch wird aber nur theilweise erfüllt. Am Donnerstag jeder Woche besuchen die Angehörigen die Gräber der Thigen und senden zu ihnen Gebete um ihre Nische in diesem Leben¹⁾. Es werden zugleich Speisen auf den Gräbern zurückgelassen, die später gewöhnlich den Armen zu gute kommen.

Alle Matschin gehören zur Stämme der Sunniten; in religiösen Dingen sind sie nicht weniger als fanatisch. Die Sprache unterscheidet sich, sogar bei den Bergbewohnern, nur wenig von dem allgemeinen Dialekt im östlichen Turkestan. Unser Dolmetscher aus Knitiska machte sich überall leicht verständlich, obwohl er behauptet, daß in der Sprache des Matschin Stammes Worte vorkämen, die den Bewohnern von Knitiska fremd sind.

Anfangs August traten wir aus dem Keriagebirge auf den Weg nach Chotan heraus und in die Dase Tschira ein. Von dort sandten wir nach den in Keri zurückgelassenen Essefen und Kamelen. Dieser Tage treffen diese Sachen bei uns ein und wir ziehen dann über Chotan, den Lauf des Flusses Chotan hinab nach Bantia und weiter über den Tien-Schan hinaus in das heimische Gebiet, das wir vernuthlich gegen Ende Oktober erreichen werden.

¹⁾ Wir finden hier also den Kultus der Vergeltung der Verfehrten.

Die erste Erforschung des Madre de Dios.

II. (Schluß.)

Verschiedene Reisende haben es unternommen, den Madre de Dios zu untersuchen. Der bedeutendste von ihnen war der Vizeconsul der nordamerikanischen Marine, Gibbon, der aber — flussabwärts — nur bis 12° 30' südl. Br. und 70° 26' westl. L. von Greenwich gelangte. Nach ihm verfuhrten es die Reisenden Marchand, Gohérin und Jgn. Yoyola Bantia, welcher bis 11° 30' südl. Br. und 70° (?) westl. L. vordrang, da, wo der Madre de Dios die Flüsse Yitipini und Marcapata in sich aufnimmt. Alle diese Forscher versicherten, daß er so mächtig und zur Schifffahrt geeignet sei, wie der Purus und der Beni.

Vorur wir zu dem knappen, der bolivianischen Regierung im Laufe des Jahres 1885 erstatteten Berichte des Pader

Armentia übergehen — die Veröffentlichung seines Tagebuches ist in Aussicht gestellt — möge hier eine kurze Mittheilung über die Erforschung des Madre de Dios durch den noch jetzt lebenden Jgn. Yoyola Bantia folgen, welchen Schreiber dieses persönlich sehr genau kannte. Mit dem Worte „Erforschung“ ist zu viel gesagt, denn wie alle früheren Expeditionen scheiterte die seinige an der feindseligen Haltung der Chunchos¹⁾. Auch Bantia hielt, wie es bis vor Kurzem nicht anders sein konnte, den Madre de Dios für den Oberlauf des Purus.

¹⁾ Chunchos ist der Name, mit welchem die wilden Indianer im Allgemeinen bezeichnet werden. — Chunchos, Barbaren, Wilde“ sind im Spanischen Synonyme Ausdrücke.

„Die Reise wurde im Jahre 1856 von Guizo aus angetreten. Von dort nach Puncartambo sind es 12 Leguas, von da nach dem Dorfe Challabamba weiter, und eine weitere nach der Hacienda von Dobanba. An diesem Punkte fragte mich mein Gefährte Juan B. San Miguel, der jeden Fuß Landes in der Montana kannte, ob ich den so ersuchten Fluß zu sehen wünsche, bevor wir an seinen Ufern anlangen, und da ich mich damit einverstanden erklärte, so brachen wir am anderen Morgen sehr früh auf, um bei Tagesanbruch oben in der Cordillera zu sein, bevor die dichten Nebel aus den Thälern aufstiegen. In der That gelang es uns, den Fluß zu sehen, wie er sich in der Ferne wie ein silbernes Band aus dunkelgrünem Grunde dahinschlängelte.

Von unserem Aufstiegsunkte hatten wir mehr als drei Leguas auf einem abschüssigen Wege, wenn ein Pfad im Rette eines an Wasserfällen und Wirbeln reichen Gebirgsbaches den Namen Weg verdient, hinabzufestern, um an den Chirimayo (alter Fluß) zu gelangen, wo wir die Nacht unter einer Hütte verbrachten, welche die Regierung kurz zuvor hatte errichten lassen. Am folgenden Tage passirten wir den Yanamayo (schwarzer Fluß), die Hacienda Guadalupe und machten dann auf der Hacienda La Uruba Halt, die ihren Namen von einem ungeheuren, auf der linken Seite des Berges liegenden Felsblocke hat, der einen hohen Raum zeigt. Für den zurückgelegten Weg rechnet man sechs Leguas.

Von hier aus fängt die eigentlich wilde Region an, weil die Chunchos sich hierher kommen; hier auch nimmt der Fluß seinen großen Namen Tono an. Nicht weit davon passirten wir über eine Brücke auf das rechte Ufer, und, nachdem wir die fließenden Yanatal und Mujillo hinter uns hatten, kamen wir an einen Abstieg, wo der Gebirgsweg aufhört und die große Ebene anfängt, die mit 2½ m hohem Graswuchs bedeckt ist. Früher waren hier die Kulturen der Haciendas Santa Cruz und Guairapata, die sich bis gegen San Miguel erstreckten, einer Hacienda, wo man schon seit manchen Tagen auf uns wartete. Es war dies der Punkt, von welchem aus die zweite Etappe in Angriff genommen werden sollte. Mit den am vorigen Tage zurückgelegten sechs Leguas zählt man 34 Leguas von Guizo. Die Freunde, welche aus der Gedanke verurtheilte, den Ort erreicht zu haben, der in der Folge unser einziger Stützpunkt und Nothhafen zu sein hatte, wurde wenige Stunden später durch ein trauriges Ereigniß getrübt. Zwei unserer Begleiter, die Nordamerikaner Denis und Jacobs, Schiffszimmerleute und Arbeiter beim Baue der peruanischen Freigatte „Amazonas“, welche die Arbeiten in den für die Expedition ansehnlichen Booten leiten sollten, beabsichtigten, am gleichen Abend einen großen Spaziergang um die Kofapflanzungen herum zu machen. Der Kapordomo der Hacienda, Sr. Tucías, ein Eingeborener von riesenhafter Statur und Stärke — der Schreden der Chunchos, denn keinem, der in seine Hände fiel, schenkte er das Leben, wie auch er zuletzt ihren Willen erlag — rieth ihnen, sich nicht unbewaffnet hinauszuwagen, weil, wie ihm nicht entgangen sei, die Chunchos da seit Tagen einen Angriff auf die Hacienda plane; daß sie daher wahrscheinlich angegriffen würden, wenn sie sich allein und ohne Waffen zeigten; allein die beiden Männer hielten es für überflüssig, auf seine wohlgemeinten Worte zu hören und begaben sich hinweg, um dem Tode in den Rücken zu laufen, der am Saume des Waldes ihrer wartete. Die lauernden Wilden ließen sie auf Pfeilschußweite herankommen, und als eine Ahnung der sie bedrohenden Gefahr in ihnen aufstauete, war es zur Flucht zu spät. Den unschätzbaren Fleischen durchgehört fielen sie nach wenigen Schritten, wie wir am folgenden Tage

sahen; denn in der Nacht war es nicht mehr möglich, sie aufzufinden, so sehr wir uns auch darum bemühten, und nur zu richtig erwies sich die vom Kapordomo ausgesprochene Ueberzeugung: daß uns nichts übrig bleibe, als Gott für ihre Seelenheil zu bitten. Dies geschah, als wir sie hereinbrachten, begruben und das Leiden der Christen auf ihrem Grabe ausplagten.

Wenige Tage nachher, nachdem die Recon¹⁾, welche Werkzeuge und Lebensmittel brachte, eingetroffen war, setzten wir uns in Marsch für die zweite Etappe. Von San Miguel marschirten wir fünf Leguas bis zum Encuentro (Zusammenstoß), wie wir den Zusammenfluß der Flüsse Tono und Cosnipata²⁾ nennen, nachdem wir die verlassenem Haciendas Chaupimayo und Runapata hinter uns gelassen und die Flüsse Hospital und Jupurqui gestreift hatten. Das Terrain war ein wenig lumpig, weil der Weg bei geringem Falle neben dem rechten Ufer des Tono dahinführt. Nachdem das Lager auf einer Playa angeschlagen war, versuchten wir eine Brücke über den Tono zu schlagen, was uns nach einigen Tagen an einer schmalen Stelle seines Laufes gelang, und über welche wir dann auf das zweite Encuentro kamen, welches der Zusammenfluß mit dem Rio Piñipini ist, wo zwischen den Höhen gleichen Namens seine Gewässer aus einer senkrechten Schlucht herabstürzen. Das gegenüberliegende Ufer ist eine Ebene, welche sich am Horizonte verliert; der Strom breitet sich aus und umflusht wunderbar gestaltete Inseln. Von Osten her bringen verschiedene Flüsse ihren Tribut; besonders der große Marcapata oder Inambari, und von dem Punkte an, wo er sich in den Tono ergießt, wird dem Flusse der so berühmte und ersuchte Name Madre de Dios beigelegt; den ausgebeuteten Ebenen aber derjenige der Pampas del Sacramento. Am folgenden Tage trennten wir den Strom unter tausend Wälen auf einem kleinen Flöße.

Die Tiger (Jaguare) sind auf den bewaldeten Anhöhen von Piñipini, den letzten, die man sieht, sehr häufig; besonders bei Nacht verdröh das furchterregende Brüllen ihre Anwesenheit.

Weithin konnte das Auge die Ufer verfolgen, an welchen sich die Wilden aufhalten, deren Boote wir auf dem Flusse wie schwarze Punkte ab- und zusehnen sahen, an welche wir aber nicht heranzukommen vermochten, obwohl wir so weit hinabzogen, als es die kurze Zeit und die von uns mitgenommenen spärlichen Rationen erlaubten. Wir trafen mit Pebauern um, obgleich mit der Gewißheit, uns einige Tage später an der Stelle zu befinden, die wir, als zum Bauplaze von zwei Jahrzügen passend, von Weitem in Augenschein genommen hatten. Leider sollte diese Hoffnung nie verwirklicht werden. Die von uns zurückgelegte Distanz berechne ich auf fünf Leguas.

Am folgenden Tage, nachdem wir auf das rechte Ufer des Tono übergegangen waren, wo sich unser Lager befand, riß der Strom bei seinem ersten Anschwellen, das eine Höhe von wenigstens 12 Fuß erreichte, die Brücke weg. Es bewies das, daß wir nicht mehr an Brücken denken durften; deshalb schritten wir zum Baue eines Bootes, wofür wir einen dicken Stamm wählten, der eine Meile von unserem Lager entfernt stand und aus dessen Stamme wir ein Stilk

¹⁾ Trupp beladener Maulthiere oder Fiel.

²⁾ 17 Jahre später schickte am gleichen Cosnipata eine Expedition, die von dem, einer der besten peruanischen Familien angehörigen Präsidenten von Guiso geleitet war. Wiewohl derselben war wiederum der früher erwähnte Juan B. San Miguel. Der Präsident und zwei seiner Begleiter verlornt dabei das Leben.

von 12 m Länge und 2½ m Durchmesser schnitten. Diese Aufgabe beschäftigte uns vier Tage.

Nach 14 Tagen war das Boot fertig, der Weg zum Flusse gebahnt, die Wägen zugeschnitten und alles vorbereitet, um es am folgenden Tage ins Wasser zu bringen, die Reise flussabwärts fortzusetzen und zu erforschen, ob sich in der flussenge Schnellen oder Abflüsse befänden, welche sich der Befahrung in den Weg stellen könnten. Aus diesem Grunde traten die beim Bause beschäftigten Leute um 2 Uhr den Heimweg an, statt Abends, wie an den vorhergehenden Tagen. Eine Färgung des Himmels! Denn als wir in die Nähe des Lagere kamen, fielen wir auf die Gunchos, die uns von verschiedenen Seiten anfielen. Ihr Angriff war so pösslich und so gut ausgeführt, daß wir unterlegen wären, wenn wir unsere Kaltblütigkeit verloren hätten. Glücklicher Weise dauerte das Gescheh nur eine halbe Stunde. Die Gunchos waren nämlich selbst über rascht worden, als sie, und an der Arbeit wählend, das scheinbar bewachte Lager überrumpeln wollten. Als sie ihren Häuptling, der einen Stoß in den Kopf erhielt, fallen sahen, flohen sie. Der einzige Todte, den wir hatten, war unser Gefährte Albert, welchen ein von jenem Häuptlinge abgefehnener Pfeil durchbohrt hatte.

Acht Weiber, die zu unserer Gesellschaft gehörten, hatten sich im Lager vor Schreden auf einen Haufen zusammengepfert, und wenige Augenblicke später wären sie den Pfeilen der Wilden unselbbar zum Opfer gefallen, wenn ich mich nicht ihrer angenommen und sie unter einem Dickschiff geborgen hätte, was mich bei der grenzenlosen Verwirrung nicht wenig Mühe kostete. Wären die Wilden in diesem Momente vorgegangen, so hätten sie leichtes Spiel mit uns gehabt. Bis zum Einbruche der Nacht beschäftigten sie uns mit ihren Pfeilen, die wir indeß von Weitem kommen sahen und vermeiden konnten. Wir waren bloß 18 Männer und hatten wahrscheinlich den ganzen Guadalupe-Stamm und noch vielleicht andere aus dem Halse gehabt. Der Nordamerikaner Dack, der als Kapitän fungirte, stellte Schildwachen aus und ließ die Feuer löschen. In großer Unruhe und Besorgniß verbrachten wir die Nacht. Bei Tagesanbruch erfolgte ein neuer Angriff, der schnell zurückgewiesen wurde, und bei dem ihnen, den Blutspuren nach zu urtheilen, Verluste zugefügt worden waren.

Die Mehrzahl der Theilnehmer beschloß, weil auch die Lebensmittel zu mangeln anfielen, den Rückzug nach der Hacienda San Miguel anzutreten, der aber mehr einer Flucht gleich. Verschiedene Gegenstände, Werkzeuge, Taus u. f. w. wurden vergraben, um sie später abzuholen.

Auf der Hacienda warteten wir nun mit Sehnsucht auf die Ankunft einer Kana, die uns unter der Bewachung von 12 weiteren Theilnehmern an der Expedition den Rest der benötigten Lebensmittel und Geräthschaften zuführen sollte, denn es war ein solcher Mangel eingetreten, daß der Mayor-domo und seine Leute beinahe selbst nichts mehr zu essen hatten und allen Vögeln, die sich in der Nachbarschaft bliden ließen, nachgestellt wurde. Aus dieser trüben Situation, wobei Leute manchmal einen ganzen Tag nichts über die Lippen brachten und wilbwachsende Früchte gute Leute waren, rißte und endlich das Eintreffen der angeforderten Vorräthe.

Sechzehn Tage waren vergangen, seitdem wir uns zurückgezogen hatten, und allgemein war die Frage, was aus unserem Boot geworden sei; aber Niemand verspürte Lust, sich durch den Augenchein davon zu überzeugen. Eines Morgens weckte mich Juan V. San Miguel bei Tagesgrauen und schlug mir vor, nach dem Boote zu sehen. Wir waren vier, die sich trotz der Abmahnungen unserer

nordamerikanischen Gefährten auf den Weg machten. Unter Vermeidung jedes unnötigen Geräusches schritten wir dahin und langten um 10 Uhr bei dem Boote an, welches die Gunchos nicht berührt hatten, das aber in Folge der Sonnenhitze und weil es nicht bedekt gewesen, an vielen Stellen gesprungen war. Dem Ufer des Cosinipata entlang gehend kamen wir beim Encuentro an, wo sich ein unerwarteter Anblick bot: die beim Rückzuge vertheilten Mais- und Gerstentorner, Bohnen u. f. w. hatten gekeimt und die Pflanzen eine Höhe von 30 bis 40 cm erreicht!

Auf dem längeren Ufer des Toro ersiegenden Heimwege bedrohten uns die Gunchos von der Insel der Paros (Enten) aus, so daß wir alle Kräfte zusammenrafften, um möglichst schnell aus ihrem Reichth zu kommen; allein erst spät Abends langten wir erschöpft und abgeheft auf der Hacienda an.

Während zweier langer Monate führten wir in Folge der eingerissenen Unentschlossenheit ein beinahe unthätiges Leben, das nur einmal durch einen Zug nach der Hacienda Cosinipata unterbrochen wurde — bei einem Ueberfalle durch die Gunchos hatten drei ihrer Bewohner das Leben verloren — als eines Morgens, ich war gerade im Begriff, mich mit einer englischen Felsion von Olenborf abzuqualen, von der Pampa ein gewaltiger Sturm herüberstolte. Die Gunchos waren in Sicht! Die literarische Methode bei Seite zu werfen und nach preussischen Systeme!) vorzugehen, war eint. Wir warteten in ausgebreiteter Linie mit einer Miniaturlanone im Centrum. Resultat: acht Gesangene einschließend einer Guncha und ihres Sänglings. In dem nun abgehaltenen Kriegsrathe saßen in Petrefi unserer unerschütterlichen Gäste drei Vorschläge zur Sprache: 1. Todesstrafe als Repressalie für den Mord unserer drei Gefährten, 2. sie nach Pancarlambo zu bringen, 3. sie gut zu behandeln, damit sie einen Waffenstillstand versprechen, der uns erlaube, unbelästigt zum Madro de Dios hinauf zu gelangen. Dieser letzte Vorschlag übermug und demgemäß schenken wir ihnen allerlei Kraut, Pfeffer und eine Peise, deren abscheulich quälender Ton sich wenige Nächte später, man könnte sagen, über uns lagerte und, vom Walde aus heraufstehend, uns die Nachtstunde raubte, ohne zu rechnen, daß wir, in unseren Hoffnungen auf ihr Versprechen gänzlich enttäuscht, uns die Wilden mit Rintenschüssen vom Leibe halten mußten.

Anfangs August theilte mir der Unterpfeist mit, die Regierung könne sich nicht weiter mit dem Unternehmen belassen, da sie die Revolution in Arequipa zu befämpfen habe. So war denn das Schicksal der Expedition besiegelt. Den schon früher sehnsüchtig Gewordenen folgend, traten wir die Heimreise an; zwei Nordamerikaner jedoch, Willis und Onimore, entschlossen sich zum Weiben, und ihnen wurde die Aufsicht über die der aufgelassen „Sociedad Exploradora del Madro de Dios“ angehörigen Gegenstände und Geräthschaften übertragen.*

Dem Padre Armentia war es endlich vorbehalten, den Bindungen des mysteriösen Madro de Dios zu folgen, und zwar flussaufwärts, wie die einstweilen in knapper Fassung gebotenen Notizen zu entnehmen ist, welche sich hauptsächlich mit der Frage der auf seinen Ufern zu errichtenden Missionen und der in Folge dessen eintretenden Verschlechterungen beschäftigen:

*) Der Verleger, ein Missionar, hat diese Aufzeichnungen im Jahre 1873 niedergeschrieben.

Die Erforschung des Madre de Dios wurde in den Monaten October und November 1884 ausgeführt. Der Punkt, von welchem aus die Kommission ihre Expedition antrat, war die Einmündung des Madre de Dios in den Beni unter 11° südl. Br. und $69^{\circ} 40'$ westl. L. v. Paris. Sie drang vor bis $12^{\circ} 55'$ südl. Br. und $71^{\circ} 41'$ westl. L. von Paris.

Der Madre de Dios bereitet der Schifffahrt keinerlei Hindernisse, weder bis zum Punkte, wo die Kommission ihren Uebergang zum Aquity bewerkstelligte, noch bis zu dem Punkte, bis zu welchem sie überhaupt gelangte. In denn wenn wir auch unter $12^{\circ} 38'$ südl. Br. und $71^{\circ} 28'$ westl. L. auf eine Stromschnelle gestoßen sind, so bietet doch diese Stromschnelle, davon abgesehen, daß sie viel weiter oben, als der Hafen liegt, von dem aus eine Verbindung (mit dem Aquity) zu eröffnen wäre, eine bequeme Durchfahrt auf der linken Seite, wenigstens als die Kommission sie sah (12. und 14. November 1884), eine Zeit, zu welcher der Strom sich mindestens 6 m über den niedrigen Wasserstand erhebt. Wir glauben aber, daß man zu irgend einer Zeit auf dieser Seite postiren kann, wovon wir uns im August nächsten Jahres überzeugen werden, da wir gedenken, die Untersuchungen abesaan bis zur Mündung des Rio Tuambari auszudehnen. In jedem Falle verhindert diese Stromschnelle die Schifffahrt auf dem Madre de Dios nicht. Bolivien würde nur einen kleinen oder gar keinen Nutzen von einer Schifffahrt auf dem Oberlaufe dieses Stromes haben, während die Vorteile einer Dampfschifffahrt auf dem unteren Theile groß und augenscheinlich sind. Verbindet man den Madre de Dios mit dem Aquity durch einen Schienenweg, so öffnet man dem Handel in diesen Regionen einen neuen Weg, hauptsächlich dem so wichtigen des Departements Beni und einem großen Theile der Provinz Caupolicán, welche heutzutage ganz auf den Madeira angewiesen sind, wo das Fieber so viele Opfer fordert. Der Purus und der Aquity sind, soweit das von ihnen durchströmte Terrain zu Bolivien gehört, von den anderen Theilen der Republik durch undurchdringliche Wälder getrennt und bloß eine Bahn, welche den Aquity mit dem Madre de Dios verbindet, könnte sie in Verbindung mit einander bringen.

Der Madre de Dios hat eine viel größere Wassermenge als der Beni, und wenn die Kommission darauf verzichtete, seine Tiefe zu untersuchen, so ist es, weil es ihr — davon abgesehen, daß der Fluß 6 m über dem gewöhnlichen Niveau stand — an Instrumenten gebrach, die zu diesem Zwecke tauglich gewesen wären; denn mit Stangen den Grund erreichen zu wollen, wäre zu dieser Zeit vergleichsweise Bemühen gewesen. Seine Breite bewegt sich zwischen 300 und 2000 m; meistens beträgt sie 500 m. Der Aquity hatte an dem Punkte, wo wir auf ihn stiegen, eine Breite von 71 m im Minimum, und eine beträchtliche Tiefe, denn nahe am Ufer konnten wir mit $4\frac{1}{2}$ m langen Stangen seinen Grund finden; ein wenig unterhalb des Hafens Aquire erhält er auf dem linken Ufer den Zufluß des nicht unbedeutenden Rio Ponte, und andere folgen, bis ein ansehnlicher und für die Schifffahrt sehr bequemer Fluß aus ihm wird. Wir halten daher die Möglichkeit der Schifffahrt auf dem Madre de Dios und Aquity für über allen Zweifel erhoben. — Wird nun eine Bahn zwischen den beiden Flüssen ausführbar sein? — Die von der Kommission bei ihrem Uebergang zum Aquity oder Manurini durchmessene Distanz war: drei Stunden bis zur Carpa (Ebdach) Maru y Huarg, westliche Richtung; drei Stunden in nördlicher Richtung bis zur Carpa Gobar y Huha und zwei Stunden in nördlicher Richtung bis zum Flusse selbst. Es geht daraus

hervor, daß, wenn wir drei Meilen per Stunde zurückgelegt haben (mehr kann man nicht rechnen, da wir im Walde marschirten und die Träger mit Betten, Lebensmitteln und Gefäßen für die Wilden im Gewicht von zwei Arrobas (50 Pfd.) per Mann belastet waren), neun Meilen gegen Westen und fünfzehn gegen Norden durchgemessen wurden. Das Terrain ist vorzüglich, sehr eben und ziemlich hoch gelegen, daher den Ueberraschungen nicht ausgesetzt. Am Madre de Dios muß die 200 m vom Flusse entfernte, 50 m hohe Abkragung des Plateaus erliegen werden, das bis zum Aquity hinzieht; bloß in der Mitte stößt man auf einige Hügel, deren größter nicht über 2 m breit und einen Fuß tief ist. Wenn man also, die Carpa Maru y Huarg bei Seite liegen lassend, vom Madre de Dios aus eine nordwestliche Richtung einschlägt, so reducirt sich der Weg auf die gewiß unbedeutende Entfernung von 17 (englischen?) Meilen.

Sobald die Kaufschulsmänner am Beni und Madre de Dios von dieser Entdeckung Kunde hatten, saßen sie neuen Muth, dessen sie bei ihrer darüber liegenden Industrie sehr bedürftig sind. Die Schifffahrt auf dem Mamorö müßte aber derselben auf dem Beni und Madre de Dios die Hand reichen, vermittelt eines bequemen Weges von der Stromschnelle Guajara merin am Mamorö bis zur Stromschnelle Esperanza am Beni, Punkte, die bloß 11 Leguas von einander entfernt sind. Von den Kaufschulsmännern ist zwar dort neuerdings ein Fluß eröffnet worden.

Ueber die Stämme, welche sich in den betreffenden Regionen anhalten, haben wir Folgendes zu berichten: Die Pacagnaras wohnen vom Madre de Dios bis zum Purus; von 11° südl. Br. und 70° westl. L. an. Sie haben ihre eigene Sprache. Wir erfuhrten nicht, daß sie sich in dieser Region in effektheller Anzahl anhalten, selblich verbienen sie für den Augenblick wenig Aufmerksamkeit. Von 70° an wohnen ferner an beiden Ufern des Madre de Dios und am Aquity und Purus eine Menge Araonas und Cavinas. Stämme, welche ein und dieselbe Sprache sprechen, gleiche Gewohnheiten haben und selbst in vielen Stämmen vermischt leben. Gegen 72° westl. L. und zwischen den Graden 12 und 13 südl. Br. wohnen die Totomona, welche die gleiche Sprache wie die Araonas (Araunas) und die Cavinas sprechen, die mit einigen Unterschieden die gleiche wie diejenige der Briamios und Tumupafas (Vente von Briama und Tumupafa) ist. Diese letzteren leben auf dem zwischen dem Madre de Dios und dem Madidi liegenden Territorium, am Fuße der Höfen der Korbilleren von Carabaga (??).

Die Unterverwerfung (reduccion) dieser Stämme würde der Regierung einige Opfer auferlegen, um die Missionare mit Allem zu unterstützen, was einem Werke von so hoher Bedeutung förderlich wäre; die Ergebnisse würden die Kosten aber hundertfältig bedeuten.

Die Industriellen, die sich mit der Kaufschulgewinnung abgeben, können bloß dadurch die Wilden bei guter Laune erhalten, daß sie ihnen formwährend Weir, Messer, Kleidungsstücke u. s. w. zum Geschenk machen.

Ohne Unterlaß werden die Varaden von einer Menge von Wilden heimgegriffen, deren ganze Unterhaltung sich darauf beschränkt, „hacha (Weil), cuchillo (Messer), canima (Pemb)!!“ zu rufen; und wegen ihrer eigenen Eiderheit und derjenigen ihrer Interellen sehen sich die Industriellen genöthigt, jene mit diesen Artikeln zu versehen, was nicht geringe Ausgaben und beträchtlichen Schaden verursacht, da es vorkommt, daß in den Varaden nicht einmal mehr das

zur Arbeit nützliche Geräth übrig bleibt. Es ist dies in Betracht zu ziehen, wenn die Regierung die so drückende Abgabe von fünf Pesos auf jede Straube von 100 Bäumen durchführen will.

Die Zahl der Araucos und Cavinas, von welchen die Kommission Kenntniß genommen hat, beläuft sich auf einige 30 Stammhäuptlinge, deren jeder 15 bis 30 Familien

unter sich hat; selten mehr. Die Zahl der unbekannten Stämme ist aber bedeutend größer. Auch die Zahl der Toromonas ist größer. Neben diesen letzteren wohnen die grimmigen Guarapos, welche sich an den Abhängen der Höhen im Cuallengegebiete des Nordre des Tiös aufhalten, Stämme, bei welchen ein aus ihrer Unterwerfung entspringendes günstiges Resultat zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört.

www.libtool.com.cn

Kürzere Mittheilungen.

Linblay's Forschungsreise in Australien.

Mr. David Linblay hat eine neue Forschungsreise durch Central-Australien unternommen. Derselbe besaßte das Jahr lang eine hervorragende Stellung im Vermessungsamt der Kolonie Süd-Australien und leitete im Jahre 1883 (i. „Globus“ XLV, S. 79) eine Expedition, welche die Regierung zur Erforschung des wenig bekannten „Atholm Land“ an der Nordküste von Australien ausgesandt hatte. Seine jetzige Reise wird von Hergott Springs, der Endstation der von Port Augusta an der Spitze des Spencer-Golfs anslaufenden Nordbahn, ausgehen, und sich über Charlotte Waters (26° 55' südl. Br. und 135° 54' östlich v. Gr.) nördlich nach dem in den Mc Donnell Flüssen entspringenden Finkle R. fortsetzen. Es ist dies der längste Fluß im centralen Australien. Man kennt von seinem oberem Laufe 450 englische Meilen, weiß aber von seiner Mündung, oder wie er zuletzt verlaufen mag, noch nichts. Linblay wird diese Frage zur Lösung zu bringen suchen und überhaupt das große, zur Zeit völlig unbekannte Gebiet zwischen 25° und 27° 40' südl. Br. und 135° und 137° östl. L. Gr. nach allen Richtungen hin erforschen. Es waltet dabei noch ein ganz besonderes Interesse: die Vermuthung, daß dort die seit dem Jahre 1848 verschollene Expedition Dr. Leichhardt's ihren Untergang gefunden habe. Sie stützt sich auf folgende Momente. Vor Jahren unternahm der nunmehr verorbene Mr. Jarvis, welcher ein großes Schälereiswein am Mount Margaret (westlich vom Lake Eyre) verwallte, einen Ausflug nach Norden, um nach guten Weideplätzen mit Wasser zu suchen. Er entdeckte dabei den Macumba Creek, welcher nördlich in den Lake Eyre mündet, und stieß weiter nördlich auf einen stark stiehenden Fluß mit salzigem Wasser, den die dortigen Eingeborenen „Tirreemah“ nannten. Ein erwachsener Mann unter ihnen erzählte dem Mr. Jarvis, daß zur Zeit, als er noch ein piccaninny (kleiner Knabe) gewesen, eine Anzahl weisse Männer mit Ochsen, Pferden und Ziegen von Osten her gekommen seien. Die Eingeborenen hätten sich anfänglich vor ihnen gefürchtet, wären ihnen aber gefolgt und hätten sie, als sie über den Tirreemah schwimmen wollten, angegriffen. Sie hätten dann das Vieh noch von einem Stamme der Eingeborenen zum andern getrieben, bis sie nach einander Alle todt gewesen. Dieser Tirreemah-Fluß kann nun aber kein anderer sein, als der jetzt so benannte Finkle. Die Möglichkeit, daß man in voriger Gegend den Dr. Leichhardt noch lebend antreffen werde, bleibt wohl auf alle Fälle ausgeschlossen, ganz abgesehen von seinem Alter, welches jetzt 80

Jahre zählen würde. — Ferner fällt ins Gewicht, daß man auf der ganzen Länge des Ueberlandtelegraphen von Port Augusta durch Central-Australien bis Port Darwin an der Nordküste, der seit 14 Jahren in Betrieb ist und dessen Gebiet seitdem mit Abwechslungen nach rechts und links vielfach bereits worden ist, auch nicht auf die geringste Spur der Leichhardt-Expedition getroffen ist. Es erscheint daher höchst unwahrscheinlich, daß Leichhardt diese Linie passiert hat. Sein entferntestes Lager wurde bisher am Thomson oder Atomac im westlichen Cuallengegebiet unter ungefähr 25° südl. Br. aufgefunden. Die Reise sollte auf Perth zu, die Hauptstadt der Kolonie West-Australien, verlaufen, und wie ein Blick auf die Karte zeigt, liegt der Finkle, vom Thomson aus, in dieser Richtung. Dies sind die Gründe, welche den Schluß des Unterganges der Leichhardt-Expedition in der Nähe des Finkle wenigstens vermuthen lassen.

Wenn Mr. Linblay den unteren Lauf des Finkle festgestellt und das oben bezeichnete unbekannte Gebiet erforscht hat, wird er nordöstlich auf den Herbert-River zureiten und hier ausgedehnte Vermessungen verschiedener Schälereiswiesen ausführen, dann seine Forschungen in der Richtung auf den in den Golf of Carpentaria mündenden Mac Arthur fortsetzen und zuletzt auch an diesem Flusse weitere Vermessungen vornehmen. Die ganze Länge der Reise, von Hergott Springs ab gerechnet, wird ungefähr 2500 englische Meilen (4023 km) betragen. Die dem Mr. Linblay eigene Unerfahrenheit und Energie bürgen dafür, daß er seiner Aufgabe gemessen ist. Die Kosten der Expedition bestreitet er größtentheils aus eigenen Mitteln. Ihn begleiten sieben Personen, darunter auch ein Photograph, und für den Transport dienen zehn Kameele. Man sieht in Australien dem Ausgange mit größter Spannung entgegen.

Auf besondere Empfehlung des bekannten Regierungsbotanikers Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne wurde noch in letzter Stunde von Seiten der südastralischen Regierung Lieutenant Hermann Dietrich als Botaniker der Expedition beigegeben. Derselbe war früher Lieutenant in der preussischen reitenden Artillerie. Später führte er ein abenteuerliches Leben in vieler Herren Länder, besuchte die Türkei, Kleinasien, Aegypten, den Sudan, Abyssinien u. s. w. und lebt zur Zeit in Melbourne in intimer Verkehr mit Baron von Müller.

Mr. Linblay nimmt viel Sämereien und auch Pflanzen mit auf die Reise, welche ihm Baron von Müller übergeben hat, damit er sie an geeigneten Orten dem Erdboden übergebe.

Henry Gressfath.

Aus allen Erdtheilen.

S i e n .

— Eine eigene Specialität unter den Reisenden vertritt der englische Geistliche Henry Lauder, welcher in den letzten Jahren Sibirien, Rußisch-Turkestan, Kulbicha, Buchara und China durchreist hat; sein Reisezweck ist hauptsächlich die Vertheilung von religiösen Tractschriften, Bibeln u. s. w. in Gefängnissen, Spitälern und ähnlichen öffentlichen Anstalten. Daneben hat er allerdings ein offenes Auge, besonders für die Vegetation und die Thierwelt, und da er mit einer Fülle der besten Empfehlungen versehen war, so hatte er Gelegenheit, Vieles zu sehen, zu erfahren und zu sammeln, was Anderen vielleicht weniger zugänglich gewesen wäre. Seine letzte Reise führte von London über Jekaterinburg nach Omsk, Semipalatinsk, Tergopol, Kulbicha, Wernoje, Tadschikend, Ghetand, Samarkand, Buchara, China, Krasnowodsk, Baku und zurück nach London, war 19400 km lang und wurde in kaum einem halben Jahre zurückgelegt. Sein Buch ist jetzt in deutscher Uebersetzung (von H. von Bobeser) unter dem Titel „Rußisch-Central-Asien nebst Kulbicha, Buchara, China und Merw“ in drei Bänden, denen noch ein wissenschaftlicher Anhang über Fauna und Flora von Rußisch-Turkestan nebst Bibliographie folgen wird, bei F. View und Sohn in Leipzig erschienen. (Mit Karte, Photographie des Verfassers und ca. 70 Abbildungen, Preis 20 Mk.) Es ist keine zartfassende Schilderung seiner Erlebnisse, sondern die Reise des Verfassers bildet gleichsam nur den Rahmen, an welchem eine große Menge wissenschaftlicher Daten, die der Autor aus Originalwerken, durch Erkundigungen und von Behörden zu sammeln verstanden hat, angeordnet sind. Jegliche Seite des öffentlichen und privaten Lebens erhält so seine Beleuchtung durch statistische Angaben, Geschichte, wie Ethnographie, Fauna und Flora, Militärwesen und Verwaltung, Schulwesen, Krankheiten, Spitäler, Handel und Verkehr u. s. w., und so kann das Werk demjenigen, welcher den schillernden Theil vielleicht nur einmal liest, auch späterhin als Nachschlagewerk zu mehr wissenschaftlichen Zwecken dienen.

— Als im Jahre 1883 die Koreanische Gesandtschaft aus den Vereinigten Staaten zurückkehrte, wurde auf Befehl des Königs eine sogenannte „Amerikanische Form“ angelegt. Nach einer Mittheilung des amerikanischen Geschäftsträgers in Seoul befindet sich dieselbe in vollem Aufblühen; im vergangenen Jahre hat man dort vielen Samen gewonnen und an dreihundert verschiedene Orte vertheilt, während die nöthigen Anweisungen für die Behandlung ertheilt und mit Erfolg benutzt wurden. Die Hausthiere, welche aus der amerikanischen Form gehalten werden, sind von „Kalifornischer Vollblut-Rasse“.

— Die japanische Regierung wird zwölf Frauen nach Frankreich schicken, damit sie dort die Landessprache hören und dieselbe dann in ihrem Vaterlande lehren. Die Dauer ihres Aufenthaltes ist auf drei Jahre festgesetzt.

— Bei dem holländischen Winkler der Kolonien ist darauf angetragen worden, fortan auch chinesische Dolmetscher in der Provinz Kuang-Tung auszubilden zu lassen, deren Sprache von den Chinesen, welche sich außerhalb Java niedergelassen, hauptsächlich gesprochen wird. Wahrscheinlich wird der Bitte entsprochen werden.

— Seit längerer Zeit werden die indischen Inseln des malayischen Archipels von amerikanischen Freibeutern benutzigt, welche die Vorgelege aus dem Stillen Ocean (Menschentraub), wie es scheint, dorthin verlegen wollen.

Trotzdem die holländischen Kriegsschiffe in den von ihnen heimgesuchten Gewässern kreuzen, ist es noch nicht geglättet, einen solchen auf freier See zu ertappen.

A f r i k a .

— Die Direction des Suez-Kanals hat sich entschlossen, probeweise die nächtliche Benutzung des Kanals zwischen Port Said und Kilometer 54 den Kriegsschiffen und Post-Dampfern, welche elektrisches Licht führen, zu erlauben. Um die Schifffahrt zu erleichtern, hat die Gesellschaft überhaupt alle Stationen in diesem Theile des Kanals mit einem festen Lichte, welches 9 km weit sichtbar ist, versehen, um den Schiffen als Zeichen zu dienen; auch ist ein vollständiges Signalsystem organisiert, um die Verbindung mit den Schiffen auch bei Nacht unterhalten zu können. Wenn der Versuch glückt, soll er auch auf den übrigen Theil des Kanals, sowie auf andere Schiffe ausgedehnt werden; im Falle des Gelingens würde der Verkehr im Kanale eine große Erleichterung erfahren.

— Albinismus in Westafrika. Zu interessanten Studien — schreibt H. Müller (Die deutschen Völkungen aus der westafrikanischen Küste, III, S. 81) — würde meines Erachtens ein genaueres Studium der „Albinismus“ genannten Färbung der Haut führen. Ich möchte die Aufmerksamkeit der verehrungswürdigen Ethnologen und Anthropologen ganz besonders auf die eigenthümliche Thatsache lenken, daß die Zahl der Albinos, wenn man sich, von Westen oder von Südosten kommend, den Niger-Mündungen nähert, beständig zunimmt, bis schließlich im Niger-Delta selbst die blaschäftigen und blaschäftigen Menschen einen gar nicht unbedeutenden Bruchtheil der Gesamtbevölkerung darstellen. Auch scheint die Stärke der Hautfärbung in direktem Zusammenhang mit ihrer Helligkeit zu stehen. So haben z. B. die Albinos des Togo-Gebietes und von Camerun doch immer noch eine dunklere oder wenigstens klar ins Rötthliche schimmernde Hautfarbe, während ich im Niger-Delta solche sah, deren Farbe von derjenigen gelberer Deutschen, Engländer oder Schweden nicht zu unterscheiden gewesen sein würde. Der Gesichtsausdruck der afrikanischen Albinos ist ebenso wie derjenige der europäischen nicht gerade angenehm. Die Züge haben etwas Verkrüppeltes und Geckenhaftes, welcher peinliche Eindruck durch die meistens etwas unnatürliche Farbe des Haars noch vermehrt wird. Uebrigens scheint es beinahe, als ob in den Bergen, wo die meisten Albinos vorkommen, alle Bewohner eine leicht ins Rötthliche spielende Hautfarbe besitzen.

— Die Fokkung, den *Aepyornis maximus* noch lebend in Madagaskar aufzufinden, ist nach einer Mittheilung von Graubücher an die Akademie in Paris sehr gering, da das seither noch unbekannte Innere des riesigen Madagaskars sich als ein baumloses Steppenland herausgestellt hat, in welchem ein Vogel von dieser Größe nicht hätte unbemerkt bleiben können. Auch finden sich die Eier nicht dort, sondern in dem Dünengebiete an der Südküste zwischen Kap St. Marie und Radikora, wo sie im Dünenlande begraben liegen und manchmal durch die Abplattung bei schwerem Regen herausgewaschen werden. Daß der Vogel aber noch nicht allzu lange ausgestorben sein kann, beweist der Umstand, daß sich mit den Eiern zusammen die Schübe von heute noch auf Madagaskar lebenden Schnardern, zum Theile mit noch erhaltener Färbung, finden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Für die holländische Neu-Guinea-Expedition hat die zweite Kammer der General-Staaten anstatt der geforderten 25000 Gulden nur 10000 bewilligt; man fürchtete, daß politische Zwecke mit derselben verbunden seien. Wie es scheint, wird der Minister noch einen Versuch machen, die Bewilligung weiterer Mittel für die Expedition zu erlangen.

— Nach kaiserlicher Behimmung sind in dem deutschen Antheile von Neu-Guinea, und umgeben: folgende Namensänderungen vorgenommen worden: ein auf der Nordostküste von Kaiser Wilhelm's Land, nordwestlich von Port Konstantine entdeckter Hafen und eine Bucht in der Nähe desselben sind „Friedrich-Wilhelm's Hafen“, bezw. „Prinz-Heinrich-Hafen“, ein östlich vom Kap de la Torre entdeckter großer schiffbarer Fluß „Kaiserin-Augusta-Fluß“, der Berg Pountemb-Beauvé auf der Gesellschaftsinsel „Varguin“, das bisherige Neu-Irland, „Neu-Medlenburg“, die Gruppe Süd von Port Neu-Launenburg und Neu-Britannien „Neu-Pommern“ getauft worden.

Nordamerika.

— Moses Quatt hat mit der Nacht „Arethusa“ eine sehr erfolgreiche Fahrt längs der Küsten von Newfoundland und Labrador gemacht. An der nur von einzelnen Fischern bewohnten Westküste Newfoundland wurden massenhaft wohlthätige Vereinerungen von Cephalopoden gefunden, darunter Formen, welche ein neues Licht auf die Entwicklung der einzelnen Gruppen werfen. Eine recente Deutung längs der Küste, sowie an Labrador, an Anticosti und den Mingan-Inseln, war unvereinbar.

— Die verheerenden Ueberschwemmungen im Mississippigebiete und die Möglichkeit ihrer Verhütung beschäftigen neuerdings wieder vielfach die betreffenden Kreise der Vereinigten Staaten. In einem sehr lehrreichen Artikel in der Decembernummer des „American Naturalist“ macht Wilson darauf aufmerksam, daß sich das von Norden nach Westen verlaufende Mississippithal und das von Ost nach West laufende Ohiothal diametral vertheilen verhalten. In ersterem behält Hochwasser von Frühjahr bis Mitte Juni, aber da die Schneeschmelze nur langsam von Süden nach Norden vordringt, wird die Fluth verhältnismäßig nicht so hoch, obwohl sie durch ihre lange Dauer Schaden genug thun kann. Ganz anders der Ohio. Da fast sein ganzes Thal unter demselben Breitengrade liegt, erfolgt nicht nur die Schneeschmelze fast in seinem gesamten Flußgebiete zu gleicher Zeit, sondern auch die atmosphärischen Vorgänge, welche in einer gewissen Beziehung zum Stande der Sonne stehen, dauernde Regengüsse, Wälderbrände, Tornados, heftigen es meist in seiner ganzen Ausdehnung, und so entstehen jene entsetzlichen Fluthen, welche auf der Welt nicht ihres Gleichen haben. Die Vereinigten Staaten haben für Schutzbauten schon über 500 Millionen Dollars ausgegeben: die von Privaten erlittenen Schäden belaufen sich bereits auf mehr als das Doppelte dieser Summe. Die furchtbaren Schäden entstehen durch die Eiszüge und Stauungen; um diesen abzuhelfen, sind alle Snagboote, die zur Vereisigung der Snags, der stehenden Baumstämme, unterhalten werden, mit Dynamitpatronen ausgerüstet. Um die Fluthen zu ver-

hüten, ist bis jetzt wenig Ernstliches geschehen, die bezüglichen Vorschläge sind im Kongreß begraben worden. Jetzt dringt aber die Presse darauf, den Schaden an der Wargel anzuheben und durch Wiederanforlung, sowie durch Anlage von Teichen, Sorn und kleinen Wasserreservoirs in den Canalländern den Abfluß des Wassers zu verlangsamen.

Oceane.

— Eine Meeresvergiftung. Lieber einen merkwürdigen Vorgang, welcher für die Lehre von der Entwicklung der Korallenriffe nicht unwichtig ist, berichtet Forbes in seinem interessanten Buche: „A Naturalist's wanderings in the Eastern Archipelago“. Im Jahre 1876 wurden die Keeling-Inseln von einem furchtbaren Orkan heimgesucht, welcher von dem auf der Insel wohnenden Mr. G. G. H. H. genau beobachtet wurde. Der Sturm begann am 28. Januar, zum Glück durch reiches Fallen des Barometers so lange vorher angemeldet, daß die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden konnten. Das Meer stieg so furchtbar, daß es bis 150 Faden einwärts der Hochwasserlinie vordrang; der Barometer fiel auf 26 1/2“, kein Gegenstand, der höher als 1 bis 2 über dem Boden emporragte, blieb aufrecht und die Menschen konnten sich nur dadurch retten, daß sie sich in den Vertiefungen des Bodens platt niederlegten. Am Strande wurden mächtige Korallenriffe abgebrochen und hoch über die Hochwasserlinie hinan geschleudert. Sechsendbzig Stunden später bemerkte man in der Lagune zwischen den abtrübigen Ecken von Neu-Selima und Gooseberry Island eine schwarze Färbung des Meerwassers, welche aus der Tiefe aufstieg und sich über den größeren Theil der Lagenlagune, soweit ihr nicht die Strömungen Halt geboten, verbreitete; ungeachtet vierzehn Tage lang hingen immer neue dunkle Wassermassen auf und verbreiteten einen penetranten Geruch nach faulen Eiern. Binnen 24 Stunden war im Bereiche der Färbung alles Leben vernichtet, die Wälschen und Korallen starben ab und todt stülzte wurden in solchen Massen an Land geworfen, daß die Eingeborenen drei Wochen lang zu arbeiten hatten, um sie wegzuschaffen und zu vergraben. Forbes besuchte die Insel im Jahre 1878. Das waren die Spuren des Orkans kaum zum geringsten Theile verwischt und in der ganzen Ophädie der Lagune kaum eine Spur von Leben zu finden. Die Korallen lagen todt und waren bis auf die Stämme herunter zertrümmert, auch die Wälschschalen waren arg zertrümmert. Nur hier und da sah man einen Fisch und Kalmar an Rande des Verwüstungsgebietes einzelne neue Kolonien von Madrepora und Porites. — Bekanntlich hat Darwin bei seinem Besuche 1836 in derselben Lagune ein ähnliches Verwüstungsfeld vorgefunden und glaubte es durch ein Sinken des Wasserpiegels, veranlaßt durch die Schließung verdorrter Juthanaläle, erklären zu müssen; aber vielleicht handelt es sich damals um ein ganz ähnliches Vergiftungssphänomen, bedingt vielleicht durch ein Erdbeben, das zwei Jahre früher stattgefunden. Auch für die Katastrophe von 1876 nimmt er ein Erdbeben an, das im Tode des Orkans übersehen worden sei. Es könnte aber vielleicht auch das Ausströmen des Schwefelwasserstoffgas bedingt gewesen sein durch den abnorm niedrigen Luftdruck, welcher das im Boden enthaltene, durch die Zerlegung der organischen Stoffe enthaltene Gas zum Ausströmen brachte. Ko.

Inhalt: Ein Jahr am Kap Fern. III. (Schluß.) (Mit sechs Abbildungen.) — R. W. Bismarck's fünfter Brief aus Central-Afien. III. (Schluß.) — Die erste Erschließung des Nodre de Dios. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Kindav's Forschungsreise in Australien. — Aus allen Erdtheilen: Afien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Ocean. (Schluß der Heftliste: 16. December 1885.)

Vertheiler: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III A.
Verlag und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



N^o 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dr. R. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

I.

Zu Anfang 1880 wurde Dr. R. Reis als Marinearzt nach Saigon geschickt und benutzte während dieses und des folgenden Jahres seine dienstfreie Zeit zu verschiedenen Ausflügen in das Gebiet der wilden Vois, wobei er sich der Unterstützung des damaligen Gouverneurs von Französisch-Cochinchina, Comre de Villers, zu erweisen hatte. Es gelang, mit diesen unabhängigen Stämmen im Nordosten der Kolonie freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, so daß schließlich einer der ersten Häuptlinge derselben, Patao, im Januar 1881 nach Saigon kam und um den Schutz der französischen Regierung bat. Unter Patao's Führung und in Begleitung des Vientenants Septans, der die Routenaufnahmen zu machen hatte, brach Reis zu Anfang Februar von Nœum auf, durchzuwandern während dreier Monate das weite, wellige Plateau unter dem 12. Breitengrade, drang bis an die Quellen des Donnai vor und kehrte längs desselben nach Cochinchina zurück. Als er dann im April 1882 zur Erholung nach Frankreich zurückkehrte, erhielt er in Folge seiner bisher erreichten Resultate vom Unterrichtsminister den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise in Hinterindien, zu welcher er sich nach Kräften vorbereitete. Als specielleres Ziel derselben wurde nach reiflicher Ueberlegung und im Einverständnisse mit dem Gouverneur von Cochinchina und dem Reisenden Dr. Harman, damals Konsul in Bangkok, das Reich Yuang-Prang am mittleren Mekong auszuweisen, wohin sich Reis auf dem Mekong-Strome begeben wollte. Zu Begleitern erwählte er einen Dolmetsch für Siamesisch und Französisch, den jungen Nô, einen zweiten für Annamitisch und Französisch, Phuc mit Namen, und zwei eingeborene Mili-

solbaten, welchen ihre Waffen belassen wurden; alle vier sind von der 19 Monate währenden Reise gesund zurückgekehrt. Das Gepäck, Munition, Baaren zu Geschenten u. s. w. war in 40 kleinen Kisten, jede von etwa 30 kg, verpackt; Lebensmittel befanden sich nur wenig darunter, da der Reisende wußte, daß er doch sehr bald genötigt sein würde, ganz nach Landesart zu leben.

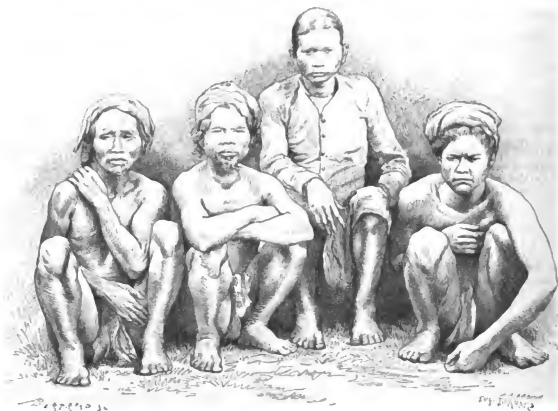
Am 12. December reiste die kleine Gesellschaft von Saigon auf dem Kanonenboote „Clair“ nach Phnompenh ab, wo er seine merikanischen Pfister in Tilals und Silberbaren amwechselte. Eine solche Silberbarre wiegt 383 g, gilt etwa 15 Pfister und ist die einzige Münze, welche in ganz Indochina leichtem Course hat. Am 19. December verließ der „Clair“ Phnompenh und am 23. trat Reis auf drei Barken, welche der Gouverneur von Kratieh geliefert hatte, die weitere Fahrt stromaufwärts an, nachdem er sich von den letzten Landeuten und Freunden, die ihn bis dorthin begleiteten, verabschiedet hatte.

Auf seine Mekong-Fahrt, welche der zu früh gestorbene Francis Garnier so trefflich geschildert hat, auf das stete Aufkämpfen gegen die Stromschnellen, das tägliche Vagern am Ufer, die Empfänge bei den lastigen Gouverneuren und den stets wechselnden Anblick des majestätischen Stromes, der von den Hochgebirgen Tibets bis zu den Niederungen Cochinchinas Ähren durchströmt, geht Reis nicht näher ein; am 15. Januar langte er in Vassat, seiner ersten wahren Gasse in Laos, an.

Die Provinz, der richtiger das Königreich Vassat, bildet den mächtigsten Staat von Unter-Laos, bei dessen Herrscher die früheren französischen Expeditionen unter Doudart de

Yagré und Dr. Garmand den besten Eindruck hinterlassen haben. Ihrem Nachfolger Reis half der König nach Kräften bei seinen Anstößen in die umliegenden Bezirke und zu den schönen Chmer-Ruinen von Wat Phu, wo er einige Tage damit zubachte, den Plan derselben anzunehmen. Er bewohnte, wie seine Vorgänger, das Gemeindegelände oder die Sala, deren Fuß der Strom bei Hochwasser bespült, während sie sich jetzt mehr als 15 m über dessen Spiegel erhob. Aber trotz der Freundlichkeit, welche ihm der König bewies, bemerkte der Reisende doch bald, daß er im Lande nicht beliebt war; was ihn verdächtig machte, war der Umstand, daß der König und die hohen Beamten in Bezug auf die annamitischen Sklaven sich befanden und fürchteten, daß Reis dieselben als seine halben Pandoente befreien würde. Der König hatte ihm freilich versichert, daß es in seinem ganzen Reiche keinen einzigen annamitischen Sklaven gebe;

aber der Reisende Begleiter hatten solche bemerkt, und bald traf er auch selbst mit denselben zusammen; zuletzt verging sein Abend, ohne daß er den Befehl eines oder mehrerer dieser Unglücklichen erhalten hätte. Die meisten derselben werden von den Chas (wilde Gebirgsstämme) an den Grenzen Annams gefangen genommen; auch die kleine Truppe von Elephantenjägern, welche der König von Vassal auf dem Plateau der Bolovans unterhält, soll nebenbei den Rang von Annamiten betreiben. Ein erwachsener Annamit gilt in Vassal vier Silberbarren, während man für einen Chas oder einen laotischen Sklaven nur die Hälfte löst; annamitische Frauen gelten eine bis vier Barren. Diese Leute betonen stets den Umstand, daß Frankreich eigentlich der Herr Annams, also Reis ihr Vater sei, und baten ihn, sie unter seinen Schutz zu nehmen und zu befreien, und da Frankreich den Bewohnern Cochinchinas bereits das



Wilde Laos.

Stimmrecht und durch Gesetz vom Januar 1881 sogar das Recht, französische Bürger werden zu können, verliehen hat, so wird es sich, sobald es wirklich Herr von Annam geworden ist, auch schwer der Pflicht entziehen können, diese Sklaven zu befreien. Reis ist der Ansicht, daß dies mit etwas Geduld, viel Geschicklichkeit und wenig Geld auch dereinst möglich sein wird.

Aber dieser Verkehr mit den Sklaven blieb nicht unbemerkt; der König machte zwar gute Miene zum bösen Spiele und bat den Reisenden um allerlei Dienste, ließ seine Kranken von ihm besuchen, seine Uhren anbehebern und sich photographiren; aber er war doch gar nicht böse, als derselbe am 9. Februar seine Reise stromaufwärts weiter fortsetzte. Während derselben machte es Reis große Freude, die peinliche Genauigkeit der von F. Garnier und Delaporte gemachten Stromaufnahme zu konstatiren; ihm blieb nur

eine geringe Nachlese übrig, und er beehrte deshalb seine Fahrt so sehr wie möglich und blieb nur fünf Tage in Komarat, dessen alter Gouverneur ihn weit gastlicher aufnahm, als der König von Vassal. Da derselbe bemerkte, daß der Reisende kein Gong besaß, so zwang er ihn, ein sehr schönes von ihm anzunehmen, indem er ihm versicherte, daß ein Mandarin niemals ohne ein solches Instrument reisen dürfe. Und er hatte Recht: sobald sich Reis in Zukunft einem Dorfe näherte, wo er Lebensmittel kaufen oder einige Hilfsruderer zur Ueberwindung einer Stromschnelle anwerben wollte, ließ er das Gong schlagen, worauf sofort der Dorfhauptling und die Ältesten erschienen und sich dem reisenden „Mandarin“ zur Verfügung stellten. Vorher hatte er oft eine kostbare Zeit damit verloren, daß er die Ältesten durch einen Botemann und einen seiner Dolmetscher hatte suchen lassen müssen.

Als Reis in Van-Nut anlangte, bemerkte er mit Verwunderung eine ziemlich große Anzahl kleiner Bambusflöße auf dem Strome herabtreiben, welche kleine kaum fußhohe Hütchen aus Bananenholz trugen. Diese waren mit Reis, Bananen und Stückchen Schweine- und Hühnerfleisch gefüllt und wurden von zahlreichen Raben begleitet, welche sich um diese Lebensmittel stritten. Die um die Bedeutung dieser Erscheinung befragten Laos antworteten: „Das ist ein böses Zeichen; am oberen Flusse herrscht eine ansteckende Krankheit, und diese Flöße tragen die Hüner der Pi (Geister), welche die Anwohner auf das Wasser gekost haben.“ Wenn nämlich in einem Dorfe eine Epidemie ausbricht, so errichtet man neben den Wohnungen der Kranken solche kleinen Häuser und füllt sie mit Lebens-

mitteln, um sie dann Abends, wenn nach dem Volksglauben der durch das Mahl angelockte Pi sich in dieser neuen Behausung eingerichtet hat, auf Bambusflöße zu legen und mit dem Strome forttreiben zu lassen. Alle Krankheiten werden durch Pi oder Geister erzeugt, welche in den Däuch der Menschen fahren, und die man auf solche Weise los zu werden sucht.

Einige Stunden später erhielt der Reisende den Beweis, daß die Befürchtungen der Laos richtig waren: an diesem Tage trübten drei in Bambus gehüllte Leichen bei seinem Boote vorbei, und vor den am Ufer liegenden Dörfern hingen Bekanntmachungen auf Bambustafeln, welche alle Reisenden, Kaufleute oder Mandarinen benachrichtigten, daß das Dorf verflucht sei, und ihnen bei hoher Strafe



Eala in Bassak.

den Zutritt verboten. In Van-Nut herrschte allgemeine Pestilenz; am selben Morgen waren dort schon fünf Menschen gestorben, so daß der Gouverneur, ein dicker, vor Furcht halb toter Mann, seinen Untergebenen befohlen hatte, die Kranken im Stiche zu lassen und sich in den Wäldern zu zerstreuen. Er bat den Reisenden, sich nicht aufzuhalten, sondern bis zu dem nächsten, nur 6 Stunden entfernten Rôong (Provinzialhauptort) zu fahren, der von der Epidemie verschont sei. Reis besuchte einige Kranke und fand, daß er mitten in eine Choleraepidemie gerathen sei. Der nächste Provinzhauptort, Panasafasalum (früher Rôong-Mai oder Hienstadt), ein Dorf von etwa 30 Hütten, war zwar frei von der Seuche, in Phenom aber, wo Reis am 9. März anlangte, herrschte sie wieder. Diese hübsche

Stadt besitzt einen der schönsten Wat oder Pagoden im ganzen Laosgebiete und Tragen, die mit damals gerade blühenden Orangen-, Citronen-, Jasmin- und Plumeriabäumen eingekastet sind. Für gewöhnlich kann man sich kaum einen heitereren Anblick denken, als den einer laotischen Stadt; die Bewohner sehen alle glücklich und zufrieden aus und verbringen einen guten Theil ihrer Zeit mit Tachen und Singen. Jetzt aber war alles öde und still; vor den meisten Häusern stand ein Pfahl, der einen umgekehrten Topf trug, ein trauriges Symbol, welches verkündet, daß man in dem betreffenden Hause keinen Reis mehr kocht. Darunter hängt ein großer Stern aus Bambu zum Zeichen, daß das Haus unrein ist. Was noch Kraut hatte, ist davongezogen, und neben den Sterbenden hat man nur

etwas gekochten Reis und eine Schale voll Wasser gestellt.

Nach langem Suchen fand Reis den Gouverneur in einem der zahlreichen kleinen Gehäute, welche die Pogohe umgeben, wo er seine Zeit mit Belen hindrachte. Es war demselben unmöglich, dem Reisenden sofort Ruderer zur Fortsetzung seiner Fahrt zu stellen; eine Räuberbande machte sich den Ehreden der Bevölkerung zu Nutzen, plünderte das Land und hatte mehrere Häuser von Fenom, darunter auch das des Gouverneurs, niedergebrannt. Unter diesen Umständen mußte sich Reis zu einigen Tagen

Wartens entschließen; er bewußte den Gouverneur, schenkte ihm, da derselbe alle seine Waffen verloren hatte, ein Streichschloßgewehr nebst Munition, und machte Krankenbesuche, ohne indeß viel helfen zu können; nur bei zwei Töchtern des Gouverneurs erzielte er durch kräftiges Eingreifen eine Besserung. Den Einfluß, welchen er damit auf den Beamten gewann, suchte er dazu zu verwenden, daß man die Todten in Zukunft begrabe, anstatt sie in den Fluß zu werfen und dadurch die Seuche nur noch weiter zu verbreiten; aber das war vergebene Mühe. Reis erhielt er zur Antwort: „Das ist einmal so der Gebrauch; wir haben

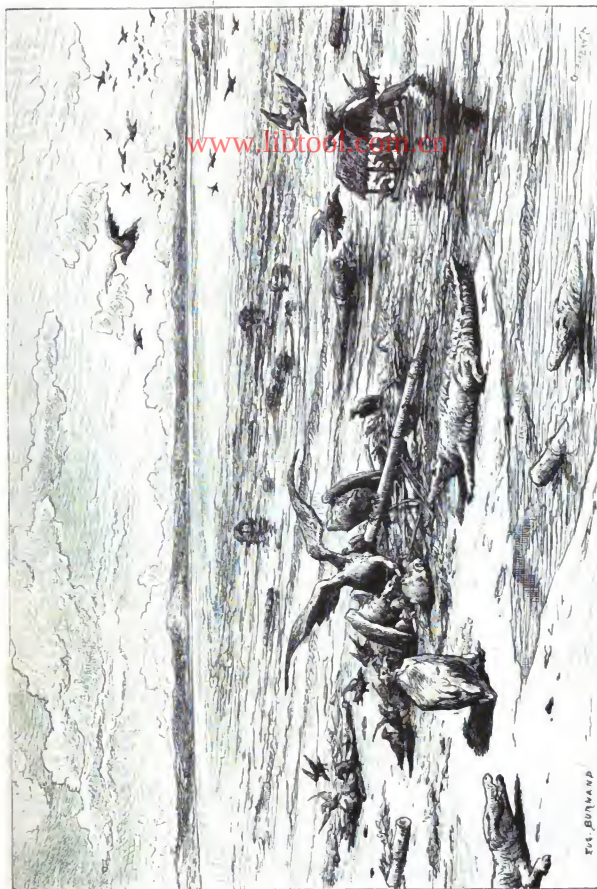


Der König von Vassal.

die Cholera vom Oberlaufe des Stromes erhalten und schickten sie nun weiter hinab.“ Die Laos verbrennen nur die Leichen großer Mandarinen und begraben gewöhnlich alle anderen; aber jeder Todte, der an einer Epidemie gestorben ist, gleichviel ob Mandarin oder Bettler, wird in den Fluß geworfen, und ebenso die im Krankbett gestorbenen Frauen. Die Leiche wird zwischen Bambuslatten gepackt und mit Rotang zusammengeschürt, und das Ganze an einen hiesigen Pambu, der als Schwimmer dient, festgebunden. Jeden Morgen holen dazu bestimmte Leute die Leichen aus den Häusern, hüllen sie auf die beschriebene Weise ein,

rudern sie in die Mitte des Stromes und werfen sie dort ins Wasser. Diese Sitte ist um so beklagenswerther, als die Eingeborenen nur Flußwasser trinken; zum Glücke fressen die stellenweise sehr zahlreichen Krokodile die Leichen ziemlich rasch auf, und Raben und Geier helfen ihnen dabei.

Nach vier Tagen waren die erforderlichen zwölf Ruderer aus den umliegenden Dörfern zusammengebracht, und Reis konnte seine Reise fortsetzen. In Lakon und Huten war die Epidemie verschwunden, in Saniabury aber hatte sie dermaßen gewüthet, daß sämtliche gesunde Einwohner sammt dem Gouverneur in die Wälder geflüchtet waren



Die Ufer des Mekong während der Cholera.

und nur Sterbende und Kranke zurückgelassen hatten. Da aber der nächste Mörng, Von-Bissan, mehr als zehn Tagesreisen von Saniabury entfernt war, so konnte Reis unmöglich die Ruderer von Futen gegen alle Vandesitte zwingen, ihn dorthin zu bringen; wollte er also nicht seine Reise ganz aufgeben, so mußte er den Gouverneur finden und zwingen, ihm Ruderer und Boote zu stellen. Er sandte zu diesem Zwecke seinen Bootsführer aus, der nach zwei Stunden schon einen höheren Beamten herbeibrachte und den Befehl des Gouverneurs für den Abend anklündigte. Um sechs Uhr erschien derselbe und verließ ein halbes Dutzend Leichen; außerdem aber ließ ihn Reis hart an, weil er seinen Posten verlassen, die Kranken ihrem Schicksale preisgegeben und die Cholera weiter verbreitet hatte, indem er die Leichen in den Fluß werfen ließ. Auf jeden Vorwurf antwortete der Gouverneur demüthig mit „Korap“, einem Worte, das man nur Höhergestellten gegenüber braucht, und zum Schluß sagte er bloß: „Ich habe Furcht vor der Cholera.“ Zur Nacht setzte er dann wieder in den Wald zu-

rück, nachdem er verprochen hatte, Boote zu stellen und Ruderer für den nächsten Tag zusammenzubringen.

Schon an diesem Tage war Reis am Gallenfieber erkrankt; am nächsten (16. März) wurden auch seine Leute ergriffen; seine Gite, aus dieser so verpesteten und doch von Jasmin- und Orangenhütendunst geschwängerten Luft fortzukommen, wurde immer größer. Zwei Tage darauf waren endlich zwei schöne Vaisen zur Stelle, um ihn nach Von-Bissan zu bringen. Aber je mehr er sich dem großen Bogen, welchen der Mekong oberhalb des 18. Breitengrades nach Osten macht, näherte, desto öfter wurde er vom Lärm der Phuong und von leichten Straßen nach Annam hinüber sprechen und befragte darüber eifrig die Mandarinen, chinesischen Kaufleute und Reisenden. Aus dem Lande der Phuong kommen nicht weit von einander drei schiffbare Zuflüsse des Mekong herab, der Simbu, Passadin und Schan. Letzterer, weiter nach Norden gelegen, sollte den gewohnten Weg in jenes geheimnißvolle Land abgeben. Da nun einerseits der Mekonglauf schon vollständig durch Garnier aufgenommen war,



Lager auf einer Sandbank.

andereits der Fluß noch immerfort Leichen herabführte und Reis erwarten mußte, in Von-Bissan wieder mit der Cholera zusammenzutreffen, so sagte er den Entschluß, den Mekong zu verlassen und quer durch unbekanntes Land Kuang-Prabang zu erreichen. Seine Boote waren indeß für die Befahrung des Nam-Schan zu groß, und eine andere Schwierigkeit bestand darin, daß man eigentlich nur in Provinzialhauptstädten Boote und Ruderer wechseln kann. Gegenüber der Mündung des Nam-Schan, in dem großen Dorfe Bun Kiang (vgl. die Karte in der nächsten Nummer), machte er Halt, schlug sein Lager auf der großen Sandbank an, welche während der trockenen Jahreszeit sich vor dem Dorfe bildet, und ließ sein Gong schlagen, um die Notablen zu benachrichtigen. Aber ehe dieselben erschienen, kam aus einem benachbarten Lager ein junger reich gekleideter, mit zahlreichen Ringen und goldenen Ohrgehängen geschmückter Vao, der sich als Sohn des Haisoon (Mandarin zweiten Ranges unter dem Gouverneur) von Von-Bissan vorstellte und überaus freundlich war. Ihm erzählte Reis seinen Plan, bat ihn, dem Gouverneur und seinem

Vater ein Geschenk zu überbringen und gewann ihn dadurch dergestalt, daß der junge Mandarin ihm nicht nur kleinere Boote und Ruderer beschaffte, sondern auch einen großen Theil seines Gepäcks auf dem Mekong direkt nach Kuang-Prabang zu befördern übernahm. So konnte der Reisende am 23. März Morgens seine Fahrt auf dem Nam-Schan antreten. Anfangs etwa 200 m breit und langsam fließend, wird derselbe bald schmaler und nimmt an Schnelligkeit zu. Ueberall fiel der Blick auf eine prächtige Vegetation; die Jagd, welche auf dem breiten Mekong fast unmöglich ist, wurde hier leicht, und das Aufnehmen des Stromlaufes, dort überflüssig, nahm hier die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden dauernd in Anspruch. Nach 6 1/2 stündiger langamer Fahrt erreichte er den kleinen Mörng Kijum, wo er die Boote und Ruderer wechseln mußte und in seiner Warte übernachtete, da der Ort seine Sala befüßt. Als er gegen Abend von einem Besuche beim Gouverneur zurückkehrte, stieg aus einem umweit davon liegenden Boote eine junge Frau von etwa 25 Jahren heraus, mit Gesichtsmiden behangen und in den Haaren Blumengewinde; ihr folgten

drei Dienerinnen, welche eine große, mit Blumen, Früchten, Cigarretten und Wachs bedeckte Matte trugen. Der Reisende empfing sie auf dem Vordertheile seines Bootes, während die Dienerinnen am Ufer blieben. Sie überreichte ihm ihre Geschenke und fragte dann, was er zu verkaufen habe; auf seine Antwort, daß er kein Kaufmann, sondern ein französischer Reisungsreisender sei, lachte sie und erwiderte: „Ich wußte wohl, daß Du kein Händler warst; sonst wäre ich nicht zuerst zu Dir gekommen und hätte Dir Geschenke gebracht; ich hörte das Gerede Deiner Ankunft schlagen und sah, daß Du ein großer Mandarin bist.“ Dann erzählte sie ihm ihre Geschichte und gab ihm eine Menge werthvoller Auskünfte; sie war die Schwester des Königs der Phuong und hieß Nansivai.

Noch vor 12 Jahren war das Reich der Phuong wohlhabend und blühend; seine Hauptstadt, Xieng Kuang, war groß, gut besetzt und der Marktplatz für die Bewohner des mittleren Laos-Gebietes, des Königreiches Luang-Prabang und eines Theiles von Annam. Eine Stadt Phou oder Phou hat es aber nie gegeben. Gegen 1870 begannen die Einfälle der Hs oder chinesischen Räuber, welche zwischen Tongking und dem Reiche Luang-Prabang von Norden herabkamen, alljährlich weiter nach Süden vorzudringen und das Land der Phuong plünderten. Diese, von Natur wenig friedfertig, wandten sich der Reihe nach an die Siamesen, nach Luang-Prabang und an Annam; denn allen drei Reichen gegenüber fühlten sie sich als Vasallen. Annam und Siam schickten zwar einige Truppen, welche aber das



Zusammenkunft mit der Schwester des Königs der Phuong.

Land verwüstheten, unter einander kämpften und es nicht hindern konnten, daß die Hs im Jahre 1874 die Hauptstadt Xieng Kuang eroberten. Bei einem Versuche, dieselbe wieder zu gewinnen, fiel bald darauf der König des Landes, und sein Sohn flüchtete sich erst nach Dathom, dann in eine Festung Mông Ngan an den Quellen des Nam-Schan; dort waren die Reste des Reiches der Phuong zu finden. Seitdem brandschatzten die Hs das Land, und nur die königliche Familie und eine kleine Anzahl treu gebliebener Diener wagten noch Widerstand zu leisten. Ebenso wie der Vater Nansivai's, war auch ihr Gemahl durch die Freigebigkeit und Treulosigkeit seiner Begleiter den Hs zum Opfer gefallen. Nansivai bewunderte den Muth des Franzosen, in jenes Land vorzudringen, und theilte ihm mit, daß zwei

Europäer mit großen Vörten und langen schwarzen Gewändern, wie die Annamiten — offenbar katholische Missionare — von Annam her vor etwa Jahresfrist nach Mông Ngan gekommen seien und dort wohnten; was sie beabsichtigten, wußte man nicht. Zuerst war Reis durch diese Mittheilung etwas enttäuscht, da er nun nicht mehr der erste war, der Mông Ngan erreichte; bald aber gedachte er der wissenschaftlichen Vortheile, welche ihm der Verkehr mit jenen Missionaren bringen mußte; auch war ihre Anwesenheit ein guter Grund, um die Mandarinen längs des Flusses zum Stellen von Booten zu bewegen. Er besuchte Nansivai mit einigen Metern Goldbarde und erwiderte am Abend ihren Besuch. Dabei erfuhr er noch, daß ein anderer ihrer Brüder unter dem Schutze des Königs von Siam am

den Mineralien, die er enthält, wenig aufgeschlossen sind. Steis ist ein ansehnlicher Theil derselben nackt, so daß die dunklen Basaltblöcke oder die eisenfchwärze, schwere, schrotartige Gneis völlig bloß liegen.

Die überall steil in das Meer abfallenden Küsten der Inseln werden rings von der Brandung umflost. Segen wir den Fuß ans Land, so betreten wir in der Regel zunächst einen schmalen Streifen schwarzen, schweren, mit Lavabroden verunreinigten Sandes. Eine unansehnliche, aber artenreiche Flora niederliegenden Salz- und Sandpflanzen deckt die der Gluth entzogenen Stellen dieser Sande; einige *endemische* Pflanzen fallen uns zwischen den ubiquitousen Unkräutern auf. Zwei afrikanische Gießpflanzen (*Mesembryanthemum*) bedecken besonders auf den östlichen Inseln dicht am Strande weite Strecken und die kanarische *Tamariske*, der westlichen Steppenflora Afrikas eigen, bildet lichte Bestände von oft hochstämmiger Entfaltung.

Sobald wir den festen Boden erreichen, treten uns zwar wohl Arten der Steppenflora des *Nivens* und des nordwestlichen Afrika entgegen, aber diese Formen treten hinter sehr stattlichen *endemischen* Gestalten zurück, die gerade in ihren häufigsten Vertretern zu den bizarrierten Gestalten des Pflanzenreiches gehören. Neben dem *Vabo* (*Plocama pendula*), einer krautigen Rubiacee vom Habitus einer *Casuarina*, tritt hauptsächlich hervor die kanarische *Dolomit* oder der *Cardon* (*Euphorbia canariensis*), ein vegetabilisches Ungeheuer, dessen armlose, vier- bis fünfkantige blattlose Säulen über Manneshöhe aus einer Wurzel in dichten Massen emporstehen. Die Gipfel der selten verzweigten stacheligen Stämme sind mit großen blutrothen Blüten besetzt. Wenn diese Pflanzenform auch nicht die Höhe ihrer fandelaberartigen aufsteigenden afrikanischen Verwandten erreicht, so beherrscht sie doch durch ihr massenhaftes Auftreten völlig die Landschaft und prägt ihr den subsaharischen Charakter auf.

Am häufigsten tritt unter den *endemischen* Sträuchern auf die *Tabayba* (*Euphorbia Regis Jubae*), baumartig und bis 7 m hoch, die Abhänge ringsum überziehend; den trockenen Inselnagen eigen ist die niedrige *Euphorbia balsamifera*, ausgezeichnet durch ihren milden Milchsaft (daher *Tabayba dulcis* genannt); andere charakteristische Euphorbien sind *E. asphylla*, *E. atropurpurea* und *E. Bertholletii*. Alle diese *Tabayba*-Gebüsch bilden hellgelbe, blau bereifte halbhölzige Massen, die in Folge äußerst regelmäßiger Entfaltung wie beschnitten aussehen.

Mit den Euphorbien vertritt eine Compositae, *Kleinia nerisifolia*, an Häufigkeit und Masse. Das mannshohe, quirt verästelte Büümchen trägt an den Spitzen der weichen Nesselten fleischig, langetliche Blätter und kurzgestielte gelbe Blüten. Etwa gleich häufig treten auf die hohen Büsche von *Rumex Lunaria*. Hinter diesen dominierenden Sträuchern der trockenen, warmen Abhänge treten die übrigen *endemischen* Strandsformen zurück. Einige Compositen, Labiaten u. fallen noch einigermaßen physiognomisch ins Gewicht. Selten, aber durch riechenhafte Rosette und über 2 m hohen Blütenstand einzig dastehend ist der *Arrebol* (*Celium simplex*). Bemerkenswerth sind die zahlreichen Arten der Gattung *Statice*, die eben *Sempervivum* de mar, welche die unzugänglichsten Klippen zieren und das Völkchen darstellen, wozu sich diese an sich beschreibende Pflanzenform aufschwingen konnte. Mit ihren gemauerten Stämmen, ihren großen, saftgrünen blattrothen und halbmeterhohen Sträuchern dichter, cyanblau, roth und weiß gefleckter Blüten stehen sie physiognomisch im Gebüschreiche auf dem Range, den die Gruppe der papamaischen Paradiesvögel im Gebiete der Vogelwelt

einnehmen. Die meisten der neun Arten sind auf eine einzige Insel, ja auf ein oder zwei Inselnvorberge oder Klippe beschränkt.

Der braune Steinboden zwischen den geschälberten Gewächsen belebt sich nur während der kältesten Monate und des kurzen, ihnen folgenden Frühlings (Februar bis April) mit einem flüchtigen Anzuge von einjährigen oder doch nur zu dieser Zeit auskeimenden Kräutern, von denen schon im Juli auch die letzten Halme und Stoppeln verschwinden. Sie gehören fast ansehnlos den mediterranen oder *ubiquitous* Unkräutern an, doch tragen einige tropische Einwanderer, wie die mannshohe *Nicotiana glauca*, *Ricinus communis* in baumartigen, schenkelbilden Stämmen, dazu bei, dieser Flora ein stattliches Gepräge zu geben.

Die einzige, aber uns so unpolantere Baumgestalt dieser ersten, wärmsten und dürrsten Region ist die majestätische Palme der Kanaren (*Phoenix Jubae Webb*, *Ph. canariensis* hort.), welche zwar jetzt (neben der eigentlichen Dattelpalme, *Phoenix dactylifera*) vorwiegend in das Reich der Kultur gezogen, immer aber noch vielfach wild zu finden ist. — Nicht zu vergessen ist noch die stengellose *Aloe vulgaris* Lam., welche an den Gestaden des Mittelmeeres vereinzelt vorkommt, auf den Kanaren aber völlig einheimisch erscheint.

Steigen wir hinauf in die feuchteren Regionen, so sind wir auch von neuen, saftvolleren Pflanzenformen umgeben. Wir befinden uns in der Zone einer Pflanzengruppe, welche sich nirgend in so großartiger Fülle entwickelt hat als hier. Es ist dies die Gattung *Sempervivum*, von der wir nicht weniger als 35 einheimische Arten unterscheiden können. Die fleischigen Blätter dieser „*Verderbe*“ bilden meist Rosetten, zum Theil von riesiger Größe, einige lilose, andere gestielt oder getragen von halbmannshohen, verzweigten Stämmen. Die Blütenhände bilden öfters wahre Randelaber und prangen in allen Farben. Die strichhulischen Wurzeln dieser an dem fahlen Gesteine hängenden Pflanzen bringen tie in das Innere der Felsen ein und fangen das in den Spalten circulirende und capillar aspirirte Wasser auf.

Erläutere Standorte liebt der *Drago* oder *Drachenbaum* (*Draconis draco*). Er ist ein indigenes Geschöpf der *Barrancos*, der Steilabhänge seiner Schluchten, die von den Höhen der Erhebungstrater radial zur Küste laufen und die auf jeder Insel zu Hunderten zählen. Doch ist er lieber die ganze untere Region der Inseln verbreitet, zum Theil durch Kultur, denn seine Blätter bilden während der Dürre als Viehfutter. Seit der Klippe von *Drolava* gefallen (1868), sind die *Dragos* von *Realejo el alto* und von *leod de los vinos* die größten. Schätzte fand an letzterem 1857 einen Umfang von 9,5 m in 2 1/2 m Höhe. Im März 1884 betrug nach einer Messung Dr. Christl der Stammumfang 11,7 m. Hieraus geht hervor, daß der Baum in wenigen Jahren ungemein an Umfang zunimmt und daß man das Alter jener Kolosse überschätzt hat. Auch die glatte runde Rinde und das ledere, feste Holz deuten auf ein rasch emporwachsendes Gewächs. Das berühmte *Drachenblut* zeigt sich nur in äußerst geringer Menge bei Verwundungen der Rinde, so daß die größten Bäume kaum lothweise von diesem, aus dem indischen *Calamus Draco* in weit größerer Fülle zu gewinnenden Harze liefern.

Von den Sträuchern der *Barrancosflora* ist ein Riesenspalergel (*Asparagus scoparius*), dessen baumartige Stämme an den Klippen dicht mit Nadelblättern besetzt sind, bemerkenswerth. Nicht charakteristisch sind ferner zwei schöne *Malvacaceen*büümchen (*Narcea* und *Savillana*), die milchsaftstrotzende *Kanaria* mit braunrothen Glockenblumen

und pfeilförmigen Blättern, der *Gibbalbero*, ein riesiger *Ruscus*, die größte Pflanze der subtropischen Zone, mehrere *Echium* und *Sonchus* u. a. m.

Von den Farnen sind die meisten das streng atlantische *Adiantum reniforme* mit freisenden Blättern auf schwarzglänzenden, elastischen Stielen und das herrliche, täuschend unseren Epfen nachahmende *Asplenium Hemionitis*, welches modernbes Holz und seltene Wälder bedeckt.

Die südostasiatischen Phanerogamen der *Barrancaflora* (Brombeeren, Tofu, Hundsdünne, Winterporra u. a.) bilden nur unwesentliche Bruchtheile im Vergleiche zu dem herrschenden Endemismus.

Die Wälder aller dieser Gewächse der unteren Region beginnt mit dem März, wo sogar schon Pflanzen blühen, deren Verwandte bei uns zur späteren Sommerflora gehören.

www.libtool.com.cn

Die Karolinen = Inseln.

Von Emil Meßger.

Historisches und Geographisches.

Trotzdem die in der Ueberschrift genannte Gruppe in den letzten Monaten vielfach besprochen worden ist und die über dieselben veröffentlichten Mittheilungen einen ansehnlichen Umfang erreicht haben, dürfte es nicht unwillkommen sein, wenn wir im Folgenden den Versuch machen, den Lesern des „Globus“ ein zusammenhängendes und vollständiges, aber möglichst gedrängtes Bild der genannten Inseln vorzulegen. Die drei Gruppen, in welche dieselben einschließend der Palau-Inseln getheilt, liegen nördlich von Neu-Guinea und südlich von den Labronen, werden im Osten durch die gleichfalls zu Mikronesien gehörigen Marshall-Inseln begrenzt und dehnen sich nach Westen über mehr als dreißig Längengrade aus.

Wie Don Emilio Vatrán, der als Kommandant des vielgenannten „Relato“ die erwähnten Inseln im Frühjahr 1885 besuchte, in einem im Boletín de la Sociedad Geográfica de Madrid ¹⁾ veröffentlichten Aufsatze mittheilt, wird die Behauptung aufgestellt, daß ein Portugiese, Diego da Rocha, im Jahre 1525 die erste Nachricht über jene Gruppe gegeben habe; er nannte sie *Ilhas Sequeira*. Diese Jahreszahl, welche den Portugiesen die Priorität der Entdeckung sichern würde, scheint nicht richtig zu sein, obwohl Galvão, der 1527 nach Indien kam (später in Ternate), sie angiebt. Sein 1563 erschienenes Werk haben wir uns nicht verschaffen können, sind daher nur im Stande, aus zweiter Hand Röhrens darüber zu berichten. F. A. Tiele, der, wenn wir nicht irren, zuerst auf den in Galvão's Angaben liegenden Widerspruch hingewiesen hat, sagt hierüber ²⁾ wörtlich im Text: 1527 schickte Meneses Diego da Rocha mit einer Flotte nach Mindanao und den umliegenden Inseln, um Lebensmittel zu suchen. Ein Sturm trieb das Schiff nach NO ab, wo man auf 9° und 10° nördl. Br. eine Inselgruppe entdeckte, die nach dem Stenennamen des Schiffes: *Concei de Sequeira*, genannt wurde, und liegt in einer Anmerkung unter dem Text hinzu: Die Jahreszahl 1525 ist unrichtig, denn damals war Meneses noch kein „capitán de Maluco“. Gossio ³⁾ giebt in einer vollständigen Uebersicht des Streites um die Karolinen 1526 als das Jahr der Entdeckung des Diego da Rocha an, und sagt, daß er diese Geschichte an anderer Stelle weiter behandeln werde. Felsch endlich, der den

Diego da Rocha in seiner „Geschichte der Erdkunde“ ⁴⁾ gar nicht erwähnt, nennt den Alvaro de Saavedra als ihren ersten Entdecker. Derselbe hatte, von Mexiko kommend, 1527 bis 1528 den Großen Ocean gekreuzt und die Inseln erreicht ⁵⁾, worauf er von dort den Versuch machte, den Rückweg nach Osten anzutreten; er fuhr längs der Nordküste von Neu-Guinea und erreichte von da mit nordöstlichem Kurs unter 7° nördl. Br. die Karolinen-Gruppe; weiter aber als bis zum 14. Grade vermochte er seine Reise nicht fortzusetzen, er wurde durch Gegenwinde nach der Ostküste von Mindanao getrieben und kehrte von da nach Tidore zurück. Im Jahre 1529 versuchte er aufs Neue, auf östlichem Wege Mexiko zu erreichen, er berührte auch jetzt die Papua-Inseln und die Küste von Neu-Guinea (etwa unter 6° südl. Br.), dann schlug er nordöstliche Richtung ein, schmit den Äquator und passirte einige Inseln der Karolinen, vielleicht auch solche der Marshall-Gruppe. Unter dem 27. Breitengrade starb er; seine Gefährten setzten die Reise bis zum 31. Grade fort, kehrten dann aber längs der Labronen und Palau-Inseln nach Palaukeira zurück, wo sie im December ankamen. 14 Jahre später wird die Karolinen-Gruppe wieder in Verbindung mit der Reise des Rui Póvez de Vilalobos erwähnt, der 1542 Ausfelder von Mexiko nach den Philippinen führen sollte; er durchschnitt die Inselkette und fand 280 Meilen weiter die Insel Lamotort; 1564/65 berührte Miguel Póvez de Vega die Gruppe. Nachdem 1565 der Weg über den Großen Ocean nach der Westküste von America, welcher diese Inseln nicht berührte, gefunden worden war, werden sie seltener genannt. Sir Francis Drake sah sie auf seiner berühmten Reise (1579); ebenso soll der Spanier Lorenzo de Barrio ⁶⁾ und Unirio im Jahre 1595 einige hieher gehörige, unbewohnte Inseln erblickt haben. Ferner wurden, als 1626 die Flotte Ressauf's die Spanier im Stillen Ocean verfolgte, zwei Inseln, Jap und Jais, entdeckt; 1636 wurden Schiffe auf der Reise von den Marionen nach Manila dorthin verschlagen. Im Jahre 1686 entdeckte Francisco Xezcano ⁷⁾ eine große Insel, die

¹⁾ 2. Aufl., S. 352.

²⁾ Wir geben diese Geschichte der Reise des Saavedra nach F. A. Tiele a. a. C.

³⁾ Nach E. Emilio de Vatrán, a. a. C. S. 25. Gossio nennt E. Habel Barrio die Witwe des Alvaro Mindanao, den C. reiste.

⁴⁾ So, und nicht Xezcano oder Xezcano, schreiben E. Emilio de Vatrán und Gossio wiederholt diesen Namen.

¹⁾ Tomo XIX, p. 23—32, 95—118, 138—163.

²⁾ In *Idrijagen tot de Taal, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indie*. 4. Serie, I, 1877, p. 413.

³⁾ Boletín de la Soc. Geogr. de Madrid XIX, p. 220—269.

er zu Ehren des damals regierenden Königs Carlos II. (geb. 1661, regierte von 1665 bis 1700) Karolinen nannte (um dieses Zeit umgeben die Kadronen nach der Mutter dieses Fürsten, Maria von Oesterreich, der zweiten Gemalin Philipp des IV. den Namen Marianen). Welches eigentlich die von ihm entdeckte Insel war, scheint schwer festzustellen; der Name wurde bald der ganzen Gruppe beigelegt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts finden wir diesen Namen der Inseln wiederholt in den Verzeichnissen spanischer Missionare genannt; über die Thätigkeit derselben und die von ihnen empfangenen Mittheilungen ist bereits in diesen Blättern¹⁾ berichtet worden.

Wir können die namentlich zu Ende des letzten Jahrhunderts nach und nach erfolgte Entdeckung einzelner Inseln hier flüchtig übergehen, da wir weiter unten, wenn wir die geographischen Verhältnisse der verschiedenen Gruppen besprechen, darauf eingehen müssen. Diese Entdeckungen blieben im Ganzen für die Wissenschaft ziemlich resultatlos und erst in diesem Jahrhundert können wir von einer wirklichen Unternehmung der Karolinen sprechen.

Es sind 1817 der russische Kapitän Kozhubev (unter seinen Begleitern befand sich Walbert von Chamisso), 1819 der französische Freycinet an Bord der „Uranie“, 1824 Kapitän Duperrey mit der „Coquille“, 1826 d'Almont d'Urville mit der „Atalabe“, 1828 endlich der russische Kapitän Ulke, welche die verschiedenen Theile der Inseln besucht und die Resultate ihrer Beobachtungen der wissenschaftlichen Welt mitgetheilt haben. Seit dem Anfang der fünfziger Jahre haben amerikanische Missionare hier ihre Thätigkeit eröffnet²⁾, und wir verdanken ihnen manche interessante Mittheilungen. Ebenso haben die bauernden Niederlassungen deutscher, englischer und amerikanischer Siedler und manchen werthvollen Bericht verschafft³⁾. Endlich hat ein Deutscher, Professor Dr. Semper, Monate lang an den Palau-Inseln zugebracht und seine Erfahrungen dem Publikum mitgetheilt⁴⁾, während J. Kubary schon seit längerer Zeit ba thätig ist und seine Erfahrungen in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hat. Wir sind bei der Beschreibung dieses Namens Semper gefolgt, der in einem im Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft veröffentlichten, in seinem eben erwähnten Buche wieder abgedruckten Aufsätze die Meinung ausdrückt, daß derselbe europäischen Ursprungs sei und mit parau, booi, in Verbindung stehe. Dagegen erklärt J. Kubary⁵⁾, die Form Pôlau für die richtige und widerspricht der von Semper vertretenen Ableitung des Wortes ganz entschieden; seiner Ansicht nach hängt der Name mit dem Worte „pela“, Land, zusammen.

Seit zehn Jahren etwa ist der Verkehr reger geworden; es würde zu weit führen, hier auf Alles einzugehen, was über die Insel veröffentlicht ist; wir begnügen uns, an Bastian's „Inselgruppen in Oceanien“ zu erinnern und die Reiseergebnisse der schwedischen Fregatte „Eugenie“ (herausgegeben von Sjöman), die Reise von Marcell mit der „Emerald“, besonders aber die von Dr. Finckh 1881 unternommene Expedition und deren Resultate zu erwähnen.

¹⁾ Bd. XI, VIII, S. 299 u. f.

²⁾ Siehe hierüber Euerhardt's Mission's-Bibliothek IV, 2, S. 334 u. f. und Dr. Overmann, Allgemeine Mission's-Bibliothek 1885, Heftblatt S. 81.

³⁾ U. A. die Siedler-Erinnerungen von Franz Hermann, Berlin, A. Holtmann und Co.

⁴⁾ Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Dr. Semper, Brockhaus, 1873.

⁵⁾ Ethnographische Beiträge zur Kenntniss der karolinischen Inselgruppe und Nachbarchaft, von J. Kubary. Berlin, A. Hise u. Co., 1885, S. 33 u. f.

Die politischen Fragen, welche Veranlassung gegeben haben, daß die Karolinen in jüngerer Zeit so oft genannt wurden, sind bekannt und gehören nicht weiter hierher.

Meinide, dessen gründliche Arbeit¹⁾ wir zum Theile dem Folgenden zu Grunde legen, unterscheidet drei Gruppen, die östlichen Karolinen, den centralen und den westlichen Theil. Die westlichste Insel ist Tobi (131° 4' östl. L.), die östlichste Nukae (163° 6' östl. L.), die nördlichste Ulithi (20° 6' nördl. Br.), die südlichste Rapaia (0° 55' nördl. Br.), und, wenn man von letzterer, geographisch zu Neu-China gehöriger Insel abhört, Greenwich (1° 3' nördl. Br.). Der größte Theil dieser Inseln sind flache Korallen- und meistens Lagunen-Inseln, die sich gruppenweise auf demselben Riffe erheben, ferner fünf hohe Inseln mit vulkanischen Gesteinen, die jedoch ebenfalls von Korallenriffen umgeben sind, und endlich eine gehobene Insel mit Maderporcellan (Jais). Einer dunklen, von Hermsheim (a. a. O. S. 28) mitgetheilten Uebersetzung zufolge hat Jap einmal im Norden mit einem großen, großen Lande in Verbindung gestanden. Während eines Erdbebens soll das Meer aus seinem Bette getreten, Bäume entwurzelt und Häuser emporgerissen haben. Viele Menschen sollen von den Wegen verschlungen worden sein. Kanoe, die nach Norden fuhren, das große Land zu suchen, haben nur Inseln gefunden, die später auch verschwunden sind.

Damals sei Palau von helleren, den Zapfen vollkommen gleichenden Menschen bewohnt gewesen, von Süden jedoch seien dunkle, nackte, kraushaarige Menschen gekommen. Sie hätten sich auf Palau festgesetzt und nach und nach die Ureinwohner, deren Frauen sie sich aneigneten, unterjocht und zu Sklaven gemacht. Die Spuren der Ureinwohner seien jetzt noch in Krieger, der nördlichsten Spitze der Palau-Insel, zu finden, wo in abhängiger Stellung ein kleiner Stamm lebe, dessen Mitglieder in Hautfarbe sowohl wie in Kopfbildung von den Eingeborenen Japs sich nicht unterscheiden lassen.

Nach Semper zeigen die westlichen Inseln die deutlichsten Spuren ganz junger Deubungen, einige Details in Bezug auf bestimmte Inseln werden wir weiter unten mittheilen.

Wie im Allgemeinen bei den Inseln des Großen Oceans werden Vegetation und Fauna nach Westen hin reicher an Formen, wiewohl der Pflanzenwuchs überall einen lieblichen Eindruck macht. Hier herrschen vor, verschiedene Palmenarten sind häufig, die Bergwälder bestehen meist aus aus wenigen Baumarten. Auf den hohen Inseln bedeckt ein Saum von Rhizophoren die Küstenlinie, dann folgt ein Gürtel angebauten Landes mit seinen Fruchtbäumen und endlich die Bergwälder. Ein ganz anderes Bild geben die niedrigen Lagunen-Inseln, deren Vegetation im Vergleich mit den hohen Inseln arm erscheint, aber immerhin viel reicher ist, als die der Inseln im östlichen Theile des Stillen Oceans. Landthiere, soweit sie nicht von Weizen eingeführt sind, kommen selten vor, selten mit Ausnahme des fliegenden Hundes und der Katze ganz. Säugethiere sind in geringer Zahl importirt, nur auf Sonape scheint eine eigenthümliche Hundart einheimisch zu sein; wilde Säugethiere nehmen unter der ebenfalls spärlich vertretenen Vogelwelt eine wichtige Stelle ein; Reptilien kommen vor, Krokodile sollen die Palau verbreitet sein; Insekten und Käfer sind schlecht vertreten, dagegen sind die Inseln reich an Seethieren, vorwiegend Delphine, Kaskelot und Dugong, ferner Hothoturien. Was das Klima und die Strömungen betrifft, macht

¹⁾ Die Inseln des Stillen Oceans, eine geographische Monographie von Professor Dr. Carl Meinide, Leipzig 1875.

²⁾ Meinide giebt irthümlich 66° östl. Br.

Emilio de Putrón folgende Angaben (die er während seines kurzen Aufenthaltes zum Theile von den Anwohnern empfangen hat): Auf Sap wechselt der Strom im N.-Monat, da er nach SW und nach N.Ö. umfließt; seine Stärke hängt von der Stärke des Monjun ab, vermindert sich jedoch mit der Entfernung von der Küste von Samar, sie beträgt etwa ein bis zwei Meilen per Stunde. Im S.-W.-Monjun richtet er sich nach N.Ö. und nimmt, je mehr er sich den Karolinen nähert, eine immer östlichere Richtung an; die Geschwindigkeit ist geringer als im N.-Monjun. Letzterer tritt im September oder Oktober ein; je kräftiger er ist, desto östlicher wird die Richtung des Stromes. Der S.-W.-Monjun setzt im Juni oder Juli ein.

Im Januar und Februar herrscht frischer O.N.D. vor, im März fallen heftige Böen ein, der Monjun verliert an Kraft; im Juni und Juli kann man noch beinahe zur Hälfte auf schönes Wetter rechnen; im darauf folgenden Monate fangen die Stürme an und herrschen bald vor; wiewohl sie da, wo sie entstehen, nicht gefährlich sind, werden sie es weiterhin auf offenem Meere. Juni, Juli und August werden als die eigentliche Regenzeit betrachtet; die Stürme halten bis zu Ende Oktober, manchmal noch länger an, gegen Ende des Jahres kommen die Böen mehr aus Osten. Im N.-Monjun erheben sich auf Sap fortwährend Böen mit viel Wind und wenig Regen; im Allgemeinen empfindet man die Feuchtigkeit in dieser Jahreszeit wenig, die Verdampfung ist gering, kein Thau fällt; dagegen tritt im S.-W.-Monjun an ruhigen Tagen starker Thau ein und die Feuchtigkeit wird sehr empfunden. Das Barometermaximum während des Aufenthaltes des „Belasco“ in Sap betrug 761 bis 764 mm, das Minimum 759 bis 761 mm; letzteres entsprach den starken Böen aus O.N.D. Die höchste Temperatur betrug 29 bis 30°, die niedrigste 23 bis 25°; der Thermometer mit nasser Kugel wies einen Grad weniger. Die Tiden sind regelmäßig, der Niveauunterschied des höchsten und des niedrigsten Wassers bei den höchsten Tiden ist 5¹/₂ engl. Man hat bemerkt — und die Beobachtung wird durch Eingeborene und Europäer bestätigt — daß im N.-Monjun die Ebbe in der Nacht stärker als bei Tage ist; das Entgegengesetzte findet im S.-W.-Monjun statt. Nur sehr selten und in großen Zwischenräumen kommen schwache Erdbeben vor, die Eingeborenen betrachten sie als Strafe der Gottheit. Das Klima der Palau-Insel stimmt im Allgemeinen mit dem Japs überein, die Temperatur ist nach den Beobachtungen des „Belasco“ etwas höher, der Barometerstand 762 bis 764 mm, das Maximum wurde bei heftigen Böen aus Norden beobachtet; der Unterschied der Tiden beträgt 1,60 m bei Tage und 1,25 m bei Nacht, in den Syzygien soll derselbe sogar 1,65 m erreichen.

Ueber das Klima im Allgemeinen kann noch mitgeteilt werden, daß dasselbe ein tropisches ist, allein nicht ganz die Regelmäßigkeit eines solchen besitzt; im Allgemeinen sollen namentlich die niedrigen Inseln gesund sein; über die hohen Inseln sind die Ansichten getheilt. Nach Meinide ist der N.-Wind, der im östlichen und centralen Theile vom November bis März weht, der Passat des Ozeans, dessen südliche Grenze im April nach Norden zurücktritt, wodurch die veränderlichen, östlichen Winde, welche die beiden Passate trennen, hier eintreten. Dieser Wechsel der Windrichtungen hat zweifelslos dazu beigetragen, die Karoliner zu Seeräubern zu machen; er erklärt auch, weshalb ihre Boote ebenso häufig nach Osten wie nach Westen verschlagen werden.

Wie schon erwähnt, unterscheidet man drei Gruppen, welche durch die Straßen zwischen Ngait und Nukunat auf

155° östl. L. Goo, nach zwischen Ulie und Sorol Sorol auf 142° ö. L. von einander getrennt werden. Wir folgen bei der Beschreibung derselben auch hinsichtlich der Namen Meinide¹⁾.

Der ganze Raum, den die Inseln einnehmen, kommt etwa dem Theile Europas an Oberfläche gleich, welcher durch die Breitenkreise der Alpen und der nördlichsten Grenze des Deutschen Reiches begrenzt wird und dessen Ausdehnung von Westen nach Osten dem Abstände von der Westküste Frankreichs bis ins Schwarze Meer hinein entsprechen würde. Auf diesem ungeheuren Raume ist die große Zahl der Inseln vertheilt, deren Gesamtfläche nicht ganz 1500 qkm beträgt, also die Größe des Herzogthums Altenburg nur wenig übersteigt.

A. Die östlichen Karolinen bestehen aus den zwei hohen Inseln Kusaie und Ponape und fünf kleineren Lagunen-Inseln.

Kusaie, im Jahre 1804 entdeckt, ist die östlichste aller Karolinen unter 163° 6' ö. L., 5° 19' südl. Br., und besitzt etwa 6 Meilen Umfang. Das Innere ist bergig mit stark eingeschnittenen Schluchten, das Gestein besteht zum größten Theile aus an der Oberfläche verwittertem Basalt, an der Küste kommt auch Korallenkalkstein vor. Die üppige Vegetation macht die Insel höchst anmutig. Franz Dornschumacher beschreibt die Landung da folgendermaßen: „Die weit anlaufende Spitze des Rifles ward glücklich umflegt, wir liefen nun vor dem Winde in den Hafen ein und gingen einige Kabel-längen vom Ufer zu Anker. Dicht vor uns am jändigen Strande liegt das Dorf Yela. Nur die hohen Gipfel der Pandanusbücher überragen das saftige Grün des Bananenwaldes, darüber breiten die beweglichen Wipfel der Kokospalme ihren kühnsten Schirm und heben sich mit ihrer gelblichen Färbung scharf von dem Hintergrunde ab, den der bis oben bewaldete, 2000 Fuß hohe Mount Crozer bildet. Den Vordergrund der lieblichen Landschaft beleben roth bemalte, das ruhige Wasser durchscheinende Canoes und die am Strande verjammelten Einwohnern in ihren bunten Kattunjacken.“ Die Insel besteht eigentlich aus zwei Halbinseln; dieselben sind durch einen 1/2 Meile breiten Isthmus, welcher die Höhe von 106 m erreicht, mit einander verbunden. Die vorliegenden Korallenriffe bilden zwei Häfen, der beste, der für den Rest eines immarinen Kraters gehalten wird, an der Nordseite; an ihm das Dorf Yela, von dem eben die Rede war; an der Südwestseite liegt der Coquille-Hafen, der ebenfalls ziemlich brandbar ist. Auch an der Südseite befindet sich in dem Riffe noch ein kleiner Kanal.

Wir übergehen die kleineren Inseln, deren Anzahl nur ermüdend sein würde, und hinsichtlich derer wir auf Meinide verweisen können, um einige Worte über Ponape, die größte und bedeutendste aller Karolineninsel, beizufügen. Sie soll schon 1595 von Quiros entdeckt worden sein; später aber, wiewohl häufig von Waldfahrern besucht, ist sie ganz vergessen und erst von Vint gewissermaßen neu aufgefunden worden; ihm wenigstens verdankt man die nähere Bekanntschafft mit derselben. Die Form der Insel ist vieredig, die Länge beträgt 4 bis 5, der Umfang 15 bis 20 Meilen, der Inhalt gegen 6 bis 7 Quadratmeilen. Das Innere ist gebirgig, die höchsten Gipfel erreichen 800 bis 900 m und fallen meist sanft ab; das Gestein besteht aus olivin- und augithaltigem Basalt,

¹⁾ In Bezug auf die Namen herrscht große Verwirrung, siehe über dieselbe außer Meinide, die Zusammenstellung derselben bei Walz: *Weltland, Anthropologie der Naturvölker* V. 2. Abtheilung, XVI.

ber an der Küste von einem breiten Strahl von Madreporen-Kalkstein umgeben ist. Die weit vorliegenden Korallenriffe bilden geräumige, selbst für größere Schiffe brauchbare Böden. Dichter Wald bedeckt mit wenig Ausnahmen die ganze Insel, nur die Küstenlinie wird von einem Mangrovebusch umflossen.

Früher besaß die Insel als Hauptstation, auf welcher sich die Seefahrer mit Lebensmitteln versehen konnten, eine gewisse Bedeutung; später ist sie wichtig geworden als Centralstation der amerikanischen Mission, welche sich seit 1852 hier niedergelassen hat. Anfänglich stiegen die Missionare auf entschiedenen Widerstand: die Eingeborenen waren von einigen dort lebenden Weißen, Engländern und Amerikanern, gegen dieselben aufgehetzt worden, und als eine furchtbare Pockenepidemie bald nach Ankunft derselben einen großen Theil der Bevölkerung wegrastrif, gerieten die Missionare häufig in Lebensgefahr. Sie wendeten sich daher mehr den umliegenden Inseln zu, bis endlich 1863 sich wieder ein amerikanischer Missionar auf der Insel niederließ, welcher zu seinem Ernteaum eine kleine Christengemeinde vorfand, die sogar eine Kirche erbaut hatte¹⁾.

II. Die centralen Karolinen liegen zwischen 155° und 142° östl. L.; sie bestehen aus 30 Inseln, von denen nur eine Gruppe, Ruk, hoch ist. In dem Inneren der großen Lagune, welche von vielen Korallenbänken durchschnitten wird, deren einige kleine Inseln bilden, erheben sich dort zehn bis zwölf bergige Inseln, nicht übermäßig hoch und auch hier erblickt man hinter dem Mangrovebusch den prächtigen Tropenwald aus den von vielen Bächen durchschnittenen Hügel. Um das Ganze hin zieht sich ein großes Barriereriff, auf dem etwa 50 Riffinseln zerstreut liegen, und welches von zahllosen Kanälen durchschnitten ist. Unter den Inseln ist die größte und höchste Tol, welche am westlichen liegt (7° 21' nördl. Br., 151° 36' östl. L.). Sie hat fünf, Zanderhüten ähnliche Gipfel. Weiter wäre hier zu nennen die Faknor (auch Wortlof-) Gruppe; sie zählt drei nahe bei einander liegende, durch tiefe Kanäle von einander getrennte Laguneninseln, auf deren Riffen über 90 Inseln und Inselchen liegen sollen. Mit ihrer reichen Vegetation von Palmen und Prossfruchtbäumen gehören sie nach der Beschreibung der amerikanischen Missionare²⁾ zu den lieblichsten des ganzen Archipels. Auch von hier aus hat die Mission sich über die umliegenden Inseln verbreitet. Zudem wir auch hier hinsichtlich der kleineren Inseln auf Meinide verweisen müssen, wenden wir uns zur dritten Gruppe.

C. Die westlichen Karolinen zwischen 131° und 142° östl. L. Hierher gehören außer den hohen Inseln Tap und Palau noch 11 niedrige Inseln. Tap ist wahrscheinlich im Jahre 1625 von Schapenham entdeckt, und später von Ergano Karolina benannt worden; die Insel liegt unter 9° 35' nördl. Br. und 138° 8' östl. L., ist von N. nach S. etwa 2 1/2 Meilen lang und von O. nach W. 2 Meilen breit; die Oberflache beträgt etwa 4 Quadratmeilen. Eigenthümlich ist es, daß der Insel der Urwald günstig fehlt, er wird aber jedoch üppige Heime von Palmen und Fruchtbäumen ersetzt, welche dem herrlichen Landschaftsbilde einen ganz eigenthümlichen Charakter aufprägen. Zwei Halbinseln mit Bergen von mäßiger Höhe sind durch eine schmale Landenge verbunden. Die nördlichste Spitze wird von einem kleinen Gebirgslande eingenommen, dessen vulkanisches, tuffartiges Gestein sich mehr als 400 m hoch

erhebt; dasselbe ist mit Gestrüpp und Gras bedeckt, während der südliche Theil sich nach dem Rhinns hin ganz sanft abflacht; diese Abhänge sind fruchtbar und gut bebaut. Der Name dieser Halbinsel ist Ruk. Die östliche Halbinsel (Emil) hat ein ebenfalls bloß mit Gehölz bedecktes Hochland, welches sich bis zur Höhe von etwa 200 m erhebt; dasselbe wird von einer etwa 1/2 Meile breiten, sehr fruchtbaren und angebauten Küstenebene eingefasst; der Zugang zu der Insel ist nicht gerade bequem, nur an wenigen Stellen durchbrochenen Kanäle das etwa 1/2 Meile breite Rhinns, welches das Ganze umschließt.

Von allen Inseln des Archipels ist wohl Palau am meisten genannt worden. Nachdem dieselbe vermuthlich von Villalobos im Jahre 1543 entdeckt worden war, verscholl sie wieder, bis ihr Name durch den Schiffbruch, den Kapitän Wilson dort im Jahre 1783 litt, sowie seinen längeren Aufenthalt daselbst, auch in Europa bekannt wurde. Später hat sich, wie schon erwähnt, Professor Temper Monate lang dort aufgehalten und Stubay die Gruppe lange zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Die Gruppe dehnt sich über eine Oberfläche von 16 bis 18 Quadratmeilen aus, ist 25 Meilen lang und 4 bis 8 Meilen breit; große und gefährliche Riffe machen die Inseln ziemlich unzugänglich und erstrecken sich weit nach N. hin. Die bedeutendste Insel ist Koror; zu derselben führt eine enge an manchen Stellen nur 50 m breite Passage, welche die Schiffe nur mit größter Vorsicht benutzen können, während die Boote bei Hochwasser über das Riff weggehen; Hügel von vorherrschend vulkanischem Gestein erheben sich im Inneren; nördlich und südlich von denselben liegen noch verschiedene andere Inseln, die sich durch die eigenthümliche Struktur ihrer Berge von allen anderen Karolineninseln unterscheiden; im südlichen Theile bestehen sie nur aus Madreporenskalkstein, der bis zu ansehnlicher Höhe gehoben ist, während im nördlichen und mittleren Theile vulkanisches Gestein denselben durchbrochen und sich bis zu ansehnlicher Höhe aufgethürmt hat, nach Temper besteht es aus Trachyt und basaltischer Lava. Nach Auflösung des vulkanischen Gesteins hat sich ein sehr fruchtbarer Boden gebildet, der eine üppige Vegetation trägt; auch die Kalksteine tragen schöne Wälder, während der Strand mit Mangroven bedeckt ist. Einzelne Berge der Gruppe erheben sich bis zu 2000 Fuß Höhe.

Unter den zu den westlichen Karolinen gehörigen Inseln möge noch Faia erwähnt sein (9° 46' nördl. Br., 140° 46' östl. L.), eine Insel, welche in ihrer Bildung ganz von allen anderen Inseln abweicht. Die steilen, mandelförmigen Kalkwände erheben sich bis zu 100 Fuß über der Meeressfläche und werden durch eine nach dem Inneren etwas vertiefte Ebene abgeflachen, welche an Stelle einer früheren Lagune getreten zu sein scheint; die steilen Wände sind von einem schmalen, mit Kokospalmen bewachsenen Strande umgeben, um den sich jedoch ein Küstenriff hinzieht. Endlich sei noch die Insel Wapia erwähnt, die von Meinide noch zu den Karolinen gerechnet wird. Sie liegt unter 0° 55' nördl. Br. 1), 134° 21' östl. L. Es werden jedoch durch den Sultan von Tibore und Namens desselben von den Holländern Hoheitsrechte da angeführt und die Insel ist in den letzten Jahren wiederholt von holländischen Schiffen besucht worden, weshalb wir hier einige Notizen nach diesen Angaben²⁾ folgen lassen.

Die Gruppe besteht aus fünf Inseln, wovon die größten

¹⁾ Nicht, wie Meinide irrthümlich angiebt, östl. Br.

²⁾ Nach de Hollander, Handleiding bij de beoefening der Land en Volkenkunde II. 4. druk 1884, p. 437.

¹⁾ Allgemeine Missionszeitschrift 1886, Heftlett E. 25.

²⁾ Allgemeine Missionszeitschrift 1885, Heftlett E. 26.

mit Fruchtbäumen bedeckt sind, die zwei fließten sind nur Sandbänke; die Bevölkerung, die 1860 bis auf 10 Personen abgenommen hatte, scheint seitdem wieder zugenommen zu haben; 1879 hatten sich hier ein Engländer und ein

Deutscher niedergelassen, die im Dienste eines auf Jap lebenden Engländers standen und etwa 60 Arbeiter mit dem Sammeln von Kapa beschäftigten. Die Bevölkerung ist ganz von den Papuas verschieden.

www.libtool.com.cn Kützere Mittheilungen.

Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China.

Am Eröffnungsfest (16. November 1885) der Winterfaison der Royal Geogr. Society hatte der durch seine Reisen in Hinterindien bekannte Holt S. Hallatt das in der Ueberschrift genannte Thema zum Gegenstande seines Vortrages gemacht.

Der Gehauungsgang desselben war etwa folgender:

Seit etwa 50 Jahren ist es das Bestreben der Handelswelt und der Politik gewesen, einen englischen Handel mit dem südwestlichen China ins Leben zu rufen und zu entwickeln. Allerlei Vorschläge wurden zu diesem Zwecke gemacht und, wie es sich mit Rücksicht auf den damaligen Zustand des geographischen Wissens leicht erklären läßt, suchten alle ihr Ziel längs des Lautes der hinterindischen Gewässer zu erreichen. Genauere Bekanntschaft mit den verschiedenen Flußgebieten hat gleichwohl gezeigt, daß auf diesem Wege keine brauchbare Handelsstraße gefunden werden kann. Zuerst hat haben die Franzosen den Roßes Fluß ins Auge gefaßt und die Hoffnung, längs desselben das Ziel zu erreichen, hat vielfeicht mit dazu beigetragen, sie in Tangling zu große Opfer bringen zu lassen. Es war vergebens; es war unmöglich mit Booten, die mehr als vier Tonnen sollten, varzubringen und mit kleineren Fahrzeugen konnte dies auch nur vom November bis zum März geschehen. Der Plan, den man dann ins Auge faßte, im Flußgebiete eine Eisenbahn anzulegen, erwies sich auch als unausführbar und ebenso verfiel alle Hoffnung, den Weg zu diesem Zwecke zu benutzen. Das sogenannte Indochina zerfällt in drei Theile, den westlichen, welcher vom Travadi, Siam und Salween durchfließen wird, die in den Merubuten von Bengalen münden, den mittleren mit dem Mekong und Menam, die ihre Gewässer dem Buken von Siam zuführen, und den östlichen, dessen Flußgebiet zum Gasse von Langkum gehört. Der centrale Theil wird von Britisch-Birma durch eine Bergkette getrennt, die ihren Ursprung in dem östlichen Plateau von Tibet hat, sich durch die Salweenfläße hinzieht und endlich an deren Spitze endet. Der niedrige Punkt dieser Höhenkette, welcher in der Nähe von Muluine liegt, bildet eine sehr geeignete Uebergangsstelle für eine Eisenbahn, um von Birma her das centrale Indochina und die südwestlichen Provinzen Chinas zu erreichen. Das heiße und feuchte Klima hier erzeugen eine Vegetation von einer Ueppigkeit, welche der keines anderen Tropenlandes nachsteht, und machen diesen Theil der Erde zu einem fruchtbarsten Garten, den fruchtbarsten vielleicht, den man in Asien finden kann. Die Thäler des Travadi, des Menam und Mekong erzeugen reiche Aeidernten, die weiten Ebenen am oberen Laufe dieser Flüsse, die Hochflächen der Schanstaaten sind von einer wunderbaren Fruchtbarkeit und ihre Erzeugnisse sind sehr mannigfaltig: Cerealien, Thee, Baumwolle, Indigo, kurz alle Produkte des tropischen Marles, Früchte der verschiedensten Art gedeihen hier. Ausgedehnte Wälder bedecken ganze Landstriche und in ihnen findet man Ausbiller der

behen Arten in größter Auswahl; dazwischen dehnen sich weite Prärien mit herrlichem Grase aus, auf welchen Elephanten, Pferde und Hausthiere reichliches Futter finden. Die Thäler gleichen blühenden Gärten. Im Westen des Siam sind die Berge sehr metallreich und eine gründliche Untersuchung durch Fachmänner würde sich reichlich bezahlt machen. Die Völkerräume, die dort wohnen, gehören größtentheils zu dem tibetanischen und chinesischen Zweige des Mongolenstammes, die aus dem östlichen Tibet und aus China dorthin gezogen sind; viele andere Elemente sind denselben jedoch beigemischt, Turki, Malaien, Polynesier, Kolariet und Negritos; ja auch Menschen lautsässiger Abstammung sollen da gefunden werden. Das Klima des zwischen zwei Occanen gelegenen Theiles des Landes ist namentlich in den Thälern Thonfalls wegen kühler als in den Niederungen Indiens. Die Atmosphäre ist selbst in den Schanstaaten nach in hohem Grade mit Wassertheilen geschwängert, daher herrschen dort endemische Krankheiten, Fieber und Desenterie.

Die größte beobachtete Temperatur betrug Mittags im Schatten 102° F. (38° C.), die niedrigste 73° F. (22½° C.) Morgens bei Tagesanbruch. In Saigon beträgt der Temperaturunterschied nie mehr als 13° F. (7½° C.).

Seit vier Jahren hat Holt Hallatt mit Golanhoum die Eisenbahnfrage in Bezug auf Hinterindien studirt. Es ergab sich, daß es unmöglich sein würde, von Kallata aus eine dem Meeressufer folgende Eisenbahn nach Rangun anzulegen, wenn man nicht Ausgaben auf sich nehmen wollte, die sich nie durch den zu erwartenden Gewinn bezahlt machen könnten. Nachdem sie mehrere Richtungen untersucht hatten, kamen sie schließlich zu der Ueberzeugung, daß die günstigste Verbindung zwischen Indien und China die Vergleite bei Muluine zu überschreiten haben würde. Von diesem Punkte führen verschiedene Wege in die kinesiischen Schanstaaten, und die Berge, welche zwischen Travadi und Salween liegen, werden so vermieden werden können.

Es ergab sich endlich, daß entweder eine Eisenbahn quer über die Berge geführt werden könne über Mung Kongber, wobei nur der Uebergang über eine Kette nöthig wäre, oder aber, wenn die Linie zu schwierig sein sollte, könnte die Eisenbahn über die zwei Vergleite geführt werden, welche zwischen Muluine und der im nördlichen Siam am Mekongflusse gelegenen Stadt Yabeng liegen. Die Passhöhen in der letzteren Richtung sind niedriger als an jeder anderen Stelle im Norden oder Süden und betragen nur 1000 und 2287 Fuß über der Meereshöhe. Muanabbi, die englische Grenzstadt, welche zwischen beiden lag, befindet sich 630 Fuß Seehöhe, so daß also die totalen Höhenunterschiede noch um diesen Betrag sich erniedrigen. Von Kiang Yen würde die Eisenbahn durch die Ebene, welche sich am Mekong bis Kiang Tung hinzieht, verlängert werden und hier den Fluß auf einer Brücke überschreiten. Kiang Tung liegt 50 engl. Meilen von Sumat, einer großen Garnisonstadt und wichtigem Handelscentrum an der Südgrenze von China. Hier mußte sich dann das chinesische Eisenbahnsystem anschließen.

Die birmanischen Schaanaaten, soweit sie östlich vom Salween liegen, sollen 1 bis $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, die farnesischen Schaanaaten $2\frac{1}{2}$ Millionen und das südlich gelegene Thal des Menam $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner haben.

Die Schaans, welche in jener Gegend leben, sind civilisirt, frei vom Kastenwesen, fröhlich und energisch, gastfrei und offen gegen Fremde, für Freihandel geneigt und sehr geschickte Kleinhändler. Weithin durch das englische und unabhängige Birma bis nach Nannan findet man sie mit ihren Waaren in den abgelegenen Gegenden, wo sie Handel treiben. Die Bergstämme sind ein stilles, braves Volk, welches mit den Schaannämen auf bestem Fuße lebt, auch sehr gute Arbeiter, Viehzüchter und Handwerker, Schmiede und Bergleute. Die Leute sind so civilisirt, daß der Chief Commisioner in Britisch-Birma die Versicherung geben konnte, Reisende seien dort ganz sicher, eine Schutzwohle sei nur bis zur englischen Grenze nöthig. Bei seinen Untersuchungen wurde Holt Hallert von den Eingeborenen unterstützt; sie sprachen den Wunsch aus, eine bessere Handelsverbindung zu bekommen, und versicherten sich, bei dem Vane einer Eisenbahn jede mögliche Hülfe zu leisten. Während seiner ganzen Reise wurde Holt Hallert keine Stunde nutzlos angehalten, Führer und Transportmittel wurden stets bereitwillig und pünktlich geliefert, ohne daß irgendwo ein Versuch gemacht wäre, ihn zu überthemen.

Auch bei seinen ethnologischen Forschungen leisteten ihm die Häuptlinge sehr gute Dienste. Er fand, daß zwei scharf unterschiedene Rassen von Lva (Lava) da lebten: eine, welche als „Baw Lva“ bezeichnet wird, schien die autochthone Rasse des Landes zu sein. Man findet sie besonders in dem Riang Loongee-Lva und auf den anliegenden Bergen und Hochebenen; den eingeborenen Erfindungen nach besitzen sie 29 Dörfer. Ihre Zahl wurde auf 9000 geschätzt; außerdem sollen 15 000 Karens dort leben, von denen 10 000, wie es heißt, zu einem wilden, uncivilisirten Bergstamme gehören. Der andere Stamm sind die Kiang Tung Lva, bei den Birmanen als „Koyahschreiber“ bekannt. Sie kamen von den Hochebenen im Nordwesten von Kiang Tung und sind eine viel fruchtbarere Rasse als die Baw Lva, denen sie weder in der Sprache noch äußerlich gleichen.

Zwischen Kiang Chong und Luang Prabang auf dem linken Ufer des Mekong werden Stämme und Dörfer von verschiedenen Stämmen bewohnt: Kammuk, Kameit, Kork, Karens und Schaans. Die ersten beiden leben in besondern Dörfern, haben verschiedene Sprachen, gleichen sich aber im Aeußeren und in der Figur. Sie gehören zu der Zwerg-rasse von Indochina; ihre Länge übersteigt 4 Fuß 9 Zoll nicht. Unter birmanischen Beamten arbeiten sie in den Teal-Wäldern. Sie sind gut gebaut, haben ein angenehmes Aeußere, gerade Augen und unterdrückten sich sehr von den Bergstämmen des westlichen Indochina. Sie scheinen ein gutes, leicht zu behandelndes Temperament zu besitzen, arbeiten eifrig und sind ausgezeichnete Arbeiter, Holzfäller und Elefantentreiber.

Die landschaftliche Scenerie der Schaan-Staaten wird als schön und abwechslungsreich beschrieben. Die weiten, gut angebauten Ebenen sind durch Reizen Fruchtbaum regelmäßig abgetheilt, Abwechselung bieten die Dörfer, die wie Inseln aus der Ebene emporstehen.

Die Seilenlinie der Eisenbahn, welche die Siam-China-Eisenbahn mit dem Seehafen Malacca verbinden soll, würde die eben genannte Stadt mit 50 000 an einem, Kiang mit 20 000 Seelen am anderen Ende haben. In Kiang würde bei dem Handel von China, den Schaan-Staaten und Siam aufkommen. Die Hauptlinie würde 491 Städte und Dörfer berühren und in Bangkok (500 000 Seelen) enden; das andere Ende würde sich in Kiang Lva nur 150 Meilen von der chinesischen Grenze befinden, einer Stadt, welche in einer sehr wieder angebauten großen Ebene liegt. Die Linie würde auf 4 Tagereisen Entfernung (2 englische Meilen) an

Muang Nau, auf $3\frac{1}{2}$ an Muang Peh, auf 3 an Lapan und auf nicht ganz 4 an Jimme vorbeigehen. Der Fluß zwischen Kiang Hien und Luang Prabang ist schiffbar. Die Eisenbahn würde also nicht nur den von ihr durchschnittenen Schaan-Staaten, sondern auch den benachbarten Staaten nützen, nach denen man später Seilenlinien eröffnen konnte.

Diejenigen kommerziellen Korporationen, welche die Fortschrittsreiche Holt Hallert's unterstützt haben, haben sich dafür ausgesprochen, daß die Eisenbahn dort ein praktisches Unternehmen von der höchsten Bedeutung sei, und Holt Hallert sowohl als Generalbaurath seien in dem Vau derselben die Verbindung der beiden benachbarten Reiche der Erde, gleichzeitig aber auch die Eröffnung eines weiten Gebietes für den englischen Handel.

Colonnau fügte dem noch einige Worte bei, in denen er namentlich die Leistungen Holt Hallert's hervorhob. Letzterer hat zu Boot und zu Elephant etwa 1500 Meilen Weges aufgenommen, 2500 Meilen erforscht. Die Lage der zu beiden Seiten seiner Route gelegenen Berge hat er bestimmt, geologische Untersuchungen vorgenommen, Thermometer und Aneroid abgelesen, den Kochpunkt bestimmt und sonstige Messungen ausgeführt; wohl hat seine Gesundheit sehr gelitten, aber um diesen Preis hat unsere Kenntniß von Indochina viele Bereicherungen erfahren.

Die Ausfahrten des Panama-Kanals.

Ueber den Panama-Kanal und die Ausfahrten auf seine Vollendung bringen neuerdings sehr ungünstige Nachrichten in die Welt, welche mit den seitwärtigen von L'Espey gegebenen officiellen Berichten in ebenso schroffen Widerspruch stehen, wie die Broschüre von Pequet-Lösch mit dem Bude Stanley's. Ein neuerdings erschienenes Werk von J. G. Rodriguez (The Panama Canal: its history, its political aspects and financial difficulties) hält es sogar für angezeigt, sich jetzt schon ernstlich mit der Frage zu beschäftigen, welche Stellung die Vereinigten Staaten einzunehmen haben werden, wenn nach dem bevorstehenden Bankrott der Panama-Gesellschaft Frankreich die Vollendung des Kanals in die Hand nehmen sollte.

Nach Rodriguez ist ein schnellerer Fortschritt der Arbeiten zwar oftmals in Aussicht gestellt, aber nie erreicht worden; hatt der versprochenen zwei Millionen Kubikmeter monatlich hat die bewegte Erdmasse nie über 800 000 cbm im Monate betragen und das gesammte Arbeitsergebnis war bis zum Mai 1885 erst 12 376 000 cbm. Das wäre zwar den ursprünglichen Berechnungen von L'Espey gegenüber immerhin schon über ein Viertel der gesammten zu bewegenden Erdmasse, aber diese ist leider während der Arbeit in einer sehr eigenthümlichen Weise gewachsen; an die Stelle der von L'Espey ursprünglich angenommenen 46 Millionen Kubikmeter sind erst 75 Millionen getreten und dann sogar 120 Millionen, und viele Ingenieure behaupten, daß auch diese ungeheure Summe noch hinter der Wahrheit zurückbleibe. Die ausgeführten Arbeiten schrumpfen also auf ein Zehntel des Ganzen zusammen, und dabei liegen sie fast ausschließlich in der Ebene, im Alluvialboden, wo man den Gravatoren arbeiten konnte und auf keine nennenswerthen Terrainschwierigkeiten stieß. Die beiden riesigen Felsdurchschnitte, von denen der von Culebra an der Oberfläche 20 Fuß breit werden muß, sind noch kaum angefangen, und Niemand kann sagen, welche Schwierigkeiten man in größerer Tiefe zu erwarten hat. Die Hauptschwierigkeit aber, die Abenkung des Oberlaufes des Rio Chagres, ist noch nicht einmal in theoretischer Hinsicht befriedigend gelöst. Der Kanal muß diesen Fluß, welcher in der Regenzeit mitunter nach einem Gusse um 40 Fuß anschwellt und kolossale Massen von Schlamm und Kies mit sich führt, 2mal kreuzen. Um ihn unbedenklich zu machen, will man ihn an der obersten Kreuzung, bei Gamboa, durch einen Damm von einer Meile

Länge und 150 bis 200 Fuß Höhe aufbauen und so einen See von sechs Milliarden Kubikmeter Inhalt schaffen, aus dem das Wasser nach und nach durch verschiedene Kanäle abfließt. Für gewöhnliche Regengüsse mag das ausreichen, auch wenn sie binnen ein paar Stunden $5\frac{1}{2}$ Zoll Wasser bringen, was das öfter vorkommt; wie aber, wenn ein paar solcher Sturzregen rasch hinter einander kommen? Und wie will man die eingeschwemmten Kiesmassen, welche das Seebeet in verhältnismäßig kurzer Zeit anfüllen müssen, ohne ungeheure und dauernde Kosten verursachen? Auch der Rio Grande, der 11mal, und der Rio Obispo, der 17mal vom Kanale getrennt wird, bieten große Schwierigkeiten, da sie lassen sich in neuen Betten ganz vom Kanale ablenken; der Obispo dagegen bildet eine immerwährende Gefahr, auch wenn es vorübergehend gelingen sollte, ihn zu bändigen.

Das Schlimmste ist aber der Kohnpunkt. Lessps hat die Gesamtkosten ursprünglich auf 658 Millionen Franken veranschlagt, denn aber den Vorschlag auf 530 Millionen ermäßigt. Die internationale Kommission, welche den Jahres 1880 beauftragt, hat die Summe schon auf 845 Millionen erhöht und gegenwärtig stellt sich die Rechnung folgendermaßen.

Lessps hat erhalten:

50 Proc. des Aktienkapitals . . .	147 500 000 Frs.
Anlehen von 1882	125 000 000 „
„ „ 1883	300 000 000 „
„ „ 1881	193 692 500 „
	766 192 500 Frs.

Er verlangt außerdem noch ein Lotterieleihen von 600 Millionen und die Einzahlung des retirirenden Aktienkapitals mit 147½ Millionen, veranschlagt also selbst die Kosten auf über 1500 Millionen, aber Rodrigues weist nach, daß das unmöglich genügen könne. Lessps will den Kanal in sechs Jahren vollenden, aber die Ingenieure beweisen, daß zwölf Jahre genügen, und in Amerika ist man allgemein der Ansicht, daß das Unternehmen überhaupt nicht durchgeführt werden könne.

So lange Ferdinand von Lesps lebt, wird es keinem in der Wahl der Mittel nicht allein wäherlichen Genie und dem Prestige, das er in Frankreich besitzt, wohl gelingen, die zur Fortführung nöthigen Mittel aufzutreiben, aber er hat im November seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert und wenn er die Augen schließt, wird der Traum unabwehrbar sein.

Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Britishen Nachrichten zufolge, die am 10. December von der Insel Réunion in Paris eintrafen, hat der Kapitän des „Bourlaing“ im Namen Frankreichs mit dem Sultan der Insel Groß-Comoro einen Schutzherrschaftsvertrag abgeschlossen.

— Frankreich hat mit Madagaskar (d. h. dem Reiche der Hova) Frieden geschlossen und zwar seinen unvortheilhaften; es wird Madagaskar nach außen vertreten, darf die Bucht von Diego Suarez besetzen und erhält 10 Millionen Francs Entschädigung, bis zu deren Zahlung es den Hafen Tamatave besetzt halten wird. Im Antananarivo wird ein französischer Ministerresident mit Eskorte sich ständig aufhalten und als offizieller Vermittler zwischen der Hova-Königin und den fremden Mächten dienen.

Oceane.

— Im Golf von Mexiko hat man wieder, wie „Science“ meldet, ungenutzte Massen von toten Fischen angetroffen, die Meilen weit die Oberfläche bedekten. Aehnliche Beobachtungen wurden seit 1844 mehrfach gemacht, so 1854, 1878, 1879 und 1880. Hier kann nicht die Rede davon sein, daß Stürme die kalten Wassermassen der Tiefe in wärmere Regionen hineingetrieben haben, wie das 1880/81 an der Atlantischen Küste geschah, wo die tropischen Formen des Golfstromgebietes, z. B. der Tile-fish (*Lopholatilus chamaeleonticeps*) völlig verlor. Die einzige Möglichkeit wäre eine Vergiftung des Wassers durch aus dem Boden ausbrechende Gase, wie sie mehrfach, wenn auch noch nicht im Golf von Mexiko, beobachtet worden ist.

— Der Weg von Amerika nach China um Kap Horn ist neuerdings durch Kapitän Rob. B. Forbes in einer dem hydrographischen Amte der Vereinigten Staaten eingereichten Denkschrift empfohlen worden. Er kommt zu dem Resultate, daß Schiffe, welche amerikanische Häfen vom August bis November verlassen und in China während des Nordost-Monuns ankommen, die Reise längs des Weges um Kap Horn schneller zurücklegen können. Die vom hydrographischen Amte angestellten Untersuchungen beweisen, soweit sie schon abgeschlossen sind, daß die Reise um Kap Horn nach China in 15 Tagen weniger als die Reise nördlich um Australien herum gemacht werden kann, wogegen der Zeitgewinn gegen die Reise südlich um Australien gar 25 Tage betragen würde.

— In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 16. November 1885 sprach P. Bert über die Resultate eines Versuches, welcher Strömungen des Atlantischen Ozeans zum Gegenstande hatte. Derselbe behandelte darin, daß auf einer Breite von 70 Seemeilen nördlich von den Azoren eine Menge schwimmender Körper, welche einen in mehreren Sprachen abgedruckten Fragebogen enthielten, dem Meere übergeben wurden. Der einen solchen Schwimmer findet, wird ersucht, dem französischen Konsul im nächsten Orte den eingeschlossenen und ausgefüllten Fragebogen zu übermitteln (sogenannte Flotschenspost). Drei dieser Apparate, welche im Juli dem Meere übergeben worden sind, hat man in den östlichen Azoren wiedergefunden; sie haben eine südliche Richtung eingeschlagen, anstatt der nordwestlichen, welche man vermuthet hatte. Wie man barometrische Schlässe zieht, werden natürlich weitere Fragebogen abgewartet werden müssen.

Inhalt: Dr. F. Reis' Reise im oberen Loos-Lande. I. (Mit sechs Abbildungen). — Die Vegetation der Karolinen-Inseln. I. — Emil Meeger: Die Karolinen-Inseln. Historisches und Geographisches. — Kürzere Mittheilungen: Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China. — Die Ausfahrten des Panama-Kanals. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 24. December 1885.)

Verlag: Dr. R. Siepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



www.libtool.com.cn

Nr. 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

II.

Am folgenden Morgen setzte Reis, von dem Gouverneur von Kasum mit den Booten und Ruderen und von der Königsdchter Nanfivai mit dem versprochenen Schutze versehen, seine Fahrt den Nam-Schan aufwärts fort. Die Tagereise war lang und anstrengend; die Stromschnellen waren nicht gefährlich, aber die Strömung überall reizend und das Thermometer stieg Nachmittags auf 32°. Eine Plage, welcher der Reisende bis dahin in Indochina noch nicht begegnet war, wenigstens nicht in solcher Menge, die Bremsen, stürzten sich in Wolken auf die Barken und verlegten den Menschen böse Stiche; sobald die Sonne unterging, verschwanden sie und wurden von Mücken ersetzt. An Vögeln und Affen, darunter auch einige weiße Gibbons, war kein Mangel. Wenn man sich Molican nähert, wird das Land bergiger, und in der Ferne zeigen sich die hohen Randberge des Hochlandes der Phüang. Dörfer sind selten, aber die Vegetation an den Ufern von solcher Ueppigkeit, daß man vor lauter Schlingpflanzen und grünem Laube nicht den Erdboden sehen kann.

In dem zu Molican wohnenden Bruder Nanfivai's fand Reis einen feigen und durch Opiumgenuss erkrankten Menschen, der vor den räuberischen Hs in beständiger Furcht lebte, aber doch sein Möglichstes that, ihm die erforderlichen vier kleinen Boote und die schwer zu beschaffenden Rudere zu stellen. Oberhalb Molican ist der Fluß, der lange Zeit eine Breite von etwa 60 m behält, fortwährend zwischen felsigen, mit hohen Bäumen bewachsenen Ufern eingeschlossen. Täglich mußten drei bis vier mehr oder minder gefährliche Stromschnellen passiert werden. Ist dieselbe sehr gefährlich, so machen alle vier Barken Halt

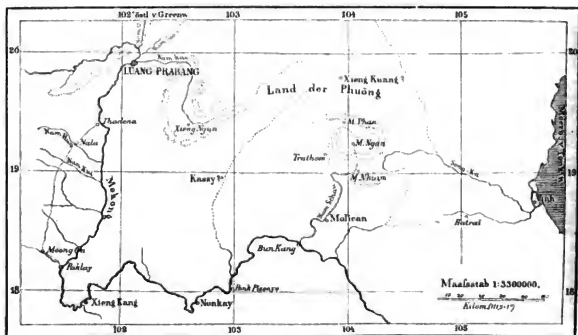
und werden entladen, worauf die ganze Besatzung sich zusammensetzt, um sie einzeln hinauszubringen. Boher aber richtet der Führer des Bootes an den Pi oder Geist der Schnelle ein Gebet und bringt ihm ein Opfer dar, zu welchem Zwecke er von jeder Mahlzeit ein wenig Reis und Fleisch aufbewahrt und davon in das Wasser wirft. Dana erst kann er getrossen Rathes passieren. Besonders gefährlich sind diese Stromschnellen bei der Thalfahrt.

Am 31. März gegen 4 Uhr erreichte man eine Stelle, wo der Nam-Schan sich aus zwei fast gleich großen Quellschläufen bildet: der eine kommt von Norden, fließt bei Trathom vorbei und hat seine Quellen nördlich von Mông Ngan, welches das Ziel von Reis' Reise war. Es ist der eigentliche Nam-Schan. Der andere von Süden kommende heißt nach einem Dorfe Nam Nham und ist etwas kleiner. Da Trathom nach Angabe der Rudere fast verlassen und dort keine Träger zu finden sein sollten, so verließ Reis, sich nach Mông Ngan zu begeben. Am nächsten Tage erreichte er bald nach Mittag den Fuß der hohen Berge, die er schon seit einigen Tagen erblickt hatte, und zugleich das Ende der Schiffsbarkeit. Die Notabeln des nahen Dorfes Nham wurden von der Ankunft des Reisenden benachrichtigt und versprochen, für ihn bis zum nächsten Tage eine Sala zu errichten und ihn nach Mông Ngan zu führen. So verbrachte Reis am Ufer des Flusses eine schlechte Nacht, deren Ruhe durch Mücken und das Erscheinen eines Tigers gestört wurde, während seine Rudere aus Molican in ihrer Angst vor den Hs es so eilig hatten, daß sie noch am selben Abend die Rückfahrt antraten, obwohl die Nacht dunkel war. Später erfuhr Reis, daß eine Barke in einer

Stromschnelle gescheitert und ihre zwei Ruderer ertrunken seien. „Sie hatten solche Güte zu entfalten, daß sie sich nicht einmal die Zeit nahmen, dem Ki dieser Stromschnelle vor der Durchfahrt ein Opfer zu bringen“, schloß der Vao, welcher dem Reisenden davon erzählte, seine Trauerbotschaft.

Am nächsten Morgen begab sich Reis, von dem Thiao Mông (Stadthaupt) und den Notabeln geführt, nach dem nur eine Viereckstunde entfernten Dorfe Nham, welches am Nam Kim liegt. Es war zu jener Zeit (1883) nur etwa ein Jahr alt und bestand aus etwa 30 großen, regelmäßig gebauten Häusern; gegündet wurde es vom Nana Thoenem der Brüder des Phuong-Kuana, siehe im [2001], punkte einer weiten, ringum, mit Ausnahme des Südostens, von hohen Bergen umgebenen Ebene und besaß damals noch keine Gräben oder Fallisaden. Ueberall, ansgenommen im Norden, begann seine hundert Meter von den letzten Häusern entfernt der Wald. Getrennt vom Dorfe und auf dem jenseitigen Anfußer hatte man für

den Reisenden eine Laubhütte errichtet, was Reis für ein Zeichen des Misstrauens hielt. Hier befand er sich nicht mehr im Königreiche Siam; die Leute konnten seinen Paß aus Vangfot schon nicht mehr lesen, obwohl die Schrift und besonders die Sprache der Phông sich sehr wenig von derjenigen der Siamesen unterscheidet. Aber der Paß hätte ihm auch wenig genützt, denn die meisten Bewohner des Dorfes, Männer wie Weiber, befanden sich damals gerade an einer entfernten Stelle des Waldes, um durch Abholzen Paß für Reisepfahrungen zu schaffen. In Folge dessen konnte das Stadthaupt nur ein Dutzend Träger zur Stelle bringen, während deren bei dem gebirgigen Wege nach Mông Nham mindestens 50 erforderlich gewesen wären. Reis entschloß sich deshalb rasch, das meiste Gepäck zurückzulassen und nur mit dem Nothwendigsten am folgenden Morgen weiter zu marschieren. Auch Lastthiere und selbst Büffel gab es in Mông Nham nicht; auch wäre der Weg über die Berge für sie nicht gangbar, denn stellenweise war



Das Land der Phông.

man sich der Hände bedienen, um vorwärts zu kommen, oder Hunderte von Metern weit tief gebildet, fast auf allen Seiten unter einer dichten Faub von abgestorbenen und vom Sturme herabgefallenen Bambus hinreichen.

Zeit vier Monaten war Reis nicht zu Fuß marschirt; stets war er im Poete geritt und hatte ganze Tage nach Landeseite mit intergelbigen Reinen und, um leichter aus dem Fahrgeuge kommen zu können, mit nassen Füßen auf einer Matte sitzend zugebracht. Jetzt zog er starke Jagdschuhe an und setzte sich mit wachem Behagen an die Spitze seines kleinen Trupps. Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr war der Fuß der Berge erreicht und nun ging es längs des Nam Phoa, eines Hauptzuflusses des Nam Nham, ost auch in dessen Pette aufwärts, ein äußerst beschwerlicher Marsch, zu dessen Annahmlichkeiten die zahlreichen Breusen und die drückende Hitze nicht gerade beitrugen. Sobald man aber den Wald betrat, machte man mit zwei anderen Pflanzern, den Nuefittos und den in ganz Indochina verbreiteten kleinen Antegeln, welche unter dem, den Boden bedeckenden fruchten

Blättern sehen, Bekanntschaft. Pestere dringen überall durch die Reifungen der Kleidung ein und verulachen, wenn sie zahlreich sind und immer wieder an denselben Stelle saugen, schmerzende und schwer heilende Wunden. Alles das trug dazu bei, daß nur eine kurze Tagereise zurückgelegt wurde und man bald nach 2 Uhr, als erst eine Höhe von 400 m über der Ebene von Mông Nham erreicht war, zum Nachtlager Halt machte. Ueberhaupt darf man bei Reisen in jenen Ländern auf die Leistungen des Nachmittags nicht allzuviel rechnen. Die Vao brechen gern vor Tagesanfang auf, aber machen auch frühzeitig Halt, und so eilig man es auch haben mag, so muß man doch stets mindestens eine Stunde vor Sonnenuntergang Halt machen, damit die Leute Zeit haben, Aeste abzusägen, darons Hütten zu errichten und genug trockenes Holz zu sammeln, um die ganze Nacht hindurch mehrere Feuer zur Feuerhaltung der Tiger und Panther unterhalten zu können.

Am nächsten Tage (4. März) wurde um 6 Uhr Morgens wieder aufgetroffen, ohne Unterbrechung bis 11 $\frac{1}{2}$ Uhr

markiert und dann Reis für drei Mahlzeiten gekocht. Da man hier den Nam Phsa verließ und bis zum Gipfel des Gebirges kein Wasser mehr antraf, so mußte sich jeder mit einem Dambu, der zwei bis drei Liter Wasser für die nächste Abend- und Morgenmahlzeit enthielt, beladen. Am Nachmittage wurde dann noch 3½ Stunden lang bergauf geklettert; im Ganzen war man dem Stauke des Barometers zufolge an diesem Tage 900 m gestiegen. Die Temperatur erschien ihnen sehr frisch; am Tage vorher stand das Thermometer Abends auf 28°, heute nur auf 15°. Auch das Aussehen des Waldes hat sich geändert: Nadel- und Nadelbäume, deren großen Blättern sich so leicht undurchdringliche Schutzdächer herstellen lassen, haben Dazbäumen Platz gemacht, so daß man sich mit kleineren Zweigen be-

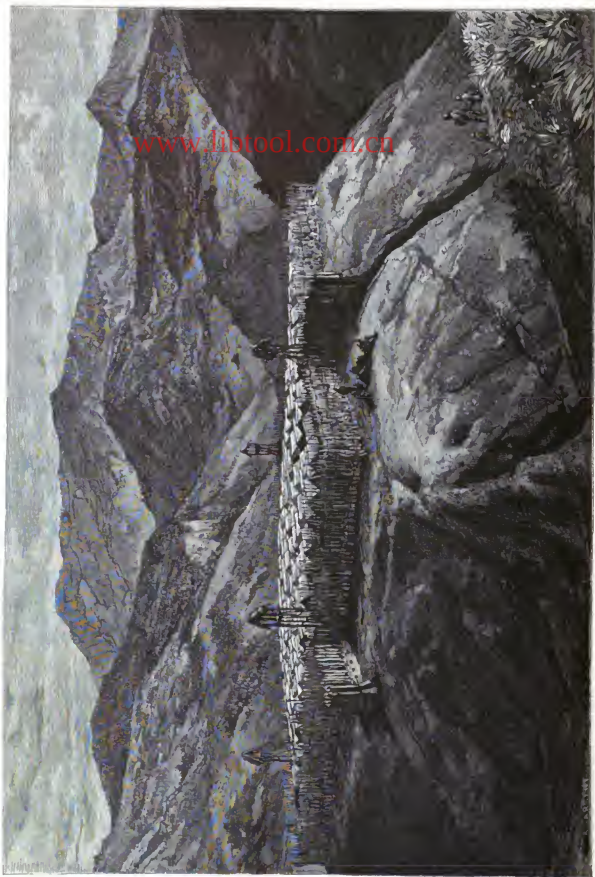
gnügen mußte, und ein in der ersten Hälfte der Nacht niedergehendes Unwetter die Reisenden arg durchnäßte. Am nächsten Morgen befand man sich nach zweistündigem Steigen in der Nähe des Gipfels, wo getrübt wurde, und Reis die prächtige Landschaft zu seinen Füßen bewunderte. Er befand sich in einem wahren Chaos von Bergen, und zwar in einem nach Südwesten sich öffnenden Paße. Im Osten stiegen die Berge noch mehrere Hunderte von Metern höher an, während das Thal des Nam Phsa, das er eben verlassen hatte, einer tiefen Schlucht glich. Die höchsten Gipfel waren mit Nadelbäumen, Tannen und Kiefern bedeckt, während im Thale eine tropische Vegetation, Bambu, Nianen und spanisches Rohr, wucherte. Eine Stunde später erreichte man den Gipfel, der etwa 2000 m über dem



Mông Nhiam.

Meeresspiegel und 1800 m über Mông Nhiam liegt. Der Abstieg ging rasch und leicht von Statten; um 10 Uhr traf man auf den ersten Paß, der nordwestlich zum Nam-Schan fließt, und zwei Stunden später, nachdem man nur ca. 600 m hinabgestiegen war, betrat man ein weites, weites, von Bäumen entblößtes Plateau, auf welchem eine ziemlich große Zahl von Dörfern sich zeigte. Hier blieb der Reisende mit seinen Begleitern zurück und legte etwas bessere Kleidung an, während der Führer voranging, um die Behörden des Gebietes von seiner Ankunft zu verständigen. Nach einiger Zeit setzte auch er sich wieder in Bewegung, indem er in regelmäßigen Zwischenräumen das Gong schlugen ließ und ab und zu seinen Revolver oder seine Hinte abfeuerte. Noch vor dem ersten Dorfe be-

gegnete ihm das Stadthaupt, das in Abwesenheit des Königs kommandierte, und geleitete ihn in sein Dorf, das von der Stadt Mông Ngan nach 3 km entfernt war. Vergebens versuchte Reis ihm dort den Zweck seiner Reise klar zu machen; das Stadthaupt kam nicht über die Vermuthung hinweg, daß er dieselben Zwecke verfolgte, wie die in Mông Ngan bereits anwesenden Missionare, deren Ziele ihm freilich ebenso wenig bekannt waren. Immerhin versprach er, das in Mông Nhiam zurückgebliebene Gepäck holen zu lassen und sein Möglichstes zu thun, daß Reis zu Lande nach Yuang Prabang gelangen könnte; inzwischen sollte derselbe in der Citadelle Mông Ngan gegenüber seinen Missionaren wohnen. Es ist das eine kleine, von einer doppelten Umzäunung umgebene Festung, die auf einem



Die Fährung Mhong Ngan.

ziemlich steil abfallenden Hügel liegt. Außen zieht sich ein einfacher Bambusaun hin, dann folgt ein mit spanischen Reitern besetzter Kamm, und dahinter ein starker, von Schießlöchern durchbohrter Damm, der von einer starken Palisade aus Baumstämmen gekrönt ist. Ueber den Thoren sind Ballone angebracht und neben denselben je ein kleines vorgehebenes Werk. Die „Stadt“ besteht aus etwa 200 strohbedeckten Bambuhütten, die in Nichts den

sonstigen Laos-Häusern gleichen; sie sind weder über dem Erdboden erhöht, noch haben sie einen Fußboden aus Bambu, und ein einfaches Geflecht längs der Wand dient gleichzeitig als Tisch, Bett und Tisch. Eine solche Hütte wurde auch dem Reisenden angewiesen, der gleich darauf die Missionare aufsuchte, deren Anwesenheit weder Kirche, noch Kapelle, nicht einmal ein Kreuz verrieth. Diese Mission war 18 Monate vorher von den Patres Plant und Castré



Hütte der Missionare in Moong Ngan.

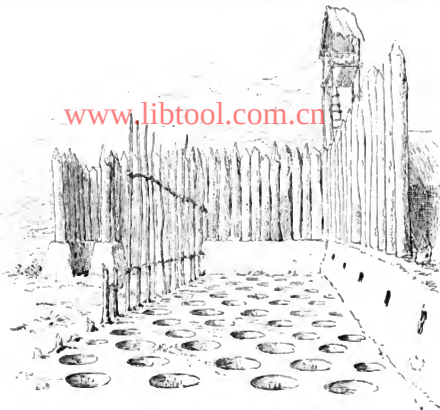
gegründet worden und steht unter dem Bischofe von Vinh in Annam. Etzels Monate später war noch P. Goudrey hinzugekommen, während Plant nach Annam zurückkehrte. Natürlich war die Begegnung eine sehr herzliche, und Reis empfing von seinen Vandalen reiche Bekehrung. Sie bestätigten ihm die Mittheilungen Nankiva's. Im Falle, daß die Hös angriffen, sagten sie, könnte das Land von Moong Ngan nicht auf die Treue der zahlreichen, ihm untergebenen Khas rechnen; denn der Vicekönig (Thiao

Nanti) und dessen Familie hätten sich diese armen Leute ganz entfremdet, indem sie alljährlich mehrere Familien derselben in die Sklaverei verkauften, und zwar gegen Opium an Birmanen. Die Mandarinen fürchteten, daß die Missionare sie anzeigen könnten, und hielten ihr Treiben geheim, legten ihnen aber alle möglichen Hindernisse in den Weg und suchten ihnen den Aufenthalt im Lande nach Kräften zu verleben. Selbst ihren eigenen Vandalen, den Phuong, ließen der Vicekönig und seine Mandarinen

Geld gegen hohe Zinsen und verkauften die säumigen Schuldner an die Birmanen; öfters hätten sie, die Kishio-

nare, solche ausgelöst. Darum besäßen sie zwar unter dem niederen Volke manchen Freund, aber von den Großen

www.libtool.com.cn



Detaill der Befestigung von Nkong Ngan.

würden sie gefürchtet und gehaßt. Im Ganzen führten sie ein elendes Leben, hätten noch keinen Projekten gemacht und wagten in dem, den Angriffen der Hös ausgelegten Lande keine dauernde Niederlassung zu gründen. Vor wenigen Tagen sei der Vicekönig nach Vinh in Annam gereist, um Hilfe zu holen; aber die Missionare wußten, daß damals die Verziehungen Annams zu Frankreich so gespannt waren, daß erstere wohl kaum Lust verspürten würde, einem entfernten Vorfallen zu helfen.

Die nächste Zeit benutzte Reis, sich auszurufen und seinen durch Insektenstiche arg mitgenommenen Reinen Zeit zur Heilung zu gönnen. Lebensmittel waren bei den Phnong selten und theuer; Vieh wollte Niemand aufziehen aus Furcht, daß es ihm die Hös fortnehmen, in den kleinen Bächen giebt es nur wenig Fische, und Dühner und Schweine sind dort seltener als sonst im Laos-Lande. Dafür hatten sich die Phnong an allerlei Reptilien und Insekten schadlos und schämen besonders eine



Durchschnitt eines Silo.

große Art Mistkäfer. Im Ganzen führten sie ein elendes Leben, hätten noch keinen Projekten gemacht und wagten in dem, den Angriffen der Hös ausgelegten Lande keine dauernde Niederlassung zu gründen. Vor wenigen Tagen sei der Vicekönig nach Vinh in Annam gereist, um Hilfe zu holen; aber die Missionare wußten, daß damals die Verziehungen Annams zu Frankreich so gespannt waren, daß erstere wohl kaum Lust verspürten würde, einem entfernten Vorfallen zu helfen.

große Art Mistkäfer. Im Ganzen führten sie ein elendes Leben, hätten noch keinen Projekten gemacht und wagten in dem, den Angriffen der Hös ausgelegten Lande keine dauernde Niederlassung zu gründen. Vor wenigen Tagen sei der Vicekönig nach Vinh in Annam gereist, um Hilfe zu holen; aber die Missionare wußten, daß damals die Verziehungen Annams zu Frankreich so gespannt waren, daß erstere wohl kaum Lust verspürten würde, einem entfernten Vorfallen zu helfen.

Um den Reis vor den Hös zu schützen, verwahrt man ihn in Silos, welche den in Algerien üblichen durchaus gleichen. Es sind das Höhlungen im Thonboden von der Form eines Kürbisses und etwa 2 1/2 m Tiefe; die obere Oeffnung ist nur 1/2 m im Durchmesser groß. Da hinein wird der Reis geschüttet und erst mit Stroh und dann mit Lehm bedeckt; darüber kommt dann der vorher sorgsam ausgestochene Reis zu liegen, so daß jede Spur des Verwesens sich bald verräth. Die Stelle desselben merken sich die Einwohner durch die Riefen auf Bäume oder sonstige Wahrzeichen.

Nach fünf Tagen der Ruhe vermochte Reis wieder zu gehen und durchwanderte in Gesellschaft der Missionare das ganze Plateau von Nkong Ngan. Auf demselben gab es einst mächtige Heerden von Ochsen, Büffeln und Pferden, von denen nur wenige Hundert Ochsen und etwa 20 Pferde übrig geblieben waren. Die Vegetation ist nicht tropisch; von den

Bäumen, die für die Dörfer Hinterindiens sonst charakteristisch sind, den Kefos- und Arelapalmen, findet sich nicht, und auch die Banane ist nur durch einige kümmerliche Exemplare vertreten. Während des Aufenthaltes des Reisenden hielt sich die Temperatur zwischen 15° und 25° und fast täglich fiel Regen. Gärten, namentlich solche mit süßen Früchten, sind nicht selten; ferner finden sich große wilde Apfelbäume, Weinstöcke und Himbeersträucher. Den Boden bedeckt Moos und Moos, eine Seltenheit in diesen Breiten Hinterindiens, und in Masse giebt es Kampanulaceen, Kompositen und Lippenblütler, welche an den Ufern des Meeres verhältnismäßig selten sind. So eignete sich das Land gut zu einem Sanatorium, wenn es dort nicht acht Monate im Jahre regnete und der benachbarte Wald das Fieber begünstigte.

Am 13. März kamen Khas-Träger mit dem größten Theile des Gepäcks von Mäng Ngiam an; aber trotzdem sie Reis reichlich besaßen, wollte sich doch keiner von ihnen dazu verstehen, nochmals dahin zurück zu fahren und die zurückgelassenen sechs Kisten zu holen. Die Mandarinen mußten aus einem anderen Khas-Dorfe die erforderlichen Leute requiriren. Wenigstens war Reis nun im Besitze seines Theoboliten und seines photographischen Apparates und konnte die Breite seines Aufenthaltsortes bestimmen und einige Ansichten aufnehmen. In diesem Augenblicke wurde jedoch die Tage drohend: was seit Jahresfrist schon wiederholt fälschlich gemeldet worden war, erfüllte sich jetzt wirklich, die Göt waren von ihrer Hauptstadt Kieng-Kuang ausgezogen, hatten den vier Stunden von Mäng Ngiam entfernt gelegenen festen Mäng Ngiam durch Kist genommen und bedrohten Mäng Ngiam. Die Missionare und Reis beschloßen alsbald, den Versuch zu wagen und den Vlag gegen die schlecht bewaffneten und mit wenig Munition versehenen Göt zu halten, und die Mandarinen versprachen dazu alle nur mögliche Hilfe. Man veranlagte die Einwohner der umliegenden Dörfer, in der Citadelle

Ausruhm zu suchen und sich für sechs Tage mit Reis zu versehen, Frauen und Kinder mußten Wasser hineinschleppen, die Herden wurden in die Nähe getrieben, Hundstocher ausgeschickt, die Kollisaden ausgeheert und zahlreiche spanische Reiter gelegt. Gegen Abend aber kamen zwei böse Nachrichten: von Dathom her nahe eine andere Bande Göt, und die Khas Puthang, welche man während des Tages zur Hilfeleistung aufgefordert hatte, hatten sich gegen Mäng Ngiam empört und mit den chinesischen Kämpfern verbündet. Die erschrocken Notabeln hielten nun unseren Reisenden, den Oberbefehl der Stadt zu übernehmen, und dieser willigte auch zunächst für die Nacht ein; aber diese eine Nacht genügte, um die Unmöglichkeit einer Vertheidigung darzutun. Ohne Unterlaß machte Reis bis 2 Uhr Morgens die Runde, aber stets fand er die Wachtposten eingeschlafen oder von ihrer Stelle weggegangen, und wenn er sie auch mit Schlägen aufweckte, so ging doch, sobald er den Rücken drehte, das alte Spiel von Neuem an. Von den Notabeln aber theilte sich kein einziger am Nachtschiffe; wie gewöhnlich verbrachten sie einen guten Theil der Nacht mit Opiumranchen. Da gab Reis die Sache auf; er entschloß sich, sein Gepäck am Stiche zu lassen und nach dem Meeresstrand zurück zu fahren, während die Missionare sich nach Annam zu flüchten beschloßen. Reis schaffte all sein Gepäck, seine Sammlungen, seinen photographischen Apparat, seine Matten u. s. w. in das Haus der Missionare, und diese bestellten ein Plakat an die Thür des Inhaltes, daß Alles Eigenthum französischer Mandarine sei. Natürlich haben sie nie etwas davon wieder gesehen. Reis und seine Leute nahmen nichts mit sich, als ihre Federn, Reis für vier Tage, die Waffen nebst etwas Munition, den Theobolit, die Tagebücher, das Silber und einige Kleider. Alles Uebrige blieb zurück, leider auch ein Vergeßlichkeit ein Chronometer und eine Uniformmütze. Dann marschirten sie langsam davon, beladen, wie nur Leute sein können, die um jedes Stüd trauern, das sie nicht mitzuschleppen vermögen.

Die Vegetation der Kanarischen Inseln.

II. (Schluß.)

Humboldt äußerte sich entschieden über die mit Reben besetzten Abhänge, die Myrthen und Cypern und die mit Wäldern bedeckten Orangebäume. Heute erträgt wohl noch die Palme, einzeln auch die Cypern, dem seltsamen Boden, aber die schönen Orangegruppen, und vor allem die hohen Rebegevinde sind gesproßt. Statt dessen starren die Terrassen weithin von Kakteenpflanzen, welche das Substrat der Cadenillegende bilden. 30 Jahre lang war dieser Erwerbszweig lukrativ, aber mit der Einführung der Anilinfarben sanken die Preise rasch auf die Hälfte, und schließlich auf nominelle, die Kosten nicht deckende Ansätze. Heute liegen noch Hunderte von Centnern un verkauft in London. Der Uebergang zu einer anderen Bodenkultur erscheint schwierig, da große Kapitalien dazu nöthig sind. Es wäre wirklich an der Zeit, daß das Mutterland den heimgekehrten Inseln mit etwas Anderem, als Verfassungsänderungen und Nachschüben neuer Beamten bei jedem Ministerwechsel aufhülfe.

Der zur Cadenillegende verwendete Kakus ist stets die Tunera, die Opuntia Tuna Miller. Zur Ueber-

winterung des Coccus, welche in den wärmsten Theilen der Inseln beverfellig wird, dient nach Schacht eine stark haarige Kakusart, auf welcher die Insekten besser haften.

Von Cerealien v. werden angebaut Weizen, Gerste, Weizen, Ackerbohnen, Kartoffeln, Zwiebeln, Fenchel, welche letzterer trefflich gedeiht; ferner Valaten und die Nane (Colocasia antiquorum). Seltener ist Roggen und noch seltener Ackerrohr, welches wohl geerntet wird. Getreide und Hülsenfrüchte dienen zur Bereitung des Gofio, eines groben Mehles aus stark gerösteten Körnern, welches, mit Salz vermischt, die nie fehlende Tunte zu Kartoffeln und Salzisch bildet. Sie ist sehr nahrhaft, da die fleischhaltige Schale der Körner nicht entfernt ist. Eine andere Nahrung, außer gelegentlichem Thee oder Gemüße, kennt der arme und genügsame Kanarier nicht.

Als Kulturbäume sind am verbreitetsten Feigebäume, die in der verlässigen und früh beginnenden Blüthenzeit eine seltsame Anpassung an das Klima darbieten. Seltener sind Birnen, Pflaumen, Kirichen, Aprikosen und Äpfel, doch liefern besonders die beiden letzteren treffliche

Früchte. Unübertrefflich sind die Reigen, ein ursprüngliches Gewächs der Kanaren. Im Museum von Las Palmas sind trodrene Reigen aus den Festunggräbern der Isleta vorhanden, welche dieselbe Kleinheit der Umrasse zeigen, wie die Weste und die Äpfel aus unseren Pfahlbauten der Steinzeit von Robenhauten. Auf den Tuffhügeln der Kanaria ob Las Palmas dehnen sich auch noch weite und schöne Weinanlagen aus. Die Reife findet nicht vor September und Oktober statt. Der Wein auf Gran Canaria ist ein sehr dunkler und milder Rotwein, der auf West-Tenerife ist weiß oder bernsteinfarben und sehr klar, aber selten das edle Aroma des Madeira bierend, den er jedoch zwischen noch übertrifft. Der Export ist gleich Null.

Obelbäume werden nur auf der Canaria gezeugt und nicht zur Obelbereitung benutzt; sie sind von riesiger Größe. Auch die Pinie wird hier gezeugt. Diese orientalischen Kulturpflanzen geben der Gegend hinter Las Palmas de Gran Canaria ein klassisches Gepräge.

Unter dem Namen Tagasaste wird ein herrlich duftender, weißblühender Cythus kultiviert, der aus der oberen Region der Inseln stammt und ein ausgezeichnetes Grünfütter für Hausvögel bildet. Gleichfalls als Futterpflanzen dienen der Trobal (Withania arietata) und der Hediondo (Boasia Yerva mora).

Von tropischen Obstbäumen wird außer dem Pisoning nur sparsam einiges angepflanzt. Die tropischen Bäume blühen sämtlich im ersten Frühling und reifen ihre Früchte vom August bis Herbst.

Der berühmte Jardin de Acclimatacion del Durazno bei Drotara ist unter der Leitung des Dr. Benitez de Yugo und dem eifrigen Betriebe des Gärtners D. Wildpret zu einer ebenso schönen als ausgiebigen Anstalt geworden. Es wird von dort aus ein beträchtlicher Handel mit Zitrusreien unterhalten.

Treten wir nun in die zweite Region, die des Wolkengebietes, ein, wo selbst im Sommer täglich oder fast täglich der dicke tiefschwarze und häufig aufsteigende Nebel hängt. Die Temperatur wird um mehrere Grade kühler und die Erde bedeckt sich mit einem grünen Anzuge von Moosen und Flechten. Wir sind im Gebiete des Lorbeerwaldes, der sich fast stets in den Schluchten, seltener an den offenen Abhängen erhalten hat. Letztere sind mit Buschwerk bedeckt, bestehend aus drei dominierenden Arten, dem Brejo (Erica arborea), der Haya (Myrica Faya) und dem Adlerfarn. Der Wurzelstock des letzteren ist reich an Stärkemehl, welches unter dem Namen Batatas de Serscho häufig zur Verfertigung des Gofio dient. Tiele Standorte bieten der schönen, morgenroten Frühlingseblume der Kanaren, der Tuffilago, die willkommenste Stätte. Es sind dies mehrere Arten der Gattung Senecio, Gruppe Pericallis; sie sind es, welche der Gartenkunst die Stumpfpflanzen der tausendfach veritenden Cineraria liefern.

Der Feldbau geht bis 800 m hinauf, seltener bis 1000 m, namentlich auf Tenerife, wo sich wegen des weiten Raumes die einzigen größeren in europäischer Weise bestellten Ackerfelder befinden, deren Weizenfrucht auf dem schweren, roten Thon herrlich reifen. Neben unseren europäischen Obstbäumen ist namentlich die Kastanie angepflanzt, welche stattliche Bäume bildet.

Als Bäume des Hochwaldes stehen Laurineen in erster Linie, nämlich Persea indica, der Pinatigo; Laurus canariensis, der Oro oder Yau rei; Oreodaphne foetida, der Til (wörtlich Rinke), welcher bis 10 m Umfang erreicht; endlich Phoebe barbasana, der Barbusano, die schönste dieser Laurineen, mit myrtillenartigen Blättern von wunderbarem Spiegelglanze. Die grünlichen Blüten aller dieser

Bäume sind klein und unauffällig, die Früchte sind schwarze Beeren.

Zwischen diese wichtigsten Bäume des Hochwaldes mischen sich nachgelasse Gier-Bäume, Erica arborea, ein stets gewandener Baum mit spitzem Gipfel; der hohe Aberno (Heberdenia excoles); der botanisch merkwürdige Mocan (Visnea Mocanera) u. A. Sehr selten taucht der wundervolle Adroaro auf (Arbutus canariensis) mit orangegelber Rinde, silberweißen Blätterbüscheln und pfirsichgroßen; gelblichen, reizend duftenden, eßbaren Beeren. Hohe Brombeergehege, ein Wegdorn, ein riesiger Scheuchzahn u. A. bilden das Unterholz. Nur am Boden, nicht an den Stämmen, kriecht ein Epheu herum. Zahlreiche Farne bedecken in überquellender Fülle den Boden, darunter vor allen die mächtige Woodwardia mit oft 3 m langen und 1 m breiten Wedeln. Die Physiognomie dieses Waldes ist groß, sein Eindruck auf das Gemüth überwältigend. Denn in ungewohnter Höhe wölbt sich das dunkle Vorberlaub, durch welches nur ganz vereinzelte Sonnenstrahlen heraufsteigen; ein tiefer, eigenenthümlicher Schatten herrscht im Groude, der Ästen, auch den Gesichtern der Menschen, eine sahe Farbe verleiht.

Möglich verändert sich der Ausdruck der Landschaft, wenn wir die Bestände von Pinus canariensis, die Pinarces, erreichen, welche von 1100 m an die trockenen Hängen bedecken und einzeln über 2000 m hoch hinaufsteigen. Die kanarische Fichte, der Teca der Spanier, zeichnet sich durch lausigen, bis zur Erde reich beackerten Wuchs aus und macht einen imposanten Eindruck. Wenn die schlanken Stämme im Winde rauschen, wenn sie sich dunkel abheben von der winterlichen Schneeregion des Teyde, so ist das Bild zugleich ein alpinus und ein durch ungewöhnliche Größe des Pflanzenwachstums fremdartiges von unvergleichlicher Stimmung, das ähnlich wohl nur in den Anden Mexikos wiederkehrt. Prachtvolles Unterholz breitet sich unter den Fichten aus, darunter zwei Eichen mit großen Blättern, die sich zu einer harzhaften Wachia am Fuße der Nadelbäume mischen. Eine historische Baumart, Juniperus Cedrus, ein mächtiger Hochbaum, ist heute so viel als ausgerottet. Schon die kanarische Urbevölkerung bediente sich mit Vorliebe seines Holzes. Herr Christoph besam seinen zu Gesicht, doch soll der Baum an einigen Stellen der Gonaia noch vorkommen.

Tenerife allein hat einen subalpinen Gürtel, eine Zone von Sträuchern über dem Walde. Es sind die halbhellen Felsensträucher der Retama blanca (Spartium supranubium L. fil., Spartocytisus nubigenus Webb.), welche die Gärten bedecken, bis zu einer Höhe von 2800 m. Im Mai erscheinen die kleinen Blätter mit den weichen und röhlichen Wäldern, aus denen sich die aufsteigende, mit einem Knall aufspringende Hölle entwickelt; doch schon im Juli sind Blätter, Wäldern und Früchte gänzlich verschwunden. Nur ganz sparsam sind zwischen diesen Retamasträuchern andere Pflanzen zu finden. — Von einer Alpenflora ist so wenig die Rede als sonst auf vulkanischen, isolierten Gipfeln.

Wollen wir besondere Höhenregionen auf den Kanaren unterscheiden, so sind es die folgenden drei, schon von Verthelet und Webb bezeichneten, welche den drei sich über einander legenden Klimaten entsprechen:

1. Die Strandregion, bei 700 m.
2. Die Wolkenregion, von 700 bis 1000 m, begreift die Höhenlage, wo in der Regel die Felsstöße lagern.
3. Die Gipfelregion, die Region über den Wolken, welche allein auf Tenerife zur vollen Geltung kommt.

Im zweiten Theile seiner Arbeit giebt Dr. Christ eine specielle Untersuchung der Florenbestandtheile der Kanaren. Er befreit die Gesamtzahl der Arten der Gefäßpflanzen auf 1226. Davon sind 420 Arten eingewandert, größtentheils aus Südamerika, zum Theil aber auch aus den Tropen. Wirklich einschließend sind danach 806 Arten, von denen 414, also 50 Proc., endemisch sind, ein äußerst hoher Prozentsatz, wenn man die Nähe Afrikas berücksichtigt. Ein ähnliches Verhältnis zeigt fast nur noch die Insel Solotra. Doch erstreckt sich der Endemismus der Kanaren auch auf die benachbarten Archipelen. Der größere Theil der Kanarenflora schließt sich an Grisebach's Mittelmeerraumflora und Boissier's Orientflora an. Unter den Kanarenpflanzen عزیزische Verwandtschaft bildet die südafrikanische, richtigere altafrikanische Flora das wichtigste Kontingent. Diese muß in früheren Zeiten das ganze Gebiet des afrikanischen Kontinents umfaßt haben und bildet ohne allen Zweifel den ältesten Bestandtheil der Kanarenflora. Die unterseitsche Verbindung mit dem Kontinent deutet darauf, daß der Uebergang von Formen auf die Inseln wesentlich erleichtert war. Das Centrum dieser afrikanischen Flora, welche jetzt das ferne Kapland darstellt, ist früher wahrscheinlich das äquatoriale Afrika gewesen; es spricht dafür auch das Vorkommen abessinischer Hochlandpflanzen auf dem Kamerungebirge, die unmöglich über die heutigen, hochtropischen Ländermassen des inneren Afrika hin eingewandert sein können. Die Insel Solotra, welche ebenso wie die Kanaren eine

überraschend große Anzahl abessinisch-südafrikanischer Arten zeigt, hat mit der dünnen, felsigen Küstenregion der Kanaren die größte Analogie. Während das innere Afrika allmählich durch die süd-afrikanischen Einwanderer angefüllt wurde, hat sich mithin an den Rändern die alte Flora in namhaften Belangen erhalten. Wenn nun die allgemeine, alte Ausstrahlung der atlantischen Flora von den Kanaren nach Norden ging, wie die abnehmenden Zahlen der Madeira- und der Azorenflora beweisen, so ist in neuerer Zeit, seit der Beschaffenheit des Atlantik, deutlich ein Transport in dessen Richtung, also von den Azoren nach Madeira und von Madeira nach den Kanaren und speciell nach der Kette von Anaga, dem nördlichen Vorgebirge von Tenerife, zu spüren.

Die in der Vorzeit nach den Kanaren gelangten fontinalen Formen äderten vorwiegend in einer bestimmten Richtung und nach einem einheitlichen Plane ab. Derselbe äußert sich in der Verästelung und Verästelung des Stammes und der Bildung von Blattprocten. Hierin erkennen wir deutlich die Einwirkung des Klimas: die Gleichmäßigkeit der Temperatur erlaubt fortwährendes Wachsen des Stammes, und doch ist die Trodenzeit groß genug, um die reiche Laubentfaltung zu hindern und die Pflanzen zur Bildung schmaler, dicht beisammen stehender und sich gegenseitig schützender Blätter zu veranlassen. — Die Endemen sind dem Boden aufs Genaueste angepaßt und Grisebach's Ansicht, daß die endemische Kanarenpflanze dem Aussterben verfallen sei, ist unbegründet.

Kritische Bemerkungen zu L. Hanenfe's Ackerbaulolonie = Projekt am Congo.

Von W. Mönkemeyer.

Die Ausführungen des Lieutenant L. Hanenfe über sein Projekt, Ackerbaulolonien am Congo zu errichten (vergl. „Globus“, Bd. 43, S. 393), dürften für Jemand, der nicht Geringes hatte, die thätigsten Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren, viel für sich haben. Die Sachlage gestaltet sich jedoch ganz anders, wenn man die Boden- und Wasserverhältnisse, Klima- und Arbeiterfrage den wahren Umständen gemäß erwägt.

L. Hanenfe spricht von jungfräulichen Boden am Congo und Viele vor ihm haben die bewundernswürdige Fruchtbarkeit nicht genug loben können. Wenn man während der nassen Zeit das Congogebiet besucht, so wird man wohl an die englischen Heide erinnert, wo sich grüne Wiesen weit erstrecken und das Flug wohlgefüllt auf den einzelnen Baumgruppen ruht. Während der trockenen Jahreszeit jedoch werden die grünen Steppen am Congo von den kengenden Strahlen der Sonne braun gebrannt, schlaff hängen die Blätter der Sträucher herab, und selbst die Topalme mit ihren versengten Weiden macht nur einen trübseligen Eindruck.

Wirklich kennen lernen und beurtheilen kann die Bodenverhältnisse nur, wer selbst mit dem Spaten und der Hacke in der Hand versucht hat, den Boden zu bearbeiten, selbst gepflügt und geerntet hat. In Bd. 43, S. 331 dieser Zeitschrift ist meine Ansicht über die bisherigen Bodenverhältnisse ausgesprochen worden. L. Hanenfe schlägt als geeigneten Anbaugebietspunkt z. B. das Thal bei Voma vor. Ich

kenne diese Gegend genau und habe mich über die Bodenverhältnisse dieses Thales durch Verjuche belehrt. Es gehört ja zu den noch am meisten begünstigten Stellen des unteren Congogebietes; doch sind die Bodenverhältnisse noch nicht günstig genug, um zur Anlage einer Ackerbaulolonie empfohlen zu werden und besonders ist es der Wassermangel, der einem solchen Projekte widerspricht. Zwar windet sich dort ein kleiner Bach durch das enge Thal, der Krolobilfluß; doch hat er in seinem oberen Laufe während der trockenen Jahreszeit nur wenig Wasser und liegt außerdem sehr tief, so daß es äußerst schwierig und kostspielig sein würde, das Wasser mittels Vorrichtungen zum Pumpen auf die höher gelegenen etwaigen Kulturflächen zu bringen. Bohrvorjuche nach Wasser, die dort angestellt worden, blieben erfolglos.

L. Hanenfe schlägt vor, zum Anjange 12 Mann zu engagieren, um sein Projekt anzuführen, und könnte man mit der Art und Weise der Uebersiedelung und Installation der Leute ganz einverstanden sein. Er schlägt ferner vor, 150 Schwarze für die Verarbeitung des Bodens anzuwerben. Das ist jedoch nicht so leicht gethan, denn die Arbeiterfrage ist sehr schwierig zu lösen, worüber ich mich in Heft 22 der Kolonialzeitung von 1885 näher ausgesprochen habe; auch ist zu bemerken, daß der Kostenanschlag in Bezug auf Lohn für die schwarzen Arbeiter viel zu niedrig angesetzt ist. Nach meinem Dafürhalten dürften 21 600 Francs statt 7200 Francs nicht zu hoch gegriffen sein. Der ge-

wöhnliche Lohnsatz für einen Arbeiter pro Monat beträgt, niedrig angesetzt, für die dortigen Verhältnisse vier Eulden Zeng, à ca. 3 Francs = 12 Francs oder 144 Francs pro Jahr für einen Mann, 21 600 Francs für 150 Mann in einem Jahre, oder 14 400 Francs mehr, als der Kostenanschlag besagt.

Ueber den Giegestand des Anbaues hat Hanseu nur wenig gesagt, wenigstens finden sich unter seinen vorgeschlagenen Kulturpflanzen nur wenige, die für den europäischen Markt Wichtigkeit hätten, denn die dort heimlich gezeigten Gemüse, Bananen, Mango u. würden nur zur theilweisen Ernährung der Kolonisten selbst Werth haben, die Kultur der Erdnuß, des Manihot und des Mais, welche von den Eingeborenen selbst ihrem Bedürfnisse entsprechend gebaut werden, wirft keinen Verdienst ab, Getreide wird schon aus klimatischen Gründen nicht gedeihen und für Kaffee und Kakao ist der Boden zu schlecht und nicht tiefergründig genug. Auch trocknet die Erde während der trockenen Zeit vermaßen aus in Folge des Mangels an Baumvegetation, daß etwaige Plantagen schon in Folge von Trockenheit und Mangel an Schatten zu Grunde gehen würden. Ebenso hätte der Reis wenig Aussicht auf Gedeihen; bis heute noch wird der sämmtliche Reis, der an die Arbeiter als Kost vertheilt wird, aus Europa bezogen, wodurch sich die Ernährung der Leute sehr theuer stellt. Hanseu denkt nun so viel Manihot, Mais u. anzupflanzen, daß die Verköstigung der Arbeiter dadurch besichert werden könnte. Aber was würde denn von den kleinen Thälern im unteren Congo-Gebiete zur Kultur von Handelspflanzen übrig bleiben, wenn allein für 150 Mann Manihot und Mais gebaut werden soll?

Daß der Plantagenbau aus den angeführten Gründen keine Aussichten in diesen Gebieten, so hat der Verkauf von besseren Rughölzern nach Europa und geschmittenen Bohlen zum Häuserbau dort schon deshalb keine Aussicht, weil von Yoma bis Stanley-Pool kein nennenswerther Wald vorkommt und die ziemlich verbreiteten Affenbrodbaume in Folge der schwammigen Beschaffenheit des Holzes nicht zu verwerthen sind, gar nicht zu erwähnen des Mangels an

Bägen und der Schwierigkeiten, welche sich dem Transporte gefällter Bäume auf dem so ungünstigen Terrain entgegenstellen würden. Als Beispiel für die Holgarmuth dieser Gegenden will ich nur anführen, daß ich genöthigt war, in Yoma Tag für Tag zwei Mann zu beschäffigen, um das wenige Brennholz für die Küche zu suchen. Sie fanden auch das nicht mehr, und blieb nichts Anderes übrig, als das Brennholz aus den Mangrovewäldern bei Ponta de Venha zu beziehen und bezahlten wir für 1000 Splitter 20 Francs.

Die bisherigen Versuche im Plantagenbau haben nur ungünstige Resultate ergeben und von dem Versuche auf Veranlassung des holländischen Janes, Kaffeeplantagen auf der großen Insel bei Yoma zu errichten, ist Berichten neueren Datums zu Folge dasselbe ungünstige Resultat zu verzeichnen und deshalb die Kultur wieder aufgegeben worden. Doch die Viehzucht! Hanseu sagt selbst, daß die Rottzagefrage noch zu lösen ist, aber wie, sagt er nicht. Jedenfalls würde sich die Einrichtung der Viehzucht nur auf die Verpflegung der Kolonisten beschränken. Wir sehen also, daß sich Hanseu's Projekt, bei Yichte bestehen, als völlig hinfällig erweist; doch ehe ich meine kritischen Bemerkungen schließe, will ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen, den Hanseu völlig übergegangen hat. Wie ist das Klima? Wird der Ansiedler denselben auf die Dauer Widerstand leisten können?

Nach den bisher gemachten Erfahrungen kann man nur mit „Rein!“ antworten. Man behaupte, daß von circa 500 Weibern, welche im Dienste der Association waren, nur circa sechs ihre kontraktliche Zeit von drei Jahren haben abhalten können. Außerdem spricht die Annahme des Scheiterns der Rente der Association, in Folge der vielen Verluste an Menschen die kontraktliche Zeit von drei auf zwei Jahre herabzusetzen, am besten für die dortigen ungünstigen klimatischen Verhältnisse. Man kann also mit Bestimmtheit behaupten, daß eine Ausführung des Hanseu'schen Projectes, Ackerbaufolonien am Congo zu errichten, niemals von Erfolg gekrönt sein kann.

Die Guinanen der Provinz Abra (Cuzon).

Nach dem Spanischen des Don Antonio Trullens von F. Blumentritt.

Dr. Trullens hat in dem Boletín der Sociedad Filipina de Amigos del País eine interessante Abhandlung über die Guinanen der luzonischen Provinz Abra veröffentlicht, deren wissenschaftlichen Inhalt ich hier mit Weglassung einzelner verfehlter oder überflüssiger Partien mittheile. Die Einteilung kann ich füglich übergehen, denn sie offenbart jene liebenswürdige Naivität ethnographischer Unkenntnis, die das Erbtheil der meisten spanischen Autoren zu sein scheint, die über die Philippinen schreiben. Man traue seinen Augen nicht, wenn man da liest: die Igorotenstämme des nördlichen Luzon seien Wüchlinge, in deren Adern europäisches (fantastisches), malayisches und chinesisches Volk fließt. Trullens ist aber einsichtig genug, am Schlusse seiner Einteilung zu gestehen, daß man eben über die Abstammung der Igoroten nichts Sicheres wisse. So oben-tendlich also der spanische Officier seine Abhandlung eröffnet, ebenso nützlich und einfach theilt er seine eigenen

Beobachtungen mit, die er während seiner Dienstzeit in den Grenzposten der Provinz Abra anstellen hinsichtlich Gelegenheit hatte. Ich werde mir die Freiheit nehmen, wo es passend erscheint, meine Bemerkungen beizufügen.

Die unabhängigen Guinanen der Provinz Abra wohnen in arafeligen Hütten, die sie an recht versteckten Orten errichten, um so besser vor feindlichen Ueberfällen gesichert zu sein. Als Baumaterial dient Holz, Rodr (auch Bambus) und Congogras. Sie kennen die Säge noch nicht, sie fällen deshalb mit ihrer Iva¹⁾ genannten Art einen großen Baum und hauen aus ihm den Kasten von grünlichstem Timenfonen heraus. Mehrere solche vereinigte Hütten (Ranchos) bilden dann ein Dorf, die sogenannte Baneria. Wie alle Stämme der Philippinen nähren sie sich vorzugsweise von Reis, den sie fleißig anbauen und von

¹⁾ Von anderen Autoren auch Iva, Iguva, aliva genannt.

dem sie zwei Ernten jährlich erzielen. Außerdem bauen sie Camote (Convolvulus Batatas) und einige Knollengewächse an. Man findet bei ihnen auch Ruderohr- anisplanzen, doch verankern diese ihre Stängel nicht etwa dem Hantelbetrache, auch wird kein Zucker aus dem Rohr gewonnen, man kultivirt vielmehr diese Pflanze nur aus dem Grunde, um daraus einen Brantwein, den kani¹⁾ zu erzeugen, welcher das Kieselgetränk der Guinanen bildet. Als Hausthiere besitzen sie Hunde, Carabao's (Carabau-Pferde), Schweine und Kühe; alle diese Thiere werden schlecht gehalten und gepflegt; ihr Fleisch, auch jenes der Hunde, wird nur bei festlichen Anlässen gegessen, weil eben ihre Herden nur wenig zahlreich sind. Das Bedürfnis nach Fleischnahrung wird durch Jagd oder Fischfang, besonders aber durch Viehraub und Diebstahl befriedigt, unter dem besonders die Viehbefitzer der ebenen Theile der Provinz schwer zu leiden haben.

Sowohl das Klima ihrer bergigen Heimath als rauhen Wetterzeiten nicht arm ist, so enthalten sie doch, von Jugend auf abgehabt, einer ausgeübten Pflanzung, indem sie sich mit einem einfachen Lebensdurst begnügen. Dieser wird auch Dammeinde hergestellt und zwar in zwei Größen, dem kleineren baag²⁾ für die Männer und dem eain für die Weiber. Die kleinen Kinder laufen ganz nackt herum. Die Männer tragen als Kopfbedeckung jenes zierlich gestylte Hutstücken, das in der Weltreise von Dr. Hans Meyer S. 515 abgebildet worden ist; diese eigenartige Mütze führt den Namen cal-logon oder sablon. Die Frauen schlingen um den Hals viele Schnüre, an welche Glas-, Stein- oder Beinfigelchen gereiht sind, ferner lieben sie Ohrgehänge aus Kupferreifen und sonstigen Schmuck von Kupfer oder Nuscheln. Sowohl Männer wie Weiber zieren ihren Körper, insbesondere Brust und Arme, mit graziösen, ornamentalen Zeichnungen, indem sie die Haut aufschneiden und in die Wunde den Saft des Ruderohrs einpressen.

Die Guinanen sind zwar sehr kriegslustige Leute, doch fehlt ihnen der Muth der Europäer und Japanen, weshalb sie dem Kampfe Mann gegen Mann sorglich aus dem Wege gehen. Sie ziehen es vor, durch Ueberrumpelung oder vom Hinterhalte aus den Feind unschädlich zu machen, was ihnen um so leichter fällt, als das Lufschiff und zerstückte Terrain ein unbemerktes Heranschieben an den Feind gestattet. An letztem ist kein Mangel, denn unter ihnen herrscht der grausame Bruch der Vutrade und da nicht nur der Mörder und seine Familie, sondern auch die ganze Rancheria desselben der Vendetta anheimfällt, so nimmt das Wenden kein Ende. Mordhandeln verbünden sich zwei oder mehr Rancheria's, um eine dritte zu überfallen. In diesem Falle wird nichts gespart, alle Bewohner des unglücklichen Dorfes werden niedergemetzt, die vorhandenen Lebensmittelverräthe und das Vieh weggeschleppt, die Hütten niedergebrannt, die Feeder verwüßt, die Fruchtbäume gefällt, so daß nichts als verfallene Balken und verdorrte Heben an die ehemalige Niederlassung erinnern, während die Sieger die abgeschlagenen Köpfe der getödteten Feinde als Trophäen nach Hause bringen, um dort eines jener Siegesfeste zu feiern, von denen weiter unten berichtet werden soll. Diese ihre Kampfbewise macht sie regulären Truppen sehr gefährlich; diese sehen sich plötzlich von Wurfspießen umschwirrt und ehe sie in das Tischtuch eindringen, um den verletzten Feind zu fassen, hat dieser längst die Flucht ergriffen. Auf diese Weise kann oft ein einziger

Krieger eine ganze Abtheilung spanischer Soldaten zum Besen halten und mehrere von ihnen verwunden, während es ihm gelingt, trotz der Remingtongewehre seiner Gegner zu entkommen³⁾. Wenn einer Bande solcher Kopfjäger jeder Rückzug abgeschnitten ist, dann wissen sie sich auch mit dem Muth der Verzweiflung zu wehrhalten, denn sie ziehen den Tod dem Verluste der Freiheit ohne Zögern vor. Für diese Söhne der Vergewissung ist auch die Kerkerkunst unerträglich; Vientenat Trullens fand, daß die meisten gefangenen Igoroten nach kurzer Zeit schon zu kränkeln begannen und rasch dahinstarben. Es ist dies nicht etwa die Folge einer mangelhaften Ventilation oder ungenügenden Nahrung, im Gegentheil: in ihren schmuggigen, rissigen Hütten, in deren von Gestank und Ungeziefer erfüllten Räumen der Europäer nicht aushalten vermag, atmen sie jedenfalls eine viel verdorbenere Luft, als in den geräumigen Tribunaless der christlichen Fuchlos von Abra; es ist nur der Verlust der ungebundenen Freiheit, der sie tödtet, vielleicht auch glauben sie, daß ihrer ein gräßlicher Martirerthode barre.

Vientenat Trullens behauptet, sie besäßen keine Religion, sondern nur abergläubische Bräute, d. h. er kennt keine „Götter“ der Guinanen und weiß nicht, daß der „Aberglauben“ der Heiden eben ein Bestandtheil ihrer Religion ist. Von ihren Göttern sprechen eben die philippinischen Malagen den Spaniern gegenüber nicht gerne; denn es gibt unter den Spaniern Bigotte und Atheisten, erstere suchen die Heiden sofort zu bekehren, wodurch letztere zurückhaltend werden, die Atheisten pflügen aber die armen Leute zu verspotten, was Niemandem angenehm ist, am allerwenigsten dem Malagen, dessen Gefühl zu leicht zu verletzen ist. So sind denn die Spanier leicht geneigt, den heidnischen Eingeborenen ohne Weiteres jede Religion abzuschreiben.

Was Trullens über die „abergläubigen“ Bräute der Guinanen berichtet, ist insofern interessant, als aus dem Mitgetheilten ein weiteres Beweismaterial für die Behauptung hergestellt werden kann, daß die religiösen Vorstellungen der philippinischen Malagen im Großen und Ganzen dieselben sind. So gilt dies gleich für das Vogel-Augurium. Ein Guinane, der von einer Rancheria aufrückt, um eine zweite zu besuchen, wird selbst in dem Falle, daß er nach mehrstündiger Wanderung schon in der unmittelbaren Nähe seines Reiseziels angelangt ist, sofort umkehren, wenn das kleine Suiit genannte Vögelchen klagende Weisen singt. Der Suiit nämlich singt zwei Melodien, die eine mit schmetternden, jubelnden Trillern, die andere mit langgezogenen klagenden Tönen. Hört der Guinane die erste Weise, so setzt er frühlich und wohlgenuth seine Reise fort, denn er wird dann liebevolle Aufnahmen bei seinen Gastfreunden finden und im Falle feindseligen Angriffs heil und unverletzt zu den Seinen zurückkehren; singt aber der Suiit seinen Trauerklang, dann gilt es schleunig umzukehren, denn sonst geht Alles, was man zu unternehmen beabsichtigt, schief, oder er findet bei der Heimkehr seine Lieben krank oder todt. Ein ähnliches Augurium wird in anderen Theilen der Insel Luzon dem vielleicht mit dem Suiit identischen Vögelchen Tictic zugeschrieben, während auf der Insel Mindanao die Taubenart Limoco oder Limoco dieselbe Rolle spielt.

¹⁾ Die Spanier, welche in den Wäldern der Igoroten nur kleine Militärposten von 15 bis 20 Mann eingeborener Infanteriesoldaten und Gendarmen besetzen, pflegen im Kriegsfalle, die Feinden der Igoroten denagen, sich mit Igoroten-Hilfstruppen zu versehen, welche den Feind ausplündern und zum Tode bringen.

²⁾ Man findet auch die Form baag vor.

³⁾ Im Spanischen bahayao.

Gehen mehrere Igoroten zusammen und niest einer von ihnen, so hochen sich wie auf Kommando seine Begleiter blühschnell auf die Füße nieder und verharren in dieser den Malagen eigenthümlichen Kniehocke ungefähr eine Minute; thäten sie dies nicht, so würde der Wirth dann irgendwo eine unliebsame Verzögerung erfahren oder sonst etwas Widriges ihnen zustoßen.

Wenn ein Guinane krank wird, so stöhnen, kaum daß die Nachricht sich verbreitet hat, selbst aus entfernten Rancherías, alle Freunde, Bekannten und Verwandten des Erkrankten nach seiner Hütte, um ihn zu besuchen. Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß bei allen Igoroten die Verwandtschaft bis in die entferntesten Glieder eng zusammenhängt, welche schöne Sitte aber auch bei Blutsfreunden die Kriege nie enden läßt, indem, je ausgebreiteter die Sippe ist, desto hartnäckiger jeder Veröhnungsvorschlag des Gegners zurückgewiesen wird. Zur Heilung wird, wie auch bei anderen Stämmen des Indischen Archipels, eine Priesterin oder, wenn wir es auf gut deutsch nennen wollen, eine Hege gerufen. In jedem Dorfe giebt es nämlich mindestens ein altes Weib, das vorgeht, im Besitze übernatürlicher Zauberkräfte zu sein, Kranke heilen und in die Zukunft schauen zu können. Die Zauberin erscheint nun in der Hütte des Patienten und verlangt je nach dem Grade der Krankheit oder des Reichthums des Leidenden ein Opferthier: Schwoine oder Huhn. Umgeben von den Familiengehörigen und der Schaar der herbeigeeilten Gäste schlachtet die Priesterin das Thier und forscht nun in den Eingeweiden nach gewissen Fäden, aus deren Gestalt z. B. sie ersieht, ob der Kranke genesen wird oder sterben muß. Diese merkwürdige Diagnose wird von den Umstehenden mit großer Verwunderung und naiver Glaubensfestigkeit vernommen. Ist die Diagnose günstig, so folgt der Cañao. Mit dem Worte cañao bezeichnen die Igoroten von Abra, Puntoc und Ypanta, also nicht allein die Guinanen, alle Festlichkeiten, Bräuche und Ceremonien, welche einen religiösen, oder wie Trullén will, einen abergläubischen Hintergrund haben. Trullén meint sogar, daß dieses Wort auch jene Bedeutung besäße, welche unsrem: „Göttliche Vorlesung“ innewohnt. Sei dem, wie ihm wolle, gewiß ist, daß man im Allgemeinen unter Cañao einen Festschmuss mit Gesang und Tanz versteht, der nicht zu privatem Zwecke arrangirt wurde, sondern eine Art religiösen Kultus vorstellt. Das Cañaofest reducirt sich vorzüglich auf ein übermäßiges Essen und Trinken; zu letzterem wird der erwähnte Reisbranntwein, basi, verwendet, dem in einer solchen Weise zugesprochen wird, daß die meisten Festgenossen sich vollkühnig, ja bis zur Sinnlosigkeit, berauschen. Der hierbei ausgeführte Tanz wird entweder nur von Männern oder nur von Weibern, hienwilen auch von beiden Geschlechtern vereint producirt. Als Musikinstrumente dienen lapserne Becken, welche von Männern mit Hautschlägen bearbeitet werden und zwar zählt man gegen 140 Schläge auf die Minute. Der Stollenröhr, welchen dieses gauza genannte Instrument hervorbringt, verursacht ge-

wöhnlich einen Rückfall bei dem Kranken, denn die ganze Scene spielt sich vor der Hütte des Leidenden ab; es ist, als ob fünf bis sechs Kupferschmiede wie wüthend drinhämmerten. Der Tanz selbst besteht aus Gliedererzitterungen, Springen und heftigem Umherlaufen. Diese Festlichkeit währt je nach dem Ansehen und Verdenbesitz des Leidenden acht, zehn, fünfzehn bis zwanzig und noch mehr Tage. Wird der Kranke gesund, so sagen die Guinanen, daß das Cañao fest allein ihn gerettet hätte. Ist der Tod eingetreten, so wird ebenfalls ein Cañao veranstaltet, der aber nur drei Tage währt. Diesem Trauer-Cañao präsidirt der Tode selbst, der an einem Bambuserüste, das von der Hüttenbede herabhängt, befestigt ist. Hierauf wird der Leichnam unter der Hütte begraben, denn die Hüner der Guinanen stehen, wie bei allen Malagen, auf Pfählen, so daß zwischen der Erde und dem Boden der Hütte ein freier Zwischenraum bleibt; mitunter wird der Körper des Entschlenen auch neben der Hütte, jedenfalls so nahe als möglich, begraben. Dieselben Festlichkeiten finden bei Geburten und Hochzeiten statt, ebenso, wenn eine Bande Kopfsjäger als Sieger heimkehrt. In letzterem Falle werden die heimgeschleppten, abgeschlagenen Feindesköpfe auf Pfähle gesteckt, worauf man um sie herumtanz und selbe mit Schimpfsworten, Flüchen und Veröhnungen überhäuft.

Die Häuptlinge, welche immer durch Reichtum sich auszeichnen, werden in ihrer Macht bedeutend durch den Einfluß der alten Leute eingeschränkt, welche bei Hochzeiten, innerhalb der Rancherías, Friedens- und Freundschaftsverträgen, Kriegsanlagen um Rath befragt werden, so daß sie eigentlich de facto die Leiter der Rancheria sind und den Häuptlingen nur mehr die Führung im Kriege obliegt. Ihre Waffenbestände bestehen aus der Panze (tubay) und der breiten Art (sua), mit der sie dem Feinde den Kopf abschlagen, als Desensivum dient der Schild, calaang genannt. Unbenannt verläßt kein Guinane seine Verbanung, da er stets gesagt sein muß, einem Kopfsjäger zu be gegnen. Um das Heranschleichen der letzteren an ihre Hütten zu erschweren, stecken sie Holzsplitter und zugespitzte Holzpfähle in das Gras, damit der Feind seinen durch keinen Schuh geschützten Fuß sich durchbohre.

Die Bemerkungen des spanischen Autors über die Sprache der Guinanen sind naiv: nach seiner Meinung besteht die (so sagt er) wortarme Sprache aus einem verdorbenen Ilocano¹⁾, welchem Worte aus anderen Igorotenstämmen beigelegt sind; demnach würden die Guinanen gar kein eigenes Idiom, sondern ein Randerwölisch sprechen, was aber nach dem von Hans Meyer publicirten Vocabular nicht der Fall ist.

¹⁾ Das Ilocano ist jener malayische Dialect, welcher in den Provinzen Ilocos Norte, Ilocos Sur, Union und in den größeren Ansehungen der Provinz Abra selbst gesprochen wird. Wichtigst sprechen die Guinanen im Verkehr mit den Spaniern und Ilocanen eine Art Lengua general, die von Trullén für das eigentliche Idiom dieses Igoroten-Stammes genommen wurde.

Kürzere Mittheilungen.

Botanische Erforschung der Chilenischen Anden.

Dr. H. A. Phillips, Professor der Botanik in Santiago, schreibt unterm 21. August 1885 an Sir Joseph Hooker:

Mein Sohn machte im Sommer eine Reise von Hualpén nach dem Fluß Camarón, der die Grenze zwischen Chile und Peru. Er ging zuerst von Copiapo nach Antofagasta de la Sierra (26° 5' lat., 27° 30' long., 3570 m über dem Meer), von etwa 60 bis 100 Rente wohnen, und von da (sich immer auf dem hohen Tafellande der Wüste in einer Höhe von 3200 bis 4200 m) nach Huasco de Tarapaca, von wo er in die Pampa del Tamarugal hinabstieg. Die Reise dehnte sich über acht Breitengrade aus. Dieses hohe Tafelland ist fast ein einziges Tertiärschichtes Lava, über welches eine Anzahl erloschener Vulkane zerstreut sind, von denen drei höher sind als der Chimborazo, nämlich der Huallailaco, 6900 m (ich war vor 21 Jahren an seinem westlichen Fuße); der Tuzima, 6540 m und der Pular, 6500 m. Es finden sich viele große Salzseen, von denen mehrere ganz trocken sind. Die Vegetation ist in diesem östlichen Theile der Wüste nicht so spärlich, wie in dem westlichen, den ich früher besucht hatte, wahrscheinlich in

Folge eines schwachen Einflusses des Pazifiks, und die Wasserpflanze hier zahlreicher und näher bei einander.

Nicht 400 Pflanzenarten wurden heimgebracht, von denen die Hälfte noch nicht beschrieben ist. Unter ihnen ist eine *Polystylis* (Baum oder strauchartige Gewächse aus der Familie der Rosaceae), die nur in einer Quebrada gefunden wurde, und *Polystylis berterii*, eine parasitische Pflanze, die zu derselben Familie wie *Rafflesia* gehört und in einer Höhe von 3700 m gefunden wurde! — natürlich auf einer *Adesmia* (Bäume oder Sträucher, zu den Leguminosen gehörig). Die drei Arten von Farnen sind: *Pellaea ternstroffii*, *Cheilanthes micropterus* und ein schöner *Cineolus*, welcher neu zu sein scheint. Die zahlreiche Familie sind natürlich die Compositen mit 94 Arten; von Gräsern fanden sich 42, von Leguminosen 28 bis 29, von Verbenen 15, Solanaceen 28, Chenopodiaceen 15 Arten. Unter diesen Pflanzen sind neun neue Gattungen. Einige sind sehr merkwürdig, wie eine Verbenacee, die in kleinen, halbkugelförmigen Büschen wächst und das Aussehen einer Compositae hat, mit fleischartigen Klüften und Federn, der aus dem tief eingeschnittenen und mit langen Wimpern besetzten Kelch (calyx) besteht. („Nature.“)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Schneller als sonst in den letzten deutschen Kriegsjahren wurde die Aufgabe seiner Verhandlungen gelöst; die Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages zu Hamburg am 8., 10. und 11. April 1885. Herausgegeben von Dr. F. Winkler in Hamburg. (Mit zwei Karten. Berlin, D. Reimer, 4 Mk.) sind schon Anfangs November 1885 erschienen. Den größten Theil des Jahres nehmen die Vorträge ein, und unter diesen wieder diejenigen über antarktische Forschung, über welche Neumayer, Kayser, Pöhl und Peters sprachen. Natürlich nahm auch Afrika seinen Platz in den Verhandlungen ein. Interessant ist der Vortrag von W. Wendenburg über den Elfenbeinreichthum Afrikas; die Elfenbein lieferte in den Jahren 1879 bis 1883 durchschnittlich jährlich 561 000 kg, die Welt lieferte 284 000 kg, zusammen 845 000 kg im Werthe von 15 bis 17 Millionen Mark. Dies ergibt, den Verbrauch für Afrika selber nicht gerechnet, ca. 65 000 getödtete Elefanten im Jahre (S. Böller. Die deutschen Besichtigungen an der westafrikanischen Küste, IV, S. 167, in dagegen zu der Uebersicht gekommen, daß der größere Theil des in den Handel gelangenden Elfenbeins nicht von getödteten, sondern von gehörnten Elefanten herrührt. Wendenburg hofft, daß es noch gelingen wird, das edle Thier vor der völligen Ausrottung zu bewahren und es zu zähmen. — Claus sprach über die Schingü-Expedition, Pöhl über die Göttinger des Bassinlands, Winkler über das Bekanntwerden Rußlands in vor-berberischer Zeit, Rhode über Ortsnamen u. s. w. Aus den Verhandlungen ist als besonders erfreulich hervorzuheben, daß der Geographentag der Herstellung eines vollständigen geographischen Repertorioms in Form knapper,

objektiver Referate sein Interesse zuwenden wird. Seine nächste Versammlung wird in Dresden stattfinden.

— Mit Bezug auf das Verschwinden des kaiserlichen Jellens (S. „Wobau“, Bd. 48, S. 285) theilen die Proc. R. G. S. vom December 1883 noch folgenden Brief des Admiral C. Freminger mit, den wir zur Ergänzung hier folgen lassen: Auf die Nachricht, daß ein Theil des „Manten“ eingestiegen sei, erhielt Kapitän R. Freminger, der in diesem Jahre die Inseln und Färder-Station besichtigte, vom Marine-Minister den Auftrag, den „Manten“ zu untersuchen, und lasse ich hierbei das Resultat seiner Untersuchungen folgen. Der Felsen liegt etwa 3 1/2 Seemeilen von der südlichen Spitze von Sudbrö. Ein Theil des „Manten“ ist eingestiegen; aber doch beträgt die Höhe des Felsens noch etwa 30 Fuß über dem Meeresspiegel sich befindenden Auge auf etwa 18 Seemeilen gesehen werden. Die drei flachen Felsen, die nördlich vom „Manten“ liegen (die heißen „Alerne“), erheben sich etwa 16 Fuß über das Meer. „Manten“ liegt auf 61° 22.5' nördl. Br. und 6° 45.5' westl. L. Gr.

— Nach fast 58-jähriger Arbeit ist in diesem Sommer die Regulirung der Besitzverhältnisse in dem Küstenlande von Norrbotten in Schweden vollendet worden, eine Arbeit, die dem Staate viele Millionen Kronen gekostet hat. Außer den großen praktischen Vortheilen für den Staat und die betreffenden Kommunen, unter anderen durch die Beschaffung eines concisen Grundbuches, sind auch bedeutende wissenschaftliche Resultate gewonnen worden. Durch die Vermessungen dieses Küstenstriches von circa 30 (schwedisches) Meilen Länge und durchschnittlich 12 Meilen Breite, oder im Ganzen circa 210 Quadratmeilen, ist das Material zu einem vollständigen Kartenwerke

im Maßstabe theils von 1 : 4000, theils von 1 : 8000 beschafft worden. Auch das planamische Kartenwerk von Schweden (zu agronomischen und statistischen Zwecken) ist um diesen Raßenschnitt bereichert worden.

A f f i c a.

— Umläng ist das erste Bild der großen sibirischen Eisenbahn, die 135 km lange Strecke Jekaterinburg-Kamyslaw, eröffnet worden; die Strecke bis Timmen (201 km) soll bald folgen. In Timmen wird die Bahn das weite Reg. schiffbarer sibirische Stämme erreicht haben.

— Der große Nachtheil, welchen die Einfuhr von Anilin-farben der Textilindustrie Verlebens zugefügt hat, veranlaßt die persische Regierung vor einigen Jahren, jenen Import zu verbieten. Die Folge davon war, daß nun die Einfuhr von Garn, das mit Anilin gefärbt war, bedeutend zunahm, so daß jenes Verbot das Selbst nicht milderte. In Folge dessen hat nun die persische Regierung die Einfuhr von mit Anilin gefärbtem Garn gänzlich untersagt. (In neueren Reiseberichten findet man fast stets dinstellen Klagen über den Verfall der berühmten persischen Teppichweberei in Folge der Verwendung von Anilinfarben.)

— Ueber die Bedeutung von Port Hamilton (südlich von Korea) durch die Engländer und seine Bedeutung bringt „The Chamber of Commerce Journal“ (Bd. 17, Nr. 46) folgende Angaben. Die Befestigung geschah in aller Stille und völlig im vergangenen Mai; sie wurde durch das Erscheinen russischer Kriegsschiffe in der Nachbarschaft zu einer Zeit, als gerade mit dem koreanischen Premierminister wegen der Erwerbung des Places unterhandelt wurde, beschlossen. Nach dem Hissen der britischen Flagge wurden die Unterhandlungen fortgesetzt, der Kauf abgeschlossen und bei einem Schonghaier Kaufhause eine gewisse Summe für die koreanische Regierung eingezahlt. Der Hafen ist also regelrecht erworben worden. England füllte schon lange, daß es bei der wachsenden Bedeutung des russischen Ostasien-Handels — der noch vor 15 Jahren eine Größe war und jetzt das Seehospital des Ostens ist — irgend einen Hafen in den chinesischen Gewässern nördlich von Hongkong als Kohlenstation haben müßte. Vladivostok war früher eine hässliche Bedrohung sowohl für den englischen Handel in jenen Meeren, als auch für Vancouver, die verteidigungsloslose aller englischen Kolonien. Im Kriegesfalle würden natürlich die japanischen und chinesischen Hüfen für neutral erklärt werden; läßt man nun Port Hamilton außer Anschlag, so würde eine Flotte, welche von Hongkong zur blockade von Vladivostok ausgesandt wird, dort erst anlangen, nachdem ihr Kohlen-vorrath ganz erschöpft wäre. Diese Ueberlegung hat hauptsächlich zur Befestigung von Port Hamilton geführt, welches nur eine Tagereise von Takasima, der großen japanischen Kohlenmine (vergl. oben S. 31), und drei von Vladivostok entfernt ist. Außerdem ist das Klima von Port Hamilton so angenehm — es gleicht demjenigen von Madeira — daß es wahrscheinlich in Zukunft die sommerliche Station der englischen Flotte werden wird; telegraphische Verbindung mit Hongkong ist bereits hergestellt. Ob Port Hamilton auch ein Handelsplatz von Bedeutung werden wird, hängt von der nach etwas eulterten Möglichkeit ab, Korea dem britischen Handel zu erschließen. (Überein ist man jetzt etwas davon zurückgekommen, vom koreanischen Handel viel zu erhoffen.)

A f r i k a.

— Am 24. December 1885 hat in Brüssel seitens der Regierung des Congo-Staates und dreier Vertreter der „Congo Railway Company“ in Manchester, Hutton, Madimmon und H. Stanley, die Unterzeichnung eines Vertrages stattgefunden, wodurch der „Company“ die Concession zur Er-

bauung einer Eisenbahn längs der Livingstone-Fälle des Congo ertheilt wird. Derselbe will nun zunächst durch Subskription in den Hauptstädten der 14 an der Berliner Konferenz beteiligten Reiche 1 bis 2 Millionen Pfd. St. aufbringen. „Es ist etwas laenderbar.“ — schreibt der Brüsseler Times-Korrespondent dazu — daß man für diese Bahn Geld aufzutreiben sucht, bald mittels einer Paktterie in Frankreich, bald durch Intercession englischer Kapitalisten, während Belgien, verhältnismäßig das reichste Land in Europa, sich von etwas gänzlich fern hält, was als ein sehr gewinn-reiches Unternehmen dargelegt wird.“ — Noch verdrähtig wird die Sache dadurch, daß H. Stanley den scharfen Angriffen Pecher-Lafitte's gegenüber vollkommen schweigt. Er wird wohl eben nichts zu antworten haben.

— Die Befestigung der beiden südlichen Congo-Zuflüsse, Zulongo und Uruti, welche der Missionar George Grenfell unlängst in Begleitung von Lieutenant von François ausgeführt hat, hat die Hydrographie des südlichen Congo-Bedens bedeutend angefüllt. Es liegen darüber ein Brief Grenfell's in der „Mail“ vom 25. December 1885 und Mittheilungen in „Le Mouvement Géographique“ (1885, Nr. 28) vor. Zuerst befand Grenfell den Zulongo, welcher etwa 50 engl. Meilen nördlich des Äquators in den Congo mündet. Zu seinem großen Erstaunen kam der Fluß nicht von Osten her, fast durch vier Längengrade hindurch, und als er 350 engl. Meilen weit auf ihm vorgedrungen war, bestand er sich noch immer nördlich vom Äquator (während man bisher geglaubt hatte, dieser Fluß habe eine süd-nördliche Richtung). Die Bevölkerung empfing ihn freundschaftlich; sie ist in drei großen Centren, welche von einander durch weite Strecken unbewohnter Landes getrennt sind: 40 Meilen vom Congo entfernt die Stadt des Zulongo-Stammes, welcher starken Handel in Sklaven und Eisenstein treibt; etwa 100 Meilen weiter die Stadt Malumba am Zusammenflusse des Maringa und Popori, welche den Zulongo bilden, und wieder 100 Meilen weiter am Maringa, dem südlichsten der beiden Flüsse, die weiter zerstreut, zum großen Theil auf Hüben errichteten Niederstellungen der Maringa. Weiterhin wurde das Land immer flacher und schließlich hinderten Gras und ungezügelter Säume die Weiterfahrt. Malumba dagegen liegt 20 bis 50 Fuß über dem Meere, hat sehr freundliche Bewohner und scheint für eine Kolonisation vorzüglich geeignet zu sein. — Nachdem der Congo wieder erreicht war, fuhr man demselben hinauf und in den 7 Meilen nördlich vom Äquator mündenden Schwarzwarzen Fluß oder Uruti hinein. Dieser wurde noch weiter aufwärts befahren als der Zulongo, und wieder war Grenfell überrascht, daß er auf eine Entfernung von nahezu 400 Meilen (4 1/2 Längengrade) eine fast rein östliche Richtung innehielt. 130 Meilen vom Congo aufwärts, in Bundimbe, war die Eingeborenen freundlich, weiterhin aber sehr wild und schafften sofort eine Masse Pfeile ab, ließen sich aber Niemanden in Unterhandlungen und Verkehr ein. So lange der Strom breit genug war, daß der sich in der Mitte haltende Dampfer nicht getroffen wurde, säumerte man sich um das Schießen wenig; als er aber schmaler wurde und 3 bis 4 Fuß lange Pfeile mit eiserner Spitze auf fast 200 Fards Entfernung das Dach des Dampfers durchbohrten, hörte man schleunig um, was die Wilden mit Freudengefühl begrüßten. Derselben gehörten offenbar einem sehr weidwiedrigen Stamm an. Auch den südlichen Zufluß des Uruti, Popori, besah man auf eine Strecke von über 100 Meilen. Mehrfach wurde übrigens der Dampfer auf der Rückfahrt von Reuten, die sich zuerst zurückzulehnen benommen hatten, freundlich empfangen. Wiederholt traf man auf die von Stanley erwähnten Batwa-Vögel, welche über ein weites Gebiet zwischen dem mächtigen Baloto-Volk zerstreut wohnen. Die Sprache des letzteren wurde überall längs der mehr als 800 Meilen langen nebenfließenden Bahrerflüsse, wie auch früher am Komati, gehört, ein Umland, der den Vor-

bringen der Missionare in dieses südliche Congo-Becken entschieden günstig ist.

— Nach dem Hugo Böller den vierten und letzten Band seines Reiseberichtes „Die deutschen Besichtigungen an der westafrikanischen Küste“ den vorangegangenen drei (vergl. „Möbus“, Bd. 48, S. 382) folgen lassen. Derselbe behandelt das südliche Camerun-Gebiet, Gabun und das französische Kolonialreich in Westafrika und den unteren Congo. Südlich vom Camerun-Delta hat der Reisende mit Ausnahme des unteren Moania-Flusses nur die Küste kennen gelernt, an welcher fast ausschließlich deutscher Handel vortreten ist; freilich hat Frankreich an vielen Stellen sein Protectorat erklärt, so daß an jenen Gebieten deutsche und französische Gebietstheile wechseln, „wie auf einer Klaviatur die Tasten“ (vergl. die folgende Notiz). Hier liegt Groß-Batanga, der größte Eisensteinmarkt im ganzen Camerun-Raum. Ähnlich, wie an der englischen Westküste, so spielt auch am Gabun der deutsche Handel die hervorstechende Rolle, trotz der häufigen Zollpladereien seitens der Franzosen. — Interessant und für spätere Zeiten wichtig ist die Ansicht Böller's, daß von dieser Küste aus sich vielleicht ein Vordringen in das unbekannte Gebiet zwischen Congo und Schari ermöglichen läßt; ob die nach der Küste zu vordringenden Franz. über welche manche Nachrichten von ihm beigebracht werden, dem Hindernisse berriten würden, scheint ihm nicht von vornherein als sicher feststehen. Ueberhaupt sind es nur die durch den Handelsverkehr berühmten Küstenstämme, welche sich dem Eindringen der Europäer widersetzen; mit den landeinwärts wohnenden Völkern scheint ein viel leichteres Auskommen zu sein. z. B. mit dem Volkso am Moania-Flusse. „Daß die Vafosa — schreibt Böller S. 36 — trotz ihrer angenehmen Umgangsformen in ihren Sitten und Gebräuchen sehr viel wilder und ursprünglicher sind als die Küstenstämme, kann kaum bezweifelt werden. Aber auch bei ihnen traf ich Anzeichen einer eigenartigen Kultur, die den Küstenstämmen fehlt oder abhanden gekommen ist, wie ich genau das Gleiche auch schon im Togo-Gebiete beobachtet habe. Wir sind trotz ihrer größeren Wildheit und Ursprünglichkeit diese Völkernstämme sehr viel sympathischer gewesen als die Küstenbewohner. Obwohl sie, wie so ziemlich alle wilden und halbwild Völker, unzuverlässig und falsch sind, so findet man doch weit mehr Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und eigene Gewerbe als an der Küste. Auch fehlt jeder Vetterhohn, den die durch den Handel beeinträchtigten Küstenbewohner in so unangenehmer Weise zur Schau tragen.“ — Den Schluß machen Auseinandersetzungen über den Congo-Staat, und Böller's Urtheil lautet ebenso ungünstig, wie dasjenige von Pechel Völkern, wenn es auch nicht in so drastische Worte gekleidet ist. Deutscher Handel ist dort fast gar nicht vertreten (S. 171); aber zwei Arten von Geschäften könnten nach Böller's Ansicht dort, wie in ganz Westafrika, prosperiren: Eisenschmelzenfabrikan und Photographen (S. 107, 108). Als Kuriosum sei noch auf das günstige Urtheil hingewiesen (S. 10), welches die in Westafrika lebenden Deutschen über die dort wirkenden französischen katholischen Missionare fällen. — Und zum Schluß eine Notiz von S. 149: „Was ist die schönste Regerin im Vergleich zu einer von der Natur nicht ganz vernachlässigten Europäerin! Was sind die hohen Berge des Congo im Vergleich zu den rebenumflossenen, burggekrönten, vom Hauche der Gesticke umwundenen Hügeln des Rheingebietes! Ganz recht! Das ist der springende Punkt bei der ganzen modernen Afrika-Forschung! „Vom Hauche der Gesticke umweht!“ ist in Afrika, abgesehen vom Nordrande, nichts, rein gar nichts; selbst für Geologen und Zoologen ist nach Schweinfurth's Behauptung (s. die Vorrede zu Bd. 2 von Böller's Reisebeschreibung) dort wenig zu holen. O, kame doch bald die Zeit, wo sich das Interesse der Welt wieder mehr den unerforschlichen Ländern des Mittelmeeres bedens zuwendete! Wie wird die Zukunft über unser Jahr-

hundert urtheilen, welches das Congobecken mit Blut und Geld düngte und Kleinfraß verworren ließ?

— Die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich in Betreff der Küste zwischen der (spanischen) Gambia-Wai (1° nördl. Br.) und Camerun haben durch Unterzeichnung eines Protokolls am 21. December 1885 ihren Abhluß gefunden. Es war südlich von 3° nördl. Br. an verschiedenen Stellen das deutsche Protectorat erklärt worden, so namentlich in den Gebieten Gribu, Campo-Ziss, Kwuni, Gatta-Land und nördlich vom Benito-Flusse, in Gatta's Gebiet und in Palamanga, deren jedes vom vordringenden durch einen französischen Gebietsstreifen getrennt war. Zeitungsnachrichten zufolge ist nun der Anspruch Frankreichs auf abgenannte Gebiete anerkannt worden, so daß die Grenze zwischen deutschem und französischem Kolonialbesitz etwa auf 3° nördl. Br. fiel. Das Deutsche Reich behält südlich von Camerun also die Landstrecken Malimba, Klein-Batanga und Plantation (vielleicht auch noch Gribu, worüber weitere Nachrichten abzuwarten sind).

Australien.

— Unter den australischen Kolonien war bisher West-Australien die einzige, wo kein Gold gefunden worden. Zwei sogenannte prospecting parties unter Führung von Hall und Slattery haben jetzt im Kimberley-Distrikt, und zwar nördlich von Tennard R., einen Reichthum des in 17°32' südl. Br. und 123°37' östl. v. Br. mündenden Fitzroy, bis zum Stuart Creek hin Gold entdeckt. Sie brachten 16 Unzen des feinsten Goldes, im Werthe von 4 Pfd. St. 2 Sh. 6 d. pro Unze, mit sich und waren zur Rückkehr gewillig, weil ihnen die Lebensmittel ausgingen. Die Gegend liegt ungefähr 600 km von Perth, wo der an der Mündung des Fitzroy jetzt angelegte Seehafen des Kimberley-Distrikts liegt.

— In Folge der Ueberfüllung mit Arbeitern aller Art hat nun auch die Regierung von Neu-Süd-Wales die unterdrückte Einwanderung aus Europa eingestellt. Nur Dienstmädchen soll noch fernhin freie Fahrt nach dieser Kolonie gewährt werden. Necroland und West-Australien sind zur Zeit die einzigen unter den australischen Kolonien, welche Einwanderer, theils ganz frei, theils mit Unterstützung, aus Europa einführen.

— Es werden am 26. Januar 1888 hundert Jahre, daß der Anfang zur australischen Kolonisation, und zwar dort, wo jetzt Sydney liegt, gemacht wurde. Zur Erinnerung an dieses wichtige Ereigniß wird jetzt in Sydney eine Stadthalle von immensen Umfange und höchster Eleganz gebaut, welche den Namen „Centennial Hall“ führen und am 26. Januar 1888 eingeweiht werden soll. Derselbe wird 166½ Fuß (englisch) lang, 85 Fuß breit und 65 Fuß hoch und einen Flächenraum von 14152 Quadratfuß bedecken. Es werden darin 5000 Menschen bequem Platz finden. Die Halle wird damit eine der größten, wenn nicht die größte der Erde werden und z. B. die Greter Hall, die St. James Hall und das House of Lords in London an Umfang weit übertreffen.

— Die Goldfelder in der an Gold früher so reichen Kolonie Victoria ergaben im Jahre 1884 nur nach einem Ertrag von 778618 Unzen (1623 weniger als im Vorjahre) im Werthe von 314472 Pfd. St. Es waren 28430 Personen, darunter 6359 Chinesen, mit der Arbeit auf Gold beschäftigt. Seit 1851, dem Jahre der Entdeckung der Goldfelder, bis Ende 1884 wurden insgesammt 53205985 Unzen oder 1623 Tonnen Gold im Werthe von 212065940 Pfd. St. gefunden. Dies repräsentirt einen solchen Wärd von je 14 Fuß Seitenlänge. Den tiefsten Schacht hat bisher die Ragbala Mining Company in Stawell (2515 engl. Fuß) gesenkt. Nachdem die Gesellschaft 100000 Pfd. St. ohne

irgend welchen Ertrag daraus vorausgibt, ist die Mine jetzt als wertlos aufgegeben worden.

Nordamerika.

— Die Phylloxera greift in Californien immer mehr um sich und zwingt zu energischen Vertilgungsregeln. Im vorigen Jahre machten Versuche eines Apothekers J. A. Bauer in San Francisco großes Aufsehen, da sie zu beweisen schienen, daß metallisches Quecksilber dem Bienen heimgesucht die Nebläute tödtet und die Aufschwellung von neuen ein für allemal verhindert. Wie der Versuch schaden. Das Mittel wurde in großem Maßstabe angewandt, doch meistens ohne Erfolg. Die Versuche in der landwirthschaftlichen Versuchstation in Berkeley haben nach einer Mittheilung des Trefors Hilgard an „Science“ ergeben, daß der aufsteigende Mißerfolg nur durch die Natur des Bodens bedingt wird. In Sandboden war der Erfolg vollständig. Der Thonboden schied die Fähigkeit zu befeuchten, Quecksilberdämpfe bis zu einem gewissen Sättigungsgrade zu binden und so unwirksam zu machen. Erhielt man das Gemenge von Erde und Quecksilber aber, ehe man es an die Bienen bringt, in der Sommerhitze oder auf künstlichem Wege für einige Stunden auf 40° C., so kühlt sich der Boden rasch mit Quecksilberdämpfen und das Mittel wird dadurch ebenso wirksam in Thonboden wie in Sandboden. Hilgard hat sich überzeugt, daß, wenn man eine Mischung von Erde und verriebenem Quecksilber an die Wurzel einer befallenen Rebe bringt, alle Nebläute binnen 20 bis 30 Stunden todt oder sterbend sind.

Ko.

— Einen alten originellen Fälscher, der sich von einer Karte zu anderen schleppt, berichtigt die neue Nummer von „Science“. Auf allen amerikanischen Specialkarten, selbst auf denen des U. S. Engineer Office und des General Land Office, figurirt nahe der Gegend von Colorado am White River eine ganz isolirte Stadt unter dem Namen Golden City, seltener als Goblin City. Der Name Goblin City wurde lange vor dem Beginn der Vertheilung im Westen von dem Befehlshaber einer Militärexpedition, die vom Fort Bridger in Wyoming nach Fort Massachusett in Colorado ging, einer verwirrten Heidepartie beigelegt, die wie eine zerfallene Stadt ausah, und auf seiner Karte eingetragen. Seitdem liegt die Stadt in der Gegend auf jeder Karte und hat nur ihren Namen allmählich von Goblin in Golden und schließlich Golden City geändert.

— Ueber eine interessante Art des Begräbnisses bei den früheren Küstebewohnern von Florida berichtet Walker in dem (jetzt erst erschienenen) Smithsonian Report for 1883. Zwischen ausgebeuteten Muschelhaufen und anderen Spuren früherer Anwesenheiten finden sich hier Vertiefungen, deren Boden mit einer zusammenhängenden feinen Schlackenschicht ausgefüllt sind; durchbohrt man sie, so findet man darunter ein einsam in den Sand eingebettetes Skelet. Die Beisetzung erfolgte jedenfalls in der Art, daß man über der Leiche eine Sandbüchse aufbaute und auf dieser eine Art Scheiterhaufen aus Ziegeln und Aushenskalen gemischt errichtete und anzündete. Der gebrannte Kalk der Äußer-

schalen vermischt dann mit dem Asch der wenigen Fische, holtes und dem Sande zu einem schlackartigen Cement, welches das Grab so wirksam schützte, wie eine große Steinplatte, die in Florida nicht zu bekümmern ist. Man hat diese Beisetzungsmethode nur auf einem kleinen Bezirk in der Umgebung der Bai von Pensacola angewandt gefunden, und es ist von Interesse, daß auf denselben Bezirk auch die rohen Nachahmungen von Thier- und Menschenknochen in Thon beschränkt sind, die man neuerdings gefunden hat.

Polargebiete.

— Zum Rang im Polarmeer und auf Spitzbergen sind 1885 von Tromsø in Norwegen 30 Schiffe von zusammen 1464 Tons Tragfähigkeit und mit 317 Mann Besatzung ausgerüstet worden. Von diesen Schiffen sind zwei kleinere gebrannt, jedoch wurde die Mannschaft und ein Theil des Fanges geborgen. Vier Schiffe haben anschließend die Panthiererei betrieben, die übrigen theils Robben- und theils die Jagd auf Spitzbergen. Die ganze Ausbeute, wesentlich geringer als im Vorjahre, betrug: 623 kg Leber vom Haas (*Seymour borealis*), 325 Walroffe, 2474 große und 2460 kleine Robben, 177 Weißfische, 41 Gislören, 303 Renthiere, 774 kg Eiderdunen und 12 Stüd Vottern; der Werth ist ca. 121600 Kronen. Im Jahre 1884 wurden 24 Schiffe von 1134 Tons Tragfähigkeit und mit 249 Mann Besatzung von Tromsø expedirt, und betrug der Werth des Fanges ca. 194000 Kronen.

Vermischtes.

— B. Schneider, die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißbeurtheilungen und Mißhandlungen. Erster Theil. (Vorderborn und Münster 1885. 8°. 310 S.) Eine Tendenzschrift, bestimmt zu beweisen, daß die Naturvölker weder Unmündendengel, noch Thesen, noch weniger aber zu den Affen hinüberführende Zwischenstufen seien und daß das einzige Heil für sie in ihrer schleimigen Christenthum liege. Das Buch ist übrigens geschickt und mit großer Sachkenntnis und Belesenheit geschrieben und wird auch dem, der mit der Tendenz des Verfassers durchaus nicht einverstanden ist, manches Interessante bieten. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich zunächst mit der ethnographischen Stellung der Naturvölker im Allgemeinen und mit dem Nachweise, daß auch die angeblich niederen Menschenstämme schon Menschen und keine Anthropoiden sind, was freilich Niemand im Ernste bestritten dürfte. Die weiteren Kapitel helfen dann die Angaben zahlreicher Reisender über die Charaktereigenschaften und das Aeußere der „Wilden“, über Kannibalismus, Menschenopfer, Heranglauben, aber die Stellung des Weibes und die Sittlichkeitsverhältnisse dar. Etwas mehr Kritik den Angaben älterer Reisender gegenüber wäre hier und da am Platze gewesen; die Feuerdrüber werden z. B. als Menschenfresser aufgeführt und ebenso mancher andere Stamm, dem nur die Weibheit der Nachbarn verglichen nachsagte. Der Charakter für das ganze Buch liegt aber in den Worten: „Philosophia querit, religio possidet veritatem.“

Inhalt: Dr. F. Neis' Reise im oberen Laos-Lande. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte). — Die Vegetation der Konarischen Inseln. II. (Schluß). — W. Röntgen: Kritische Bemerkungen zu L. Hanel's „Ackerbaulocolonie-Projekt am Congo“. — F. Flumentritt: Die Guinanen der Provinz Abra (Yuzon). Nach dem Spanischen des Don Antonio Trallens. — Kürzere Mittheilungen: Botanische Erfindung der Gileanischen Kuden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 30. December 1885.)

Redacteur: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Etz.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Musik- und Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

№ 6.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

III.

Die Fahrt des Dr. Reis und der Missionare nach Süden ging nur langsam und unter großen Hindernissen von Statten. Reis litt seit dem Morgen an Gallenfieber, und kaum begannen sie den Aufstieg in das Gebirge, als ein heftiges Unwetter losbrach und sie zwang, unter einem heissen Zuflucht zu suchen, wo der Reisende die Besinnung verlor. Am nächsten Tage (17. April) erreichten sie den Gipfel und drei Tage später nach vielen Strapazen, Insektenplagen und Entbehrungen Mông Khiam; diese vier Tage sind die einzigen während der ganzen Reise, an welchen Reis seine meteorologischen Beobachtungen unterbrechen mußte. In Mông Khiam fand er noch vier von seinen schwersten Ritten wieder, welche glücklichster Weise noch nicht nach Mông Ngau geschickt worden waren. Das Dorf war fast verlassen, da seine Bewohner mit aller ihrer Habe vor den heranrückenden Hs in die Berge geflüchtet waren. Der Thiao Mông (Stadthaupt) war nicht zu finden, denn ihm hatte die Frau des Aigna Tho (Bruder des Königs der Püang), die in Abwesenheit ihres Mannes den Befehl über die Dristhaft übernommen hatte, ihre Kinder und Kostbarkeiten anvertraut, und er mußte zu ihrer Verwahrung im Walde bleiben. Dies theilte sie ihm selbst mit, als sie Abends mit einem Theile der Bewohner von Mông Khiam in die Dristhaft einzog. Das war nicht mehr dieselbe, durch Opiumgenuss abgestumpfte Frau, wie sie Reis einige Tage zuvor hatte kennen gelernt; in Folge der Gefahr hatte sie die Energie, die den Frauen ihrer Klasse eigenthümlich ist, wieder gewonnen und gab mit viel Bestimmtheit und kaltem Blute ihre Befehle. Dem Reisenden sind die Frauen

im Laos-Lande Reis viel tapferer vorgekommen als ihre Männer.

Ta die Hs jeden Augenblick anlangen konnten, so galt es, sich zu eilen. Dazu brauchten die Missionare, welche in südlicher Richtung nach Annam zurückkehren wollten, mindestens zwei Leute, um den erforderlichen Reisevorrath für acht Tage zu tragen, während Reis zwei Männer und ein Boot nöthig hatte, um den Nam Schan hinabfahren zu können. Nur mit Gewalt konnten sie sich den erforderlichen Reis verschaffen; dann gelang es Reis, der im Pette des Flusses selbst entlang wartete, unter Bambus versteckt eine Partie anzufinden, während die Missionare zwei Träger für sich und zwei Kuderer für ihn anwarben. Drei Stunden genügten, das Boot in Stand zu setzen und es von außen mit Bambus zu bekleiden; dann trennten sich die drei Landente und unser Reisender fuhr den Fluß, den er erst vor Kurzem hinausgefahren war, wieder hinauf, was ziemlich glücklich von Statten ging. Zweimal wurde das Boot allerdings in Stromschnellen mit Wasser angefüllt, aber jedesmal blieb es Tant der Bambusbekleidung stoll. In solchen Katastrophen, wo das Fahrzeug wie ein Feil zwischen den das Rinscheln erfüllenden riesigen Felsblöcken dahinschießt, bedarf es von Seiten der Ruderer einer Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit ohne Gleichen. Reis hatte keine Geschenke mehr zu vergeben und besaß kein Gong mehr, um seine Ankunft anzudeuten, aber dennoch wurde er bei seiner Thalsahrt überall, wo er sich aufhielt, mit großer Freundlichkeit empfangen und erhielt von den Eingeborenen Fische, Eier und Früchte zum Geschenke. Am 25. April

verweilte er in Nolicau, wo er die Königsstöchter Namfivaï wiedertraf, die nach dem Talle von Mông Ngan sich dort bei ihrem jungen Bruder niederzulassen gedachte. Dort wohnte er auch dem Feste bei, welches alljährlich zur Zeit des niedrigen Wasserstandes gefeiert wird, und bei welchem die Buddhistinnen gebadet werden oder zu trinken erhalten. Abends theilte sich die ganze Bevölkerung an der Festesfreude; die Frauen tragen Blumenkränze im Haare, die jungen Männer und Mädchen begießen sich gegenseitig mit kühlen Wasser und die ganze Nacht hindurch ertönen lustige Lieder und endloses Lachen. Wer hätte bei solchen Treiben vermuthen können, daß wenige Tagereisen davon die Stammesgenossen dieser Gegend von unerbittlichen Feinden aus ihren Sigen verjagt und niedergemetzelt wurden?

Am 27. April endlich befand sich Reis wieder in Pun Kiang gegenüber dem Einflusse des Nam Schan in den Mekong; die Kenntniß, welche er sich vom Lande der Phnông verschafft hatte, hatte er theuer genug bezahlt, aber dennoch freute er sich der bei dieser Reise gewonnenen Ergebnisse.

Nun fuhr Reis, wie vor ihm der Kommandant de Pa-grée, den Mekong hinauf und erreichte am ersten Mai Pon Vissay. Dort war die Cholera verschwunden. Ihr war auch der dortige Gouverneur zum Opfer gefallen, in Folge dessen die Mandschinen, welche dem Reisenden großen Einfluß bei dem Könige in Vangsol beimaßen, einer nach dem anderen kamen und um seine Rücksprache beynah Erlangung der Gouverneurstelle boten. Diesen Umstand benutzte Reis,



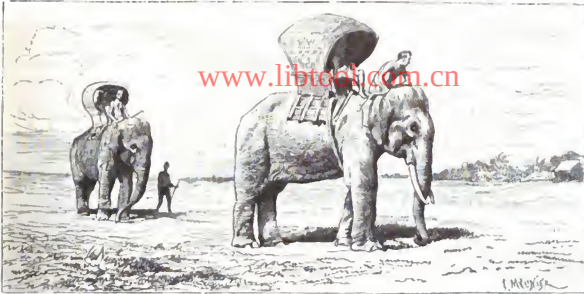
Vorbereitungen zur Befahrung des Nam Schan.

um sich sofort Boote und Ruderer zu verschaffen und gleich am folgenden Morgen seine Fahrt fortzusetzen; denn in Pon Vissay gab es weder einen Markt, noch chinesische oder birmanische Kaufleute, bei denen er sich hätte von Neuem mit Matten, Geschirr u. s. w., was alles er in Mông Ngan hatte zurücklassen müssen, versehen können. Der nächste bedeutendere Ort Konlay ist dagegen der größte Markt im Yaos-Gebiete mit zahlreichen chinesischen und birmanischen Kaufleuten, welche europäische und chinesische Waaren, die fast alle von Vangsol kommen, feil halten. Dort hatten die Beamten bereits von dem Risgeschick des Reisenden im Lande der Phnông gehört und fürchteten, dafür verantwortlich gemacht zu werden, weshalb ihm der künste Gouverneur Ersatz für seine Verluste

in Silber oder in Gegenständen anbot. Dies wies er zurück, nahm aber Einladungen zum Essen oder die reichlichen Sendungen von zubereiteten Speisen an, welche ihm täglich von mehreren Seiten zuzugingen; die Küche der reichen Yaos ist ebenso complicirt, wie die chinesische und, wenn man sich daran gewöhnt hat, durchaus nicht zu verachten, namentlich in dem Falle des Reisenden, der ja längere Zeit hindurch nur von Reis gelebt hatte. Als dieser dann am dritten Tage seines Aufenthaltes am Fieber erkrankte, ließ der Gouverneur sogar in sämtlichen Pagoden der Stadt die Nacht hindurch die Priester wachen und beten, um den bösen Geist des Fiebers zu vertreiben. Welch ein Gegenjag zu den kurz zuvor überstandenen Strapazen und Widerwärtigkeiten im Lande der Phnông! Trotz des

Drängens des Gouverneurs setzte Reiss seine Reise bald fort; denn die Regenzeit begann schon und Kuang Prabang, wo er seinen Instruktionen gemäß überwintern sollte, war nur durch eine mehr als einmonatliche Reise zu er-

reichen. Drei Tage verweilte er noch auf einen Besuch der Ruinen von Vien-Schan, der alten Hauptstadt des mittleren Laos-Landes, dann fuhr er weiter stromauf und erreichte nach Ueberwindung zahlreicher und besonders



Laotische Elephanten mit ihrem Reittzeuge.

gefährlicher Stromschnellen die Stadt Xieng Keng, die dort liegt, wo der Mekong Strom der Stadt Bangkok sich am meisten nähert. Man hat deshalb schon daran gedacht, dort die geplante Eisenbahn von Bangkok nach dem Mekong enden zu lassen; leider aber liegt Xieng Keng in einer

armen und spärlich bewölkten Gegend, dann ist gerade dort, oberhalb wie unterhalb der Stadt, der Mekong, der überhaupt nur als eine ziemlich schlechte Handelsstraße gelten kann, besonders schwer zu befahren, und drittens würde die Eisenbahn in einer Sackgasse enden. Denn



Uebergang über den Nam Houn.

man könnte sie weder nordwärts nach Kuang Prabang fortsetzen, wo ihr eine Bergwildniß halt geböte, noch ostwärts nach dem reichen Gebiete von Nongkon, wo zahlreiche Zuflüsse des Mekong und besonders tiefe Sümpfe der Er-

bauung eines Schienenweges bedeutende Hindernisse bereiten würden.

Drei Tagereisen oberhalb Xieng Keng liegt Vassay; dort verließ Reiss den Mekong, ging eine Tagereise weit in

nordnordöstlicher Richtung nach Mông Da und ritt von da nordwestlich über Land nach Luang Prabang, eine Reise, die vor ihm nur sein Landemann Moutot gemacht, jedoch nur sehr unvollkommen beschrieben hatte. Die Wasserscheide zwischen Menam und Mekong ist dort sehr hoch, und von ihr ziehen sich die Berge bis an das Ufer des Mekong hinab, so daß der Weg beständig bergauf und bergab führt. Zwischen den Bergausläufern fließen zahlreiche Zuflüsse des Mekong nach Osten, bald zwischen Höhen eingeschlossen, bald sich durch Lothente, mit zahlreichen Dörfern besetzte Thäler schlängelnd. Diese Dörfer waren trübsüßiger und die Häuser größer als sonst im **Vorlande, die Kheuen (Kheuen, Kheuen) die** Thäler alle klein und schlecht abgerichtet sind; denn wenn die Bewohner schöne Elephanten fangen und gut abridten oder kleine Thiere aufziehen, so werden die

zwei oder drei Generationen von Schwarzband-Laos (Lao Kôn Dâm) bevölkert, welche durch einen Einfall der Birmanen aus dem Lande nördlich von Xieng Mai vertrieben worden waren. Die eigenthümliche Sitte, welcher sie ihren Namen verdanken, haben sie beibehalten: jeder Mann vom fünfzehnten Jahre an läßt sich von den Knien bis zum Bauchnabel hinauf tätuirn. Wie alle Laos, sprechen sie ein leicht verändertes Siamesisch. Da die Dörfer längs der Flüsse liegen, so trifft man, wenn man dem Mekong parallel reist und die Nebenthäler quer schneidet, täglich nur auf eins oder zwei. Jedes Dorf besitzt eine Anzahl Elephanten, die Jahr alle klein und schlecht abgerichtet sind; denn wenn die Bewohner schöne Elephanten fangen und gut abridten oder kleine Thiere aufziehen, so werden die

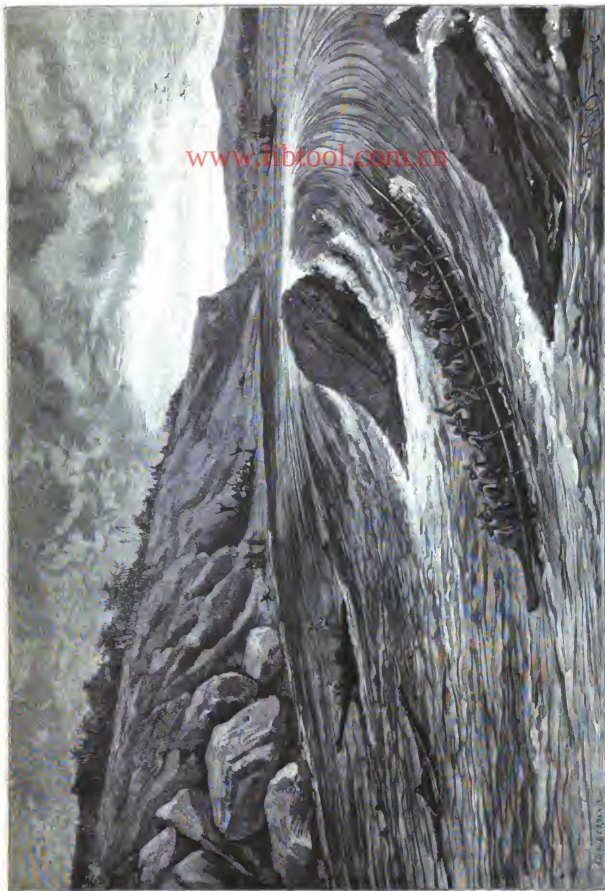


Des Reisenden Hütte in Luang Prabang.

selben entweder bald verkauft oder ihnen für den Hof in Luang Prabang oder Vangsol weggewonnen. In Folge dieses Umstandes, sowie der sehr schlechten Wege war die Reise nach Luang Prabang eine äußerst ermüdende; den ganzen Tag saß der Reisende in seinem engen, nothdürftig befestigten Käfis, mitunter bis 13 Stunden hinter einander, und bequeme sich nur in den dringendsten Fällen zum Absteigen. Nur hin und wieder genoß er eine schöne Aussicht von der Höhe eines Berges aus oder ritzte sich, wenn er stundenlang in dem Rette eines kleinen Flusses entlang ritt, an der dichten Raubbewaldung, welche denselben einsaßte und beschattete. Oft aber mußte er die sumphigen Niederungen durchziehen, wo die Vegetation unbedingte Herrin ist, von wo selbst die Vögel sich zurückziehen und der starke Duft

der Krum und Orchideen nur allzu sehr an das drohende Fieber erinnert. Abends fand er in den Dörfern der Schwarzbänder freundliche Aufnahme; da seine Leute fleißig zu ermüdet waren, ließ er nicht für sich lochen, sondern aß von den scharf gepfefferten, einheimischen Gerichten, unter denen in Fett gebratene Seidenraupen-Puppen und eine Art großer, im Sande der Flüsse lebender Wirbeln glücklicher Weise nicht allzu oft vorkamen. Diese Gasskrebschacht wurde gewährt, ohne daß die Leute dafür Vergütung nehmen wollten.

Allmählich begann die Regenzeit mit ganzer Kraft, so daß die Zuflüsse des Mekong schwer furthbar wurden. Einmal sogar, beim Kreuzen des Nam Dun, verloren die Elephanten den Boden unter den Füßen und mußten etwa



Wasserfall in Kiang Ngan.

20 m weit eine starke Strömung, die sie mit sich fortzureißen drohte, durchschwimmen. Nach 10 Tagen war der Mekong wieder beim Dorfe Thabena erreicht, von wo die Reise mit Booten fortgesetzt werden konnte. Am 8. Juni 1883 traf Reis in Luang Prabang ein.

Vom Flusse aus oder von der Spitze des kleinen Hügel im Mittelpunkt der Stadt gesehen, erscheint sie als ein entzückender Anseeblick; aus einem wahren Walde von Kokos- und Arekpalmen tauchen die Häuser und zahlreichen Pagoden mit ihren spitzen, vergoldeten Dächern auf. Aber in der Regenzeit versinkt man tief in schwarzem, fließendem Rothe. Die Festungsmauer mag früher wohl 50000 Einwohner umschlossen haben, wie Vallejo für das Jahr 1830

angibt; jetzt ist die Zahl auf etwa 20000 gesunken. Immerhin ist aber die Umgebung stark bevölkert und allmorgendlich strömen auf dem Markte nicht weniger als 5000 bis 6000 Menschen zusammen.

Reis erhielt sofort eine alte Pagode im Mittelpunkt der Stadt, an deren Stelle später ein eigenes für ihn errichtetes Haus trat, zur Wohnung angewiesen und wurde noch am selben Nachmittage von dem guten alten Könige empfangen. Im Ganzen blieb er acht Monate dort und konnte das Leben und die Sitten der Laos in aller Ruhe studiren; aber trotz des Entgegenkommens des Königs und der Mandarinen gehörte diese Zeit doch zu der schwersten während seiner ganzen Reise. Denn wenige Tage nach



Hamburische.

seiner Ankunft wurde er vom Waldsieber ergriffen, das ihn während der ganzen Regenzeit nicht wieder verließ und häufig zur Arbeit vollkommen unfähig machte.

Endlich lehrte zu Anfang Oktober das schöne Wetter wieder und mit der Sonne stellte sich auch Gesundheit ein; das Fieber verschwand und die Kräfte kehrten rasch wieder, so daß er beschloß, den bei Luang Prabang mühsamen, von Osten kommenden Nam Kan zu erforschen. Er nahm nur den jungen Kō als Begleiter und wenig Gepäck mit, während alles Uebrige zurückblieb; auf Befehl des Königs begleitete ihn der alte Mandarin Syntet mit dreien seiner Söhne, und am 11. Oktober fuhren sie in zwei leichten Barken ab, welche leicht 4 bis 5 km in der Stunde gegen den Strom zurücklegen konnten. Am ersten Tage ging alles gut; nur mußte dem angeblichen Gebrauche gemäß

in jedem Dorfe gehalten werden, um die Mörderer zu weheln. Aber schon am zweiten Tage bewertete Reis, daß Syntet unter dem Vorgeben, daß die Dörfer den Fremden und seine Begleiter ernähren müßten, überall Lebensmittel requirierte und in solcher Weise genug Reis u. s. w. einsammelte, um mit seiner ganzen Familie ein Jahr lang leben zu können. In Folge dessen ging die Reise nur langsam von statten und täglich wurden vom frühen Morgen bis zum Abend nur fünf oder sechs Stunden wirklich gefahren. Bald aber riß dem Franzosen die Geduld und nur durch die Drohung, nach Luang Prabang zurückkehren und sich beim Könige beschweren zu wollen, erlangte er von dem Mandarin das Versprechen, in Zukunft schneller fahren zu wollen.

Nach etwa 20 km östlicher Fahrt biegt der Nam Kan

nur; er entspringt im Laube der Phönix umweit von dem Plateau, auf welchem die Quellen des Nam Schan, Nam Agun u. s. v. liegen, fließt zuerst gegen Südwesten, dann nach Norden und zuletzt nach Westen. Die Schiffsahrt auf ihm ist ähnlich wie auf dem Nam Schan, nur daß das Land broßterer ist und die Dörfer einander näher liegen. Die Vaos besitzen wenig Reisfelder, treiben dabei nur wenig Handel und Fischfang, führen ein ziemlich faules, sorgloses Leben, und es geht ihnen trotz der hohen Steuern ganz gut. Sie wohnen nur längs der schiffbaren Wasserläufe; alle übrige Land haben die Khas besetzt, welche Reis, Baumwolle und Stiefel in Menge erzeugen und theils als Tribut, theils im Austausch gegen Gewebe und Ackergeräte den Vaos bringen. — Da die Dörfer sehr wenig Felder besitzen, so beginnt dicht hinter ihnen wieder der Wald, so daß die Ufer des Nam Schan ebenso malerisch sind, wie diejenigen des Nam Agun; oft kann man sich 100 Stunden von jeder Civilisation entfernt glauben und erreicht dennoch wenige Minuten später ein wichtiges Dorf.

Die Dörfer besitzen keine Sala, wohl aber meist sehr hübsche Pagoden; in letzteren aber zu übernachten, dazu wollte sich der alte Synker, der ein guter Buddhist zu sein vorgab, nicht verstehen, ebenso wenig wie er litt, daß man Bühnen schlichtete oder innerhalb der Pagode Fleisch aß.

Nach Tag und Nacht nach Eintritt der Reise erreichte man das große Dorf Palkan gegenüber dem Distrikthauptort Kiang Agun, der etwa 100 km von Yang Prabang entfernt ist. Weiter zu gehen weigerte sich der Synker, obwohl der König noch schiffbar war; weiter aufwärts, sagte er, würden die Dörfer selten und der König hätte verboten, Reis weiter vorbringen zu lassen. So richtete er sich in Palkan hübschlich ein und maß eine große Anzahl von Khas aus der Umgegend. Zu dieser Zeit wurde gerade in Kiang Agun das Wasserfest gefeiert, wobei dem Reisenden der beste Platz angewiesen wurde. Mehrere Tausend Personen waren dazu von allen Seiten zusammengeströmt, um ihre Geschenke bei den Pagoden abzuliefern und dem Bettenden zuzufehen. Die Geschenke bestanden in Silber, in Wachs, das kunstvoll in die Form von Blumen gebracht war, und in Baumwolle in Gestalt von Schweinen, Affen, Pferden und Elephanten, deren inneres Gefüll aus Bambu

hergestellt war. Dafür empfangen die Gläubigen von den Priestern einen Segen in Form einer Duitung, einem Stückchen Bambu, auf welchem ihre Geschenke verzeichnet stehen. Auch Reis hatte Wachobblumen und Kerzen geopfert und erhielt seine Duitung vom Oberpriester selbst, was ihm einige Rupien kostete; denn wie überall auf Erden leben auch hier die Priester vom Altar. Für das übrige Volk werden die Bambusblüthen, mehrere Hundert an Zahl, in wirrem Durcheinander in große Körbe gefüllt und von einer Straße auf den Platz vor der Pagode hinabgeschüttet; dann laßt es ein stundenlanges Suchen, ehe jeder sein Amulet gefunden hat.

Die Regatten finden in einer großen Stromschnelle statt, welche für nicht allzu schwer beladene Boote, die am Ufer entlang gezogen werden, nicht sonderlich gefährlich, aber mit Rudern sehr schwer zu überwinden sind. Die Regatta-Boote sind 25 bis 35 m lang und tragen 40 bis 60 Ruderer. Von 15 Booten erreichten nur 6 beim ersten Anlauf den Anfang der Stromschnelle, während alle anderen zurückgeworfen wurden und einige sogar scheiterten, ohne daß sich das Volk viel um die Vermissten kümmerte, die auch fast sämtlich sich das Ufer erreichten.

Von Palkan aus besuchte Reis die Khas Thia in den nahen Bergen und überzeugte sich dort durch Messungen, daß die Wälder von dem Wais an der Grenze französisch-Cochinchinisch forschlich nur sehr wenig verschieden sind. Häuser, Geräte, Waffen, Sitten und Gebräuche sind hier wie dort dieselben. Hier wie dort muß der Reisende bei der Ankunft in einem Dorf durch einen Strohhalm gehobenes Reisbier trinken. Der Dorfhauptling sagt zuerst mit zusammengelegten Händen dem Ankömmling einen Willkommen, dann langt er von dem ziemlich widerlichen Getränke etwas ein und bietet es noch zwei oder drei jungen Leuten und darauf erst dem Fremden an. Denn es beruht der Aberglaube, daß, wer vor dem Fremden trinkt, auch vor ihm sterben muß; so daß er sich jener Verwundung dem Fremden ein langes Leben.

Um nach Yang Prabang zurückzukehren, sollte sich Reis nicht der Boote, sondern eines großen Bambusfloßes bedienen, auf welchem man ihm ein regelrechtes Haus errichtete. Diese Arbeit dauerte mehrere Tage, so daß er erst am 25. Oktober die Rückreise antreten konnte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von Emil Meßger.

I.

Die Karoliner sind ihren Sprachen nach ohne Zweifel Mikronesier, sagt Meinide (Die Inseln des Stillen Ozeans, II, 365). Denn es wird auf den Inseln nicht eine Sprache gesprochen, sondern deren sechs verschiedene (Kusaie; Ponape; eine Sprache in den kleinen und centralen Inseln; zwei auf Yap und Palau; die sechste endlich, die samoanische, in Raturon).

Friedrich Müller sagt in seinem Grundriß der Sprachwissenschaft II, 2, S. 68: „Von den melanesischen Sprachen sind außer dem Biti näher bekannt: C. Die Sprache der Karolinen; wenigstens ist dies nach den, zwar sehr dürftigen, Mittheilungen, die E. Semper von der

Sprache der westlichen Karolinen, der sogenannten Palau-Insel, giebt, sehr wahrscheinlich.“ Ueber die Stammesverhältnisse sagt der genannte Forscher u. A. (a. a. O. S. 160): „Die Melanesier stehen sprachlich zwischen den Polynesiern und Malagen und bilden die zweite Schicht, welche auf die erste Schicht, die Polynesier, beim Auszuge aus der malayo-polynesischen Urheimath gefolgt ist.“ Wenn wir aber die Sprache nicht als ausschließliches Kriterium der Stammverwandtschaft aufstellen und auch andere Faktoren mitklingen lassen wollen, dürfte auf Grund der Berichte derjenigen neueren Reisenden, welche aus längerer Anschauung urtheilen, sich eine starke Vermischung zwischen

verschiedenen Rassen, Malayen, Papuas, Polynesiern und Mikronesiern, wenn man letztere als besondere Rasse gelten lassen will, ergeben, und um über die Stellung der Karoliner endgültig urtheilen zu können, mußte man zunächst die Verhältnisse der genannten Stammesrassen und ihren Einfluß auf erstere feststellen, eine ziemlich unfruchtbare Aufgabe, die wir für jetzt lieber ruhen lassen wollen. Wir beschäftigen uns also im Folgenden möglichst mit dem rein Pazifischen. Die Zahl der Bewohner wird sehr verschieden angegeben: Meinde glaubt dieselbe auf etwa 25 000 annehmen zu können, von denen in Kusaie 700, in Ponape 2000, in Rut 5000, in Jap 2500, in Palau 6000, in den niedrigen Inseln gegen 9000 leben. A. R. Wallace (Australasia) giebt ihre Zahl auf 28 000 bis 30 000 Seelen an; ähnlich Dr. C. Jung (im Handbuche zu Ander's Handatlas). Hermann giebt in seinen „Zügle-Erinnerungen“ die Zahl der Bewohner von Jap allein zu 10 000 an, während T. Emilio de Buiton hierfür einmal 1500, einmal 2000 nennt. Die höchsten Angaben ergeben für den ganzen Archipel eine Bevölkerung von 50 000 Seelen. Vesterö scheint entschieden zu hoch gegriffen, und wir möchten glauben, daß die Bevölkerung kaum mehr als 28 000 Seelen betragen kann, um so mehr, als sie notorisch im Aussterben begriffen ist. So sagt Hermann über Kusaie (a. a. O. S. 55): „Im Jahre 1855 sollen hier noch 1100 Seelen gelebt haben, heute ist die Zahl der Bewohner schon unter 400 gesunken. Von Studien und anstehenden Krankheiten ist hier nichts bekannt und vor Allem ist keine Spur jener Gebräue zu finden, mit deren Verbreitung man immer wieder die armen Pazifischen beschnitten hört.“ Weiterhin deutet er als Möglichkeit an, daß die trotz der Willen in höchste Wuth stehende Unmuth hierzu sehr viel beiträgt. Eine andere Erklärung für die Abnahme der Bevölkerung der Palau-Insel (in einem Jahrshundert von 50 000 auf höchstens 10 000!) giebt Semper („Die Palau-Inseln im Stillen Ocean“, S. 354). Er sieht die Ursache darin, daß der Kampf ums Dasein diesen Menschen zu leicht geworden sei, seitdem sie die Bekanntheit der Weissen und der von denselben mitgebrachten Hilfsmittel gemacht haben. Früher verfertigten sie mit unfähiger Anstrengung wunderbare Gegenstände, die sie heute noch anstaunen, aber nicht mehr herstellen können. „Mit den Beilen und Waffen aus Stein“, sagt er, „haben wir ihnen das einzige Mittel genommen, sich des schädlichen Einflusses ihrer natürlichen Faulheit und Inbolenz zu erwehren. Das Gien des Europäers folgte zu rasch auf den Stein des Willens, so mußte der vorgebliche Segen sie hinsetzen lassen an Seele und Leib.“ Es ist interessant, auch die Ansicht Rudars, der speziell die Palau-Gruppe behandelt, hierüber zu hören. Er sieht nicht, wie die Eingeborenen, in dem „Tret“, der häufig mit gefährlichen Komplikationen verbunden einfließt, die Hauptursache der ungeheuren Sterblichkeit. (43 Erwachsene, 15 Kinder gegen 7 Geburten in 13 Gemeinden im Verlaufe eines Jahres.) Die Ursache liegt mehr in der Unfruchtbarkeit der Frauen, ihrer Unmuth während der Jugendjahre und den abnormen ehelichen Verhältnissen (a. a. O. S. 146 u. f.). Wo auch die Weissen mit ihnen in Berührung getreten sind, sie haben gutherzige und freundliche Menschen in ihnen gefunden; an dem die Schuld gelegen, wenn es zu Streitigkeiten gekommen, dürfte für den, welcher mit dem Gebahren weißer Seelen im Stillen Ocean bekannt ist, in den

meisten Fällen nicht zweifelhaft sein. Daß natürlich, da, wo sie längere Zeit mit Europäern Umgang gehabt haben, sich mancher unangenehme Zug entwickelt hat¹⁾, kann nicht anfallen und ist eine natürliche Folge der Verhältnisse. Man findet manches Widersprechende sowohl an Charaktereigenschaften als an Aeußerungen ihrer Thätigkeit bei ihnen vereinigt. Trotz ihrer Unbesorgtheit und ihres Danges zum freien Lebensgenuss sind sie schlaue Händler, denen es auf einen kleinen Gewinn nicht ankommt; wiewohl sie in mancher Beziehung, wie in dem Baue der Boote und Häuser, eine hohe Kunstfertigkeit erreicht haben, sind sie in anderer Beziehung, z. B. was den Gebrauch von Kleidern und Hausrath betrifft, im Allgemeinen zurückgeblieben. Sie scheinen eben, soweit sich nicht nach von ihren Vorfahren her ein Rest von Energie in einzelnen Fällen erhalten hat, apathisch in ihrem Paradiese dahinzuhocken; auch körperlich, sagt Hermann (a. a. O. S. 54), sind diese Menschen, denen es doch an reichlicher guter Nahrung nicht fehlt, klein und schwächlich und leben aus, als ahnten sie ihr bevorstehendes Ende. Auch in ihrem Benehmen zeigt sich etwas von höherer Entwicklung. Das Wort Ngual im Gegenfaze zu Tsoi (schlecht und guter Gebrauch) spielt eine große Rolle, und sie hegen sich diesen Begriffen unbedingt. Während sie in ihren Handlungen in mancher Beziehung recht frei sind, beobachten sie äußerlich die Sitte und würden es als einen schweren Verstoß betrachten, die von denselben vorgeschriebenen Formen zu verletzen.

Daß sie, wenigstens vereinzelt, eine sehr große Intelligenz besitzen, scheint nach dem, was Semper S. 110 über seinen treuen Begleiter Kralalluh erzählt, unabweisbar. „Einen besseren Schüler, als ich in ihm hatte, wußte ich nie zu unterrichten“, heißt es da, „denn für ihn ging kein Wort verloren.“ Es gelang ihm, Verständniß für die Bedeutung der Sammlungen Temper's, so für europäische Zustände in ihrem Zusammenhang zu erwecken. Ähnliches wird übrigens auch von anderen Naturkulten berichtet, wenn sich Europäer, welche die Fähigkeit besaßen, auf den Gebrauchsgegenstand jener einzugehen, eingehend mit ihnen beschäftigten.

Wenden wir uns zu den körperlichen Eigenschaften der Karoliner.

Sie sind durchschnittlich von mittlerer Größe, gut und kräftig, zuweilen selbst schön gebaut. Schwarze Augen leuchten freundlich aus den manchmal schönen Gesichtern der Frauen; leichter Bartwuchs umrahmt zuweilen die Gesichter der Männer. Ueber die Farbe der Haut sind die Berichte nicht gleichlautend; nach Einigen ist es ein ins Kupferrothe übergehendes Gelb, nach Anderen leben sie mehr den Bewohnern Japas ähnlich. Die von Hermann mitgetheilten Illustrationen zeigen große Unterschiede in der Hautfarbe; die Bewohner von Palau sind im Allgemeinen dunkler, die von Ponape und Kusaie heller. Daß in dieser Beziehung sich infolge von Kleidung und Gebäuden (z. B. dem Einreiben mit Öl und Kurluna), sowie durch die vielfachen Hautkrankheiten (Schuppenkrankheit oder Ichthyos, Ringwurm), ganz abgeben von der natürlichen Färbung, gewisse Unterschiede entwickeln, die auf die Beurtheilung der Farbe nicht ohne Einfluß bleiben, ist leicht erklärlich.

Das Bild, welches verschiedene Besucher von den Bewohnern verschiedener Gruppen geben, zeigt häufig große Abweichungen (f. Waig-Orland, Anthropologie der Naturvölker V, 2, S. 47 u. f.). Es ist sich hier um generelle

¹⁾ J. Ruberg, „Ehinger Beiträge zur Kenntniss der Karolinen Inselgruppe und Nachbarschaft“, Heft I (Berlin, W. Hoyer u. Co., 1885), nennt 5000 als Maximum.

²⁾ Dr. Grundemann in „Allgem. Wiss. Zeitg.“ (1885, Heft 1, S. 81 bis 88) spricht namentlich von Trunksucht und gesteigerter Unfähigkeit.

Unterschiede handelt oder ob dieselben nur auf subjektive Auffassung der Besucher zurückzuführen sind, ist natürlich sehr schwer zu entscheiden; fast möchte man geneigt sein, letzteres anzunehmen. Es ist nämlich im Anfange schwer, Unterschiede bei einer fremden Rasse zu machen, und so geschieht es leicht, daß eine einzelne Persönlichkeit als Typus des Ganzen genommen wird, die eigentlich keinen Anspruch darauf hat.

Die Nahrung der Karoliner ist im Allgemeinen vegetabilisch; Probuch, Kofos und Taro sind die Hauptbestandtheile, die sie auch zu schmackhaften Gerichten zu verbinden verstehen; im Falle der Noth müssen auch andere Erzeugnisse des Pflanzenreiches den Hunger befriedigen. Von animalischer Nahrung werden namentlich Fische, Schildkröten und Muscheln benutzt, Viersfüßler seltener; bei einem Liebesehale kommen wohl auch salzige Braten auf den Tisch. Bei der Begegnung der Herrscher werden oft 100 Schweine und Hunde geschlachtet (Henneßim a. a. D. S. 72) und dies muß später durch den Gai erwidert werden. Auf manchen Inseln werden Fische und Fleischspeisen geräuchert. Der Gebrauch des Salzes scheint noch wenig bekannt zu sein. Von Genussmitteln ist der Tabak jetzt allgemein verbreitet; Betel wird im Palau-Archipel in derselben Weise wie auf den malayischen Inseln getaut; die nöthigen Ingredienzien führen die Bewohner selbst bei sich.

Wasser und die sogenannte Milch der Kofosrüsse sind die gewöhnlichen Getränke, doch versehen sie es auch, härteren Stoff aus Palmwein und Kawa zu bereiten. Letztere wird jedoch nicht getaut, sondern etwas reinlicher behandelt. Die abgeheimten und angesetzten Wurzeln werden mit einer Muschel gereinigt, auf einem großen flachen Steine zertrümpelt und mit Wasser begossen, dann in eine Basthülle eingewickelt und mit den Händen ausgepreßt. Der Saft wird in einer Kofosröhre getrunken. Uebrigens scheint das Gebiet der Kawa auf die östlichen Inseln und auf besondere Herrschertiteln beschränkt zu sein.

Die Mahlzeiten finden nicht regelmäßig statt. Das Feuer wird durch das Reiben zweier Holzstücke entzündet; gefocht wird häufig auf heißen Steinen in Erblöchern, wobei man den Braten mit Sand bedeckt, auf dem dann ein Feuer entzündet wird; andere Methoden, namentlich auch der Gebrauch von Töpfen, bringt von Westen her immer mehr ein. Die Kochgeschäfte werden im Allgemeinen durch die Frauen besorgt; nur in Palau beschäftigen sich die Männer damit; selbst der europäische Einsiedler, dessen Haushaltung Henneßim beschreibt, betrieb dort seine Küchenangelegenheiten eigenhändig.

Die Kleidung ist vielfach noch recht primitiv, in einzelnen Theilen der Gruppe selbst sie, was die Männer betrifft, beinahe ganz. Das National-Kostüm ist ein Schamgürtel für die Männer, ein oben und unten etwas kurz angefallenes Wadenstück für die Frauen, woraus sich dann vollendere und reich verzierte Formen entwickeln haben. Im Hien und auf den Inseln der mittleren Gruppe kommt auch eine Art Mantel mit einem Vorge für den Kopf vor, scheint jedoch nur bei höheren Ständen im Gebrauche zu sein.

Mit den Europäern sind auch verschiedene neue Moden eingedrungen. Auf Ponape tragen die Männer über der Leinwand häufig noch einen Rock von einheimischer Fabrikation; die Frauen bedienen sich eines Tuches nach Art des malayischen Sarongs. Auch europäische Stoffe werden verarbeitet, zum Theile nach selbst erfundenen Formen, zum Theile nach dem Muster aller abgelegter Kleider, die auf einzelnen Inseln recht geschätzt zu sein scheinen. Die Einen erscheinen in einem abgelegten rothen oder blauen Hemde,

die Anderen zwingen sich in eine Uniform. Die Befehlten vertauschen die Nationaltracht mit weißer Hose, schwarzem Rock und Strohhut, nicht gerade zum Vortheile ihrer Erscheinung.

Das Haar wird meist lang getragen, in Knoten vorn oder zur Seite aufgebunden, mit Federn und Blumen reich geschmückt; Kämme sollen nach Vutrön das Zeichen der Freien sein. Der Bart wird auf den östlichen Inseln sorgfältig entfernt. Die Ohren sind (nicht selten zweimal) durchbohrt und in denselben werden allerlei Schmuckstücken, Juwelen und Gärten etc. getragen. Auch Halskettchen und Armbänder aus Blättern, Blumen und Muscheln sind häufig; ähnliche Ringe werden um die Füße getragen und in dieser Beziehung ein gewisser Luxus entwickelt. Auf den westlichen Inseln wird auch die Rasenscheibemantel durchbohrt und geschmückt. Hier und da werden die Zähne schwarz gefärbt und läßt man die Fingerringel wachsen. Die Tätowirung ist bei den Vornehmen sehr vollständig; weniger sieht man sie bei den Bräuten und bei den Sklaven kommt sie gar nicht vor. Frauen führen sie mit Hühnerfüßen oder den Nabeln von Koniferen aus; auch kleine erhabene Narben, die auf Nacken und Schultern der Frauen durch Einschnitte in die Haut und Reizen der Wunden hervorgerufen, gelten in einzelnen Gegenden als Hiebe. Die Frauen bemalen sich auch Wangen, Stirn, ja das ganze Gesicht, ferner Brüste und Arme mit glänzender Farbe.

Die Wohnungen sind in verschiedener Form und Art, im Allgemeinen jedoch mit Weid und sehr zierlich gebaut. Gewöhnlich bestehen sie aus hölzernen Pfosten; die Wände sind aus Holzgerüst gebildet, doch kommen auch Steinwände, wie auf Kofu, vor. Zum Theile stehen die Häuser auf dem Boden, zum Theile auf Steinplatten; auf Tobi kommen Häuser mit zwei Stockwerken vor. Manchmal werden die zum Hause gehörigen, für Frauen zum Schlafen oder Essen bestimmten Nebengebäude mit einer Mauer umgeben; auf einzelnen Inseln kennt man eine besondere Küche, Magazine etc. neben dem Hause. Die Dächer werden mit den Blättern der Kofospalme oder des Pandanus gedeckt. Die Einrichtung derselben ist sehr einfach, Tische, Bänke und Bett sind beinahe ganz unbekannt. Kleine Kisten, Stangen mit Aden dienen, um Speisen und Geräthschaften gegen Ungastier zu schützen. Henneßim spricht von einem, für ähnlichen Gebrauch bestimmten Holzgerüste, dessen Gebrauch nur den Könige und seinem Bruder erlaubt ist (a. a. D. S. 54).

Die Häuser, zu Dörfern vereinigt, liegen im Schatten der Frucht bäume, und zwar auf den hohen Inseln regelmäßig an der Küste. In denselben findet man an einigen Orten die Ueberreste von großartigen Steinbauten. Die Straßen sind auf vielen Inseln gepflastert, die Dörfer mit Steinmauern umgeben. Alle Inseln heißen große, für Beratungen und Versammlungen bestimmte Häuser, in denen hier und da für die Häuptlinge ein besonderer Schlafplatz reservirt ist. Ebenso giebt es gemeinschaftliche Waschräume, in denen die unverschämtesten Personen bedecktet Verschlehtes die Nacht zubringen; auch dienen manche als Kleinbühnen und zeichnen sich dann durch Waterei und Schmeichelei — gleichfalls Erinnerungen an eine lange vergangene Zeit — aus.

Der Landbau wird im Allgemeinen ziemlich nachlässig betrieben, nur Tap macht eine Ausnahme. Das einzige Werkzeug zur Verarbeitung der Faser ist ein hölzerner, spitzer Spaten. Wenn sie auch hier und da Hausgeräte halten, ist doch von eigentlicher Webkunst keine Rede; dagegen sind sie dem Fischfang sehr ergeben und haben darin

eine große Kunstfertigkeit erreicht. Sie gebrauchen dazu allerlei Rette und Reulen, die auf den Meeresgrund gelegt werden, Keinen und Haken von verschiedener Form, Sperte, mit denen sie auch den Fang bei Nacht betreiben. Auch fischen sie Fische in Klümpen zu jagen, die durch Dämme und Jänne abgeschlossen sind. Manchmal werden die Fische durch auf das Wasser geworfene Substanzen betäubt, so daß sie an der Oberfläche treiben und mit den Händen gegriffen werden können. Die Frauen unterstützen die Männer kräftig bei dem Fischfang. In Palau ist die Lagune unter die einzelnen Erikschaften verteilt und die Fischzüge gehen im Allgemeinen zu allerlei Festlichkeiten Veranlassung.

Am werthvolligsten sind die Bewohner und zwar nicht nur die der niedrigen Inseln als Zerkfahrer. „Wie die Meilen mitunter halb stiegend auf den Spizen der Wellen zu ruhen scheinen, dennoch aber das schnellste Schiff weit hinter sich lassen“, sagt Semper, „so flagen die leichten Kanoes über das Meer dahin.“ Wenn eines der Boote umschlug, kümmert sich Niemand darum; bald ist es wieder aufgerichtet und seines Wassers entbehrt. Dem Schiffsbau liegen hauptsächlich die Bewohner der niedrigen Inseln ob; die Boote, welche sie bauen, sind anfallend zierlich. Als Basis dient dem ganzen Baue ein ausgehöhlter Baumstamm; auf demselben erhebt sich ein Bretterbau, dessen Jagen gut verdeckt sind. Die Form des Bootes ist hinten und vorn gleich, so daß sie nicht zu wenden brauchen. Das Holzwerk ist oft bemalt oder zierlich geschnitten. Auf der einen Seite ist der Ausleger angebracht, auf der anderen die Plattform mit schließendem Dache. Der Mast ist beweglich mit großem dreieckigem Segel und daneben bedienen sie sich der Ruder. Verschiedene Instrumente dienen zum Anschöpfen des Wassers. Ruder werden nicht gebraucht. Wenn man sich der Fahrzeuge nicht bedient, läßt man sie unter Schuppen am Strande liegen. Die Schnelligkeit derselben beträgt zwei bis drei Meilen (wenn, wie es höchst wahrscheinlich ist, die deutsche Meile gemeint ist, ist die Schnelligkeit sehr groß) in der Stunde, selbst mehr. Weil sie nicht zu wenden brauchen, bleibt natürlich immer dieselbe Seite Vorseite, was ihrer Schnelligkeit zu Gute kommt.

Es sind jedoch nicht nur die Eigenschaften ihrer Schiffe, sondern auch ihre eigenen Fähigkeiten, welche die Karoliner mit zu den ersten Seelenten des Stillen Ozeans machen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir die „Medoo“ (Segelarten) und die nautischen Kenntnisse der dortigen Zerkfahrer hervorheben wollten; wir verweisen auf den höchst interessanten Aufsatz von A. Schild¹⁾, der alles hierher Gehörige eingehend untersucht. Wenn wir uns hier nur auf das rein Thatsächliche beschränken, können wir sagen: Sie machen viele Reisen, wobei sie sich nach den Sternen richten, wagen es (auf Jap), die ungeheuren Steine, die sie so sehr hoch schätzen, mit ihren schwachen Fahrzeugen weit über den Stillen Ocean zu führen; mit allen umliegenden Gruppen sind sie in Verbindung getreten. Daß sie von der Lage derselben wenigstens ziemlich richtige Ansichten besaßen, hat schon Cantova berichtet. Wenn sie weite Fahrten zu machen beabsichtigen, halten sie alle ihre Boote nach Möglichkeit in einer geraden Linie, um die Wahrscheinlichkeit, das Land, welches sie erreichen wollen, zu erblicken, auf diese Weise zu erhöhen. Auch auf den hohen Inseln hat man Boote, wiewohl auf Jap z. B. das Holz fehlt; in Rufoa haben die Fahrzeuge weder Segel noch Mast. Von Palau aus werden keine Seerennen unter-

nommen; man hat jedoch drei Arten von Booten dort, von denen die größten sich der Segel bedienen, die kleinsten mit Pambuslängen fortbewegt werden; Doppelboote werden auf den Karolinen nirgends gefunden.

Auf allen Inseln versteht man es, aus Bananensprossen und einer Art Hibiscus Fenge zu weben; der Webstuhl ist einfach, die Konstruktion so, wie sie nirgends in Oceani im Gebrauche ist. Die Stoffe werden meist mit Kuruma gelb gefärbt. Die Fabrikation eines einfachen Artikels, der Kendenbinden, die noch trotz der Missionäre unter der europäischen Kleidung getragen werden, beschreibt Hermsheim (a. a. S. 43, Aufenthalt auf Rufoa) folgendermaßen: Sie werden aus der Faser der wilden Banane hergestellt, die in Salzwasser aufgeweicht, den harten, gelbgelben Fäden liefert. Zunächst werden die ungefähr zwei Ellen langen, rot, gelb oder braun gefärbten Fäden mit sogenannten Webernoten an einander geknüpft und die überbleibenden Enden mit einer Nadel abgeschnitten, die man mittels einer Korbseife sehr scharf erhält.

Das Weben lautet zu dieser Arbeit auf der Erde (dabei sind die Unterfedern auswärts neben die Oberfedern gelegt) und läßt den Fäden mit wunderbarer Geschwindigkeit durch die Finger gleiten. Auf einem eigenthümlich geformten und manchmal mit hübschen Mustern verzierten Stode wird nun die Kette hergestellt. An einem kleinen, in gleichmäßige Abschnitte eingetheilten Gestellchen wird die Länge der verschiedenen Fäden abgemessen, die dann abermals an einander geknüpft und um kleine in dem Boote stehende Ringe geschlungen werden. Die fertige Kette wird über zwei Bretter geschlagen, deren eines an der Wand des Hauses und das andere an einem Verhängel der Weberin befestigt ist. Mit salbenartigen Stücken Holz oder Knochen werden die Fäden gehoben und gesenkt, so daß die lange flache Nadel mit dem Einfachlagenden durchgeschoben werden kann. Die Nadel ist meist dunkel und beide Enden mit hellfarbigen Mustern versehen.

Wie in so vielen Gegenden hat aber auch hier der Gebrauch europäischer Erzeugnisse der einheimischen Industrie Abbruch gethan.

Holzwerk aus Gras und Pandanusblättern dient zu Matten, besonders aber zu Körben, deren eine Art sie immer unter dem Arme mit sich führen. Zu Striden werden Kokosfasern verarbeitet, Segel werden von Pandanusblättern gefertigt. Auch der Kopro pressen sie, nachdem sie dieselben zerrieben, mit den Händen das Öl. Auf Palau versteht sie die Verfertigung lebener Töpfe, die jetzt allerdings meistens durch unsere verdrängt werden.

Ihre Geräthschaften werden wohl gegenwärtig, soweit es Schneide- oder trennende Werkzeuge sind, größtentheils importirt und namentlich spanische Eisenwaaren haben die einheimischen Erzeugnisse beinahe ganz verdrängt; 1783 dagegen fand man auf den Palau-Inseln eine einzige eiserne Art. Alle dergleichen Geräthschaften wurden gewöhnlich aus Nuscheln, seltener — selbst auf den vulkanischen Inseln — aus Stein verfertigt. Außerdem wird Schildpatt und Holz zum Schmuck, zu kleinen hübsch bemalten Kisten und zur Verzierung von Flechtwerk verwendet.

Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß die Karoliner, die sich auf sehr wenig Kleidungsstücke und Geräthe beschränken, sehr viel Zeit und geistige Anstrengung auf die Verzierung derselben verwenden haben.

Eins der werthvolligsten Erzeugnisse dieser Inseln ist aber das Geld, dessen sich die Bewohner bedienen. Am ausführlichsten berichtet Kurbaug und Semper über die Arten desselben, welche auf den Palau-Inseln gebraucht werden. Dasselbe be-

¹⁾ Tijdschr. Nederl. Aardr. Genootsch. 2. Serie, Deel I. Afdelg. Meer uitgebreide Artikelen S. 226.

sieht aus Steinen, Glascherben, Stücken von Porzellan etc. Sie haben sieben verschiedene Klassen derselben, deren Werth durch die Größe und Beschaffenheit bedingt wird. Von der ersten Sorte, *Paad* genannt, giebt es nur wenige Stücke auf der ganzen Insel; sie sowie die beiden nächsten scheinen nur den Fürsten zu gehören und kommen nie unter das gewöhnliche Volk. Die anderen vier Arten gehören dem allgemeinen Verkehr an und der Werth der kleinste, wie es scheint, immer eines weißen oder grünen Glasstückes, genügt kaum, um eine Hand voll Bananen zu kaufen. Alle haben gewöhnlich ein cylindrisches Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, um das Geschloß, sei es am Halse oder in dem Rörbchen, zu befestigen. Natürlich fehlt es von Seiten handeltreibender Seeleute nicht an Versuchen, dies Geld nachzumachen; doch misslingen dieselben meistens. Die Eingeborenen besitzen die Gabe, das echte von dem nachgemachten zu unterscheiden und beim Abflusse eines Geschäftes wird das Geld genau beschen und berechnet. Die Eingeborenen behaupten, dasselbe sei göttlichen Ursprungs und erzählen darüber sonderbare Sagen. Abgesehen hiervon haften an jedem der kostbaren Goldstücke eine eigene, oft blutige Geschichte.

Eines recht unbehaglichen Ordes begeben sich die Bewohner von Jap; vor den Häusern der begüterten Vornehmen sieht man eine Art großer gelber Kalksteine; die größten sollen bis 9 Fuß Durchmesser und an der Kröze bis zu 15 Zoll Dicke haben. Dieselben repräsentiren einen ungeheuren Werth. Die Eingeborenen holen dieselben von der Palau-Insel. Zu diesem Zwecke ziehen bei günstigem Winde 40 bis 50 Eingeborene in einem halben Dutzend Kanoes vertheilt aus. Wenn das Ziel der Reise glücklich erreicht und der Fülst des Landes durch Geschenke zufrieden gestellt ist, beginnt die Arbeit des Steinhauens; die einige Monate dauert; jedenfalls müssen die Arbeiter so lange ausharren, bis der Monsun die Rückreise gestattet. Außer dem Riesengelbe werden dann für den täglichen Verkehr auch kleine Stücke hergestellt; die größten Stücke erhalten ihren hohen Werth wohl durch den schwierigen Transport, bei dem schon manches Kano mit der theuren Last den Untergang fand. Sind die Steine aber glücklich in die Heimath gelangt, so werden sie im Triumph vor der Wohnung des Häuptlings aufgestellt; eingebaute Reichen verlinken der Nachwelt, wer den Stein bearbeitet und wer ihn nach Jap gebracht hat. Diese Steine stellen einen ungeheuren Werth dar. In neuerer Zeit scheint übrigens auch wirkliches Geld vorzukommen, während im Tauschhandel mit Europäern namentlich dem Tabak eine bevorzugte Stelle eingenommen wird.

Es hat seine besondere Schwierigkeit, über die religiösen Vorstellungen der Karoliner etwas allgemein Giltiges zu sagen; einerseits sind nämlich die Berichte an sich ziemlich dürftig, dann liegen sie auch nur aus einzelnen Gegenden vor und es ist darum schwer zu entscheiden, ob verschiedenartige Berichte mehr in der Auffassung der Berichtserhalter begründet sind oder aber, ob sie wirklich in von einander abweichenden Ansichten der verschiedenen Völkerstämme ihren Ursprung haben. Wir lassen zunächst einzelne dieser Berichte folgen: D. Emilio de Butrón sagt über die Eingeborenen von Jap: Es scheint, daß sie die Gottheit *Machi-Machi* nennen; nach dem, was man aus ihren dunklen Mittheilungen schließen kann, ist die Macht derselben sehr groß, aber sie ist sehr grausam und vernichtet alle Unfälle, die der Mensch zu erleiden hat. Da jedoch der Joru der Gottheit durch Verbrechen und Vergehen hervorgerufen wird, welche die Stämme gemeinschaftlich begehen, so darf man sagen, daß ihre Lehren doch eine ge-

wisse Moral enthalten. Sie haben keine Bilder, wohl aber gewisse Vorstellungen von einzelnen Eigenschaften ihres Gottes; z. B. dürfen die Zweige oder Stämme des Bailebaumes nicht abgerissen oder beschädigt werden. Die Officiere des „*Belasco*“ besuchten eines Tages das einzige gottesdienstliche Gebäude, von dem die Eingeborenen erzählten. Nachdem sie lange ihren Weg durch den Wald fortgesetzt hatten, kamen sie an eine Kichtung, in deren Mitte sich eine Hölle in Gestalt einer dreieckigen Pyramide erhob, welche das abgenommene Dach eines kleinen Gebäudes zu sein schien und der Quere nach in drei ganz gleiche Räume getheilt war. Auf einer Seite derselben befand sich ein schwerer Stein von unregelmäßiger Form, auf der anderen ein Haufen, gebildet aus den Schalen der Stokodüsse, welche von einem mit der Bewachung des Heiligtums beauftragten Friesler verbraucht worden waren. Der Mann war gehent worden, weil er Theilnehmer eines bei einem Europäer, der sich auf Jap niedergelassen hatte, ausgeführten Vandalendiebstahls gewesen war. Unter dem erwählten Steine befindet sich seine Höhlung und auch sonst ist nichts an ihm zu bewundern; es heißt, wenn die Könige das Volk züchtigen wollen, werden sie den Stein aufheben und in denselben Augenblick wird die Erde erzittern und das Meer sich bis zu den Ufern erheben. Wenn ein Erdbeben eintritt, blasen sie auf einer Muschel, um den Joru der Götter zu vernehmen; aber keiner wagt es, sich dem eingezäunten Heiligtume zu nähern oder gar den Stein aufzuheben, und die Führer, welche die Officiere begleiteten, gaben Zeichen der abergläubigsten Furcht. Zur Reite dieses Steines befindet sich der heilige Bailebaum. Die Einwohner glauben an die Unsterblichkeit der Seele; die Geister der Töten gehen nach der Palau-Insel, um Geld zu suchen, gewöhnlich aber gehen sie bei Nacht in den angrenzenden Wäldern um; die bei der Geburt gestorbenen Frauen kehren ebenfalls bei Nacht zu ihren Hütten zurück, wo sie mit vielem Lärm Töten und Fenster in Bewegung setzen.

Meincke's Urtheil über Religion im Allgemeinen läßt sich etwa in folgenden Worten zusammenfassen: Sie unterscheiden höhere und niedere Gottheiten; von ersteren kennen die Bewohner der centralen Inseln drei, Vater, Sohn und Enkel; von einigen auf den größeren Inseln verehrten Göttern weiß man nichts Näheres. Die niederen Götter sind offenbar aus dem Amentulus hervorgegangen und tragen verschiedene Namen. Bilder der Götter werden nirgendwo erwähnt, ausgenommen auf Tobi und Mufuor, dagegen soll der Glaube allgemein sein, daß die Götter zu Zeiten Thiere und Menschen, ja selbst leblose Gegenstände zum Aufenthaltsorte wählen. Eigentliche Tempel, und zwar für die beiden Geschlechter besonders, bestehen in verschiedener Form auf einzelnen Inseln.

Wie übrigens Tempel berichtet, findet man in Palau eine eigenthümliche Erscheinung: ein Jober hat da sein Kalib (geheiligt Gegenstand), welches mit dem Totem der Indianer identisch ist; er läßt es dahingestellt, ob dies ein Erbstück der Vorfahren ist oder auch mit den Anschauungen über das Seelenleben nach dem Tode zusammenhängt. Was er darüber sagt (S. 87 u. f.), verdient Aufmerksamkeit.

Priester giebt es auf allen Inseln, zuweilen auch Priesterinnen. Sie leiten den Gottesdienst, hauptsächlich auch das Vertragen der Traktel. Zuweilen liegt die Priesterwürde in der Hand der Häuptlinge; Opfer, namentlich an Lebensmitteln und Blumen, werden auf einem Altar niedergelegt, der Gottesdienst nach einem gewissen Formular gehalten. Vielfach oder meistens giebt eine besondere Priester-

anlassend Gelegenheit zur Ausübung des Gottesdienstes; aber es giebt auch weltliche vorher festgesetzte Feste, die Monate dauern (wie auf Jap und Morileu). Während dieser Zeit treten gewisse Beschränkungen ein, z. B. darf auf Ruf während derselben kein Boot ein Segel führen. Tänze spielen bei solchen Gelegenheiten eine große Rolle. Unangenehme Ereignisse sucht man durch Beschwörung zu verhüten, doch bezieht man sich derselben auch, um Anderen zu schaden.

Der Glaube an das Tabu (Tapu) ist ebenso wie bei

den Polynesiern vorhanden; am meisten scheint es mit den auf die Fortpflanzung bezüglichen Vorgängen in Verbindung gebracht zu werden. Häufig damit verwechselt wird — wiewohl es uns nicht identisch hiermit zu sein scheint — das Vini, welches der Häuptling auspricht (Temper, S. 99), sei es, um zu strafen, sei es aus weiser Sorgfalt. Der Glaube an ein künftiges Leben ist alt und verbreitet; die Ansichten über den Aufenthalt der Seelen sind jedoch sehr getheilt, bald wohnen dieselben in der Luft, bald in einem von tiefen Gräben umringten Lande.

www.libtool.com.cn

Ein Besuch auf den Galápagos-Inseln.

(Bericht des Grafen Robert Pandolfini.)

Es ist bekannt, daß die Galápagos-Inseln sich zu beiden Seiten des Äquators ungefähr 90 Seemeilen weit ausdehnen, von der Küste von Amerika 600 Meilen weit entfernt sind und in politischer Beziehung zu Ecuador gehören. Von Spanien entdeckt, wurden sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Anfluchts- und Versammlungsort für die Seeräuber, welche jene Gewässer heimsuchten, eine Folge ihrer sicheren und wenig bekannten Vage, des Reichthums und der Fruchtbarkeit ihres Bodens.

Die wichtigsten sind: Albemarle, Chatham, Charles, Indefatigable, James und Harbrough, abgesehen von einer ganzen Reihe von kleineren Inseln und Inselchen. Die Namen sind englisch und rühren wohl von den Seeräubern her, welche sie oft besucht haben. Die hydrographische Aufnahme derselben wurde besonders von Jirouy gemacht, der sie mit dem „Beagle“ 1835 besuchte. Albemarle, die größte Insel der Gruppe, ist 60 Meilen lang und 15 Meilen breit, die höchste Spitze liegt 1400 m über dem Meere. Alle diese Inseln sind von vulkanischer Formation; Darwin schätzt die Zahl der Krater auf 2000. Obwohl die Inseln beinahe unter dem Äquator gelegen sind, ist die Hitze nicht übermäßig und nicht so erstickend, wie in Mittelamerika, weil man, sobald man nur ein wenig über den Meeresspiegel ansteigt, durch eine lustige Brise erfrischt wird. Unter diesen Umständen ist der Gesundheitszustand ein sehr guter, was schon daraus hervorgeht, daß die Bemannung des italienischen Schiffes „Vettor Pisani“, welche während ihres dortigen Aufenthaltes Anstrengungen und Strapazen ausgeübt war, sich vollkommen wohl fühlte.

Der Anblick, den die Inseln bieten, ist sehr freundlich; es ist nicht nur die Abwechslung von Farben, welche das Auge überrascht, sondern auch die bald ebene, bald gebirgige Configuration der Gruppe. Nahe am Strande ist die Vegetation niedrig und verflümmert, aber über 300 Fuß Höhe hinaus wird sie um so reizender und gleicht keiner Tropenvegetation, sondern derjenigen einer gemäßigten Zone; man könnte sich eher in Italien als unter dem Äquator wohnen. Ueber die Höhe von 700 bis 800 Fuß hinaus verschwinden die Bäume beinahe vollständig, um ausgedehnten Weiden Platz zu machen, wo in voller Freiheit Herden von Rindern, Eseln und Pferden herumlaufen; dieselben sind auf den Inseln nicht einheimisch, sondern

gelegentlich eines Colonisationsversuches in kleiner Anzahl dorthin versetzt worden.

Wenn die Fauna auch nicht reich ist, ist sie doch sehr charakteristisch; einige fonderbare Reptile, *Amblyrhynchus cristatus* und *A. Demartii*, die erste eine Wasser-, die zweite eine Landeidechse, die von Darwin beschrieben sind, einige Vogelarten, meist zu den Passeres gehörig, deren Farben nicht gar zu lebhaft sind, viele Seebögel an der Küste, worunter zahlreiche Pelikane, gehören zu derselben. In früherer Zeit waren die Landschildkröten (*Testudo indica* vol. *elephantopus*) eine große Hülfsquelle für die Inseln, indem sie eine sehr gute Nahrung lieferten und ein Gewicht bis zu 150 Pfund erreichten; ihnen verdankt die Gruppe auch den Namen. Die Thiere sind in Folge der fortwährenden Jagd, die man auf sie gemacht hat, beinahe verschwunden; Fische giebt es im Ueberflusse und es war leicht, in wenigen Stunden die ganze Mannschaft des „Vettor Pisani“ damit zu versehen. Alle Inseln haben viel Wasser (größtentheils Regenwasser), was mit eine Ursache ihrer Fruchtbarkeit ist.

Der „Vettor Pisani“, der am 12. März 1884 von Panama abgegangen war, erreichte die Galápagos am 21., und der Kommandant, welcher mit dem Gründer der kleinen Kolonie auf Chatham, Herrn Gobos, Verbindungen anknüpfen wollte, warf in der Nähe der genannten Insel Anker. Am folgenden Morgen machte sich eine kleine Expedition auf den Fels, um diesen Herrn aufzusuchen und brachte ihn Abends mit an Bord. Auf seinen Rath ankerte man am 23. März in Porto Chico, der vermessenen und „Porto Vettor Pisani“ genannt wurde. Während die hydrographischen Arbeiten vorgenommen wurden, machte sich ein Theil der Officiere in Begleitung des Eigenthümers zu Pferde auf, um sein Gut zu besichtigen. Untermwegs hatte man Gelegenheit, die Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern; viele Photographien wurden aufgenommen, und gegen Abend kehrten die Officiere an Bord zurück. Die Boote, welche bei der Aufnahme beschäftigt gewesen waren, brachten eine Menge mit Rindern beschlagener Röhben mit, deren Leber und Gehirn gegessen und sehr gut gefunden wurden. Am 25. März ging das Schiff in einer kleinen Bai der Insel Charles oder Floreana vor Anker, die in früherer Zeit die Verbindung der Straßkolonie Floreana mit dem Meere vermittelte. Einige Worte über diese Kolonie mögen hier folgen.

Der Herr Villamil aus Guayaquil machte im Jahre 1832 der Regierung von Ecuador den Vorschlag, Herden

¹⁾ Aus dem Augustheft 1885 des *Bolettino della Società Geografica Italiana*.

auf die Galápagos einzuführen, wenn ihm der Besitz der Weiden und der Rasthomen seiner Herden bewilligt würde. Die Regierung nahm den Vorschlag an; Herr Villamil brachte Kinder, Pferde, Geflügel und Schweine auf die Inseln, und die Thiere vermehrten sich in Folge der guten Weide und des zuträglichen Klimas sehr bedeutend. Der Besizer hatte bei seinen Besuchen ihre Fruchtbarkeit erkannt; er schlug nun vor, auf „Charles“ eine Strafkolonie zu gründen, die unter dem Namen „Morona“ ins Leben trat. Man fing an, Ackerbau zu treiben und alles schien einen bedeutenden Erfolg zu versprechen, aber vielleicht aus Mangel an Disziplin verfiel die Kolonie nach einigen Jahren, die Sträflinge verließen sie nach einander und Villamil, der große Verluste erlitten hatte, blieb auf dem Festlande. Gleichwohl wurde die Insel nicht ganz verlassen; sie gewährte vielmehr im Jahre 1861 einem neuen Robinson Crusoe ein Asyl. Cobos erzählte die Geschichte dieses Mannes, den er „den Alten“ nannte, in folgender Weise: Er kam mit einer gewissen „Compagnie Clarke“ auf die Insel, um Viehvieh aus den zahlreichen Herden zu ziehen und hatte sein kleines Kapital dabei eingelegt; als die Compagnie die Insel verließ, ließ man ihn dort, man weiß nicht, aus welchem Grunde, mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln zurück. Er gründete in einer Höhle, die er mit den ihm gelassenen Hilfsmitteln vervollkommnete, ein Heim; die italienischen Officiere fanden dort mit unvollkommenen Instrumenten aus dem Steine gebauene einen Ofen, einen Feuerherd und ein Bett. Dieser Mann hat während seines sechsährigen Aufenthaltes von Kräutern, Früchten, und auch, wie die Knochen beweisen, von jungen Wölfen gelebt; hier und da im Inneren fand man noch einige Jagdthiere, deren er sich vermittelst ihrer gewisse Arbeiten bediente hatte. Cobos traf ihn, als er die Insel besuchte; später legte „der Alte“ nach seinem Vaterlande, Californien, zurück.

Man blieb den ganzen 26. März auf diesem Ankerplatze und machte Ausflüge auf der Insel; von der Niederlassung fanden sich nur noch wenige Ueberreste, dagegen trifft man die Spuren der Kolonisten noch in den vielen Fruchtgärten. In einer großen Schlucht, deren Grund mit Weide bedeckt zu sein schien, sah man viele Pferde und Esel, welche bei der Ankunft der Besucher schnell flüchteten. Der Anblick der Landschaft war herrlich, die verschiedensten Schattierungen von Grün fügten sich da zu einem Ganzen und nach dem erquickenden Regen, der allerdings das Gehen auf dem Grase ziemlich beschwerlich macht, athmet man die balsamische Luft in vollen Zügen; die Scene wurde belebt von kleinen Vögeln, die zum Theil in schönen Farben prangten und so schön waren, daß man sie mit einem Stode hätte treffen können. So wanderte man einige Kilometer durch eine prächtige Landschaft.

Am 27. März ging man nach der Insel „Indefatigable“, um in der Grotte „Dai“ zu ankern, wo man bis zum 29. blieb. Während dieser Zeit ging ein Boot nach der Duncan-Insel, um Schildkröten zu fangen, konnte jedoch, obgleich verschiedene, die man bis auf 80 Pfund schätzte, gefangen wurden, keine erbeuten. Der Berichterstatter ging am Tage nach der Ankunft ans Land, um zu jagen, und erlegte einige Enten, einige kleine Rebhühner und Seevögel, die in großer Zahl vorhanden und durchaus nicht scheu waren; sie ließen sich beinahe mit der Hand greifen.

In der Nähe des Meeres ist Alles voller Klippen, die Eisenklippen gleichen und, wenn man darüber geht, einen metallischen Ton von sich geben; sowohl durch die Unregelmäßigkeit des Terrains als durch die scharfen Kanten der Steine wird das Gehen dort ziemlich anstrengend. Er

erblickte eine ungeheure Menge von riesengroßen Kaktus, die auch auf den anderen Inseln gesehen wurden, und viele Rhizophoren, die bei dem Eintreten der Flut ganz im Wasser stehen; in der Nähe der Küste fand er kleine Vögel, wohnen die Vögel in großer Menge kommen, um ihren Durst zu löschen. In der Nähe derselben und im Allgemeinen in der Nähe der Küste ist die Zahl der Sträflinge eine solche, daß man beim Gehen von Wolken solcher Thiere, welche dem Besucher sehr unangenehme Stiche beibringen, überfallen wird. Er konnte nicht ins Innere der Insel vordringen; denn es bestand kein Weg und das gefährliche Toben wegen würde der Marsch mühsam gewesen sein und zu lange gedauert haben; doch hörte er von Cobos, daß diese Insel die fruchtbarste und wasserreichste der Gruppe sei.

Am 29. März ging man nach dem Hafen „Vetor Pijani“ zurück, wo man in den Vormittagsstunden um 30. ankam, die hydrographischen Arbeiten vollendete und das Schiff verproviantirte; man kaufte die Eschen um 50 Francs per Stück, auch einige andere Lebensmittel wurden von der Hacienda Cobos erstanden; der Berichterstatter brachte dort noch einen Tag zu und sammelte noch einige Nachrichten über die Niederlassung, die wir gleich mittheilen wollen; am 31. nahm man Abschied von der Insel und ihren Bewohnern.

Manuel Cobos kam im Jahre 1865 nach den Galápagos-Inseln, um die damals im Uebersusse dort vorhandene Rodolia zu sammeln. Er machte diese Expedition zusammen mit Monroy, und in den Jahren 1865 bis 1869 wurden 20 000 Centner der werthvollen Pflanze ausgeführt. Die Rodolia ist eine Schmarotzerpflanze von aschgrauer Farbe, nach Art eines Strauchens, deren cymöse Zweige von der Stelle eines Bindfadens aus der Wurzel hervorkommen; die Pflanze wächst auf Bäumen und Sträuchern, auch auf Steinen in trockenen und salzhaltiger Gegend, wie auf der Meeresküste. In geeigneter Weise mit Alkalien behandelt giebt sie einen geschätzten Farbstoff von violetter Farbe. In Guayaquil wird der Centner (46 kg) für 9 bis 10 Pesos (4,20 Francs) verkauft; in Europa beträgt der Werth der Tonne 45 bis 55 Pfd. St. Cobos und Monroy hatten für jenes Unternehmen 120 bis 130 Leute, zwei Boote von 60 und 15 Tonnen und vier große Boote in ihrem Dienste.

Am Anfang brachte ihnen ihr Unternehmen sehr großen Gewinn, da keine Abgaben an die Regierung auf denselben brühten, aber später verlangte die Regierung 4000 Pesos pro Jahr und der Ertrag verminderte sich bedeutend. Doch hat Cobos bei jenem Unternehmen nach seiner eigenen Angabe im Laufe von vier Jahren 70 000 Pesos gewonnen. Cobos, ein energischer Mann, hatte jedoch während jener Zeit sich schon nach anderen Einnahmequellen umgesehen. 1867 gründete er auf Esham eine kleine Kolonie, wo er Geschäfte mit den Häuten der Thiere machte, welche in großer Zahl über die Insel verbreitet waren und die, wie schon erwähnt, Villamil dort eingeführt hatte. Da letzterem nach seinem mit der Regierung von Ecuador abgeschlossenen Vertrage die Herden gehörten, so mußte Cobos mit ihm ein Uebereinkommen abschließen, an Grund dessen er ihm für jedes getödtete Thier 5 Pesos bezahlen sollte. Da aber das Geschäft größtentheils eine Vertrauenssache war, begriff man, daß aus denselben leicht Streitigkeiten und Unregelmäßigkeiten entstehen konnten.

Cobos, der, nachdem die Rodolia beinahe von der Insel verschwunden war, kein Interesse mehr hatte, dort zu bleiben, begab sich 1869 nach Californien, wo er sich bis Ende 1879 aufhielt; er verlebte in dieser Zeit in den Vereinigten

Staaten umher, wo er sich größere Bildung und mehr Weltkenntnis erwirbt. 1879 kehrte er mit mehr als 100 Mann nach Usham zurück, um dort eine Kolonie zu gründen und in großem Maßstabe Handel mit den Erzeugnissen der Seerden zu betreiben; das ganze Jahr 1879 wurde durch die Vorbereitungen dazu in Anspruch genommen.

Eines Tages sah er jedoch zufällig, daß eine Zuckerröhrenpflanze, die von einem seiner Leute dorthin gebracht worden war, sich zu ganz außerordentlicher Größe entwickelt hatte. Er kam daher an den Gedanken, daß das Anpflanzen von Zuckerröhren dort Aussicht auf Erfolg haben müsse, und nachdem er einige Proben gemacht hatte, deren Fruchtbarkeit befriedigend war, entschloß er sich, der Viehzucht zu entsagen, um sich ganz und gar dem Ackerbaue zu widmen.

Dies ist der Ursprung der von Herrn Cobos gegründeten Hacienda, die nur sehr wenig mit den Ackerwirtschaften, die man in Italien kennt, gemein hat; der Unterschied liegt nicht nur darin, daß man ganz andere Gegenstände anbaue, sondern auch in der ganz abweichenden Organisation des Arbeiterpersonals. Folgendes möge zur Erläuterung dienen: Wenn der Reisende von seinem Schiffe an Land geht, sieht er zunächst eine kleine Hütte, in der Segel- und Fischereigeräth aufbewahrt wird; von hier steigt mit mäßiger Erhebung eine wenige Meter breite Straße an. Wenn er derselben, die kaum genügenden Raum für einen bespannten Ochsenwagen bietet, einige Kilometer weit folgt und ein Gehölz von nicht sehr hohen Sträuchern erreicht hat, gelangt er auf eine Hochfläche, auf deren höchstem Punkte sich ein festungsbähnliches Holzhaus erhebt, welches von einem Duzend Hütten umgeben ist. Dieses Haus ist die Wohnung von Cobos und sein Vorrathshaus, von wo er mit seinen Wächtern die mit Zuckerröhren bespizten Kulturen ganz überblickt. Der lachende Anblick der Felder, der des Weeres auf der einen Seite und der Bergweiden auf der anderen, die frische und reine Luft, welche man da atmet, machen jenen Aufenthalt wunderschön und erinnern den Besucher an die lachenden Felsbänke Italiens. Das Haus wurde von Cobos im Jahre 1880 erbaut und er hat es auch noch nicht verlassen, obwohl seine Arbeiter oder Knechte, wie sie hier genannt werden, unzufrieden mit der mühsamen Arbeit und dem ihnen bezahlten Lohne, Anschläge auf sein Leben geschmiedet hatten; auch hieß es kurz vor der Ankunft des „Dottor Pisani“, er habe auf die Nachricht, daß sich eine Verschwörung gegen ihn gebildet habe, fünf als die Häupter derselben bezeichnete Personen erschießen lassen. Dieses summarische Verfahren, welches, wie einige Ackerbauer dem Berichterstatter mittheilten, durch Eifersucht in Liebeshaden veranlaßt worden war, kam zu Ohren der Regierung von Ecuador, welche angeblich Cobos eine nachdrückliche Warnung zukommen ließ.

Das Hauptprodukt der Hacienda ist das Zuckerröhren, und dem Melasse verfertigt wird, die Cobos nach Guayaquil schickt, wo man sie zu Zucker verarbeitet. Außerdem erzeugt er mittels zweier Motoren „Aguardiente“, eine Art Branntwein, das Produkt, welches ihm am Meisten einträgt.

Er besitzt augenblicklich 60 Cuadras Feld (Cuadra ist ein Quadrat von 100 Varas = 0,84 m Seite), die mit Zuckerröhren bespizt sind. Jede Cuadra Zuckerröhren giebt 35 bis 45 Boticas Alkohol, deren jede zu Guayaquil 10 bis 12 Pesos gilt. Er pflanzt das Rohr mit zwei Varas Pflanz; es könnte dieser Abstand aber wie in Peru auf 1,5 Varas beschränkt und dadurch ein bei weitem höherer Ertrag erzielt werden, wenn nicht etwa der größere Raum auch zu einer fruchtigeren Entwicklung beiträgt. Der erste Schnitt findet nach 18 Monaten, der zweite ein Jahr später, der dritte nach weiteren 10 Monaten statt; was die

weiteren Schritte betrifft, so besetzt man noch keine Erfahrung, da (damals) kaum drei Jahre vergangen waren, seitdem er das Unternehmen angestiegen hatte.

Zur Zeit der Anwesenheit des „Dottor Pisani“ befanden sich 61 Arbeiter dort, außerdem 27 zu denselben gehörige Frauen; sie wurden folgendermaßen behandelt: Wenn Cobos zu Guayaquil eine Person traf, die sich drückender Schulden wegen in Geldverlegenheit befand, gab er ihr einen Vorschuss von etwa 100 Pesos, um sich aus der Verlegenheit zu retten und nahm sie dann mit sich, unter der Verpflichtung, den Vorschuss durch ihre Arbeit abzurufen. Einmal auf der Hacienda angekommen, empfingen die unverheirateten Leute volle Verpflegung und monatlich 12 Pesos. Der verheiratete Mann erhielt 20 Pesos, hat eine Hütte für sich, zwei Pfund Fleisch täglich, 12 Pfund Yuca (Maniok) und zwei Zapagos wöchentlich. Alle Nahrungsmittel gehören zu dem Monopole, welches Cobos besitzt. Er verkauft sie seinen Arbeitern zu einem von ihm selbst festgesetzten Preise. Dieses System, wie bespizt es auch sein, zu wie viel Mißbräuchen es auch Veranlassung geben möge, herrscht doch in Südamerika ziemlich allgemein und verschafft den Hacienda-Besitzern große Vorteile.

Die Arbeit wird jeden Morgen verteilt; um 7/8 Uhr ruft eine Glocke die Arbeiter zur Wohnung des Herrn, welcher Jedem die Arbeit zuweist; um 6 Uhr auf ein zweites Molenzeigchen begiebt sich Jeder an die ihm angewiesene Stelle, wo er um 6 1/2 Uhr eingetroffen sein muß. Von 11 bis 1 Uhr ist Essenszeit und Ruhepause und von 1 bis 5 Uhr wird wieder gearbeitet; hiernach zieht sich Jeder nach seiner eigenen Wohnung zurück. Anfang und Ende der Arbeit wird durch Molenzeigchen bekannt gemacht.

Außer dem mit Zuckerröhren bespizten Boden besitzt Cobos 580 Cuadras eingezaunte Weide, auf welchen die schon gezähmten Thiere, Kühe, Pferde und Esel und endlich alle wilden Seerden, im Ganzen etwa 8000 bis 10 000 Kühe, 1000 Esel und eine Menge Schweine untergebracht sind. Verschiedene Nahrungspflanzen, Yuca (Maniok), Camote (Batata edulis), Dorsch (Caladium esculentum), große Bataten, welche in Scheiben geschnitten, das Brod ersetzen, und Bohnen, welche in weniger als drei Monaten reifen, werden kultiviert; auch sind verschiedene Fruchtarten angepflanzt worden. Die Insel liefert viel und gutes Brenn- und Bauholz; zu bemerken wird besonders eine Art Holz aus Albemarle, Jacoñillo genannt, dessen Rinde die Seife ersetzen kann.

Die Anfuhr der Sorte besteht in Aguardiente, Melasse, Leder, verschiedenen Sorten Bataten und Kaff. Letzteren findet man auf der Insel; nachdem er gebrannt ist, wird er in Guayaquil zu 8 bis 10 Reales (= 0,42 Francs) per Centner von 46 kg verkauft. Ferner hat Cobos auf Usham eine rothe Erde gefunden, die, mit etwas Eisensilber angetrieben, eine ausgezeichnete Farbe giebt, und eine Steinart, welche pulverisiert als Cement dient. Von der Insel James (Santiago) holt er das Salz, welches sich in der Nähe des Meeres ablegt und nicht nur als Lebensbedürfnis, sondern auch für die Behandlung der Häute sehr wichtig ist.

Aus Allem geht hervor, daß Herrn Cobos nichts fehlt, aus der Insel eine große Festung zu machen, welche mit der Zeit einen bedeutenden Ertrag liefern kann, besonders wenn die Verbindung mit der Küste häufiger und sicherer wird. Jetzt wird dieselbe nur mittels einer einzigen, Cobos gehörigen Galeete bewerkstelligt, welche seine Produkte nach Guayaquil befördert.

Zum Schluß mögen einige Worte über die meteorologischen Bedingungen der Gruppe folgen, die auf von Cobos

gemachten Beobachtungen beruhen. Vom April bis Januar herrschen Südwinde, die häufig nach Südost und Südwest umschlagen, und vom Januar bis April schwache Südwest- und Ostwinde. Die trockene Jahreszeit umfaßt die Monate November, December und Januar; vom Januar bis April folgt eine Periode mit nicht regelmäßigen Regen, und die eigentliche Regenzeit tritt vom April bis November ein. Die Durchschnittstemperatur der Periode vom Januar bis April beträgt im Laufe von Coboß 26°, an der Küste 28 bis 30°, vom April bis Januar 19° resp. 24° am Strande. Manuel Coboß ist ein schöner, hochgewachsener und kräftiger Mann von 45 Jahren, wie es scheint; er hatte einen schweren Kampf im Leben durchzustehen und hat ihn mit Ruhm ausgefochten; sein Benehmen ist gewinnend, und er

war seinen Gästen gegenüber sehr höflich und gastfrei. Obwohl seine Hacienda erst kurze Zeit besteht, ist sie sehr gut eingerichtet und ziert in Allem die Thätigkeit ihres Besitzers und die gute Ueberragung, mit welcher er seine Maßregeln getroffen hat. Wenn sich mehr Menschen von der Art des Herrn Coboß fänden, könnte die Galápagos-Gruppe sehr großen Vortheil abwerfen, und es würde dies um so wichtiger sein, als die (freilich erst in unsicherer Zukunft erfolgende) Eröffnung des Panama-Kanals ihr eine erhöhte Bedeutung geben wird. Dort wäre es für unternehmende und muthvolle Leute leicht, sich nicht nur eine gewinnbringende, sondern auch eine nützliche Zukunft zu eröffnen, die gewiß weniger unsicher als manche andere wäre.

Aus allen Erdtheilen.

A s i e n.

— Am 1. Januar wurde in Rangun eine große Parade der dort stehenden Truppen abgehalten und dabei in Anwesenheit zahlreicher Eingeborenen eine Proclamation des Viceröy von Indien, Earl of Dufferin, verlesen, worin Namens der Königin und Kaiserin die Einverleibung Ober-Birma in das Britische Reich ausgedrückt wurde. Ein Reich von etwa 450000 qm Umfang und 3½ bis 4 Millionen Einwohnern wurde damit gewonnen, die größte Landvermehrung, welche Groß-Britannien seit der Annexion des Fendischab gemacht hat, vollzogen und britisches Gebiet grenzt jetzt auf einer weiten und leicht zugänglichen Strecke an China, während die Grenze im Himalaya für den Verkehr der größten Schwierigkeiten bot. Aber gerade China macht geltend, daß Birma sein Vasall sei und das wird auch von englischer Seite zugestanden („Mail“ vom 4. Januar 1886). Noch 1875 sandte die Wiener eine Gesandtschaft mit Tribut nach Peking, während umgekehrt die chinesischen Gesandten untergeordnete Beamte waren, die lediglich der Gouverneur der Provinz Sünan abordnete, nicht der Pekingser Hof. Nun wird aber eine Ausnützung des Erworbenen, Schaffung eines Handelsverkehrs u. s. w. durch England nicht möglich sein ohne Mitwirkung Chinas, welche nicht ohne eine genügende Entschädigung zu erlangen ist; daher die Zeitungsnachrichten von einer eventuellen Abtretung des nördlichen Birma nebst Shamo an China. Auch im Osten und Südosten sind die Grenzen der neuen Erwerbung einzuweilen noch unbestimmt genug, da die dortigen Schara sowohl an Birma, wie an Siam Tribut zu zahlen gezwungen sind. Hier wird sich vielleicht auch Frankreich eine Handhabe bieten, um die Schara anzunehmen, welche ihm die englische Annexion Birmas unmittelbar nach dem Augenblicke schlug, in welchem es sich einen großen Einkauf an Birma gesichert zu haben glaubte (vergl. „Globus“ Bd. 48, S. 270). — Den größten Vortheil von der Annexion werden unzmäßig die Birmanen selbst haben, insofern ihre despotische Regierung gestürzt wurde und gesichertere Zustände eintreten werden. Dann aber ist das Land so reich an Erzeilen, Wäldern mit wertvollen Nussbäumen, Mineralien u. s. w., daß sein Handel sich ansehnlich entwickeln wird; unter seinen Produkten werden genannt über 100 Arten Reis, Mais, Hirse, Weizen, Tabak, Senf, Indigo, Baumwolle, Thee, Früchte, Gummi, Kautschuk, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Antimon, Wismuth, Kohle, Petroleum, Kaser, Jade, Marmor, Salpeter, Bernstein, Magneteisen, Edelsteine u. s. w. Um diese Schätze, deren Vorkommen sehr begünstigt ist, heben zu können, wird es sich für die Eng-

länder vor Allem darum handeln, die Dacoits (Räuberbanden) zu beseitigen und sich mit den Grenzquaden, China an der Spitze, gut zu stellen.

A f r i k a.

— Ein Werk, das bisher vollständig fehlte, eine Kulturgeschichte Aegyptens, hat uns Professor Adolf Erman in seinem „Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum“ (Bd. 1, Tübingen 1885, 8, Langwische Buchhandlung, 8 Mk.) geschenkt. Es ist ein geistreich und unterhaltend geschriebenes Buch, zu welchem der Autor den Stoff selbst aus den Denkmälern und Papyrius gesammelt hat, da es an Vorarbeiten fast ganz fehlte, und stets süßt der Leser sich den Ergebnissen einer Forderung gegenüber, die aus dem sicheren Boden kritischer, philologisch-historischer Methode arbeitet. Für wissenschaftliche Benutzer des Buches sind zahlreiche Belegstellen unter dem Texte bestimmt; wir glauben, daß z. B. der vergleichende Ethnologe in ihnen ein vortreffliches Hülfsmittel zu seinen Studien erhalten hat. Höchst lehrreich sind auch die zahlreichen Abbildungen, die mehr als gewöhnlich dem Zwecke entsprechen, das Gesehene zu erläutern. Die speciellen Thematika, welche der erste Band abhandelt, sind der König und sein Hofstaat, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht und Vergnügungen, deren einleitende Kapitel über das Land, das Volk und die Geschichte voranzugehen. Obwohl der Verfasser von letzteren sagt, daß sie seiner eigentlichen Aufgabe fernlägen, so gehören sie doch mit zu den anziehendsten. Wir geben hier wieder, wie sich Erman den Charakter der alten Aegypter denkt (S. 68). „Sie erschienen uns als ein verhängnisvolles Volk mit praktischem Sinne und großer Energie, aber von anfassendem Mangel an historischer Phantasie, recht als ein Volk von Bananen, wie es in dieses Land schweren Ackerbaues hineingehört.“ Es sei uns noch gestattet, die Schilderung anzuführen, die ein gründlicher Kenner Aegyptens (Büchler, Unterägypten, S. 47) von seinen heutigen Bewohnern entworfen hat; sie bezieht sich nur auf die niederen Stämme, aber diese sind es ja auch allein, bei denen das natürliche Leben des Volkes unbesungen zum Ausbruche gelangt. „Der ägyptische Bauer“, sagt er, „ist namentlich in den jüngeren Jahren erpfaulich gelehrt, fleißig und fröhlich. Im späteren Alter verliert er die Munterkeit, Frische und Elasticität des Geistes, die ihn als Knaben so liebenswürdig und vielversprechend erscheinen läßt, durch Koth und Sorge und das sein Leben ausfüllende Schöpfen mit dem Damidenfruge. Er pflügt und erntet, er arbeitet und erwirbt, aber der gewonnene

Hierher bleibt selten sein Eigenthum und er muß die Früchte seiner Arbeit den Mächtigen seines Landes überlassen. So wird sein Charakter der Sinnlichkeit eines begabten, aber mit Härte erzeugten Kindes ähnlich, welches, wenn es heranwächst, begreifen muß, daß es ausgebeutet wird. Dieses von Natur muntere Geschlecht, das in der harten Arbeit des Lebens seine Fröhlichkeit einbüßt und eigenartig und verstockt wird, das wird auch das Bild sein, das das alte Volk einem nabe-
fangenen Besucher gewährt.“

— Bischof Dunnington, von dessen Abreise nach dem Victoria Nyanza auf S. 175 des vorigen Bandes berichtet wurde, ist Nachrichten aus Sansibar zufolge auf Befehl des Königs von Uganda ergriffen worden, und es soll der geheime Befehl zu seiner Hinrichtung erteilt worden sein. Das er-
wacht schämme Verächtlichkeit, das ihn ebenfalls nach Uganda reisenden Dr. Fischer.

— Von der deutsch-afrikanischen Gesellschaft ist eine Expedition unter Dr. Schmidt und Arnold Elz zu geologischen Untersuchungen nach dem Kilima-Ndscharo-Gebiete abgeendet worden.

— Nachdem der Konful der Vereinigten Staaten Tiébel sich über die Aussichten des Congo-Staates sehr ungünstig ausgesprochen hatte, hat seine Regierung einen zweiten Vertreter, den Marineleutnant Tautz, ausgesandt, welcher bis zu den Quellen vorgebrungen ist und über den mittleren Lauf des Stromes (das Innere des Congo-Staates) wäre zu viel gesagt, sich sehr günstig äußert, sowohl was das Klima als die Landesprodukte, als auch das Verhalten der Eingeborenen u. s. w. betrifft. Sollten sich aber auch seine Angaben bestätigen, so wäre doch immer noch die weite Entfernung der fruchtbaren Gebiete von der Küste und die Livingstone-Fälle im unteren Congo Hindernisse genug, um eine Entdeckung ziemlich unmöglich zu machen, ganz abgesehen davon, daß selbst kein Europäer in Innerafrika landwirtschaftliche Arbeiten auf die Dauer zu verrichten im Stande ist.

— Die hochinteressante Trommelsprache der Camerun-Neger ist nach Dr. Buchner's vorläufigen Schlüssen vielleicht die größte geistige Leistung nicht nur der Negerrasse, sondern aller halbwildten Völker überhaupt. Sie ist von der Nualla-Sprache gänzlich verschieden und scheint eine Art von Silbenprache zu sein. Was H. Böller über sie in Erfahrung gebracht hat, ist Folgendes (Die deutschen Besichtigungen an der westafrikanischen Küste, Bd. III, S. 65): „Anfälliger Weise haben diese Negersprachen in Lausignalen weiter gebracht als irgend eine europäische Nation. Vermittels langer und kurzer Trommelschläge können sie sich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mittheilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch solche Trommelschläge von Ort zu Ort und von Landstich zu Landstich hinüberhallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unserem Militär üblichen, sondern stellen eine vollkommen ausgebildete Sprache dar, vermittels deren man nicht nur einige genau bestimmte Befehle, sondern Alles und Jedes berichten kann. Von keinem anderen Volk der Welt weiß man, daß es eine ähnliche Verständigungsart erlangen hätte. Auch am Congo kennt man Formsignale, durch die sich gar Wandelrei mittheilen läßt; aber so viel bekannt, ist auf der ganzen Erde einzig und allein im Camerun-Gebiete das Signalfachen zu einer voll-

kommenen Sprache ausgebildet worden. Wenn ich mit Eingeborenen aus dem unteren Camerun-Gebiete landeinwärts reise, war es mir sehr angenehm, durch ihre Kenntnis der Trommelsprache zu erfahren, wosmit man sich in den umliegenden Ortschaften beschäftigte und was man im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe einen Bräutigam zum Abendessen eingeladen, bald theilte ein König seinem Volke mit, daß er sehr feierlich sei, weil ich ihn beim Vorküstermarich nicht besucht und ihm seine Geschenke gegeben habe, bald wurde jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es er-
kund und noch der Befehl, sich auf einen etwaigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten. — Die Trommelsprache muß gleich jeder anderen Sprache erlernt werden, und es giebt recht begabte und hochschöne Neger, wie z. B. Jim Canalla von Tido-Stadt, die ihrer nicht mächtig sind. Es scheint, daß die meisten Männer, aber von den Frauen wohl eine Minderzahl sich auf die Trommelsprache verziehen. Jedenfalls bedarf man zur Erlernung eines außerordentlich feinen Gehörs, und das Werthwüßigste ist, daß diese seltene Signalfache auch mit dem Munde nachgeahmt werden kann, wie dies von eingeborenen Kindern, die sich in Gegenwart eines die Nualla-Sprache verstehenden Europäers unter einander verständigen wollen, ziemlich häufig gesehen soll. Auf Nualla heißt Wasser Nadiha, aber in der Trommelsprache heißt es, soweit mein Gehör zum Verständniß anreichte, Ta-ku-lo-lo-hu. Da das Instrument, dessen man sich zur Trommelsprache bedient, wohl zwei Töne, allerdings sehr modifizirbare Töne, besitzt, so müssen die Worte der Trommelsprache natürlich sehr lang werden. Obwohl die Trommelsprache im Großen und Ganzen für jenes Gebiet, in dem sie überhaupt bekannt ist, eine und die nämliche zu sein scheint, so giebt es doch gewisse örtliche Verschiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe, und die es mit sich bringen, daß sich dort bloß gewisse Gruppen von Dörfern unter einander verständigen können.“

Südamerika.

— Die Aktiengesellschaft für deutsche Ansiedelung in Südamerika, „Hermann“, hat in S. Frelicano in der Provinz Rio Grande do Sul fünf Quadrat-leguas (ca. 21000 Hektar) zu sehr billigen Preisen erworben und läßt jetzt dort Verkehrswege herstellen, das Land vermessen und die ersten Einrichtungen zur Aufnahme von Auswanderern treffen. Im Januar 1886 geht ein Beamter zur definitiven Organisation der Kolonie hinüber, welcher man ohne Weiteres ein ungleich besseres Prognostikon stellen kann, als Neu-Guinea und Camerun, Angola, Pconena und Chafrika. Denn in diesen vier Ländern wird nun und nimmer ein Deutscher auf die Dauer leben können, in Südbrasilien aber vermag er zu gedeihen.

— Wie und Buenos Ayres gemeldet wird, ist Thonar am 17. Oktober nach dem Pilcomayo, dessen Schiffsbarkeit er unterbinden soll, aufgebrochen, nachdem er beinahe einen Monat in Huancayo zubringen gewünscht war, um die erforderlichen Transportmittel, 50 Felle, 18 Ochsen und 10 Maulthiere anzuschaffen. Die Indianer scheinen kriegerisch gestimmt zu sein, weshalb ihn eine Eskorte von 25 Mann nebst 3 Offizieren begleitet.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Loos-Lande. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Wegger: Die Bewohner der Karolinen. I. — Ein Versuch auf den Galapagos-Inseln. (Bericht des Grafen Robert Pandolfi.) — Aus allen Erdtheilen: Äthen. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 7. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

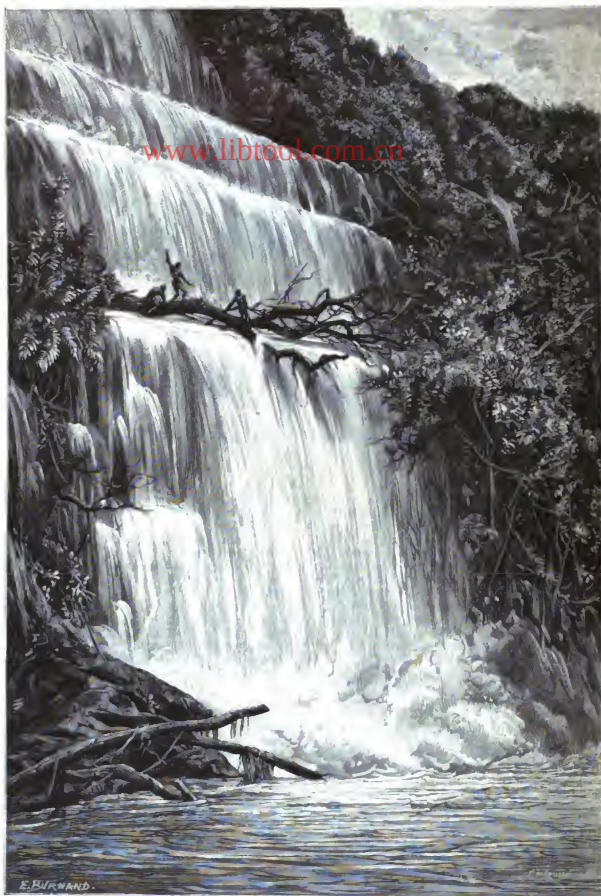
Dr. P. Reiss' Reise im oberen Laos-Lande.

IV.

Im Dorfe Ban Pal Hén, wo Reiss am Abend des 25. October Halt machte, hörte er das Rauschen der Fälle des Nam Se, bei welchen er bei der Hinfahrt vorbei gefahren war. Der Dorfhauptling zeigte ihm einen hohen Berg und sagte ihm, daß der Nam Se aus einer Spalte auf dessen Gipfel herankomme, die nicht weniger als 300 bis 400 m groß sei. Schäumend sprudelte das Wasser aus einer Art Krater hervor; ein Dorf der Khas Phutbang liege auf dem Berge, und dessen Bewohner tranken das stark mineralhaltige Wasser dieser Quelle. Da der Häuptling von Ban Pal Hén aber nicht zu bewegen war, den Reisenden nach jenem Dorfe zu begleiten und dieser auch seinen ganzen Tag für den Aufstieg opfern wollte, so gab er denselben auf, beschloß aber am nächsten Morgen zu Fuß die Fälle zu besuchen und beauftragte den Synterf, ihn in deren Nähe mit dem Stöße zu erwarten. In zwanzig Minuten erreichte er auf einem Wege, der hoch über dem Nam Kan hinführt, den Nam Se, welcher vom Gipfel des Berges über eine außerordentlich steile Wand in einer Reihe von Kaskaden herabfällt und dabei ein beläubendes Geräusch hervorbringt. Eine dichte Vegetation entzieht den oberen Theil des Falles dem Auge; aber 30 m über seinem unteren Ende, wo sich seine Wasser mit denen des Nam Kan vereinigen, kann man eine natürliche Brücke in Gestalt eines Baumstammes betreten und von dort einen wahrhaft großartigen Anblick genießen. Das Wasser breitet sich am Abhange des Berges zwischen den Felsen über mehr als 100 m aus; die Mitte des Falles bildet eine Wassermasse von 15 bis 20 m Breite, welche in fünf oder sechs Absätzen in den ruhigen, ringum eingeschlossenen Nam Kan sich

hinabwölzt. Das ganze Bett des Nam Se, Felsen, Baumstämme und Zweige sind mit einer dicken Schicht blühend-weißer Kalkkoncretionen bedeckt. Das Wasser ist klar, etwas wärmer als dasjenige des Nam Kan und hat einen sehr ausgeprochen alkalischen Geschmack; seine Masse ist groß genug, um denjenigen des Nam Kan-Wassers weiter unterhalb sehr zu verändern. Leute, welche dieses Wasser trinken, sollen niemals vom Kropfe befallen werden. Während der trockenen Jahreszeit, gegen Ende Januar, versiegt die Quelle, der Krater klappt und der Fluß vertracket; dann müssen die Khas zum Nam Kan hinabsteigen, um sich mit Wasser zu versehen. Einige Zeit nach den ersten Regengüssen, gegen den Beginn des Juli hin, hört man im Inneren des Berges heftige Detonationen und draußend ergießt sich wieder Wasser aus dem Krater, mitunter Zweige und Fische mit sich führend, die oft sehr groß und von derselben Art sind, wie diejenigen im Nam Kan. Nach Angabe der Vaos hätten dieselben den gleichen eigenthümlichen unangenehmen Geschmack, wie das Wasser des Nam Se.

Seitdem der Reisende zum ersten Male bei dem Wasserfalle vorbei gefahren war, hatte der Nam Se schon an Größe abgenommen; auch der Nam Kan saut rasch, und überall waren jetzt die Vaos beschäftigt, Fischzäune zu errichten, welche der Bootsfahrt sehr hinderlich sind. Dieselben befinden sich gewöhnlich unterhalb von Stromschnellen und haben nur in der Mitte des Stromes eine Öffnung, um Boote hindurch zu lassen. Ein solches Wehr wird von riesigen Treisfischen gehalten, bestehend aus drei tief in den Grund eingerammten Pfählen, welche an ihrem oberen Ende fest durch Notang zusammengebunden sind; innerhalb



Wasserfall des Nam Se.

dieser DreifüÙe ist ein mit schweren Steinen belastetes Brett eingefügt, wodurch der ganze Jann mehr Festigkeit erhält und weniger leicht von der Strömung hinweggeführt werden kann. Zwischen den DreifüÙen wird ein einfaches Flechtwerk aus Bambu angebracht und in demselben Reusen, welche bei tiefem Wasser und geringer Strömung von gewaltiger Größe sind und nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ bis 2 m Durchmesser haben. Alljährlich werden diese Fischwehre während der Regenzeit vom Wasser fortgeführt; aber sobald die FlüÙe wieder zu sinken anfangen, verschieben sich die Dorsbewohner, um sie wieder herzustellen und neue Reusen zu flechten. Die während der trockenen Jahreszeit gefangenen Fische werden gesalzen, geräuchert und unter den verschiedenen Familien vertheilt, während ein Theil zum Bezahlen der Steuern dient. Die beiden DreifüÙe, welche in der Mitte des Flusses zu beiden Seiten der Durchfahrt stehen, werden mit Zweigen oder einer Art Felsen von zerhacktem Bambu gekrönt und zeigen so schon von Weitem den

stromabkommenden Booten und Flößen den richtigen Weg; diese müssen aber mit großer Genauigkeit geleitet werden, um nicht an den Felsbänken Schiffbruch zu leiden.

Am 26. Oktober passirte der Reisende die gefährliche Stromschnelle Keng Nan, unweit deren das Grab des französischen Reisenden Mouhot liegt; aber er besuchte es diesmal nicht, da sein schweres Floß an dieser Stelle nur sehr schwer anzuhaken gewesen wäre, und da er schnell nach Nuang Prabang zurückkehren wollte, wo er Briefe aus der Heimat vorzufinden hoffte und nach seinen zurückgelassenen Leuten und Sachen zu sehen begierig war. Die Fahrt über die Stromschnelle Keng Nan wäre dem Floße fast verhängnißvoll geworden; denn gerade dort, wo die Strömung am reißendsten war, stieß es auf einen Felsen und das Wasser begann darüber hinwegzusprühen. Aber zum Glück war es nicht zerbrochen, und nach einem unschwerwigen Lade und mit durchdrängtem Gepäcke kam man wieder frei. Am 27. Oktober war Nuang Prabang wieder erreicht.



Fischfangzaun im Nam Kan.

Reisch hatte seinen Aufenthalt am oberen Nam Kan benutzt, um einige Lebensmittel einzukaufen, da namentlich die Produkte dort viel billiger waren, als in Nuang Prabang. Diefelben bestanden in einem Schweine, Geflügel, gesalznen Eiern und einigen Kilogrammen Tabak für seine Leute. Das Alles hatte er dem Thesaur von Kiang Ngun übergeben, welchen er gelegentlich des herannahenden großen Wasserfestes auf eine Woche zu sich eingeladen hatte. Einige Tage später schiffte sich derselbe auf einem großen Floße ein, welches seine schönsten Sachen, die Lebensmittel des Reisenden und eine ganze Ladung von jener adstringirenden Rinde trug, welche die Laos mit Betel zusammen kauen. Mit dieser Rinde wird viel Handel getrieben, und so besah auch der Thesaur davon für nicht weniger als 100 Tital, die er in Nuang Prabang zu verkaufen gedachte. Als er nun die Schnelle Keng Nan passirte, dieselbe, wo Reisch beinahe zu Schaden gekommen wäre, kletterte sein Floß und der arme Thesaur verlor alle seine Waare. Fast wäre er noch selber ertrunken, als er das von Reisch gekaufte Schwein retten wollte, und so erschien er denn in einem ziemlich jämmerlichen Aufzuge vor dem Reisenden, laut

weinend und dabei das Schwein führend, das nicht weniger laut schrie.

In Nuang Prabang angekommen, fand Reisch Nachrichten aus Frankreich und Bangkok; man theilte ihm mit, daß er nicht verzagen sollte, nach Tongking vorzubringen und sich der chinesischen Grenze zu sehr zu nähern. Zugleich hatte der König von Siam auf Bitten des Gouverneurs von Cochinchina und des Konsuls in Bangkok an den König von Nuang Prabang den Befehl gesandt, über die Sicherheit des Reisenden zu wachen.

Von den Hös waren schlechte Nachrichten eingelaufen; sie hielten noch immer das Land der Phüung und das ganze Land im Westen von Tongking besetzt. Dasselbe wird von Laos bewohnt und war noch vor wenigen Jahren in kleine Fürstenthümer getheilt, welche von Nuang Prabang und Tongking zugleich abhingen; es lieferte allein alles Bengoharz und den meisten Stodlad, der von Nuang Prabang auf den Markt von Bangkok kommt. Die nördlichsten Fürstenthümer hielten sich auch für Unterthanen Chinas und zahlten dergestalt einen dreifachen Tribut, was freilich nicht hinderte, daß sie unaufhörlich von chinesischen Räuber-

banden, eben jenen Söds, geplündert und verwüstet wurden. Trotzdem erklärte Reis, den Nam II nach Norden hinauszufahren zu wollen, beklagte sich bitter über die Abkürzung der Reise auf dem Nam Kan und erreichte es, daß ihm der König versprach, nach der Feier des Wasserfestes in Yuang Prabang die nötigen Anordnungen für eine Fortsungsreise auf dem Nam II zu treffen.

Vom 12. bis 17. November wurde in Yuang Prabang das Wasserfest mit ungewohntem Glanze gefeiert; nach Ansetzungen der Mandarinen war es seit mehr als 10 Jahren nicht so schön gewesen. Am dritten Tage war das Gefolge des Königs wahrhaft imposant, denn es bestand aus mehr als 10000 Menschen verschiedener Rasse, die aus allen Theilen des Königreichs zusammengekömmt waren. Der

König hatte dem Reisenden einen Platz neben sich angewiesen und hielt mit seiner Freude nicht zurück, als er sah, wie Reis sich Notizen machte. Wiederholt fragte er ihn, ob er beabsichtige, in Frankreich von dem Glanze des Festes in Yuang Prabang zu erzählen, und das wurde ihm auch versprochen. Doch soll es nicht an dieser Stelle geheißen; denn viele Seiten würden dazu nicht genügen. Vier Tage lang wohnte Reis von Morgen bis Abend Regatten, Schiffsrennen, Scheinlampfen, Theatervorstellungen, Feuerwerken u. dgl. alle diese Veranstaltungen, die von Tänzen und Musik der verschiedenen Völkerschaften des Reiches, Schwarz- und Weißbänden, Thais, Laos, Khas und Khas, begleitet wurden, waren von großer Verschiedenheit und wahrhafter Originalität. Nach Beendigung des Festes ließ Reis dem Könige

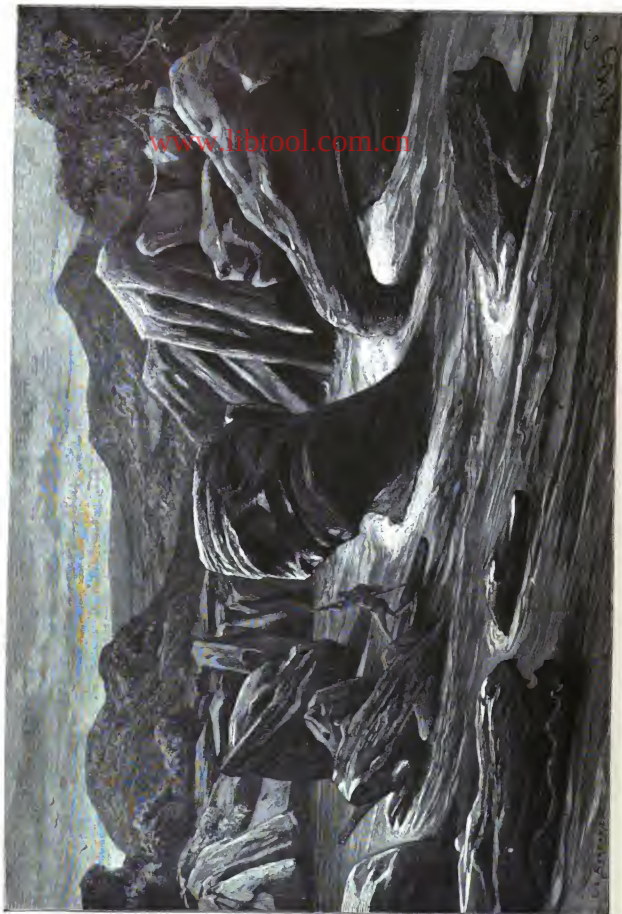


Lager im Thore einer Pagode.

einige Tage Ruhe und dann begab er sich zu ihm, um ihm zu erklären, daß er mit Ungehoß den Augenblick der Abreise nach dem Nam II erwarte. Diesmal wies er die Begleitung des Synkes zurück und wählte einen höher stehenden, dabei aber jüngeren Mandarinen, den Phya Dokong, zu seinem Gefährten, auf welchen er einen größeren Einfluß ausüben zu können hoffen durfte. Der König seinerseits ertheilte Befehle, daß Reis nur in jedem Bezirkshauptorte die Kuderer zu wechseln brauchte. Den größten Theil seines Gepäcks ließ er unter der Obhut von Phnuc und Thoi zurück, während Yong und der kleine Kô ihn begleiteten.

Am 26. November bald nach Mittag erfolgte die Abreise den Melong aufwärts; vier Stunden später wurde an der Mündung eines ziemlich ansehnlichen Zuflusses, des

Nam Söan, beim Dorfe Pal Söan, Halt gemacht. An dieser Stelle, einer der materichsten am Melong, erweitert sich der Strom beträchtlich und umfließt eine reizende Insel, auf welcher sich im Schatten von Zucker- und Kokospalmen eine niedliche Pagode erhebt. Der östliche Arm des Melong wird fast vollständig durch eine Felsbank versperrt, welche man überwinden muß, wenn man in den Nam Söan einlaufen will. Wenn man sich nicht in Pal Söan aufhalten braucht, so benützt man den westlichen Arm und bemerkt alsdann die Mündung des Zuflusses nicht. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Mission de Lagrée, deren Arbeiten sonst so ausgezeichnet sind, den Nam Söan kaum erwähnt, während Reis ihn für ein sehr ansehnliches Gewässer hält. Es kommt von Osten, ist für Pirogen mehr als acht Tagereisen weit schiffbar und fließt



Ausgehauene Felsen im Nam U.

Formen vorgepiegelt, wie man auch öfters, wenn man bei Sonnenuntergang die Wolken am Horizonte betrachtet, Silhouetten von Personen und Fabelthieren zu erkennen glaubt. Reis nahm sich also zusammen und verboppelte seine Aufmerksamkeit: aber nein, es waren wirklich Skulpturen, die er vor Augen hatte, die Umrisse der Felsen ließen deutlich die Spuren von menschlicher Arbeit erkennen. Man hatte die zufällige Form der Klippen benutzt, um einheimische, sowie auch phantastische Thiere, sehr viel seltener menschliche Figuren herzustellen. Mit Erstaunen sah er während des ganzen Restes des Tages, d. h. auf einer Entfernung von mehr als 12 km, Tausende von Felsen zu den verschiedensten Figuren angearbeitet. Meist erschien die Thiergestalt von ferne gesehen am deutlichsten, während sich beim Näherkommen die Umrisse mehr und mehr verwischten und man zuletzt nur mit Mühe in dem rohen Felsen die Skulptur wiederzuerkennen vermochte, welche man wenige Minuten vorher noch genau unterscheid. Die

Künstler hatten offenbar beständig das Bestreben, ihre Arbeit zu verstecken, so daß es den Anschein hatte, als hätten die Felsen von jeher so ausgesehen. In den letzten Wochen war das Wasser gesunken, so daß die meisten Skulpturen über ihre Oberfläche hervorragten, während andere noch völlig davon bedeckt waren. Bei allen, deren Augen nicht durch ein Loch bargehellt waren, waren dieselben vor Kurzem erst mit Weiß oder Roth angemalt worden, aber gleichfalls in einer Weise, daß diese rohe Nachhilfe durchaus natürlich und zufällig erschien. Wo weisser Kalk zum Malen des Auges benutzt worden war, hatte man ihm die Form von Vogelmist gegeben, und rothe Augen erzielte man durch eine ausgepuderte Prime Metel.

Reis fragte seine Ruderer um Auskunft, die ihm ganz fest erwiderten, daß sie nichts Ungewöhnliches zu sehen vermöchten; aber ihr verlegenes Benehmen und ihre besorgten Miene, als der Reisende in sie drang, bewiesen demselben, daß sie wohl begriffen, was er meinte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von Emil Meßger.

II. (Schluß.)

Haben wir bisher die Eigenschaften der Karolinier im Allgemeinen besprochen, so wenden wir uns jetzt zu denjenigen Zügen, welche speciell im socialen Leben zur Geltung kommen und in den Einrichtungen des letzteren selbst. Es ist namentlich Rubary, der in seinem kürzlich erschienenen und oben schon erwähnten Werke über die Palau-Inseln dieselben sehr eingehend besprochen und damit alle anderen Mittheilungen in den Hintergrund gedrängt hat; leider ist es nicht möglich, vom dem reichen Inhalte einen auch nur einigermaßen vollständigen Auszug zu geben, so daß wir den Leser auf jene Abhandlung selbst verweisen müssen. Wir folgen derselben jedoch im Nachstehenden, was die Palau-Inseln betrifft, ausschließlich, da er die von Semper mitgetheilten Ansichten wiederholt berichtigt¹⁾, und fügen über die anderen Inseln noch das Wichtigste bei, was zum Theil Rubary selbst mittheilt, zum Theil aus anderen Quellen stammt.

Die Dorfgemeinschaft bildet auch einen politischen Staat; die ältesten männlichen Familienhäupter bilden die Rukap, die Frauen die Rukapabüts. Die übrigen Mitglieder bilden das Volk, welches, Männer und Frauen besonders, in einzelne Vereine, die Radbebele, getheilt wird. Die Familie, nicht nur auf Palau, sondern auf allen Inseln, mit Ausnahme von Jap, umfaßt nur die Nachkommenschaft der Frauen, die als mit einander verwandt betrachtet wird, und sich nicht mit einander vermischen darf, dagegen darf dieselbe sich mit der Familie des Mannes verheirathen. Eine solche Familie wird durch den ältesten Mann, Obokul genannt, repräsentirt, sein Wohnhaus, Waj a bny, wird zum Centrum des ganzen Familienlebens. Wie nun aus den einzelnen Waj die Gemeinde entstand, konnte es nicht fehlen, daß im Laufe der Zeit Beziehungen zwischen den Gemeinden sich bildeten, so daß sich die Gemeinden um eine andere hin

zu scheinbar complicirten Staaten vereinigten. Die Weiterentwicklung derselben konnte jedoch nicht durch Eroberungen geschehen, sie hing nur von der Fruchtbarkeit der Frauen ab; besonders jedoch ist zu bemerken, daß es immer nur eine Verbindung von Gemeinden, kein Staat mit centralisirter Regierung war, was sich so bilden konnte.

Aus diesen wenigen Worten schon ergibt sich die Bedeutung, welche der Frau im Haushalte der Karolinier zukommt. Wenn die Frauen des Stammes ansterben, muß auch der Stamm aus der Gesellschaft verschwinden; die Frauen sind „Mütter des Stammes“; demgemäß hat jede Familie eine weibliche Gottheit, in jedem Dorfe findet man anghernd den männlichen Landesgott. Natürlich haben die ältesten Frauen des Waj einen sehr großen Einfluß. Die Sache wird dadurch noch verwickelter, daß der Titel in der Familie nicht immer regelmäßig vererbt wird. Es sei noch bemerkt, daß in den höchsten Familien die Vornamen bestehen, den „Obokul“, der etwa zu lange regiert, gewaltsam das Zeile zu schaffen.

Der Obokul ist der einzige des ganzen Stammes, der eigentlich vollkommen eingerichtet ist und seine Familie bei sich hat; die anderen Männer sind nach der Reihenfolge der Mütter geordnet und durch den Tod der Vordemänner steigen sie im Stamme auf, bis sie selbst Obokuls werden.

Bis zu dieser Zeit leben sie theils im Hause ihres Obokuls (der sich dieselben jedoch nach Möglichkeit vom Hause zu halten sucht), oder mit der weiblichen Linie. So finden wir im Allgemeinen nur die ältesten und jüngsten weiblichen Familienmitglieder für gewöhnlich im Hause, die männlichen Mitglieder kommen nur über Tag, die Rukäts bringen sie in den Waj zu, über die wir gleich sprechen werden. Um diese Einrichtung richtig würdigen zu können, muß man die Palau'sche Ehe und die vorsehliche Zeit des weiblichen Lebens etwas näher kennen lernen. Das kleine Mädchen geht der Mutter zur Hand, die seine Reife ungewöhnlich erwartet und dieselbe künstlich beschleunigt. Hat das Mädchen

¹⁾ Rubary setzt ausführlich auseinander, worin die Irrthümer Semper's beendeten haben sollen.

nun die nöthige Instruktion empfangen, so sucht es sobald als möglich einmal, aber auch nur einmal, mit jedem zahlungsfähigen Manne der Gemeinde vertrauten Verkehr zu haben, wobei jedoch der äußere Schein um so leichter gewahrt wird, als es hier sich nicht um sinnliche Ansehensleistungen, sondern um die Befriedigung der durch die Sitte anerkannten Danksucht der Eltern handelt.

Nachdem das Mädchen einmal so eingeweiht ist, kann es entweder als Armenbol in die Fremde gehen, oder einen Molobol mitnehmen, oder endlich einen Mann nehmen.

Das Armenbol ist eine **Sitte**, die nur auf **Palau** und **Palau** bekannt zu sein scheint. Das Mädchen geht in das „Bon“ eines fremden Dorfes, wobei sie nominell einem bestimmten Manne gehört und dafür bezahlt wird.

Sie hat eine gewisse Freiheit, sich mit anderen Männern einzulassen, kann jedoch nicht dazu gezwungen werden. Die eigentliche Bedeutung gewinnt diese Sitte jedoch erst dadurch, daß sie dort sich mit dem aus dem Familienkreise verbannten politischen Leben der Männer bekannt macht.

Bei dem Molobol gehen sämtliche junge Frauen einer Gemeinde nach einem anderen Orte und werden da Armenbol, wofür sie schließlich ein ansehnliches Ethak Geld empfangen, welches in der Heimath durch die Häuptlinge vertheilt wird.

Doch kommt es auch vor, daß eine junge Frau sich vorher verheirathet, was allerdings keine besondere Cerimonie erfordert. Es dauert daher auch gewöhnlich ziemlich lange, bis ein Mann dauernd verheirathet ist, und das geschieht schließlich gewöhnlich mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung; ist dieselbe ansehnlich, so sucht er eine Frau, die dem Hauswesen in entsprechender Weise vorzustehen im Stande ist. Ueberhaupt, so obsolet das eben Erwähnte für unsere Begriffe auch sein mag, läßt es sich nicht leugnen, daß die Frau häufig trotz aller vorangegangenen Ereignisse dauernde Zuneigung einzulösen im Stande ist und dieselbe auch verdient.

Auf allen Karolineninseln, mit einer einzigen Ausnahme, erben die Kinder den Stand der Mutter und gehören ihr ganz und gar; die Erben des Mannes sind also nicht die leiblichen Kinder, sondern die ältesten Neffen und Vettern, d. h. die männliche Nachkommenschaft der Tante von Mutterseite und der Schwestern. Der vermuthliche Erbe leitet auch vorkommenden Falles die Transeierlichkeiten.

Im Allgemeinen besteht eine Trennung des Volkes in Vorrechte und Geringe, wozu auf manchen Inseln auch noch Sklaven kommen. Die Unterschiede, die in den einzelnen Klassen gemacht werden, sind ziemlich groß. Häuptlinge und niedere Adel werden so sehr von einander getrennt, daß nur selten Gerichte zwischen diesen beiden Ständen stattfinden; ist dieselbe es zwischen Adelligen und Gemeinen. Grundeigentum scheint jedoch auf manchen Inseln allen freien zuzukommen, während auf anderen Inseln „die kleinen Leute“, das eigentliche Volk, dem Adel gegenüber zu stehen und von jedem Grundeigenthum ausgeschlossen zu sein scheinen. Der Bericht des „Belasco“ kennt auf Jap nur zwei Klassen, die der freien und Sklaven, letztere stammen vermuthlich von den im Kriege mit anderen Inseln gemachten Gefangenen ab. Die Söhne von Sklaven stehen in dem gleichen Verhältnisse, die Arbeit derselben gehört dem Herrn; in der Palau-Gruppe besteht nach derselben Quelle keine Sklaverei.

Die verschiedenen Stände unterscheiden sich durch äußere Zeichen in der Kleidung, namentlich aber an den Booten; jeder bereitet dem über ihm Stehenden die größte Ehrfurcht, verbeugt sich vor ihm bis zur Erde, nähert sich ihm nur freudig, darf ihn beim Sprechen nicht ansehen und unter-

bricht jedes Gespräch, wenn er vorbeigeht; auf den centralen Inseln ergreift der Geringere Hand und Fuß des Höherstehenden und streicht damit über das eigene Gesicht; nie darf er vor einem solchen aufrecht stehen. Wie oben schon erwähnt, ist der Staat — und zwar nicht nur auf den Palau-Inseln — vielfach identisch mit der Dorfgemeinschaft; doch findet man auch andere Zustände: Kusaie bildet einen Staat, dessen Fürst über zwölf Häuptlinge regiert, die alle auf Yela wohnen; der niedere Adel lebt in den Dörfern, deren Leitung ihm anvertraut ist. In Ponape besitzen fünf Staaten, jeder mit einem Könige und einer bestimmten Zahl von Häuptlingen, die eine ganz bestimmte Rangordnung haben und nach Umständen, sobald eine Salang eintritt, in eine höhere Stelle aufrücken, bis sie endlich möglicher Weise die Königwürde erlangen. Daneben aber besteht auch eine ganz Reihe von niederen Häuptlingen, gewissermaßen *minorum gentium*, die nie zur höchsten Würde gelangen können. In Jap ist die Auflösung wohl am weitesten vorgeschritten; schon zu Chamisso's Zeiten gab es da 46 Distrikte, Meinde giebt ihre Zahl auf 56, Vernohe auf 67, D. Emilio de Watron auf einige 80 an. Nach dem Berichte des „Belasco“ giebt es in Palau (wie oben schon nach Kubary's Mittheilungen erwähnt ist) eine große Anzahl von Staaten, doch unter den Königen sind zwei, Ababul in Koror und Arakal in Aringol, die einflussreichsten, die anderen stehen zu ihnen in einem gewissen Feudalverhältnisse. Die Stände treten sich scharf getrennt entgegen; die Könige mit dem Adel regieren, doch neben dem Adel, der zur Verathschlagung hinzugezogen wird, und neben dem Könige hat der Alcali, eine Art Augur oder Oberpriester, einen großen Einfluß. Wie es scheint, will sich jedoch die Staatsgewalt von der geistlichen emancipiren, wenigstens hat sich in Koror der König Ababul seit dem Tode des Alcali, welcher vor einigen Jahren starb, gefunden hat, der Ernennung eines neuen widersetzt.

Wir übergehen die mannigfachen Unterabtheilungen, die man in den Stämmen findet, über welche namentlich Kubary sehr ausführlich berichtet, um nur noch zu erwähnen, daß auch bei den Frauen eine gewisse Ordnung besteht, die durch weibliche Häuptlinge überwacht wird. Derselben führen ein strenges Regiment und sind eine Macht, mit welcher die männlichen Häuptlinge sehr rechnen müssen. Uebrigens ist die Herrschaft der Häuptlinge durchaus nicht als absolut zu betrachten, wenigstens nicht in den Kolbekele, den Clanschaften, die fest zusammenhalten. Die Mitglieder derselben stehen unter einander auf dem Fuß der vollkommener Gleichheit und behandeln einander sehr rücksichtslos, wie wenn die Sitte in mancher Beziehung recht streng ist; z. B. ist eine Schlägerei beinahe ganz unbekannt, die Verletzung des Körpers, selbst das Verpeihen mit Wasser dem Andern wird übel genommen. Das gegenseitige Aneinander auf öffentlichen Wege wird ernstlich gerügt und das Unbilden um eine Ede mit besonderer Sorgfalt behandelt. Wie wird ein Mensch dies thun, ohne erst eine bestimmte Formel auszusprechen und die Antwort abzuwarten. Ferner darf der Name der Frau eines Andern nicht genannt werden; überhaup wird dem weiblichen Theile der Bevölkerung gegenüber viel Rücksicht genommen. Nicht den Frauen wird das einem Andern gehörige, allen Karolinern eigenthümliche Korbchen am meisten respektirt.

Daß es unter den angegebenen Verhältnissen mit ihren vielfachen Verbindungen und Beschränkungen trotz des friedlichen Charakters der Karoliner doch leicht zu Streitigkeiten kommt, ist erklärlich, obwohl manche der Inseln kaum im Besitze von Waffen zu sein scheinen. An Stelle der offenen Kämpfe sind vielfach Raubzüge und heimliche Ueberfälle

getreten; die Kriegsbeute wird im Triumphe heimgebracht und da ausgestellt; der Kopf eines Feindes ist sehr willkommen. In Ponape wird der Friede durch Ueberlieferung einiger Kanuwaizen angeboten. Als Waffe dient die Schlanke aus Kokosfaser, welche die Karoliner gewöhnlich um den Kopf tragen und die sie sehr geschickt zu gebrauchen verstehen, dann Panzen von Kokosblättern mit Spitzen von hartem Holz, Haifischhäuten, Knochen, ferner leichte Brustspieße; auf Jap kam auch eine Art Muserang vor. Jetzt treten häufig auch europäische Waffen, allerdings von sehr schlechter Beschaffenheit, auf.

Nachdem wir oben schon der Armengol gedacht haben, insofern sie auf das Volksthum im Ganzen Einfluß ausüben, mögen hier noch einige Mittheilungen über die Ehe u. folgen. Im Allgemeinen herrscht bei den Karolinern die Polygamie; die Zahl der Frauen ist durch die Mittel des Einzelnen beschränkt; die erste Frau scheint die folgenden, welche eine Verstärkung der Arbeitskraft bilden, gar nicht ungen zu sehen. Da, wie schon erwähnt, die Heirath im Allgemeinen nur statthand, um eine Haushaltung zu begründen, so spielen Geschenke bei der Werbung eine große Rolle. Die Verwandtschafts- und Stammverhältnisse legen der Ehe kein Hinderniß in den Weg, auch Geschwistern sollen vorzukommen. Die Beschreibungen sind leicht; die Frau wird besser gehalten als auf den meisten Inseln des polynesischen Archipels. Wenn Meinade sagt, daß die Ehe heilig gehalten wird, so scheint er sich darin zu täuschen; denn allem Anscheine nach werden die Paare auch von den verheiratheten Männern besucht und, wie Semper berichtet, sind die Frauen verpflichtet, die dort befindlichen Mädchen zu bedienen. Auch die verheirathete Frau traut nach der Behauptung Burton's die Keuschheit nicht als Tugend, sondern ist nur insofern keusch, als sie sich als das Eigenthum eines Mannes betrachtet; wenn er ihr befehlt, sich einem anderen Manne hinzugeben, wird sie dem Befehle keinen Widerstand entgegensetzen. Giebt sie sich in Abwesenheit des Mannes einem Anderen hin, so erzählt sie es gewöhnlich dem ersten selbst, der sich nur dann an dem Liebhaber zu rächen sucht, wenn derselbe seiner Ansicht nach nicht freigebig genug gewesen ist. Die Frauen in den „Großen Häusern“ müssen immer aus fremdem Stamme sein. Der Preis für ein Mädchen, welches ein Karoliner in ein solches Haus führen will, ist höher, als wenn er sie zu seiner Gattin zu machen beabsichtigt; ebenso bezahlt er einen höheren Preis, wenn er eine Armengol zur Frau erwählt.

Wird die Frau schwanger, so geht sie in den letzten Monaten der Schwangerschaft nicht mehr mit zur Feldarbeit; sie gebärt (Jap) auf dem Boden sitzend. Dann nimmt sie ein Bad im Meere und zieht sich einige Tage lang in ein besonderes Haus zurück, in welches kein Mann eintreten darf. Auch zur Zeit der Katamenien ziehen die Frauen sich zurück; ob während dieser Zeit besondere Gebrauche, z. B. Abwaschungen, beobachtet werden, ist nicht bekannt. Während bemerkt, scheinen sie mit dem Wasser, so weit es zur Reinigung des Körpers verwendet werden sollte, auf sehr gespanntem Fuße zu stehen.

Die erste Entbindung einer Frau giebt, auf Palau wenigstens, der ganzen Gemeinde Veranlassung zu Festlichkeiten; die Frauen des eigenen Dorfes und die der benachbarten Gemeinden kommen mit Geschenken, wogegen sie bewirthet werden. Dem Kinde wird durch den Vater ein Name gegeben. Bleibt die Ehe kinderlos, so sucht die Frau das Kind einer Stammverwandten Frau zu adoptiren; ganz fremde Kinder werden nie adoptirt.

Die Weise der Bestattung ist auf den verschiedenen

Inseln, in den Grundzügen wenigstens, ziemlich ähnlich¹⁾. Die Todten werden gewaschen, mit Del und Kuruma eingerieben, die Haare geschmückt, dann die Leiden in Matten eingehüllt und in einem Boote oder Zarge angefüllt. Vornehme werden dann begraben. Auf einzelnen Inseln wird nach einer gewissen Zeit die Leiche wieder aufgenommen und in einem besonderen Theile des Hafens verfenkt. Bei sehr vornehmen Personen wird das Grab mit einem Steinhause umgeben; auf Ponape wird das Grab eines Mannes mit einem Kider, das einer Frau mit einer Spindele geziert. In Ulie werden die Todten verbrannt, die gewöhnlichen Leute auf Brettern oder in kleinen Booten dem Meere übergeben, welches sie nach dem Volksglauben der anderen Welt zuführt. In Tobl geschieht dies auch mit Greifen und Schwerkranken; nur kleine Kinder werden hier begraben, da sie noch nicht im Stande sind die Boote zu führen. Auf den Palau-Inseln wird die Leiche womöglich von der Schmelte oder der Frau gewaschen, und dann, wie oben angegeben, behandelt und ausgefüllt. Im Todtenhause, welches taor geworden ist, darf nicht gestört werden. Zu den Trauergebrüchen gehören laute, heilige Klagen, namentlich der Frauen, Abschneiden der Haare, Bestreuen des Körpers mit Asche, aber auch Tänze, Scheingefechte, namentlich aber Fälschung des Eigenthumes des Todten.

Die Vergnügungen, die bei den Karolinern sehr beliebt sind, werden meistens der Jugend überlassen; der Name ist auf den Palau-Inseln bezeichnend: „Wandala beim Mondaufgange.“ So lange die Nächte nämlich dunkel sind, fürchtet man sich, die Hölle zu verlassen; aber mit dem Mondaufgange ändert sich die Scene. Verträge auf allen Inseln nehmen beide Geschlechter an den Tänzen theil, die auch bei religiösen Festen aufgeführt werden; zuweilen gehen dieselben in mimische Vorstellungen über. Als einzige Begleitung dient beinahe überall der Gesang. Die Lieder sind in Strophen eingetheilt; dieselben sind theils vollständig in der Sprache des Landes, theils aber, wie Kriegslieder und Trauergesänge, in fremdem Idiom. Das Ende jeder Strophe wird durch wildes Schreien oder starkes Klatschen auf die Arme, auf Brust und Schenkel angedeutet. In Ponape findet man eine mit der Nase gelosene Bambusflöte und eine Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten, an beiden Enden mit Haifischhaut überzogenen Stübe Holz; auf allen Inseln ist die Muscheltrompete sowohl im Kriege als auch bei religiösen Festen im Gebrauch. Wie es bei einem solchen Feste zugeht, beschreibt u. A. Fernholm recht lebendig (a. a. D. S. 34). Langsam und gravitätisch beginnt der Tanz, wird aber immer lebhafter; immer schneller bilden sich wechselnde Gruppen von Tänzern, welche die kleinen Stöckchen, deren sie sich anfangs nach Art der Kastagnetten bedienen, mit schweren Bambusstöcken vertauschen, die sie laut dröhnend auf einander schlagen. Immer toller wird das Treiben, welches sich jedoch streng im Takte bewegt, bis endlich die alten Weiber mit gekrümmtem Rücken und hängendem Kopfe sich auch in die Reihe der Tänzenden stellen, bald aber so lebhaft und beweglich werden, daß sie es den Jüngsten gleichthun, ja sie häufig abertreffen.

Einen anderen Tanz beschreibt der Bericht des „Belasco“. Ältere Männer, mit dem Kriegsgürtel geziert, stellen sich in eine Reihe; dann setzt sich derjenige, dessen

¹⁾ In jüngster Zeit hat Rubery in den „Original-mittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der Königl. Museen zu Berlin“ (1885) sehr interessante Mittheilungen über die Bestattung auf den Palau-Inseln gemacht.

Gesang den Tanz begleiten sollte, zur Seite nieder; auf ein Zeichen fing die einsformige, nicht unangenehme Musik an. Hierbei wurden Paare gemacht, um die gleiche Dauer der Strophen zu markiren; die anderen folgten dem Takte, als ob sie von einer und derselben Feder bewegt würden, und führten, ohne sich von der Stelle zu bewegen, die gleichen Bewegungen aus. Es waren Drehungen zur Rechten und zur Linken, Kniebungen, Erhebungen der Arme, Vorwärts- und Rückwärtsschreiten, alles mit sehr abwechselnder Mimik. Eine der charakteristischsten Figuren des Tanzes bestand darin, daß sie ein Bein an die Stirn brachten, während sie gleichzeitig den Körper mit Reichtigkeit herunterbogen. Der rechte Arm war sowohl angedeutet, daß er mit dem Rücken der Hand den Boden berührte, dann richteten sie sich wieder mit großer Reichtigkeit auf und nahmen eine würdevolle Haltung an. Bei dem Niederbengen und Wiederaufrichten werden die Bewegungen der Hand mit bewundernswürdiger Vollendung gemacht, und von sprechenden Blicken begleitet, in zu ähnlicher Weise werden alle Figuren des Tanzes ausgeführt.

Die nationale Art des Größens, die in ganz Polynesien übliche Ralecenen, scheint durch europäische Einflüsse etwas in den Hintergrund gedrängt worden zu sein; auch andere polynesishe Gebräuche treten noch hier und da auf; z. B. das Vertauschen der Namen und Preisgeben der Frau an den Gastfreund.

Da die Karoliner im Allgemeinen viel freie Zeit haben, kennen sie verschiedene Spiele; die Knaben üben sich im Speerwerfen auf dem Strande oder im Korallenfischen. Andere Spiele sind das Ziehen an einem langen Tau oder starken Fianenstengel, das Vertheiligen eines in die Erde gepflanzten Stodes, den die andere Partei zu erobern sucht. Wer hierbei von einem Angehörigen der Gegenpartei auf die Hand getroffen wird, muß aus dem Spiele ausreten. Vertheilungsspielen, Fängen von Korallenfischen und Ballschlägen sind beliebt, ebenso ein Spiel, wobei sich eine Menschenkette bildet, von deren Ende sich Einzelne loslösen, welche dann, unter der Kette einander verfolgend, durchschlüpfen, um sich am Ende der Kette wieder anzuschließen. Bei einem anderen Spiele steigen Einzelne auf die Schultern ihrer Freunde und suchen sich gegenseitig herabzustoßen; mit einem Worte, es herrscht hierbei große Mannigfaltigkeit; auch Hahnenkämpfe kommen auf den centralen Inseln vor.

Die Karoliner ruhen in verschiedenen Stellungen aus, sie hocken oder sitzen auf den untergeschlagenen gekreuzten Beinen. Ueber die Haltung der Frauen beim Wehen ist oben bereits gesprochen worden. Der Art, wie sie die Kotschalen heissen, möge, wieviel sie nicht etwa dieser Gruppe eigenthümlich ist, gedacht sein; es geschieht dies, indem sie die Hüfte mit einem Stricke zusammenbinden, der ihnen an dem Stamme einigen Halt gewährt; dabei werden die Hüften so weit wie möglich vom Stamme zurückgehoben, so daß sie eigentlich nach unseren Begriffen nicht klettern, sondern den Stamm gewissermaßen erreichen.

Um sich unter einander Mittheilungen zu schicken, bedienen sie sich häufig getoelter Taue.

Die größte Eigenthümlichkeit, welche die Inseln dem Forscher bieten, sind die Ueberreste einer lange vergangenen Zeit, die man auf einzelnen Inseln antrifft, und die bis jetzt noch dem Ethnographen als ein ungelöstes Räthsel vorliegen. In Kusaie findet man hohe Basaltmauern, die sprechenden Ueberlieferungen, daß die Inseln einmal von einem kräftigeren und intelligenteren Menschenstamme bewohnt und stärker bevölkert gewesen sein müssen. Hermsheim theilt mit, daß sie gleich hinter dem Dorfe ihren Anfang nehmen

und fast die ganze Insel bedecken; er sah solche Mauern bis zu 30 Fuß hoch und 15 bis 16 Fuß breit. Der untere Theil besteht aus abgerundeten Basaltblöcken, deren Gewicht er auf 4000 bis 5000 Pfund schätzte; meist umschließen sie unregelmäßige Vierecke, zu denen große, halb verschüttete Oefnungen den Zugang gewöhren; im Inneren findet man prächtige, gewaltige Pflanzensäulen, der Boden ist häufig mit flachen Steinen gepflastert. Schmale Gräben umziehen die Mauern und münden in breite Kanäle, die zur Zeit der Fluth befahrbar sind und mit dem Hafen in Verbindung stehen.

Hermsheim hält dieselben für Vertheidigungswerke, hinter die man sich zu Zeiten der Gefahr zurückzog. Wie diese Mauerblöcke dorthin gekommen, bleibt ein Räthsel; ob man sie auf Floßen transportirte, ob quer über die Insel jetzt verschwundene Wege durch den Urwald führten, wird wohl nie entschieden werden. Ueber die Werke auf Ponape hat Kuby schon 1874 berichtet; die ganze Insel ist von tiefen Kanälen, den ehemaligen Vertheidigungsgräben, durchzogen, welche auch zu den von Kuby so benannten Königsgräbern führen.

Das Fundament reicht bis an die Wasserstraße und bedeckt eine viereckige Fläche von mehreren hundert Fuß. Die Außenmauer, in der ein gewaltiges Portal einen Zugang zu dem Inneren eröffnet, ist über dreißig Fuß hoch und zehn Fuß breit; dahinter liegt ein Graben und eine zweite schwächere Mauer, an ihrer inneren Seite befindet sich bis zur halben Höhe ein breiter Wall. In dem inneren Raume erblickt man eine Steinzeile, die man nur durch eine schmale Spalte gelangen kann. Basaltsäulen in horizontaler Lage bilden das Dach, der Boden besteht aus leichtem Sande und Gerölle. Kuby hat zuerst den Eingang entdeckt und dort reichliche Funde von Knochen, Schellen und Werkzeugen gemacht; demgemäß hat er alle diese Bauten für Gräber erklärt; Hermsheim widerspricht dem, er glaubt sicher, daß diese Bauten zunächst zu Vertheidigungswerken errichtet wurden. Ein anderer Besucher, der amerikanische Kapitän Herenden, der über Ponape in „Science“ berichtete, erzählt, daß beinahe alle kleine Inseln in dem Schiffsfahrkanale von fünf bis sechs Fuß hohen Steinwällen umgeben waren, welche niedrige Häuser von Stein umschlossen. Es fiel ihm besonders auf, daß alle diese Wälle mehr als einen Fuß tief im Wasser standen, und er schloß hieraus auf ein Sinken der Inseln. Auch hier, wie auf anderen Inseln, hat sich bei den Eingeborenen gar keine Ueberlieferung über diese Bauten erhalten, sie sind einmal da, und das genügt ihnen vollständig. Manche haben in diesen Ruinen spanische Bauten finden wollen¹⁾; allerdings spricht Manches für eine vorübergehende Niederlassung der Spanier, es scheinen jedoch innere Gründe der Vermuthung, daß sie diese Bauten aufgeführt, und zwar so ausgeführt, wie es geschehen, im Wege zu stehen. Uebrigens wird auch von anderen Arten heiliger Plätze gesprochen, die nach polynesischem Muster gebaut zu sein scheinen, z. B. ein ungeheurer Erdhaufen auf Ponape, 20 Fuß breit, 8 Fuß hoch, eine Viertelmeile lang erwähnt. Auch auf Palau und anderen Inseln findet man deraartige Ruinen.

Einigermaßen mit diesen Ueberlieferungen in Verbindung zu stehen scheinen die gut erhaltenen Steinwege und Einfriedigungen, die man auf einzelnen Inseln antrifft.

Auch die Gemeindeführer erinnern in Manchem an eine verschwundene oder doch im Verschwinden begriffene Kunstfertigkeit. Dieselben sind wohl hundert Fuß lang, vierzig bis fünfzig Fuß breit; Fußdicke Pflanzen, die auf die Kante

¹⁾ Siehe Näheres bei Walz: *Orlando* V, 2, 72 f.

gestellt sind, tragen das schwere Dach. Eingelassene Pfosten erleichtern das Hineinlettern, gemalte Reliefskulpturen zieren die Wände; in mancher Beziehung ist die Zeichnung treu und korrekt. Auch die Querbalken im Inneren der Häuser sind verziert und bemalt. Daß die Karolinier nächst den Karhall-Zusulanern die geschäftigsten Seefahrer des Stillen Ozeans sind, ist oben schon erwähnt worden; wir möchten hier noch einen Augenblick bei den wirtschaftlichen Folgen dieser Eigenschaft stehen bleiben.

Zunächst findet ein reger Austausch der einheimischen Produkte statt, namentlich aber verkaufen schon lange Zeit europäische Schiffe, welche den Stillen Ocean besuchen und zum Theil nebenher einen bedeutenden Tauschhandel treiben. Die Karolinier selbst haben schon vor etwa hundert Jahren einen regelmäßigen Verkehr mit den Lakronen eröffnet, durch welchen sie sich ebenfalls manche Bedürfnisse zu verschaffen wissen.

In Folge des Verkehrs von Europäern, namentlich jedoch in Folge des hohen Werthes, welchen die Kopa jetzt besitzt, ist es zu festen Niederlassungen europäischer Kaufleute gekommen. Der „Belasco“ fand zu Anfang 1885 folgende Niederlassungen: 1. Hertenheim und Co. mit Stationen auf Ulidi (S.), Bonape, Palau und Jap (Vertreter Herr Robert Friedländer); 2. Handels- und Plantagen-Gesellschaft mit Stationen auf brachge allen Hauptinseln der Karolinengruppe. 3. David D. Reef, ein Ir-

länder, englischer Untertban; handelt auf Jap, Palau und Davids (Rapia). 4. Holcombe, Amerikaner, handelt für eigene Rechnung auf den Karolinern und Palau. 1884 kamen 23 Schiffe mit 4500 Tonnen an.

Außerdem findet man natürlich auf der ganzen Gruppe seit längerer Zeit schon einige Weiße, namentlich Engländer und Amerikaner, die häufig von Walfischängern zurückgeblieben oder durch widrige Schicksale dorthin verschlagen waren; ihre Zahl ist nicht festzustellen, vermutlich aber, wenn man ihre Abstemmung märechnet, größer, als man im ersten Augenblicke anzunehmen geneigt sein dürfte. Mit Bezug auf diese Menschenklasse scheint die strengere Aufsicht, welche in neuerer Zeit in den Gewässern des Großen Ozeans gelbt wird, ganz besonders freudig begrüßt werden zu müssen.

Wir haben oben schon davon gesprochen, daß die amerikanischen Missionen, von Hawaii ausgehend, auf den Karolinern ein Arbeitsfeld gefunden haben; über die Wirksamkeit und den Erfolg derselben wird sehr verschieden geurtheilt; Kaufleute und Missionare stehen eben sich gewöhnlich scharf gegenüber; namentlich mit Hilfe der eingeborenen Missionare scheint man jedoch ziemlich gute Resultate erzielt zu haben.

Wir nehmen hiermit Abschied von den Karolinern, ohne natürlich irgend welche Ansprüche zu machen, den Stoff erschöpft zu haben.

Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend.

Von Prof. Dr. A. Nehring.

In der Nähe des Dorfes Westeregeln zwischen Magdeburg und Halberstadt wurde auf dem Gypsberge des Herrn Gutsbesizers A. Vergling, welcher mir schon so viele wissenschaftlich wichtige Funde geliefert hat¹⁾, kürzlich wiederum ein interessanter Fund zu Tage gefördert und der Wissenschaft zugänglich gemacht. Man fand nämlich bei Erdarbeiten auf Reste eines prähistorischen Grabes und fand neben den stark verwitterten Skeletttheilen eines unverbrannten menschlichen Leichnams als Beigaben etwa 112 durchbohrte Hunderöhre, zwei wohlverzierte Schalen einer jetzt nur in Südeuropa lebenden Flußmuschel (*Unio sinuatus*?), zwei Stücke eines leicht brennbaren Harzes, die Scherben von einem oder mehreren Thongefäßen und einen kleinen, stark erpödeten Bröckler, welcher etwa als Fingerschmuck geeignet erscheinen könnte.

Die Hunderöhre rühren von einem Halsbande oder dergleichen her; sie wurden reihenweise neben einander gefunden und sind sämtlich in ihrem Burcheltheile quer durchbohrt, offenbar zu dem Zwecke, um sie auf eine Schnur aufziehen zu können. Man hat nur die Eckzähne und die äußeren oberen Schneidezähne zur Herstellung dieses Halsbandes benutzt; die Zahl der Eckzähne beträgt etwa 80, die der Schneidezähne über 30 Stück. Man kann hiernach berechnen, daß mindestens 20 Hunderöhre zu diesem prähistorischen Collier hergegeben haben. Die Größe der Zähne ist eine sehr gleichmäßige; sie scheinen alle von

einer Rasse her zu rühren, welche ungefähr die Größe eines heutigen Hühnerhundes gehabt haben dürfte.

Die verzierten Muschelschalen haben vielleicht als medaillonartige Schlußstücke des Halsbandes gedient; wenigstens zeigt die eine Schale in der Mitte ein rundliches Loch, welches zum Durchziehen einer Schnur geeignet sein würde. Die Außenseite der Schalen ist mit einer sehr sorgsam und zieltlich aus Punktzeilen hergestellten Verzierungen ausgestattet, welche darauf hindeuten, daß der Verfertiger nicht ohne einen gewissen Kunstsinne war.

Sehr interessant ist der Umstand, daß diese verzierten Schalenstücke nicht von einer in Norddeutschland einheimischen Muschel, sondern, wie schon oben hervorgehoben wurde, von einer südeuropäischen Art herrühren. *Unio sinuatus* soll freilich angeblich auch im Oberrhein vorkommen; doch wird dieses von namhaften Conchyliologen, wie Klein, bezweifelt²⁾. Sicher bekannt ist sie heutzutage nur aus fastreichen größeren fließenden Südeuropas, und man darf annehmen, daß in der prähistorischen Zeit hier und da Exemplare dieser Muschel, welche sich wegen ihrer Größe und Tüchtigkeit zur Herstellung von Schmuckstücken besonders eignete, im Wege des Tauschhandels ihren Weg bis nach Norddeutschland gefunden haben. Daß sie früher etwa in der Gegend von Magdeburg lebend vorgekommen sei, läßt sich kaum annehmen.

Wie Herr Prof. v. Martens angiebt³⁾, sind Exemplare

¹⁾ Vergl. J. A. Ardin i. Anthropologie, Bd. X, S. 364 ff., XI, S. 1 ff.

²⁾ Die Bestimmung rührt von Herrn Professor G. von Martens her.

³⁾ Klein, Deutsche Exursions-Mollusken-Fauna, Nürnberg 1876, S. 451.

⁴⁾ G. v. Martens, Die Weich- und Schalthiere, 1883, S. 133.

des Unio sinuatus hier und da in den Rheingegenden zusammen mit römischen Altherkümern konstatirt worden, und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß diese Muschel ehemals in den Rheingegenden verbreitet gewesen sei. Doch möchte ich, ehe nicht das Vorkommen von Schalen in Klüfletten und alluvialen Ablagerungen zweifellos nachgewiesen ist, lieber an einen Import aus Südwestasien denken; denn man sieht nicht recht ein, warum Unio sinuatus seit der Römerzeit im Rheinlande ausgestorben sein sollte, falls er damals wirklich dort einheimisch gewesen wäre.

Die Verwendung von Hunde- und sonstigen Raubthierzähnen zur Herstellung von Haisletten, Armbändern und ähnlichen Schmuckstücken ist schon mehrfach bei prähistorischen Gräbern konstatirt worden. Sehr ähnlich und auch dem Fundorte nach nicht weit abliegend ist der Fund von Tangermünde, den Herr Geh. Rath Birchow vor einiger Zeit besprochen hat¹⁾.

Man fand nämlich aus dem interessanten Gräberfelde, welches südwestlich von der Stadt Tangermünde (in der Altmark) gelegen ist und im Wesentlichen der neolithischen Zeit angehört, in einem Grabe neben den Skeletttheilen eines jungen Mannes 130 durchbohrte Raubthierzähne, welche theils in der Nähe des einen Handgelenks (nicht bei einem bronzenen Armbande) lagen, theils aber in der Gegend der Vorderarmbeuge gelegen haben sollten. Von diesen Zähnen sind neun Stück in die Hände des Herrn Geh. Rath Birchow gekommen und in den Sitzungsberichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Jahrgang 1884, S. 118) abgebildet worden, nachdem ich sie zoologisch bestimmt hatte. Die Mehrzahl der Zähne, das zugehörige Bronze-Armband, sowie mehrere andere wichtige Objekte aus dem betreffenden Grabe hat mein Kollege, Herr Prof. Dr. Gruner, acquirirt und der ihm unterstellten Abtheilung des Königl. landwirthschaftl. Museums²⁾ übergeben.

Nachdem ich auch die letztgenannten Raubthierzähne in diesen Tagen untersucht habe, kann ich jetzt konstatiren, daß der Tangermünder Fund viel mannigfaltiger ist, als der von Westeregeln. Die Mehrzahl der Zähne von Tangermünde gehört zwar auch dem Hundesunde an, aber daneben sind auch andere Thiere, wie Wolf, Fuchs, Wildschaf, Dachs vertreten. Außerdem ist zu bemerken, daß der Verfasser nicht ausschließlich Eck- und Schneidezähne, sondern auch Backenzähne, besonders die kleinen, kegelförmigen, vordersten Kieferzähne und die Reißzähne der Hunde, benutzt hat. Die kleinsten Zähne, von denen 16 erhalten sind, waren zur Herstellung eines Armbandes verwendet; sie lagen nahe bei dem stark verwitterten Bronze-Armbande und zeigten in Folge dessen eine intensiv grüne Kupferoxydfärbung.

Die größeren Zähne des Tangermünder Hundes (meistens Eckzähne) sollen nach der bestimmten Versicherung meines Kollegen Gruner nicht in der Hals- oder Brustgegend des Leibes, sondern in der Gegend der Vorderarmbeuge gefunden sein; sie sollen deshalb nicht von einer Haislette, sondern von einem Gürtel herühren. Im Allgemeinen erscheint

eine solche Aus schmückung des Gürtels mit Raubthierzähnen weniger plausibel, als ihre Verwendung zu Haisletten, Armbändern und Ohrgehängen; denn eine Reihe durchbohrter Raubthierzähne muß frei hängen oder doch möglichst beweglich aufgerichtet sein, um recht zur Geltung zu kommen. Auch würden die Zähne an einem straff angezogenen Gürtel verunmuthlich leicht verletzt werden. Dennoch will ich die Angabe meines Herrn Kollegen nicht in Zweifel ziehen, da sie auf einer exakten Beobachtung zu beruhen scheint³⁾.

Ueber die Lage der Hundezähne in dem Grabe von Westeregeln ist mir leider keine bestimmte Mittheilung gegangen; doch sind sie zum Theil noch in situ erhalten und man kann deutlich erkennen, daß sie dicht aneinander gereiht zur Ablagerung gekommen sind. Ich möchte vorläufig annehmen, daß sie von einer Haislette und nicht etwa von einem Gürtel herühren. Vielleicht haben die Schneidezähne für sich ein Armband, die Eckzähne für sich allein die Haislette gebildet.

Die Sitte, aus Raubthierzähnen und speciell aus den Eckzähnen von Hunden Haisletten, Armbänder und ähnliche Schmuckstücke zu verfertigen, beschränkt sich keineswegs auf die prähistorische Zeit. Sie findet sich bekanntlich noch jetzt bei vielen Naturvölkern. So z. B. erwähnt Dr. Langhans (Hamburg) in einem kürzlich veröffentlichten, interessanten Aufsatze über „Die Hunde des malayischen Archipels und der Süßsee-Inseln“, daß die Igoroten das Haisbänder und Ohrgehänge aus den Fangzähnen von Hunden tragen, ebenso wie die Bewohner der in der Torrefstraße gelegenen Inseln⁴⁾.

Auch bei uns in Europa haben sich Spuren dieser Sitte erhalten, indem Jäger und Jagdliebhaber ihre Haisletten gern mit Hirschhaken, Wolfs- und Eberzähnen, mit Adlerkrallen u. dgl. schmücken. Ja, es scheint neuerdings diese Viehhaberei für Verlorenes aus Thierzähnen u. unter dem Einflusse der anthropologischen Studien sich mehr und mehr wieder auszubreiten und selbst bei den Damen Anklang zu finden, wie denn ja überhaupt in unserer Zeit viele durch anthropologische Ausgrabungen zu Tage geforderte Schmuckstücke (Schliemann'sche Sammlung!) auf den modernen Geschmack bei Herstellung ähnlicher Objekte maßgebend geworden sind. Es ist das ein früher wohl kaum geahnter Einfluß der Wissenschaft auf die Mode! Vielleicht werden demnächst auch Haisletten aus Raubthierzähnen wieder modern! Dieselben dürften gar nicht übel aussehen, falls die Zähne sorgfältig ausgewählt, geschmackvoll zusammengegestellt und ferner in Silber oder Gold gefaßt würden.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß der Gräberfund von Westeregeln durch die Güte des Herrn A. Bergling, der ich schon so viele interessante Objekte aus der Gegend von Westeregeln verdanke, in meinen Besitz gelangt ist und daher leicht mit den entsprechenden Stücken des Tangermünder Gräberfeldes verglichen werden kann.

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnologie, 1884, Sitzungsber. S. 118. Die Gesamtzahl der betreffenden Zähne ist etwas größer, als Birchow angibt; sie beträgt nicht 104, sondern mindestens 130.

²⁾ In der Königl. landwirthschaftl. Hochschule zu Berlin.

³⁾ Sie beruht allerdings nicht auf Autopsie meines Herrn Kollegen, sondern auf der Aussage derer, welche die Ausgrabung gemacht haben.

⁴⁾ Neue Deutsche Jagd-Zeitung vom 12. December 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Die Untersuchung der grönländischen Westküste.

W. F. Wie in den Vorjahren ist auch im vergangenen Sommer die Untersuchung der Westküste von Grönland fortgesetzt worden. Die Expedition, welche Ende März von Kopenhagen abging, bestand aus dem Marinepremierlieutenant Jensen, als Chef, dem Marinepremierlieutenant G. Ryder und dem Mediciner Sören Hansen. Die Aufgabe war, das Land zwischen dem südlichen Strömfiord und dem Godthaabsfiord zu vermessen und zu kartiren und im Uebrigen verschiedene Untersuchungen und Beobachtungen bezüglich der Naturverhältnisse in dieser Gegend anzustellen. Die Untersuchungsarbeiten umfaßten ein Gebiet von ungefähr 400 Quadratmeilen. In diesem Jahre waren zum ersten Male auch anthropologische Untersuchungen im Programme aufgenommen und ein besonderes Interesse knüpfte sich an die zahlreichen nordischen Ruinen im Inneren des Godthaabsfiord, der „Westerbug“ der isländischen Sagen.

Die Expedition kam Ende April in Godthaab an und begann, insofern das noch ganz winterliche Wetter es gestattete, sofort die Arbeit. Zum Zwecke von Vermessungen wurde unter Anderem eine sehr beschwerliche Besteigung des „Store Maleuc“, eines südlich von Godthaab belegenen hohen Gebirgszuges, unternommen. Anfangs Mai begab sich die Expedition nach der Kolonie Sukkertoppen. Da das Wetter inzwischen etwas besser geworden war, so konnten hier mehrere Ausflüge nach den in der Nähe belegenen kleinen Inseln unternommen werden, um eine Karte über die Einfahrt zum Hafen der Kolonie zu vervollständigen, welche die Officiere des Kriegsschiffes „Falk“ im vorigen Sommer aufgenommen hatten. Sukkertoppen ist in jeder Beziehung die beste aller dänischen Kolonien in Grönland und die Eingeborenen erfreuen sich hier eines materiellen und intellektuellen Wohlbefindens wie auf keiner anderen Stelle. Für Reduktion des Kolonievorrothens wird hier von vielen tüchtigen Jüngern eine eintägliche Lachsfischerei betrieben; fast alle Häuser der Grönländer sind in sehr gutem Zustande und viele derselben aus Holz aufgeführt. Die Bevölkerung ist durchgehends reinlich und gut gekleidet.

Als Supplement zu den anthropologischen Untersuchungen wurden in beiden Kolonien viele statistische Daten (namentlich Kasküge aus den Kirchenbüchern) zur Aufklärung über die Sterblichkeitsverhältnisse z. gesammelt. Da das Wetter endlich gut geworden und das besetzte Frauenboot angekommen war, so konnte die Expedition schließlich am 27. Mai ihre eigentliche Reise antreten.

Von Sukkertoppen ging die Fahrt zuerst ostwärts und dann nordwärts, aber überall gestattete das Eis noch nicht, bis zu den inneren Punkten der Fjorde vorzudringen. Ihren nördlichsten Punkt erreichte die Expedition bei der Mündung des südlichen Strömfiord; unterwegs waren die kleinen Handelsplätze Agamiut, ein sehr schmutziges Fleck, und Kangamiut besucht worden. Späterer unterricht wurde auf dieser Strecke namentlich der Egedesfiord, der reich an großartigen Profeten ist; mehrere Gebirgskette, von denen aber keiner über 2000 Fuß hoch war, wurden begangen. Die Expedition wandte sich nun wieder südwärts, ging um die Insel herum, auf welcher Sukkertoppen belegen ist, und nach kurzem Aufenthalt nach Godthaab. Zwischen beiden Kolonien gegen viele größere und kleinere Fjorde in das Innere des Landes hinein; die viele Fjorde sind von der Expedition untersucht worden. Der größte derselben ist der südliche Fjortof, dessen Untersuchung des schlechten

Wetters und anderer Schwierigkeiten wegen drei Wochen in Anspruch nahm, dafür aber gute Aufklärung über die Verbreitung des Inlandseises gab. Von dem Inneren der Fjorde aus wurden mehrere Landreisen unternommen. Die übrige Vegetation des endlich begonnenen Sommers ließ die Fjordlandschaften in voller Pracht erscheinen und fesselte alle Aufmerksamkeit, während dagegen die geologischen Verhältnisse nur wenig Interessantes darboten, indem die Berge fast ausschließlich aus Gneis in verschiedenen Formen bestanden. Ein anderer größerer Fjord, der Fiskefjord, zeichnet sich besonders durch seine äußerst unregelmäßige Form aus und demüthigt auch dadurch, daß er im Gegenlatz zu der allgemeinen Regel steht, nach welcher alle Fjorde an der Westküste von Grönland in nordöstlicher Richtung ins Land hineingehen. Das Land zwischen diesem Fjorde und dem Godthaabsfiorde ist verhältnißmäßig eben und flach, aber sehr reich an kleinen Seen.

Anfangs August erreichte die Expedition Godthaab und ging dann, nachdem das Frauenboot gewechselt worden war, am 8. August in den großen und vielverzweigten Godthaabsfiord hinein. Trug des Treibeises im Inneren des Fjordes glückte es doch, im Laufe von ungefähr fünf Wochen fast alle Buchten und Winkel des Fjordes zu untersuchen. Die zahlreichen, aber unbedeutenden Ruinen aus der Zeit der alten Nordländer wurden eingehend untersucht, vermessen und abgebildet, auch wurden kleinere Ausgrabungen vorgenommen. Diese Arbeiten der Expedition sind mit Rücksicht auf die zur Verfertigung derselben geringen Mittel und die kurze Zeit als wirklich bedeutende zu bezeichnen. Vom Inneren des Inlandseises, des nördlichen Armes des Fjordes, wo sich die größten Ruinen vorfinden, wurde ein längerer Ausflug ins Innere des Landes bis zum Munde des Inlandseises unternommen; dann wandte sich die Expedition nordwärts, um einen sehr großen Vinnensee zu besuchen. Das Frauenboot und alle Bagage mußte zu diesem Zwecke gegen eine halbe Meile über Land getragen werden, da die Mündung des Sees in den Fjord einen Wasserfall mit reißender Strömung bildet. Hierdurch wurde es möglich, die angesehnten und beinahe nutzungslosen Theile des Küstenlandes zu kartiren und die Grenzen des Inlandseises, welches hier einen großen Gleitschiff bis zum Meere vorstößt, zu bestimmen. Nachdem noch bei dem Handelsplätze Koroel ein 4050 Fuß hoher Berg bestiegen worden war, theilte sich die Expedition, indem Lieutenant Jensen und Randab Hansen südwärts gingen, um die zahlreichen Ruinen am südlichen Arme des Fjordes zu untersuchen, und Lieutenant Ryder die Untersuchung des sogenannten „Nordlandes“ übernahm. Auf viele Weise glückte es, das ganze Terrain zu bereiten und zu kartiren.

Am 21. September verließ die Expedition Godthaab und kam nach ihren bedeutenden wissenschaftlichen Sammlungen nach schneller Reise mit dem Postschiffe „Thorvalsen“ Mitte Oktober wieder in Kopenhagen an.

Nachschrift. Nach einer aus Kopenhagen zugehenden Mittheilung wird beabsichtigt, die Untersuchungen an der Westküste von Grönland im nächsten Jahre fortzusetzen und eine Expedition nach dem nördlichen Theile der Küste, also nach dem Distrikte Upernivik, abgehen zu lassen. Es ist noch nicht entschieden, ob diese Expedition dort überwintern soll; dies würde notwendig sein, wenn dieselbe mit den grönländischen Handelschiffen reisen würde, welche nur einmal jährlich und zwar im Spätsommer Upernivik anlaufen. Um indeß einer zwecklosen Ueberwinterung zu entgehen,

bat man daran gedacht, die Expedition mit einem der schottischen Walerdampfer reisen zu lassen, welche gewöhnlich zeitig im Frühjahre abgehen. Eine bestimmte Entscheidung ist aber noch nicht getroffen. Wenn einige geographische Zeitschriften von einer größeren Expedition nach der Ostküste berichten, so ist diese Meldung ebenso verfrüht wie diejenige, welche von einer bevorstehenden dänischen Polar-Expedition via Karisches Meer zu berichten weiß.

www.libtool.org

Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill.

Wir haben S. 144 des vorigen Bandes berichtet, daß die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne eine Expedition unter Leitung des Kapitän G. C. Everill ausgesandt hatte, welche den Westen des englischen Neu-Guinea erkunden sollte. Am 8. November 1885 traf man in Sydney die Transatlantica ein, daß die ganze acht Europäer und einigen Malaien bestehende Gesellschaft von den als blutdürstig bekannten Eingeborenen am Jhu River ermordet worden sei. Die Nachricht, anfänglich angezweifelt, erschien dann doch glaubwürdig. Es ward auf Thurabau Island, dem Hauptort in der Torresstraße, schnell eine zweite Expedition mit einem Kassenautowande von 350 Pfd. St. ausgerüstet, welche am 15. November in dem Kutter „Wild Duck“ nach dem Jhu A. abging, um über das Schicksal der Everill Expedition Nachforschungen anzustellen. Gleichzeitig beorderte zur Unterstützung der Commodore der in Sydney stationirten englischen Südpolexpedition, Admiral George Trvon, zwei Kanonenboote nach dem Jhu. Da meldete plötzlich der Telegraph von Gooltown aus, einer Hafenstadt im nördlichen Queenland, daß die Expedition am 20. November auf Thurabau Island und am 23. in Gooltown glücklich angelangt sei. Das Gerücht von der Ermordung war dadurch entkräftet, daß die Reisenden am oberen Jhu einen heftigen Angriff von Seiten der Eingeborenen abzuwehren hatten. Die beiden Eingeborenen, welche die Expedition begleiteten, waren dann, aus Angst vor weiteren Anfällen, in der nächsten Nacht heimlich in einem Kanoe entwichen und hatten bei ihrer Rückkehr nach Compton Island, westlich von der Mündung des Jhu, berichtet, daß die ganze Gesellschaft ermordet worden sei.

In Thurabau Island ließ man die Malaien, welche für den Dienst der Gesellschaft engagirt gewesen, zurück, damit sie mit dem nächsten Postdampfer nach Batavia heimkehrten. Ebenso ward von dort sofort ein Schiff abgeschickt, welches die nachgelassene Ausrüstung zurückzubringen sollte.

Ueber den Erfolg der Everill Expedition liegt uns zur Zeit folgender Bericht vor. Man fuhr den Jhu A. ungefähr 640 km hinauf und gelangte in deutsche Neu-Guinea. Nach den ersten 480 km geriet der Dampfer „Bonito“ auf eine Sandbank und blieb dort auf Waden tief liegen. Während dieser Zeit fuhr man in einem Boote noch etwa 150 km weiter hinauf. Das dem Jhu anliegende Land war flach und von geringem Werthe. Dichtester Dschungel war häufig,

so dicht, daß die, welche gelandet waren, sich den Tag über nur zwei englische Meilen weit durcharbeiten konnten. Man wurde eines hohen unbefauten Berges ansichtig, dessen Spitze in Schnee eingehüllt war. Das auf den Karten als Arthur Gordon Range bezeichnete Gebirge existirt gar nicht; es breiten sich in vorstiger Gegend nur Ebenen aus. Man vermuthet nach Worten zu eine sehr hohe Gebirgskette, in welcher eine bedeutende Wasserseiche liegt, und glaubt, daß das centrale Hochgebirge, von dem bisher annahm, daß es von Osten nach Westen laufe, vielmehr von Nord nach Süd verläuft. Als man den Jhu 210 km hinaufgefahren war, wurde die Strömung sehr reißend und der Lauf des Dampfers durch entzerrte Baumstämme häufig gehemmt. Aufgefahr 300 km von der Mündung des Jhu entdeckte man einen von Nordost herkommenden Nebenfluß, welcher ziemlich ebenfalls bedeutend war, wie der Jhu selber. Er wurde zu Ehren des Präsidenten der Geographical Society of Australasia, Sir Strickland River benannt. Von hier ab begann die eigentliche Fährdang. Der „Bonito“ fuhr den Strickland 480 km hinauf. An dem erstenhiesigen Punkte war er bei einer Tiefe von $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ m noch 650 m tief. Es kamen aber viele Sandbänke vor, auf denen der „Bonito“ oft genug seßte, wodurch immer sehr unangenehme Störungen veranlaßt wurden. Seine Ufer waren auf den ersten 32 km niedrig und schlammig, dann trat jedoch eine außerordentliche Konglomeratbildung von Muscheln, Korallen und Flint auf. Auf häufigen Landexcursionen machte man vortheilhafte Sammlungen, bestehend aus 200 Vögeln, 1000 Pflanzen und einer großen Anzahl von Insekten, namentlich Käfern. Die Tabakspflanze ist in Neu-Guinea einheimisch, und die Sago-palme und andere Palmenarten erziehen in großer Menge. Die Flora war bis zur Einmündung des Strickland eine unbestimmte. Von da ab wurde sie auf 32 km mit ihren Ensalupten u. s. w. eine australische, dann aber nahm sie den malayischen Charakter an und ward, je weiter man hinaufkam, immer mehr tropisch. Was das Klima anlangt, so war die Hitze zwar nicht ungewöhnlich hoch, allein sie ermattete und entkräftete, da sie fortwährend dieselbe blieb und sich nie durch Brisen abkühlte. Die Reisenden hatten viel vom Fieber zu leiden, und der begleitende Arzt Dr. Verneux war durch seine Patienten vollkomn beschäftigt. Däufiger und heftiger als die Europäer wurden die Malaien vom Fieber befallen, von denen auch einer starb. Eine sehr böse Plage für Alle waren der Ausschlag und die Wunden, mit denen sie befallen wurden. Jeder geringe Riß in der Haut, jede Wunde im Fleische führte zu den schmerzhaftesten Geschwüren, welche die davon Betroffenen so entkräfteten, daß sie schwere Arbeiten nicht mehr verrichten konnten.

Angriffe von Seiten der Eingeborenen kamen öfters vor. Pfeile und Speere wurden von ihnen in Waße auf den Dampfer geschossen und geworfen, allein sie richteten nicht zu. Einmal erlitten die feindlichen Eingeborenen in voller Schlachordnung, aber das Feuern der Dampfmaschine verjagte sie. Doch wirkte dies Mittel nicht immer, so daß man einige Male der Schießwaffen sich bedienen mußte.

Henry Orestraft.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Karolinen-Insulengruppe hat noch im vergangenen Jahre ihre Erhebung gefunden. Am 22. October 1885 schlug der Papst als Vermittler Folgendes vor: 1) Anerkennung der Souveränität Spaniens über die Karolinen-

und Palaos-Inseln. 2) Um die volle Souveränität wirksam zu machen, verpflichtet sich die spanische Regierung, auf den genannten Inselgruppen sobald wie möglich eine geordnete Verwaltung einzurichten, mit einer Macht, welche stark genug ist, um die Ordnung und die erworbenen Rechte zu gewährleisten. 3) Spanien gewährt Deutschland volle und ganze

Freiheit des Handels, der Schifffahrt und der Fischerei auf diesen Inseln, wie auch das Recht, dieselbe eine Schiffs- und Kohlenstation zu errichten. 4) Ebenso wird Deutschland die Freiheit zugesichert, Plantagen auf diesen Inseln anzulegen und landwirthschaftliche Niederlassungen in derselben Weise wie spanische Unterthanen zu errichten. Am 17. December wurde diese Vereinbarung durch ein Protokoll, das durch die Vertreter beider Mächte beim Vatican unterzeichnet wurde, angenommen; in demselben wurden u. A. als Grenzen des Karolins- und Palaoos-Archipels der Äquator und der 11. Grad nördl. Br., sowie der 133. und 164. Grad östl. L. Gr. bestimmt. — Schließlich hat auch England die Souveränität Spaniens über die Karolinen anerkannt, und zwar durch ein in Madrid am 8. Januar 1886 unterzeichnetes Protokoll, worin England dieselben Handelsvortheile, wie dem Deutschen Reich zugesprochen werden.

— Eine neue Insel ist zwischen Californien und den Samoa-Inseln gefunden worden, offenbar durch eine neue vulkanische Erhebung entstanden, da sie nahe dem gewöhnlichen Schiffswege liegt und unbedingt früher hätte gesehen werden müssen. Der Dampfer „Janet Nicol“ näherte sich ihr auf etwa anderthalb englische Meilen und konnte den Krater genau erkennen; die Höhe der Insel betrug etwa 250 Fuß und ringum war ihr tiefes Wasser. Die neue Insel liegt etwa unter 20° 28' nördl. Br. und 175° 21' westl. L., etwa 40 Meilen von den Tonga-Inseln nach Viti ja. (Science.)

Nordamerika.

— Wichtige und außerordentliche Lagerstätten von Silbererz sind unweit Fort Arthur in Ontario gefunden worden.

— Im verfloffenen Jahre wurden in den Vereinigten Staaten 3113 englische Meilen neuer Eisenbahnen gebaut, hauptsächlich in den südlichen Staaten und in dem Gebiete westlich vom Missouri.

— Die Sterblichkeit der Neger in den Südstaaten der Union soll nach neueren statistischen Erhebungen geringer sein, als die der Weißen und den Zuwachs an Regergeburt übersteifen. Sechs Stände haben ihre Todesfall-Statistik für diese Rassen besonders geführt, und dabei ergaben sich für je 1000 Einwohner

	Todesfälle von Weißen	Todesfälle von Schwarzen
in Louisville . . .	24,04	34,76
• Washington . . .	17,80	35,45
• Richmond . . .	19,12	31,95
• Baltimore . . .	22,71	37,61
• New Orleans . . .	25,41	35,61
• Charleston . . .	23,78	45

Auch die Sterblichkeit unter jungen Negerkindern ist viel stärker, als unter den Weißen. Man erklärt das durch die bessere Ernährung und Pflege der letzteren; aber in einem Theile Virginia's, wo beide Rassen in derselben Weise neben einander leben, sollen die Todesfälle unter den Schwarzen unverhältnismäßig häufiger sein.

— Ueber die sogenannten Cold waves, die gefährlichsten Fröhe, welche Nordamerika von Zeit zu Zeit überziehen und mitunter tief in die wärmeren Staaten hinein vordringen, gibt Lieutenant Woodruff in Signal Service Note XXIII einen interessanten Bericht. Sie kommen auf dem amerikanischen Gebiete fast ausnahmslos zuerst in Helena, Montana, zur Beobachtung, schlagen aber dann breitere vertheilte Bahnen ein; sie gehen nämlich entweder direct östlich über die großen Seen und durch New-England und werden dann südlich von Ohio/Thale nicht mehr empfinden; — oder sie breiten sich südlich über das ganze Land aus; — oder sie ziehen endlich direct südlich den Mississippi hinunter bis nach

Texas und wenden sich dann östlich und schließlich nordöstlich über die Atlantischen Staaten. Die Fröhe der zweiten Klasse sind häufiger als die der beiden anderen zusammengenommen. Sie erreichen das 800 Meilen entfernte Omaha gewöhnlich in 8 bis 16 Stunden, St. Louis (1030 Meilen) in 24 bis 32, Galveston und New-York (1600 Meilen) in 24 bis 40 Stunden, Buffalo (1750 Meilen) in 24 bis 48, Washington (1950 Meilen) in 32 bis 56 Stunden. Sie hängen offenbar mit Stürmen zusammen und folgen im Wesentlichen denselben Bahnen, ihre Vorhermeldung trifft darum ungefähr auf dieselben Schwierigkeiten, wie bei diesen auch; fast immer gehen sie mit abnorm hohem Luftdruck zusammen. (Science.)

Südamerika.

— Ueber die Bushuener in Surinam machte Professor Martin der Geogr. Gesellschaft zu Amsterdam folgende Mittheilungen:

Die Zugänge zu den gewöhnlich etwas entfernt vom Fluße gelegenen Dörfern werden durch Oefnungen im Urwalde angedeutet und durch sogenannte Kijungas geklärt. Es sind dies zwei leuchtende Stangen mit einer Querlatte, an welcher Palmblätter befestigt sind; ein rohes Ölgewinn steht darunter als Wächter des Dorfes. Letzteres besteht aus vielen unordentlich umherliegenden Hütten von Palmblättern, die jedoch, ebenso wie die Straßen, sehr reinlich gehalten werden. Außerdem giebt es in jedem Dorfe noch einige Hütten für die Götter, deren mehrere gewöhnlich in einem Raume zusammen sind, vor welchem „Medicinen“ (Erbe, Pflanzen und Wild) niedergelegt werden. Bei den Bushuenern besteht das Patriarchat. Dielesten tatarischen Fisch, Getreide, Arme und Weine, auch den Körper (nach Art eines Würfels um die Taille), namentlich aber lieben sie allerlei Schmuck: bunte Tücher, Glasperlen, eiserne und kupferne Ringe und solche von Stroh um Hämme und Füße. Andere Schmuckgegenstände haben auch die Bedeutung von Munkeln. Die Frauen liegen dem Landbaue ab, die Männer der Jagd, wobei sie sich angelegentlichster Hinterläder bedienen, die sie wie eine Fühle abfeuern; Fische werden gewöhnlich mit Pfeil und Bogen getossen. Die Neger haben jedoch durchaus kein ausgeprochenes Bedürfnis nach Fleisch und können sich wochenlang mit Kaffee ernähren. Doch essen sie alles, was die Jagd nur liefert, Thiere, Fische, Eier, sogar in verdorbenem Zustande. Es ist unmöglich, durch ihre Wälder Verkehr zu unterhalten, denn Wege giebt es nicht; mit den Weißen kommen sie wenig in Verbindung, ebenso wenig mit den südlich wohnenden Indianern. Sie bringen Vämme aus den Wäldern mit Fischen nach der Stadt, doch da der Lohn verhältnismäßig schlecht ist, nimmt die Industrie mehr und mehr ab. Je mehr man sich dem oberen Laufe des Flusses nähert, desto schwerer verständlich wird die Sprache der Bushuener, welche viele portugiesische und französische Worte aufgenommen hat.

— Der Linnean Society legte kürzlich Herr John Ball eine Abhandlung vor über die Flora der peruanischen Anden, nebst Bemerkungen über die Geschichte und den Ursprung der Andenflora. Die Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf den westlichen Abhang der Cordillere. Aus den angelegten Sammlungen und anderen Anzeichen kann man ersehen, daß die Grenze der alpinen Vegetation, soweit die unterste Gegend von Peru in Betracht kommt, von den früheren Forschern zu niedrig angegeben wurde. In vorliegendem Falle kann sie erstlicher Irrthum in Bezug auf die Höhen vorhanden sein, da sie sich auf die Neigungen der Eisenbahn-Ingenieure gründet. Die Erklärung für die verhältnismäßig hohe Ausdehnung der temperirten Flora hängt von den eigenthümlichen klimatischen Bedingungen ab. Regen fällt nur sparsam, die Nächte sind kalt, aber Frost ist kaum bekannt; wohngegen in der südlichen Plateauregion Stürme, harter Schnee und Fröhe häufig sind. Die Vegetation

tation der besuchten Region theilt Herr Vall in eine subtropische trockene Zone von der Küste bis 8000 Fuß, eine temperirte Zone bis 12500 Fuß und eine alpine Zone bis 17000 Fuß über dem Meeresspiegel. Was das Verhältniß anbelangt, in welchem die natürlichen Pflanzenfamilien in der Andenflora auftreten, so machen die Kompositen nahezu ein Viertel der sämmtlichen Arten aus, die Gräser ein Achtel, die Scrophulariaceen ein Zwanzigstel, während Crucifereen, Caryophyllaceen und Leguminosen mit je einem Dreißigstel des Ganzen vertreten sind. Auffällig ist die Abwesenheit der Sauergräser (Cyperaceen); ein bemerkenswerther Zug ist die Anwesenheit von vier Dickschaltgewächsen (Grossulaceen). In Bezug auf das Verhältniß der **Andenflora** zu den anderen Arten erscheint die Andenflora als eine der eigenartigen der Welt. Herr Vall stimmt demjenigen bei, welcher es für wahrscheinlich halten, daß die Südpolarländer einen großen Inselarchipel bilden, und er ist geneigt, in diese Gegenden den Ursprung der antarctischen Typen der südamerikanischen Flora zu verlegen.

V e r m i s c h t e s .

— S. Günther. Lehrbuch der Geophysik und der physikalischen Geographie. Zwei Bände. Stuttgart bei Ferd. Enke. 1884 und 1885. Dem ersten 1884 erschienenen Bande, welcher auf 418 Seiten in drei Abtheilungen die kosmische Stellung der Erde, die allgemeinen mathematischen und physikalischen Verhältnisse des Erdballes mit einem Abschnitt über die Graphik im Dienste der physikalischen Erdkunde und schließlich die Geophysik im engeren Sinne nach dynamischer Geologie behandelt, ist 1885 der zweite und umfangreichere von 670 Seiten mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen gefolgt. In den Abtheilungen 4 bis 9 werden besprochen: die magnetischen und elektrischen Kräfte, die Atmosphärologie, die Oceanographie und oceanische Physik, die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Land und Meer, das Erdklima mit seiner Sättigungsschicht und mehr in der Form eines kurzen Ausganges die Biologie und die physische Erdkunde in der Wechselwirkung. Ein näheres Eingehen auf Eintheilung und Gliederung des reiches Stoffes verbietet der Raum. Hier möge es genügen, kurz darauf hinzuweisen, daß ein ausgezeichnetes Beobachtungsmaterial bewältigt worden ist, von einem Autor, den ein gründliches mathematisch-physikalisches Wissen, ein klares und doch mildest Urtheil und eine staunenswerthe Literaturkenntnis auszeichnen. Schon das oft überraschend reichen literarischen Nachweise werden das Buch auf lange Zeit hinaus zu einem unentbehrlichen Hülfsmittel für alle diejenigen machen, die sich für ein ernstes Studium der reichhaltigen und vielfertigen Wissenschaft vorbereiten oder für ein Specialfach derselben eine Orientierung wünschen. Die Gutwiedlung der einzelnen Disziplinen zeigt sehr oft einen feinen historischen Tact, die Kritik offenbart stets das Beharren des gereiften Mannes nach möglichster Objectivität. Es ist bezeichnend, wie Günther oft selbst an versuchten und gescheiterten Versuchen diese oder jene gute Seite herauszufinden weiß. Die Forderung der Vollständigkeit ist in hohem Maße erfüllt. Referent hätte in einigen Abschnitten (z. B. 7 und 8, die hinter 3 seiner Ansicht nach zurücksetzen) diesem oder jenem Passus eine andere

Fassung gewünscht; so vermehrt er in allen für das Ostseegebiet wichtigen Fragen die fundamentale Arbeit von Verant über das „Kurische Haff“, für die sogenannten Hebungsercheinungen im Mittelmeergebiete Partsch's in Petermann's Mittheilungen veröffentlichte, methodisch wie sachlich bedeutungsvolle Studie über die tuncischen Küsten. Hier und da möchte ich Jemandem statt des Ehrenfelds im ersten Range einen bescheidenen Platz im Parquet anweisen — sehr aber davon ab, da dies, ohne zu verstehen, nur bei eingebender Diskussion geschehen könnte; überdies nimmt mir der Kerscht vor Günther's Werke als Ganzem die Feder aus der Hand.

Trotz der schweren Lektüre führt das Buch nicht dahin. Das **Reichthum** der wissenschaftliche Canon, der natürlich keine sogenannte Unterrichtslehre gewähren kann, ist gut lesbar und angenehm geschrieben. Nur ganz sporadisch begegnet man einem Ausdrucks, der (z. B. das „emporgeschüttelt“ für nive penitente Gießfeld's) zu einer falschen Vorstellung über die Genese des Dichtes führen könnte, auch Druckfehler (z. B. Bd. II, S. 380, Vogel statt Vögel) sind mir äußerlich selten begegnet. Als ein ganz besonderes Verdienst rechne ich es dem Verfasser an, daß er der Versuchung, neue Wortbildungen zu schaffen, standhaft ausgewichen ist. Daß dieselben nöthig werden können und, wie z. B. „Transgression“ und „Abrasion“, mit Dank zu acceptiren sind, weiß ich, aber die Reaktion gegen die überreichen Gischente ist dankenswerth.

Von allen vorhandenen und vielen guten Lehrbüchern über physische Geographie nähert sich das Günther'sche seinem Weien nach am meisten demjenigen von B. Studer. Ich wünsche demselben neben dem Günther-Bagner und H. Kiepert's „Alte Geographie“ einen Platz — nicht im Repertorium! — sondern auf dem Arbeitspulte der Jünger der geographischen Wissenschaften. Da für manche Studenten-Kasse die 25 Mk. wohl zu stark ins Budget greifen, werden freilich Universitäts- und Seminarbibliotheken öfter ausstellen müssen. Das Buch eignet sich aber nicht allein für Studierende, sondern im hohen Grade für diejenigen, welche „hübr haben“ und sollte in keiner Bibliothek einer höheren Lehranstalt vermisst werden.

P. L.

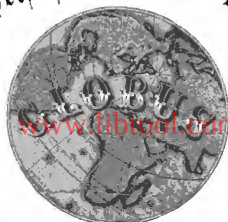
— Um mit den ausländischen deutschen evangelischen Gemeinden Verkehre anzuknüpfen und ihnen eine Verbindung mit der deutschen Heimath, unter Umständen für ihre kirchlichen und Socialinteressen Unterstützung zu gewähren, ist vor einiger Zeit ein Verein unter dem Namen „Diaspora-Konferenz“ gegründet worden. Das Protokoll über die letzte Jahresversammlung (Protokoll über die am 8. und 10. September 1885 zu Eisenach abgehaltene Jahresversammlung der Diaspora-Konferenz) giebt lebendige Bilder aus den deutschen Gemeinden in allen Welttheilen. Prof. Dr. Reinke führt in die deutsche Gemeinde von Jerusalem, Dr. Borchard entwirft ein Bild von Australien, und im Uebrigen geben Auszüge aus der Korrespondenz und statistischen Uebersichten Nachrich. Die Beschreibungen für die deutsche Kirche und Schule im Auslande, über welche hier berichtet wird, stehen im innigen Zusammenhang mit den Beschreibungen für die deutsche Colonisation und verdienen auch in dieser Beziehung Beachtung und Theilnahme.

Inhalt: Dr. B. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. IV. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Emil Meger: Die Bewohner der Karolinen. II. (Schluß.) — Prof. Dr. A. Rehring: Ein interessanter Graberfund aus der Wagerburger Gegend. — Kürzere Mittheilungen: Die Unterfindung der großkalibrischen Geschütze. — Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Overill. — Aus allen Erdtheilen: Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 12. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Et.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Musirnte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

Zu Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dr. P. Reiss' Reise im oberen Laos-Lande.

V.

Nachmittags wurde das Erkennen des Reisenden noch größer; jetzt waren es nicht mehr bloß Felsen, sondern die Bäume am Ufer, das laubige Ufer selbst und seine Grasbedeckung, welche die sonderbarsten Tiergestalten zeigten. Und diese Arbeiten konnten nicht früher entstanden sein, als nach dem Ende der letzten Regenzeit. Umgebogene und mit Notang festgebundene Zweige, Fische und lange Bambus, welche das Laub nicht immer ganz verhällte, hatten dazu gedient, den Bäumen am Ufer die gewünschte Form zu geben. Nachfragen bei den Eingeborenen blieben unbeantwortet oder erwiderten dieselben; so forschte denn der Reisende bei dem ihn begleitenden Mandarin, dem Phya Holong, nach, führte ihn Abends an den Fluß und zeigte ihm kaum 100 m entfernt eine merkwürdige Gruppe von sieben Menschen in unausfäuliger Stellung; aber der Mandarin erklärte nur, er sehe zwar menschliche Figuren, aber die habe Buddha geschaffen, und die Hand der Menschen habe dabei nichts zu thun gehabt. Nun zeigte ihm Reiss am gegenüberliegenden Ufer einen aus dem Felsen ausgehauenen Affen, unweit davon einen aus drei Bäumen gebildeten Elephanten und einen Büffel und fragte ihn, ob Buddha auch diese seit der letzten Regenzeit geschaffen und die Stützen und Pänder angebracht habe, um den Bäumen die Form von Thieren zu verleihen. Da geriet der Phya Holong in Aufregung und bat, ihn nicht weiter zu fragen, denn es bräute Unglück, von diesen Dingen zu sprechen, versprach auch, einige Tage später, wenn man diese Gegend verlassen habe, Auskunft zu geben. Zugleich zeigte er ihm im Nordosten einen Berg, den Pu Xan (Elephantenberg), der ziemlich genau die Gestalt eines liegenden Elephanten

zeigt. Da derselbe nun 250 bis 300 m hoch und mehr als 1 km lang ist, so hat ihn offenbar Menschenhand seine Form nicht gegeben, wenn auch die Waldbäume, welche das Auge darstellt, von Seiten der Eingeborenen künstliche Nachhilfe erhält. Vielleicht hat dieser Berg die Eingeborenen auf den Gedanken gebracht, die wunderbar gestalteten Felsen im Fluße weiter auszuarbeiten.

Uebrigens erhielt der Reisende auch später die gewünschte Auskunft nicht und erfuhr nur, daß die Priester die Bäume zufluten und alljährlich bei Gelegenheit des Wasserfestes die Augen anmalen. Auch der alte König von Luang Prabang und sein Arzt, der oberste Priester, wußten nichts über den Ursprung der Bilder; nur das behaupteten sie, daß dieselben nicht von den Laos herrühren, sondern vielleicht von Burmanen, Annamiten oder Chinesen. Letzterer Ansicht neigt auch Reiss zu, wenn er auch sonst am ganzen Nam II seine chinesischen Denkmäler gefunden hat.

Am 30. November Mittags erreichte man das aus 50 bis 60 reihlichen, gut gebauten Häusern bestehende Pat Sön, das zur Hälfte von seinen Einwohnern verlassen war, obwohl die Hös noch nicht bis in diese Gegend vorgezogen waren. Bei den Talapoin (Priestern) der Pagode, die zum Theil dem Wasserfeste in der Hauptstadt beizuwohnen und den Reisenden dort zur Seite des Königs hatten sitzen sehen, fand er freundliche Aufnahme und erhielt von ihnen die besten Früchte, Tabak und Thee. Letzterer ist jetzt in Luang Prabang schwer zu bekommen, da die Karawanen, welche noch vor Kurzem jährlich zwei oder drei Male aus Sünan ihn brachten, sich aus Furcht vor den Hös nicht mehr in das Gebiet östlich des Nam II wagen.

Am 2. December wurde die Fahrt von Pal Sön aus fortgesetzt; nun wurden die Ufer und die begrenzenden Berge höher und es traten wieder roh skulpirtes Gestein auf, die aber nur schlechte Kopien oder Karikaturen der zuerst gesehenen waren, und bei denen die Arbeiter sich keine Mühe gegeben hatten, ihre Nachhilfe zu verbergen; auch war ihre Zahl bei Weitem nicht so groß und sie waren ebenso gut aus der Ferne, wie in der Nähe zu erkennen. An diesem

und dem folgenden Tage fuhr man durch eine wenig bewohnte Gegend und traf nur auf einige Dörfer von Vö, die sich hierher geflüchtet hatten; am 4. December aber lagen die laotischen Dörfer näher bei einander. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde der Fluß breiter und weniger tief; er breitet sich hier zwischen hohen, dicht bewaldeten Bergen fächerförmig aus und wird in der Mitte durch eine breite Sandbank in zwei Arme getheilt. Zahlreiche Felsen



In Gehalt von Thieren bearbeitete Bäume.

und Fische lagen dort vor Anker und vertieften die Nähe einer größeren Ansiedelung. Hier lag Mông Ngoi, wo Reis dem Mông Kran einen Brief des Königs zu übergeben hatte. Dieser Mandarin war hierher gesandt worden, um die Bewegungen der Sö zu überwachen, die Einwohner des Flusses in ihren Wohnsitzen festzuhalten und den bewaffneten Widerstand zu organisieren. Aber der Mandarin war ein kranker, furchtsamer Greis, der seit

seiner Ankunft noch nicht zweimal an Land gegangen war, sondern auf einem Fische mitten im Strome wohnte und sich bereit hielt, auf die erste Nachricht vom Anblick der Sö das Rotangtau, das sein Schiff festhielt, zu durchschneiden und sich den Fluß hinabtreiben zu lassen. Alles, was er bisher gethan hatte, bestand darin, daß er die Bewohner veranlaßt hatte, seinem Beispiele zu folgen; daher die Menge von Booten und Fischen auf dem Strome. Bei



Wiang Ngai.

Tage gingen die Einwohner von Mông Ngòi auf dem Lande ihren Beschäftigungen nach, zur Nacht kehrten sie auf ihre Hütten zurück, wo sie ihre beste Habe bereits untergebracht hatten. Sie waren entschlossen, im ersten Augenblicke der Gefahr ihre Stadt zu verlassen und nach Süden auszuwandern; dabei schauten sie alle sorglos und heiter dazwischen. Denn im Süden fehlt es nicht an fruchtbarem Lande und ein laotisches Haus ist rasch aufgebaut; zudem ist eine neue Kolonie während der ersten paar Jahre von Steuern befreit. Höchstens, daß einige alte Weiber oder ein paar Priester wehmüthig nach der verlassenen Stadt zurück blicken, oder mancher Familienvater bedauernd auf die frisch gepflanzten Areka- und Kokospalmen. Diese vollkommene Sorglosigkeit, Heiterkeit und Zufriedenheit ist

einer der besten Charakterzüge der Laos, der auch seinen guten Einfluß auf Reisende, die sich unter ihnen bewegen, nicht zu verhehlen pflegt. Da der Mông Kran durch den Brief des Königs angewiesen wurde, den Reisenden im Falle drohender Gefahr nicht weiter vordringen zu lassen, so wollte er, für seinen Kopf fürchtend, dessen Weiterreise nicht gestatten und schlug ihm Aufzüge in die nächsten Berge vor. Als aber Dr. Reiss ihn von einem gefährlichen Bruchleiden kurrte, wagte er nicht mehr, seinen Vordringen zu widersprechen und nach langen Verhandlungen willigte er ein, den Reisenden weiter fahren zu lassen, da ein junger Mandarin aus Nuang Prabang mit zwei Booten voll Bewaffneter voranzufahren und den Weg zu rekonfisciren versprach. Die sechs Tage, welche diese Ver-



Die Grotte Tam Krung.

handlungen dauerten, benutzte Reiss zu Aufzügen in die umliegenden Gebirge und mehrere merkwürdige, ganz in Fagaden umgewandelte Höhlen. Eine derselben, die Grotte Tam Krung, einige Kilometer von Mông Ngòi entfernt gelegen, enthält eine klare Quelle von mehreren Metern Tiefe, deren Wasser so durchsichtig ist, daß man am Grunde und in den felsigen deutlich große, schwarze Fische erblicken kann. Dieselben gelten für Raubfische, und noch niemals soll es gegläubt sein, einen derselben zu fangen. Ein kleines Wasserbeden vor der Grotte dient als Bad und auch als Versammlungsort der Frauen von Mông Ngòi. Auch glaubt man, daß in der Grotte ein weiblicher Fi wohnt, welcher junge verheiratete Männer entführt und einige Zeit in einer unterirdischen Höhle bei sich behält. Wenn

dann der Mann nach ein paar Tagen wieder nach Hause zurückkehrt, so vermag er nicht zu erzählen, oder will es vielleicht nur nicht, wie er inzwischen gelebt hat.

Ebenso wie am Nam Kan mag Reiss auch in Mông Ngòi und dessen Umgebung zahlreiche Khao, die sich weder in ihrem Körper, noch in ihrer Kleidung, in Sitten oder sonstwie von den Laos im südlichen Indochina unterscheiden. Auch zwölf Individuen vom Stamme der Khao traf er, echte Chinesen, die erst seit drei oder vier Generationen im Lande angesiedelt sind; sie haben die chinesische Sprache und Schrift sich bewahrt, tragen auch den Kopf, aber nicht gelockt. Sie wohnen auf den hohen Bergen östlich von Mông Ngòi; ein zweiter Stamm von derselben Rasse wohnt im Lande der Phung, in den Bergen nordöstlich von Mông

Ngon. An beiden Orten leben sie mit den römischen Völkern, wie mit den Annamiten und Laos in friedlichen Beziehungen, gelten als gute Nachbarn und sind überdies schwer anzugreifen. Sie bauen viel Reis und überfluteten das ganze Land mit ihrem schlechten und billigen Opium; das zukünftige Opiummonopol in Tongking wird sie zu gefährlichen Schmugglern machen. Auch die Jagd betreiben sie, und alle ohne Ausnahme, Männer, Weiber und Kinder, sind im Besitze von Flinten, die sie selbst herstellen. Sie versichern es, Eisen zu schmieden, in Barren zu gießen und Flintenläufe zu bohren, deren Stange und Pfanne sehr primitiv sind. Diesen Kauf laden sie zur Hälfte mit selbstverfertigtem Pulver und unmittelbar auf dasselbe setzen sie ohne Anwendung eines Propfens mittels

eines Ledersackes einen Pfeil, bestehend aus einem kurzen Stab Bambu mit einer eisernen, beinernen oder steinernen Spitze. Dieser sehr unvollkommenen Waffe sollen sie sich nach Angabe der Laos mit großem Geschick bedienen.

Die zwölf Laos, welche nach Mông Ngai gekommen waren, hielten sich übrigens dort nur wenige Stunden auf und entflohen, sobald sie sich in aller Eile ihrer Waaren entledigt hatten. Die Laos erzählten lachend, dies sei geschehen, weil sie die Krösche hätten quaken hören, und nun würden sie mehrere Monate lang nicht mehr an die Ufer des Nam U zurückkehren, um nicht diesen für sie entsetzlichen Ton hören zu müssen. Sie sind völlig überzeugt, daß das Kröschengelächter ihnen Unglück bringt, und daß der Ort, wo sie es hören, für sie tödlich sei; in ihren Bergen



Markt der Khao.

gibt es keine Krösche, und an den Nam U steigen sie nur in der Mitte der trockensten Jahreszeit hinab, wenn sie sicher sind, kein Regen zu hören. Derselben Aberglauben sollen die Khmông haben, welche gleichfalls ein Hochplateau bewohnen; es kommt in denselben nur die ganz natürliche Furcht der Bergbewohner vor den während der Regenzeit ungesunden Thälern zum Ausdruck, denn nur während der Regenzeit lassen sich die Krösche hören.

Am 11. December Mittags konnte Reis seine Fahrt nach Norden mit zwei leichten Barken, der einen für ihn, der anderen für den Pöpa Potong, fortsetzen. Oberhalb Mông Ngai fließt der Strom zwischen steilen Felsen hin, in deren Höhlungen Bis und noch höhere chinesische Weister, Arat mit Namen, haufen; Reis mußte hier das Versprechen

abgeben, seinen Schuß abzugeben, der die Weister erzürnen würde. Eine dieser Grotten, welche mehr als 30 m über dem Fluße sich in der senkrechten Felswand befindet, enthält mehrere Buddhafiguren, von denen man kaum begreift, wie man sie an ihren Platz hat bringen können.

Das Land ist hier gut bevölkert, aber viele Dörfer waren schon verlassen. Alle diese Gebirge, so wild sie auch aussehen, ernähren eine zahlreiche Bevölkerung von Khao, die sich an den Bächen sitzen. An den Rändern derselben, auf der Sandbank, welche sich dort in der trockensten Jahreszeit bildet, errichten die Laos von Mông Ngai, Mông Sün und selbst von Luang Prabang einen „Markt“ für die Khao; sie bringen Zenge, Aderbaugeräthe, lackirte Holzwaaren und Reisbranntwein herbei, flügen aus Bambus

große Flüsse zusammen und warten auf die Khas, welche ihnen dafür Reis, Baumwolle, Seide, Tabak, abstringierende Rinde und Stodlad bringen. An einem einzigen solchen Marktplatz zählte Reiss zehn Flüsse, deren jedes bereits mit drei bis vier Tonnen solcher Produkte beladen war, namentlich mit Baumwolle und Stodlad, jener Anschauung verschiedener Bäume und Sträucher in Folge des Stiches der Lackstildlaus (*Coccus Lacca* Kerr.). Die Laos gewinnen aus dem Lack zunächst eine schöne rothe Harze und führen dann das wenig gereinigte Harz über Bangkok,umeist nach China aus, wo es zum größten Theile zum Kalafate der Dschunken verbraucht wird. Nur ein kleiner Theil wird weiter gereinigt und giebt dann eine bessere Sorte Lack.

Ab und zu waren auch Dörfer der Laos zu bemerken,

kenntlich an der eigenthümlichen Form der Häuser, deren Dach über eine große Veranda weit vorpringt. An solchen Dörfern wollte der Phya Holong niemals anlegen. Die Laos sind in Folge von Kriegen aus der Gegend von Xieng-Tong nach dem Königreiche Luang Prabang ausgewandert, wo sie fast keine Steuern zahlen und vom Frohndienste verschont sind. Körperlich scheinen sie sich nicht von den Laos zu unterscheiden, aber wohl in der Tracht; sie tragen nicht das Vanguti (Schärpe), sondern eine Weste und Hose von blauer Baumwolle. Sie haben auch am Ram II Kinderbetten eingeführt, die aber nur als Lastthiere dienen, nicht zur Nahrung.

Am 12. December wurde die Mündung des Ram Hap passiert, der drei Tagereisen weit aufwärts schiffbar ist und



Zusammentreffen mit den Fai Pu Roi.

vielleicht auch einen guten Weg nach Tongking abgiebt. Der Ram Ngua, bei welchem man am folgenden Tage vorbeifuhr, ist sogar neun Tagereisen weit bis Nsong Tong, das sich aber schon im Besitze der Has befindet, zu befahren; durch sein Thal waren dieselben schon wiederholt auf ihren Wanderungszügen zum Ram II hinabgestiegen. Noch am selben Tage erreichte Reiss die Stadt Nsong Nua an der Einmündung des von Westen her kommenden Ram Pak. Von dort an ist der Ram II nach Angabe der Laos noch sechs Wochen weit schiffbar, eine Strecke, die ein Europäer trotz der zahlreichen Stromschnellen vielleicht in weniger als der Hälfte zurücklegen würde. Jedenfalls ersieht man daraus die Bedeutung des Ram II als eines Handelsweges. In diesen Ländern werden die Transportmittel noch sehr

lange Zeit dieselben bleiben, wie sie jetzt sind: Pirogen, Flüsse, Lastochsen und in gewissen Fällen Elephanten. Die Erbauung von Eisenbahnen wäre in dem Bergwirththum des nördlichen Indochina ebenso schwierig wie kostspielig, und die Verbesserung der Wasserwege wird ein schwer erfüllbarer Wunsch bleiben. Und ist die Produktion und der Verbrauch Jinnans wirklich so groß, daß er eine in Xieng Mai oder Hanoi beginnende Eisenbahn rechtfertigen würde? Und ist es wirklich der Mangel an Verbindungswegen, welcher hier den Handelsverkehr hindert und nicht vielmehr die ewige Feindschaft zwischen den einzelnen Stämmen, die Räuberei und die Begehr?

Nsong Nua, malerisch am Zusammenflusse beider großen Wasserläufe, auf einem Hügel und am Fuße eines Berges

gelegen, war noch vor einigen Jahren eine große reiche Stadt, wohin Schienlarawanen der Hôa vom oberen Mekong, Kaufleute vom oberen Nam U, zahlreiche Khas u. A. kamen. Jetzt aber war die Hälfte der Bevölkerung nach dem Mekong geflohen, die Karawanen waren ausgeblieben und es lagen dort nur wenige Flüsse mit Waaren vor Anker.

Inzwischen war es kälter geworden und in der Nacht des 14. December fiel das Thermometer auf 11° C. Abends, als Reis zitternd bei seinem Feuer saß, stiegen aus einer benachbarten Barke sechs Männer, warm in wollene Gewänder gekleidet, und näherten sich ihm am Ufer zu begrüßen; es waren Kai Pu Noi, welche in den hohen Gebirgen am Einflusse des Nam Yeang, acht Tagesreisen oberhalb Mông Kua, wohnen. Sie verstehen laotisch, aber sprechen eine eigene Sprache, sind von Nang Prabang abhängig und bekanden sich gerade auf der Reise dorthin, um ihren Tribut abzuliefern. Namentlich mit der chinesischen Provinz Yunnan stehen sie in Handelsverbindung und beziehen von dort Salz und chinesische Stoffe. Ihr Anführer plauderte lange mit Reis, zeichnete ihm eine Karte des oberen Nam U, der ihm sehr gut bekannt war, und schenkte ihm ein Hund Thier, den der Reisende schon mehrere Monate lang hatte entbehren müssen.

Nachdem Reis am folgenden Tage die Breite von Mông Kua bestimmt hatte, gab er den Ruten seiner Mandarinen nach und trat am 15. December die Rückfahrt an, welche rasch von Statten ging. In der Nacht des 24. traf er wieder in Nang Prabang ein.

Hier erfuhr er den Ausbruch des Krieges in Tongking, wodurch ihm jede Möglichkeit, nach diesem Lande vorzudringen, abgeschnitten wurde. Seine Instructionen, die ihm immerhin große Freiheit ließen, lauteten dahin, auf dem Rückwege, wenn die Straßen nach China und Tongking besperrt sein sollten, der Route Mouhot's zwischen Nang Prabang und Bangkok zu folgen. Dann aber hätte er seinen eigenen Weg bis Pallane zurückmachen müssen. Andererseits hatte er seit seiner Ankunft in Nang Prabang viel von der großen Stadt Kieng Mai sprechen hören; von dort her kamen alle europäischen Waaren, welche auf dem Markte von Nang Prabang und im ganzen oberen Laos-Lande verkauft wurden. Die Engländer sollten dort sogar wegen der kommerziellen Wichtigkeit des Ortes einen Konsul einlegen wollen. Deshalb hielt es Reis für richtig, über diese noch ziemlich unbekannte Stadt heimzulehren und er änderte demgemäß seinen Reiseplan.

Eine Reise nach dem Taf-Busen.

Von de Dobbeleer.

I.

Während der Reise auf einem der von Tumienj nach Tomel fahrenden Passagierdampfschiffe machte ich in der Nähe von Tobolet die Bekanntschaft eines Herrn Runk, welcher mit seinem eigenen Dampfschiffe nach der Mündung der Flüsse Taf und Purr fahren wollte, um dort seine Faktorei mit Waaren für den Laufshandel mit den Samojeden zu versehen und seine Fischereien zu vergrößern. Es bot sich mir die beste Gelegenheit, den Norden Westsibiriens kennen zu lernen und gern nahm ich das Anerbieten dieses Herrn an, mit ihm zu fahren.

Am 11. Juli 1884 gingen wir an Bord des nach dem Taf-Busen bestimmten Schraubendampfschiffes, einem Schoner mit zwei Masten, welcher eine große, mit Holz beladene Barke im Schleppzug führte. Am 12. Juli war Samarow und nach einem Aufenthalte an diesem Orte am 14. Juli Mittags die Mündung des Irtysh in den Ob erreicht. Am 16. Juli wurde bei Veresjow (Veresow) angelegt und am 18. Juli Radmittags befand sich das Schiff neben Obdorsk. Die Fahrt war bisher bei schönem Wetter und günstigen Winden vor sich gegangen und wenig unterbrochen worden. Rechts war der Ob von einem hohen, bewaldeten Steilufer, links von flachen, mit Weidenbäumen bewachsenen Ebenen begrenzt. Größere Inseln waren nicht selten, flache, im frischen Grün prangende Eilande. Am Ufer bemerkten wir einige von Dsialen bewohnte Orte, das nördlichste Kloster dieser Gegenden, Kondinsko, und den Kirchort Kuschkatsko. Hin und wieder kamen Dsialen in ihren kleinen jerrischen Booten, welche sie ausgezeichnet zu führen verstanden, ans Dampfschiff gefahren, um Brot gegen Fische einzutauschen.

Bei Toborsk mag die Breite des Ob etwa 10 bis 12 km betragen. Der ruhig dahin fließende Kieselstrom und die

hier nahe liegenden schneebedeckten Ualberge bieten gemeinsam ein selten großartiges Bild.

Am 19. Juli begannen schon einige, später häufig wiederkehrende Unterbrechungen und Unglücksfälle der Reise, zu denen gehörte, daß das Bugstirn sich in der Schraube des Dampfschiffes verwickelte, die Anker in der Strömung nicht halten wollten, Schoner und Barke hart an einander gerieten und daß die eine Schraube des Dampfschiffes beschädigt wurde. Ganz besondere Schwierigkeiten machte es aber, inmitten der Obfelsen und anfänglich im Obischen Meerbusen genügend tiefes Fahrwasser zu finden.

Nachdem schon am 21. Juli der Obische Meerbusen erreicht worden war, mußte das Schiff zurückkehren, damit an einem geeigneten Orte eine Reparatur der Schraube vorgenommen werden konnte. Diese Arbeit begann am 24. Juli, wurde aber schon am folgenden Tage durch ein Gewitter, welchem ein heftiger, zwei Tage und Nächte dauernder Nordwindsturm folgte, unterbrochen. Am 28. Juli war die Schraube repariert, die Barke wurde zurückgelassen und unser Schoner hoch mit Holz beladen. Da auch vierzig Menschen, größtentheils Fischer, auf diesem nur 110 Fuß langen und 21 Fuß breiten Schiffe Platz finden mußten, so war der Raum sehr beengt. Bald nach der Weiterfahrt geriet das Schiff zweimal auf den Grund, welches eine zwei Tage und zwei Nächte währende, mühselige Arbeit zur Folge hatte.

Die Ob-Inseln, welche ich während dieser Zeit nach allen Richtungen durchkreuzt hatte, waren sehr flach, mit hohem Gras und Getreide, hauptsächlich Weizenbiskden bedeckt; überall stand Wasser, welches bald flach, bald tiefer werdend kleinere oder größere Tümpel bildete; überall war der Uebergang vom flachen zum tiefen Wasser allmählich

und der Grund fest, nicht sumpfig. An Pflanzen fand ich etwa vier verschiedene Arten Weiden, zur Carexfamilie gehörige Gräser, Schachtelhalme, Ruhlumen, Bergklee, und, auf trockenen Stellen Glockenblumen, Kellen und Widien. Felsbl waren die Inseln von wilden Schwämmen, Wäden, Meerzungen, sowie von unzähligen wilden Gänzen und Enten. Auch die furchtbare Plage Sibiriens, die Wäden, konnte ich hier kennen; ihre Anzahl und die von ihnen bereiteten Qualen sind nicht zu beschreiben, sondern müssen empfunden werden.

Am 30. Juli Nachmittags war der Nebel überhoben zum zweiten Male erreicht und wurde neben Gumbafale, einer großen Fischerei, Anker geworfen. Der folgende Tag verging mit fortwährendem Wind- und Perforation auf einer großen Sandbank, das Schiff ging 8 Fuß tief und das Schiffswasser war überall nur 8¹/₂, bis 9 Fuß. Um 12 Uhr Nachts ging das Schiff endlich bei 12 Fuß Tiefe vor Anker; eben zur rechten Zeit, weil ein immer heftiger werdender Nordwestwind, welcher zwei Tage und zwei Nächte dauerte, unfehlbar unseren Untergang herbeiführt hätte.

Am 3. August und in der folgenden Nacht ununterbrochene Reise beim schönsten Wetter; am 4. August wurden an der Ostküste große Eismassen bemerkt und daher die Westküste aufgesucht und dort geankert. Wir besanden uns, wie ich später ergab, dem Taß-Busen gegenüber. Zwischen den wenigen, am Ufer befindlichen Eisküsten tauchten hin und wieder Seevögel auf, in einiger Entfernung vom Strande fanden wir ein samojedisches Totenlager.

Während des folgenden Tages blieb der Schoner vor Anker; am 6. August herrschte ein heftiger Nordwestwind und das Schiff wurde vom Treibeis eingeschlossen; es gelang erst nach ununterbrochenen anstrengenden Arbeiten, Abends dem Eise zu entkommen und bei einem entsetzlichen Schwallen des fiesigen Fahrzeuges die Mitte des Meerbusens zu erreichen, um dort an einer eisfreien Stelle zu ankern. Am 7. August Abends Fortsetzung der Reise; am folgenden Tage zwang ein dichter Nebel zu langsamem Fahren, und als sich derselbe zertheilt hatte, wurde bemerkt, daß der ganze Meerbusen vor uns mit Treibeis bedeckt war und deshalb die Rückfahrt beschloßen. Während derselben entdeckten wir den im Nebel nicht beachteten Taß-Busen und erreichten Abends dieselbe eisfreie und geschützte liegende Bucht. Weil auch hier das wenig bekannte und theilweise sehr flache Fahrwasser Schwierigkeiten machte, so konnte das Hochland Nachodka, welches den Mündungen des Taß und Burr gegenüber liegt, erst am 11. August erreicht werden. Die Zeit bis zum 21. August verging mit Ab- und Umladen der Waaren, sowie mit den beschwerlichsten Versuchen, den Burr hinaufzufahren. Am 22. August trat das Schiff seine Rückfahrt nach Tobolsk und Tumenj an; es war das erste Dampfschiff gewesen, welches den Taß-Busen hinaufgefahren war und die Mündungen der Flüsse Taß und Burr aufgesucht hatte.

Taß ist die beste Gelegenheit bot, das Leben und Treiben der Samojeden kennen zu lernen, so hatte ich beschloßen, hier zu bleiben und später im December mit dem Taß-Busen nach Turgut gebenden Renthiertarawanen zurückzufahren.

Der Ort, welcher mir bis zum 2. December, also über ein Vierteljahr, zum Aufenthalt dienen sollte, lag an einem kleinen, aber tiefen Arme des Burr, in einiger Entfernung von der Mündung des Flusses. Es war dieses ein Haupt-Handelsplatz der Samojeden, welche im Herbst mit Renthiern hierher kamen, und es hatten deshalb Herr Hunt und ein Engländer Herr Wardroppe hier ihre Waarenniederlage. Die Waaren des erstern befanden sich hauptsächlich auf

einem Segelschoner, weniger in dem am Ufer befindlichen kleinen Vlothause, die Waaren des Herrn Wardroppe in einem geräumigeren Vlothause und in einem Schuppen. Der Handelsplatz oder die Faktorei hatte also zwei Vlothäuser, einen mit Waaren beladenen Schoner, einen Schuppen und ein Samojedenzelt. Das größte der Vlothäuser war 8¹/₂ m lang, etwas über 4 m breit und 2¹/₂ m hoch. Diese Gebäude und das eben so kleine Vlothaus eines am Taß angesiedelten Russen Manzeff waren die einzigen in einem Umkreise von Hunderten von Meilen.

Wichtiger als der Handel mit den Samojeden, welche gegen Fische und Pelzwerk das ihnen nöthige Mehl, Brot, Salz, Tabak und Tuch eintauschten, sind die am Taß und Burr befindlichen Fischereien. Die Fischerei beginnt Anfangs Juli, wenn sich an den Seiten der Flüsse, theilweise auf dem Eise, etwas Wasser bildet; es werden zuerst Hechte und andere Süßwasserfische gefangen. Bald darauf wandern auch die Fische aus dem Nördlichen Eismeer und dem Obischen Meerbusen nach den Mündungen der Flüsse, aber die Hauptzeit der Fischerei beginnt erst dann, wenn das Eis aus dem Ob- und Taß-Busen fort ist und die Luft bedäufenden Weiskölen, den russischen Delphinen, nicht mehr im Wege steht. Tiere verglichen, mit Raufischen und Prausen aus dem Norden daher kommenden Fische sind es hauptsächlich, welche die Fischscharen, besonders die phlegmatischen Större, in die Flüsse hineinjagen. Es werden also enorme Quantitäten Fische, hauptsächlich Större, Sterlette, Wicma, Sirok, Moskua, Zjeb, Kasim (Quappe) u. gefangen. Die Fische werden eingeschleppt, von den Samojeden getrocknet und im Herbst mit einem oder zwei Segelschiffen nach Tobolsk gebracht. Ein großer Theil Större und Sterlette wird in Tischen aufbewahrt, um später, wie die im Herbst gefangenen Fische, im gefrorenen Zustande mit Renthiertarawanen nach Turgut transportirt zu werden; von Turgut werden sie mit Pferden nach Tobolsk und anderen sibirischen Städten gebracht und in den russischen Festungen consumirt. Es wird noch bis December unter dem Eise gefischt und erst dann damit aufgehört, wenn das Eis zu stark wird.

Es bot sich mir die Gelegenheit gerade in der schönsten Zeit, in der ersten Hälfte des September, größere Fahrten mit dem Boote zu machen, den Burr und den Taß mehrere Meilen weit hinaufzufahren und Nachodka aufzusuchen. Der Anfang September ist deshalb schön, weil die Tage hell und warm sind (am 31. August + 19° R. in der Sonne), aber schon einzelne schwache Nachfröste eintreten, welche die Wäden lähmen; ich machte die Bemerkung, daß diese Plagegriffe bei + 6° R. noch sehr in Bewegung und recht häufig, bei + 4° R. aber nicht mehr zu bemerken sind.

Taß und Burr haben, abgesehen von der verschiedenen Größe, viel Aehnlichkeit mit dem Ob und kann das von den Ob-Inseln hergebrachte im Wesentlichen auch von den Niederungen und Inseln dieser Flüsse gelten.

Am Ufer des Burr und des Taß-Busens lagen häufig 20 bis 30 Fuß hohe Hügel, aus Hummerde bestehend, welche auf Eisküsten aus den Tundren hierhergekommen sind und an die ertauchten Wäde erinnern. Der Rachenbaum ist der einzige hier vorkommende hochstämmige Baum, welcher aber eine beträchtliche Stärke und Höhe erreicht und in der Nähe der Flüsse nicht unbedeutende Wälder bildet. Auffallen war an manchen Orten die große Menge wilder Rosen, welche trotz einiger Nachfröste noch in schöner Blüthe standen.

Die Vorfahrten nahmen 14 Tage in Anspruch; es mußte in Samojedenzelten, in Erdbitten russischer Fischer

oder im Boote übernachtet werden: als wir am 14. September vom Taß zurückkamen und durch den Taßbussen fuhren, schwammen schon kleine Eiskübeln in demselben und in der folgenden Nacht fiel Schnee.

Nachdem ein großer Theil der samojeßischen Hirten aus dem Norden zurückgekehrt und sich am Taß und Burr versammelt hatte, machte ich am 25. October meine erste Fahrt mit Renthiereu zu dem schon erwähnten, am Taß wohnenden Russen Mamieß und kehrte am 31. October nach der Faktorei zurück. Im November entwickelte sich in der Faktorei ein sehr reges Leben; neben einem lebhaften Handel mit den immer zahlreicher ankommenden Samojeßen mußten die Renthiertarawanen nach Surgut expedirt werden. Die Fische wurden gemogen, auf Schlitten gepackt und, nachdem auf diese Weise eine genügende Anzahl Schlitten beladen war, setzte sich die erste Karawane in Bewegung, dieser folgte nach mehreren Tagen die zweite, nach längerer oder kürzerer Zeit die dritte, die vierte etc. Die Renthiere für die Karawanen werden von den wohlhabenden Samojeßen geliefert, welche dann dieselben auch führen.

Nach den angegebenen größten und einigen kleineren Exkursionen blieb ich fast immer in der Faktorei; leider war es mir nicht möglich, einen gut erhaltenen Wammusch aufzusuchen, welcher in einiger Entfernung von Nachodka lag. Der Aufenthalt am Burr wurde, je mehr er sich seinem Ende nähte, um so unangenehmer; die kleinen Gehäute waren von Waaren, von russischen Fischen und Samojeßen überfüllt. Die ewige Fischpreise, welche roh oder gekocht genossen werden mußte, wurde mir ganz zuwider und sürdete ich deshalb, am Sturbe zu erkranken; auch wurde davon gesprochen, daß unter den Samojeßen die Pocken herrschten. Außerdem entstanden Streitigkeiten zwischen Russen und Samojeßen, welche in Folge der Verschiedenheit der Sprache und besonders durch die Nachsicht seit eines russischen Jähgers fast zu einem Kampfe geführt hätten. Alle diese Unannehmlichkeiten störten mich aber wenig in meiner Beschäftigung, welche darin bestand, Wind und Wetter zu beobachten, die Temperatur der Luft und anfänglich die des Wassers zu messen und zu notiren und mit vieler Mühe und Kosten ein samojeßisches Wörterbuch herzustellen. Dasjenige, was ich über die Religion und die Sitten, über das Leben und Treiben der Samojeßen in Erfahrung bringen konnte, gebe ich in einem folgenden Aufsatze wieder.

Am 2. December wurde die Reise nach Surgut angetreten; der Weg führte über eine der kaltesten, wüdesten und menschenleersten Kläden des nördlichen Asiens. Die Länge des Weges wurde mir auf 1100 Werst (1 Werst = $1\frac{1}{16}$ km) angegeben und stimmt diese Angabe mit der Berechnung, wenn man annimmt, daß die Renthiere während längerer Reisen 7 Werst in der Stunde zurücklegen.

Unsere Karawane war eine kleine, rasch gehende, welche dem Russen Mamieß gehörte und nur Personen, eine Waare beforderte; sie war die letzte, welche von der Faktorei nach Surgut ging, aber alle übrigen Karawanen überholte. Es trafen mit derselben der Russe Mamieß, der Engländer H. Wardroppe, zwei Dolmetscher, ein Dshale und eine Samojeßenfamilie, bestehend aus zwei erwachsenen Samojeßen, einer Frau, einem Knaben und einem kleinen Kinde; ein Bett und Lebensmittel wurden mitgeführt.

An den ersten beiden Tagen mißlang die Abreise, weil beim Abhiebe zu reichlich Branntwein genossen worden war; fast sämtliche Führer fielen von ihren Schlitten in den Schnee und mit mir raste die Renthiere angelockt über die Schneefläche. Es gelang mir mit ängstlicher An-

strengung, mich im Schlitten zu halten und nach einer weiten, ziellosen Fahrt die Renthiere anzuhalten. Nachdem Russen, Samojeßen und Dshalen ihren Kausch im Schnee ausgeglichen hatten und später auch die Renthiere bis auf wenige wiedergefunden und eingezähnt waren, konnte am dritten Tage, dem 4. December, die Reise fortgesetzt werden.

Wir sahen, bis Surgut entweder auf Flüssen, deren Ufer dicht bewaldet waren, über die, nur mit Zuergrändern bewachsene Hochebenen oder über Seen und Sümpfe. Die aushalten Thiere, welche ich während der ganzen Reise sah, waren eine Schneerulle, ein Bissard und ein paar Krähen; das Bild wandert ebenfalls im Winter nach Süden oder zieht sich in die dichtesten Wälder zurück, welche in großer Zahl und Ausdehnung vorhanden sind. Wölfe folgen wohl den Karawanen, aber selten wird es gelingen, einen derselben auch nur zu sehen.

Am 4. December sahen wir ununterbrochen 12 Stunden, anfänglich auf dem Burr, dann auf einem Nebenfluß desselben, dem Tashiba oder Sandfluß, am folgenden Tage ebenfalls auf dem Tashiba. Der 6. December war ein Ruhetag; es kamen viele Samojeßen nach unserem Zelte, sie zogen ebenfalls mit ihren Karawanen südlich oder nach Odborsk. Am 7. und 8. December rasche Fahrten bei schönem, stillem Wetter; zwischen den Lärchenbäumen lag ich einzelne Exemulare dichter, mit grünen Nadeln versehener Tannen und hin und wieder eine Birke. Am 9. December wehte eine heftiger Südwestwind, Schneegestöber herrschte und die Temperatur der Luft war nur -2° R. Wir besaßen und auf einer baumlosen Hochebene; wunderbar ist es, wie die Samojeßen beim Schneegestöber und in dunkler Nacht auf weiten Ebenen, wo kein Baum, kein Hügel ihnen als Zeichen dienen kann, immer den Weg zu finden wissen. Oft sah ich nach meinem Kompaß und immer mußte ich bemerken, daß sie dieselbe Richtung einhielten; kein Russe oder Fremder, und wenn er während seines ganzen Lebens in diesen Gegenden gewohnt hat, wird ohne einen Samojeßen oder Dshalen eine solche Fahrt wagen oder durchführen können.

Am 10. December Ruhetag, am 11. eine langsame Fahrt, weil der Schnee hoch und weich war. Am 12., 13. und 14. December ununterbrochene Fahrten bei schönem Wetter; wir passirten die Wasserscheide der Flüsse Radim und Burr, ferner sah ich nach langer Zeit zwei allein stehende, mächtig hohe Berge, Tundela, und einen kleinen, vollkommen kreisrunden See, welcher mit einem gleichmäßigen, etwa 20 bis 30 Fuß hohen Wall umgeben war, dieser letztere war im Osten etwas durchbrochen; später kamen viele runden Seen noch häufiger vor, wenn auch nicht so regelmäßig geformt. Wir trafen die schönsten Wälder, Tannen und Nichten, Kiefern und Birken bestehende Wälder, Tannen und Nichten zeigten die verschiedensten Formen, dunkelgrüne Säulen, Kegel, Pyramiden; zwischen ihnen ragten nur noch einzelne Exemplare des nadellosen Lärchenbaumes, Ruinen gleich, hoch empor.

Der 15. December war ein Ruhetag; ein heftiger Südwestwind wehte und ein Schneegestöber herrschte, die Temperatur der Luft war nur -4° R. Es wurde ein Renthiere geschlachtet und von den Samojeßen theilweise roh verzehrt; Renthierefleisch wie Fische werden in Streifen geschnitten, diese in den Mund gesteckt und vor dem Munde mit dem Messer abgeschnitten. Da es das schlechteste Wetter war, so sah ich während des ganzen Tages im Zelte und in Gedanken hieran möchte es Zeit sein, etwas über die Art und Weise unseres Reisens zu erwähnen.

Das Antlitz der Erde von Eduard Suß.

(2b. I, Tempel u. Freitag, Prag und Leipzig 1885.)

In einem stattlichen Bande von 778 Seiten in Vertikalkonformat hat die erste Hälfte von Suß' „Antlitz der Erde“ ihren Abschluß gefunden. Gestützt auf ein erstaunlich reiches, bis in die jüngste Zeit mit Sorgfalt und kritischem Blicke geprüftes, geologisches Beobachtungsmaterial, unternimmt es der berühmte Wiener Geologe, die horizontale und vertikale Gliederung der Erdoberfläche genetisch zu erklären. Wenn die Schule der Alexander v. Humboldt und Leopold von Buch in jedem Gebirge nach denjenigen Massen forschte, welche die Hebung desselben hervorgerufen hatten, wenn man von bestimmten, sich dokumentirenden Hebungsercheinungen zu sprechen gewohnt war, so giebt es nach Suß Hebungen — weder plötzliche, noch saltatorische — überhaupt nicht! Diese Anschauung ist keine plöblich und unvermittelt auftretende Caprice eines neuerungsfähigen, verwegenen konstruirenden Theoretikers. Die Gebirgsbildungen des Schweizer Jura mußten bei dem gänzlichen Mangel eruptiver Gesteine ihren ersten wissenschaftlichen Erforscher schon vor 60 Jahren zu einem Wegener der Anschauung machen, nach der man in jedem Gebirge das Resultat einer Erhebung sah. Die Theorie einer Faltung, gestützt durch geschickte Experimentalfürsorge, gewann Boden und trat auch bei den durch die Faltensysteme der Allgegend angeregten amerikanischen Forschern, wie z. B. dem bekannten Geologen Dana, in den Vordergrund. Hatte man für die den Jura fallende Kraft den Ursprung noch in der Erhebung der Alpen gesucht, so zeigten die geologischen Spezialuntersuchungen in der Schweiz, z. B. an den durch einander gesetzten Schichten von Trias und Oenise beim Finsteraarhorn und der Jungfrau, daß wir es auch hier mit den durch Erosion zerstückelten Trümmern zusammengefügter Faltungen zu thun haben. 1875 erschien die Aufsicht erregende kleine Schrift von Suß „Die Entdeckung der Alpen“, in welcher seine Theorie, daß Faltungen und Senkungen die beiden, die Oberflächengestalt des Alpengebietes bedingenden Vorgänge seien, zum ersten Male begründet ward. Die gemeinsame Ursache für beide Vorgänge ist die allwählich fortschreitende Erhaltung der Erde, die notwendiger Weise eine Volumenerminderung bedingt. Der Proceß geht nicht ganz gleichmäßig vor sich, da die erhaltete Oberfläche sich nicht gleichmäßig dem verkleinerten Volumen anschmiegen kann. Wäre sie stark genug, der allgewaltig wirkenden Schwere zu widerstehen, so müßten unter ihr weite Hohlräume entstehen und zuletzt eine völlige Trennung von dem Erdkerne erfolgen. Statt dessen sucht sich die Erdkruste dem Erdkerne stets anzupassen, Stellen geringeren Widerstandes werden unter der fortwährenden Wirkung der groß wirkenden Schwerkraft in Runzeln und Falten gelegt, grobe Platten und Schollen lösen sich und sinken schneller als ihre Umgebungen in die Tiefe. „Die sichtbarsten Dislocationen — heißt es S. 143 — in dem Festgerüste der Erde sind das Ergebnis von Bewegungen, welche aus der Verringerung des Volumens unseres Planeten hervorgehen. Die durch diesen Vorgang erzeugten Spannungen zeigen das Bestreben, sich in tangentiale und in radiale Spannungen, und dabei

in horizontale (d. i. schiebende und fallende) und in verticale (d. i. senkende) Bewegungen zu zerlegen.“ Es sind, wie an einzelnen Dislocationen nachgewiesen wird, Schollen Hunderte und Tausende von Metern gesunken. Einbrüche sind es, in denen sich die Ozeane gesammelt haben, so daß die Kontinente hervortraten aus dem das ursprüngliche Sphäroid bedeckenden Wassermantel, Faltungen, welchen die großen Kettengebirge der Erde ihre Entstehung verdanken. Die vulkanischen Vorgänge sind nur Nebenerscheinungen, Anzeichen der „vorübergehenden Oeffnung kleiner Risse“.

Der Zusammenbruch des alternden Erdballes setzt sich fort. Erdbeben und feuerige Stürhe gemahnen uns an denselben. Die Vorgänge sind aber in der Gegenwart entschieden von geringeren Veränderungen begleitet als in früheren Epochen, obwohl vor einem Duzendtaus in der Geologie gewahrt werden muß. Suß beginnt damit, in Kapitel I. aus einander zu setzen, wie die Ueberlieferungen der Einsicht sich in erster Linie als Erscheinungen einer das untere Mesozoicum heimuchenden feuerigen Sturz darstellen. Besonders in der ältesten Form, im Zbonkarepos, ist die Darstellung durchaus der Falsität angepaßt. Mit einer Erdbebenschrift, bei der die „Brünnen der Tiefe“ sich öffnen, d. h. die Grundwasser der Wiederherstellung, verbunden sich vielleicht die Wirkungen eines im Indischen Ozean vorrückenden Cyclons. Nach einem Hinweis, wie sich die Verichte der Genese als jüngere und binnenländisch gefärbte Darstellungen dokumentieren, werden Vorgänge aus der jüngsten Zeit, die als Senkung interpretirte Ueberfluthung des Kan of Rath und Cyclonenstürhe an Penzance Küste als erläuternde Beispiele herangezogen. Im zweiten Kapitel werden einzelne an Erschütterungen reiche Gebiete genauer besprochen und dargestellt, daß der Beweis für wirkliche Erhebungen hienusiger Küstengebiete keineswegs als erbracht gelten könne. Nach dem in dem besonders wichtigen dritten Kapitel die Dislocationen und die durch geringe radiale und tangential Bewegung hervorgerufenen und oft sehr verwinkelten Erscheinungen besprochen sind, wendet sich der Verfasser im vierten Kapitel speziell zu den Vulkanen. Er bespricht in äußerst fesselnder Weise die verschiedenen Typen, welche von den unter unseren Augen sich bildenden Kegeln bis zu den durch die Deubation zerstörten Vulkanruinen zu verfolgen sind. Oft sind nur noch Basaltstein übrig geblieben, d. h. Massen, die in feurig flüssigem Zustande nie bis an die Oberfläche gedrungen sind. Im fünften Kapitel werden die Erdbeben behandelt. Wenn Horner 1878 bei seiner Eintheilung besonders die tektonischen Erdbeben ausdies, so verfolgt Suß die Erscheinungen noch mehr ins Einzelne, indem er betont (S. 228), daß es ebenso viele Arten von tektonischen oder Dislocationen geben müsse, als es Gruppen von Dislocationen giebt.

Wir müssen es uns versagen, hier des Näheren auf die specielle Eintheilung einzugehen und können auch nur ganz summarisch auf den zweiten Theil hinweisen, der speciell die Gebirge der Erde behandelt. So weit wie geologische

Forschungen vorliegen, zieht der Verfasser die orographische Gestaltung in den Kreis seiner Darstellung. In den ersten fünf Abschnitten, welche Alpen, Karpaten und Mittelmeergebiete behandeln, bewegt sich Euz vornehmlich auf altem, wohl vertrautem Arbeitsfelde; dem südlichen Afrika, Vorderindien und den centralasiatischen Hochgebirgen sind Abschnitt 6 und 7 gewidmet, während der 8., oft durch kühne Kombinationen überrassend, die „Beziehungen der Alpen zu den asiatischen Gebirgen“ enthüllt. Für die drei, dem amerikanischen Kontinente gewidmeten Abschnitte liefern die Specialaufnahmen der Vereinigten Staaten und die zahlreichen, wenn leider auch noch immer lückenhaften Forschungen europäischer Reisenden das Beobachtungsmaterial. Als besonders interessant möge hier die Vespredung der „Cordillere der Antillen“ hervorgehoben werden.

Ich habe das Buch bei der Lektüre jedes einzelnen Abschnittes stets mit einem Gefühl des größten Respektes aus der Hand gelegt, selbst dann, wenn sich mir bei der Behandlung einzelner und theilweise speciell bekannter Gebiete eine zweifelnde Frage aufbrängte. Hier will ich mich begnügen, auf Euz's eigene Worte (S. 142) hinzuweisen: „Die Einzelheiten der Vorgänge durch genaue Prüfung und Vergleichung einzelner Fälle zu ermitteln, ist die Aufgabe der nächsten Jahre. Jede genaue Untersuchung des Wesens irgend einer bestimmten Thierart . . . gewinnt hierdurch erhöhtes Interesse, und dankbar wendet man

sich dem großen Schape älterer Beobachtungen von Neuen zu.“

Das Buch ist von einem eminenten Geologen geschrieben, aber stets im Hinblick auf die großen Fragen der physikalischen Geographie. Ich möchte es die erste wirkliche Morphologie der Erdoberfläche nennen. Lei der Klarheit und Präcision der Sprache wird es auch den nur mit den Elementen der Geologie vertrauten Lehrer zu fesseln und zu fördern vermögen. Alle diejenigen, welche sich für die großen Fragen der physikalischen Erdkunde interessieren, auch wissenschaftlich gebildete Touristen und Alpinisten seien auf dasselbe verwiesen. Das einzige, was hier und da störend auffällt und unschwer hätte vermieden werden können, ist die Verschiedenheit der angeführten Maße; man begegnet Meilen (ohne besondere Charakterisirung) und Kilometern, Metern und Fuß. Die Ausstattung mit 48 Textbildern, zwei Vollbildern und vier Karten in Farbendruck ist eine vorzeigliche, der Druck vorzüglich, so daß sich schon dieser erste Band, der in sich ein Ganzes bildet, als Wabe auf den Tisch eines gebildeten Naturfreundes empfiehlt. Auf den zweiten Band, welcher die für den Geographen so hoch interessanten Veränderungen der Oberflächengestalt des Meeres“ und noch einer Zusammenfassung aller Einzelresultate die Veränderungen der Fauna seit der Tertiärzeit behandeln wird, dürfen wir mit Recht gespannt sein und wünschen denselben eine baldige Vervollendung. P. L.

Die Karánfawa-Indianer.

Von Albert S. Gatschet in Washington.

Obwohl die Karánfawa-Indianer in der amerikanischen Kolonialgeschichte und in der Folsalgeschichte von Texas nicht selten erwähnt und beschrieben werden, so ist doch wenig über sie bekannt, was von ethnologischem Werthe wäre. Sie werden als kühne und mutige Krieger von bedeutender Körpergröße geschildert, als Anthropophagen und als unerbittliche Feinde der spanischen Kolonisten; die Bedeutung ihres Stammesnamens ist unbekannt, und es trägt denselben noch ein Häufchen, das von Norden her der Matagordabai zugehört.

In der merkwürdigen Geschichte des südlichen Texas, die uns der abenteuernde Albar Núnéz Cabeza de Vaca unter dem Titel „Naufregados“ hinterlassen hat¹⁾, werden zwar mehrere Stämme erwähnt, die in dortiger Gegend gelebt haben müssen, doch läßt sich keiner derselben sicher mit den Karánfawa identifizieren. Etwa 150 Jahre nach ihm erwähnt sie indeß Joutel, ein Begleiter von Rob. Cavellier de la Salle auf dessen letztem Entdeckungzuge (1687), unter dem Namen Koinfahs, Koinfahs, Koinfahs als im Norden (d. h. Nordosten) des Kalique-Flusses lebend²⁾, worunter vermutlich der Gualoupe-Fluß zu verstehen ist. Während seines Aufenthaltes an der St. Louis-Bai hatte C. de la Salle den Clamcoot-Indianern ihre Kähne eigenmächtig weggenommen, um damit eine Explorationsfahrt auf einem der dortigen Flüsse anzuführen. Er kehrte also dann nach dem Mississippi zurück, und sobald diese Indianer

von seiner Ermordung hörten, fielen sie über die zutheilgebliebenen 20 Franzosen beiderlei Geschlechts her und machten sie bis auf Wenige, die entkommen konnten, nieder³⁾. Daß die Namen Clamcoot und Karánfawa identisch sind, und daß ersterer noch genauer zu dem unten zu erwähnenden Karánfawa stimmt, werden unsere Leser leicht einsehen.

Im 18. Jahrhundert dehnten die Spanier von Mexiko aus ihre Herrschaft auch über Texas, und vermalten das Land von zwei militärisch beschützten Posten aus: San Antonio de Bejar und Nacozoches. Sie richteten auch einige Missionen zur Civilisirung der Indianer ein, hauptsächlich im Süden der Provinz, und die „Carancaguaes“ werden damals oft als eine wilde Horde von Barbaren im Küstenstriche erwähnt. In den tegamischen Staatsarchiven, die im December 1884 zu Consulatszwecken gefunden sind, finden sich Stellen wie (zum Jahre 1793): „Es ist unmöglich, die Küstenindianer, genannt Carancaguaes, zum Christenthume zu bekehren, wegen ihrer engen Freundschaft mit den Pipans (Apaches)“. „Eine neue Festeung muß am Coloradoflusse angelegt werden, um die Carancaguaes im Raume zu halten.“ Der Ort Refugio, oder Nuestra Señora de Refugio, wo die übrigen Karánfawa damals unter der Aufsicht des Missionärs Garza lebten, liegt in der Mitte zwischen Corpus Christi und Victoria, ungefähr unter 28° 20' nördl. Br. Wenigstens ein Theil des Stammes war also damals schon christianisirt. Ein merikanisches Document von 1828 merkt, daß 100 Familien

¹⁾ Abgedr. in *Deceuvres*, I, 288, 289.

²⁾ P. Margry, *Découvertes* III, 288, 289. B. F. French, *Historical Collections of Louisiana*, I, 134 ff.

³⁾ P. Margry, *Découvertes* III, p. 613, 614.

der Caracahuas und Cujanos (?) vom Oasen von Corpus Christi sich nordöstlich bis zum Ausflusse des Colorado-Flusses vorfinden und den Kolonisten nicht selten lästig würden.

Wie alle übrigen Stämme des mittleren Teras waren auch die Karánfawa Menschenfresser¹⁾; diese Thatsache ist durch die älteren Autoren so wohl bezeugt, daß gar kein Zweifel dagegen erhoben werden kann. Dies war wohl auch der Anlaß, daß die Sprache der Karánfawa als ein Dialekt des Aitápa von Yousiana, gesprochen am Yagou Tèche, Mermentau und Calcasieu-Flüsse, angesehen wurde. Denn da beide Völker als Anthropophagen bekannt waren, so konnte sich das Chá'hta-Wort hátak-ápa (hátak Mensch, ápa essen) leicht auf beide ausdehnen und in Folge dessen beide als eines Stammes und einer Sprache betrachtet werden. Unterschiedene Listen von Karánfawa-Wörtern macht einen solchen Zusammenhang höchst unwahrscheinlich.

Seit dem Schlusse des Revolutionkrieges (1783), besonders aber seit 1810 begann die thätkräftige Kasse der Angloamerikaner nach Teras vorzudringen und als sie im Osten und Süden an Völkzahl erstarkt war, hatte auch für die Téchis- und Mörgeflüsse der Karánfawa-Indianer die letzte Stunde geschlagen. Kolonisten, die unter der Leitung von Stephen Austin standen, hatten sich einmal zur Erforschung der Umgebung von ihrer Ansiedelung entfernt; die Karánfawa bemerken das Moment, um über die Zurückgebliebenen herzufallen, sie zu berauben und vier unter ihnen zu tödten. Austin brach an der Spitze einer Kolonne auf, drängte die Angreifer in die Enge und maßkräftig etwa die Hälfte des Stammes, so daß die Uebrigen sich bei Ya Bahía auf Guade oder Ugnade ergaben. Sie wurden unter dem Versprechen freigelassen, sich nie wieder östlich vom Ya Bascallito zu zeigen. Die Ueberreste derselben konnten jedoch das Stehlen nicht lassen und geriethen so in Konflikt mit den spanischen Ansiedlern, welche sie wieder über den Ya Baca zurücktrieben. Sie fanden hierauf Zuflucht bei den Amerikanern, denen sie hinfort als Arbeiter und Knechte dienten²⁾.

Wühlspornfort bejagt sie in seinem „Freistaate Teras“ I, S. 120 als schön- und hochgewachsen, mit Adlernasen, niedriger Stirn und hervorstehenden Backenknochen ausgestattet, tatwirt; als wohlbewaffnete, trogige Feinde der Comanches und zwischen Goliad (oder Ya Bahía) und Kiangas angeliebt. Den Namen schreibt er Caranduhuas und Caracahwas. — Die letzte Nachweisung, die ich über diesen Stamm aufzufinden im Stande war, ist die, daß sie von Corina, dem Vorkapite von Matamoros, im Jahre 1868 wegen Raubereien gelügelt und westlich über den Rio Grande befördert wurden. Wenn heutzutage noch Individuen des Stammes am Leben sind, so dürften sie am besten im Staate Tamaulipas oder auf Padre Island, einer langen Nehrung nördlich von Matamoros, angetroffen werden. Im verflochtenen Jahrhundert galt als einer ihrer Nachbarnstämme der Stamm der Mapayes, oder Mallenes, Mapes, der bei San Antonio und an der St. Bernard-Bai erwähnt wird. Diese Indianer waren ebenfalls den mexikanischen Ansiedlern feindselig gesinnt und sollen „neben dem Aitápa noch eine ihnen eigene Sprache“ gesprochen haben. Kientanant Uldo erwähnt außerdem noch bei San Antonio die erstgenannten Stämme der Pacoas, Payehos, Trejones,

Pallalat, Gumanes; zwischen Muecosfluß und Rio Grande die Tortugas, Ciapanes, Pampopas, Pacarujas, Dances, Xajonis (S. 121).

Als ich im September 1884 die Tónlawe-Indianer in Spadeford County, im nordwestlichen Teras, besuchte und ihre Sprache studierte, fand ich zwei Personen unter ihnen, die in ihrer Jugend mit den Karánfawa zusammen gelebt hatten. Einer derselben, ein Greis von 75 Jahren, sah sie ums Jahr 1835 anweil des Umlaufes des Rio Grande, etwa 20 Hütten bewohnend, barfüßig, von kräftigem Körperbau und unter dem Namen Kéles oder „Kinger, Ringstümpf“ den Tónlawe bekannt, da sie sich in dieser athletischen Kunst besonders auszeichneten. Er sprach den Namen mit m aus: Karánfawa, wie er ihn von den Mexikanern gehört hatte. Im südlichen Teras waren ihm außerdem noch drei barfüßig einhergehende Stämme zu Gesicht gekommen: die Nínai, südöstlich von der Hauptstadt Austin, in 25 Hütten oder Zeltdächern; die Carizjos, am unteren Rio Grande mit fünf Hütten; die Panáme oder Chaimáme, ebenfalls, mit zehn Hütten.

Die Nínai sind die Bidai, Bidados, Bidas der mexikanischen Dokumente, die noch vor 40 Jahren am Trinity-Flusse lebten, und deren Namen das Caddo-Wort bidai, Gehülz, Strauch, darstellt. Die Carizjos leben noch jetzt friedlich bei Reynosa, auf der mexikanischen Seite des Rio Grande; ihr Name ist spanisch und bezeichnet ein Kobriddicht. Uldo (Wander am unteren Rio Bravo. 1861) hat ein kleines Wortverzeichnis ihrer Sprache geliefert; sie sind auch unter dem Namen Cometrubos bekannt. In ihrer Nähe wohnten die obigen Panáme oder Chaimames, wohl identisch mit den Cotomamos der dortigen Gegend. Mein Tónlawe-Informant kannte zwei Wörter ihrer Sprache: himizána, Wasser; himizána tsáyí! reiche mir Wasser! — Ein Ypan-Apache theilte mir mit, daß sein Volk die Karánfawa: Nda kun-dadébe, „Vente, die ins Wasser gehen“, benannte.

Die Wörter aus der bis jetzt noch völlig unbekannten Karánfawa-Sprache, an die der lebensmüde Greis sich noch erinnern konnte, lauten wie folgt:

ewó! komm her!
gaxiaméit upát, vor langer Zeit redete, sprach ich.
hókeo, Alligator.
hámbe, Feuer.
káho, Tabak; ka-swénas, Cigarette.
koláme, Wattpanne; Zuber aus Eisenblech.
kwa ma, schwarzes Pferd (kwa aus spanischem caballo).
kwan péka, weißes Pferd.
kwé-om! nein!
zankiniktam! laufe, komm eilends her!
napénai pátsim, ich sage, rede.
napénai nazóruaz pára, ich bin sehr erzürnt.
upát, empathatisch; upá-á-at, vor langer Zeit.
ushiniktam, ein kleiner Mann.

Der zweite Informant war eine blinde Frau, wohl ebenso betagt, wie jener alte Mann. Man behauptete, sie habe längere Zeit mit einem Karánfawa-Indianer zusammengelebt; ihre Angaben bestätigen mehrere der obigen Wortbedeutungen:

ewé-e! komm! komm geschwind!
háka! setz dich! techwawámé! setz dich hier!
ka-as waná! komm her!
zankéye, rennen, laufen, eilen.
tapshewá, Schwein.
wána! gehe weg! oder: wir wollen gehen!

Die Qualität und der geringe Umfang dieser Wortliste macht Vergleichen schwierig. Nichts darunter scheint

¹⁾ Vergl. Prof. G. Buischmann, Spuren der aztekischen Sprach, S. 428, 429; in Verhöl. d. Rgl. Anst. d. Wissensch., Berlin, 1854.

²⁾ Buischmann, a. a. O. (nach Mrs. R. Holley).

mit Toulame, Apache, Caddo, Comanche oder Atálapa libereim zu stimmen; dagegen lassen sich einige unbestimmte Anklänge an das Coahuilteco (oder Terano), das vor hundert Jahren zu beiden Seiten des unteren Rio Grande gesprochen wurde und uns in Garcia's Catechismus (Mercurio, 1760) erhalten ist, herausfinden. Vermehren sich diese Anklänge

durch spätere Forschung, so wird die Affinität beider Sprachen zur Wahrscheinlichkeit oder Gewissheit:

upat längst; Coahuilteco: apa, damals, zur Zeit.
na-pónai ich; na- ich.
gaxi- in gaximóit, ich sprach; azlé sprechen.
kwó-om! nein! ózua, azám, yazám, nicht.

www.libtool.com.cn

Kürzere Mittheilungen.

Hochzeitsbräuche der Sambalen (Luzón).

Nach dem Follere de Sambales.

Wenn ein lediger Sambale sich um die Hand eines Mädchens bewirbt, so muß er, falls die Eltern der Braut die Partie für angemessen erachten, in das Haus seiner Auserwählten übersiedeln, um hier Knechtsdienste zu leisten. Er muß Holz spalten, Wasser zutragen, Feldarbeiten verrichten, überhaupt jedem Befehle seines Schwiegervaters gegenüber unbedingten Gehorsam an den Tag legen; denn zeigt er irgendwie Ungehorsam, Nachlässigkeit oder Ungehorsam, so weist ihm der Vater der Braut die Thür, ja bei seiner Rücküberlieferung wird ihm oft eine Musikkapelle beigegeben, um den Eßstisch zu erheben. Die heutigen Sambalen erklären sich diesen Probedienst, indem sie behaupten, der Vater des Mädchens wolle sich überzeugen, ob sein zukünftiger Schwiegervater die Tugenden eines braven Gemannes, Sparsamkeit, Geduld und Bescheidenheit, besäße. Tatsächlich aber ist dieser Brauch ein Aushalten einer alten Sitte aus der heidnischen Zeit. Damals nämlich wurden im eigenen Gnan die Ehen durch Kauf abgeschlossen; war der Ehestandskandidat nicht in der Lage, den geforderten Preis ganz oder theilweise zu erlegen, so mußte er eine entsprechende Zeit hindurch seinem Schwiegervater so lange als Sklave dienen, bis die schuldige Summe durch seine Arbeit geübt war. Diese Brautstands-Sklaverei war übrigens keinen Makel auf den einst freien Mann. Als die Spanier ins Land kamen und ihre Könige die Sambalen zum Christenthum bekehrten, hörte das Kaufen der Braut auf, dagegen wurde es allgemein, daß alle, also auch die Reichen, eine im voraus bestimmte Zeit hindurch bei dem Vater der Braut zu dienen hatten. So blieb die Sitte bis auf den heutigen Tag, obwohl die Parrer dagegen eifern, da naturgemäß die Brautleute, wenn sie unter einem Dache wohnen, leicht zu Ungeburtslichkeiten verleitet werden. Ist der Probedienst zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen, so wird der Tag der Hochzeit festgelegt, deren Kosten die Eltern zu tragen haben. In der letzten Woche vor der Hochzeit darf der Bräutigam nicht zu Pferde reiten, sonst droht ihm ein Unglück, das überhaupt gern in den letzten Tagen des Junggefellensandes sich einzustellen pflegt, weshalb auch der Ehestandskandidat in dieser Zeit nie ohne einen Gefährten ausgehen soll. Es ist ihm auch verwehrt, saure Früchte zu genießen, weil sonst seine zu erwartenden Kinder viel von Bandschmerzen zu leiden hätten. Am Vorabend der Hochzeit begeben sich die Brautleute unter Begleitung aller Weiber zum nächsten Fluß, um dort ein Bad zu nehmen. Bevor sie ins Wasser steigen, nehmen die Weiber ein irdenes Gefäß voll Gogo (ein Seifenkraut), und indem einige von ihnen den Brautleuten die Köpfe geduldig einseifen, singen die Anderen, begleitet von den Tönen des Götterbogens, einer fünfsaitigen Gitarre, einige Verse, deren Inhalt ungefähr folgender ist: „O du Gogo! wir schämen dich, um damit die Köpfe der Brautleute einzuseifen, auf daß ihr Haar ewig gut duften möge.“ Darauf badet sich das Paar und kehrt dann in

das Haus der Braut zurück. Diese Sitte scheint nichts anderes als ein Theil der alten heidnischen Hochzeitseremonien zu sein, wofür besonders die Begleitung durch alte Weiber und deren Gesang spricht, denn bei den alten Sambalen bestand der Priesterstand vorzugsweise aus alten Weibern. Der Trauungsakt in der Kirche spielt sich ohne besondere Ceremonien ab. Der geschwollene geht es am Nachmittage zu. Um ein Uhr herum erscheinen zehn Jünglinge, welche einen Koffer umringen, in welchem nach unentfesselter Reiz ausgehäut ist; die Weibchen beginnen nun den Reiz durch Stampfen von der Hüfte zu betreiben, wobei sie zugleich eine Art Schreiegeleut anführen, das den Namen Panag-guiguintong führt. Der Reiz soll bei der Hochzeitstafel Verwendung finden. Während jene Männer Reiz stampfen und den Panagguiguintong zur Ausföhrung bringen, werden sie von den alten Weibern nach den Klängen des Götterbogens umtanzt. Auch hier haben wir es mit dem Aushalten eines alten Kultusaktes zu thun, denn bei den Hochzeitseremonien der philippinischen Heiden spielte einerseits der über die Brautleute gestreute Reiz eine wichtige Rolle, andererseits riefen die Priesterinnen (alte Weiber) unter tanzartigen Gesängen die Anitos, d. h. die Geister der abgesehenen Aenen, an, um ihren Segen zu dem neuen Ehebunde zu erheben. Diese Sitte hat sich demgemäß in ihrer äußeren Form so ziemlich erhalten, dagegen hat der Brauch, blutige Opfer, bestehend in Schweinen und Vögeln, zu bringen, vollständig aufgehört. Ist der Reiz fertig gestampft, so ist damit auch der Panagguiguintong, der vielleicht den Kampf gegen feindliche Dämonen darstellen soll, zu Ende. Die ganze Gesellschaft, die eifrig dem Fasi, d. h. Reiskrautwein, zugesprochen hat, steigt nun die Leiter hinauf, um in den Festsaal zu begeben. Denn die hier geschloßenen Thüren fanden vor dem Hause statt, das wie alle philippinischen Dörfer auf Pfählen steht, so daß man in das Innere nur mittelst einer Leiter (die oft nur ein einzelner Baumstamm ist) gelangen kann. Wird nun von dem Alt und Baum gelangt; man huldigt diesem Vergnügen mit einem besondern Eifer, da sonst die zu erwartenden Kinder des jungen Paares stumm zur Welt kämen. Damit stößt die Hochzeitseremonie zu Ende.

F. Blumentritt.

Die Sorghumzucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten.

F. M. Die Kultur der Zuckerrübe (Sorghum saccharatum Pers.) zum Zwecke der Zuckerergänzung hat neuerdings in den Vereinigten Staaten bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Der Nordb. Alg. 33. gingen vor einiger Zeit einige Angaben darüber zu, welche dieser Industrie ein sehr ungünstiges Prognostikon stellten. Die folgenden Mittheilungen entnehmen wir dem „Journal de Pharmacie et de Chimie“ vom 1. Dec. 1885.

Man kennt zahlreiche Varietäten der Zuckerrübe. Im Norden kommt am besten der „Early amber“, welcher von Illinois in America eingeführt wurde. Von der Gegend von Chicago bis zu derjenigen von St. Louis können zwei

andere Varietäten kultivirt werden: der „Liberian“ und der „Ginefe“. In der Breite von St. Louis und weiter südlich kommt noch der „Honduras“ hinzu. Der Early amber und der Liberian reifen in 90 bis 100 Tagen, Ginefe und Honduras brauchen nur drei Wochen. Der Juckergehalt ist dagegen nur wenig verschieden.

Am meisten eignet sich für den Anbau der Juckerbirne ein reicher, tiefer, sandhaltiger Thonboden, der auf sanftem oder flachem Untergrunde ruht. Wo der Reis gedeiht, gedeiht auch das Sorghum; tüchtige Drainage ist nothwendig. (In dem Eingangs erwähnten Zeitungsbefichte heißt es dagegen: „... die Früchte, welche vom Reis nicht schaden, machen unter Umständen das Sorghumrohr für die Juckersfabrikation unbrauchbar.“)

Da die Wurzeln sehr lang sind und sich tief in den Boden einklinken, so verlangt derselbe eine sehr sorgfältige Vorbereitung. Es ist gut, ihn ein Jahr vor der Bebauung zu düngen, oder, wenn dies nicht möglich ist, sehr concentrirten Dünger oder Kompost nebst Superphosphat zu benutzen. In dem Sorghum wird, wie in der Kunkelrüb, die Juckerbildung durch Phosphorsäure befördert.

Die Aussaat erfolgt zu Anfang Mai oder Ende April, die Ernte Anfang September, d. h. zu der Zeit, wo die Körner die Konsistenz einer weichen Paste annehmen beginnen. Vor dem Schütten werden die Halme gewöhnlich entblättert. Ein Acre gut kultivirten Sorghums ergibt 12 bis 15 Tonnen entblätterter und desapitirter Halme, d. h. 26 904 bis 33 630 kg auf den Acker, und 5 Scheffel Korn, d. h. 4 Hektoliter 35 Liter auf den Acker.

In den Farmen werden die Halme dem Trude der Juckerrohrwalzen angesetzt und der Saft wird in Siebeseife erhit und mit Kalk geträ. Nach dem Abkühlen dampft man ihn dann gewöhnlich auf 30° B. ein. In dieser Syrupform kommt er sodann in den Handel. Eine Tonne Halme giebt 12½ bis 15 Gallonen Syrup (d. h. 3,24 bis 6,28 Liter Syrup pro 100 kg Halme).

Die Gewinnung des Juckers aus dem Syrup ist nicht so leicht wie beim Juckrohr, da die dem Rohrzucker beigemengten anderen Zuckerarten und fremden Substanzen die Krystallisation erschweren. Meistens kommt das Pressionsverfahren in Anwendung, doch hat Herr D. W. Wiley unter Leitung des Kommissars für das Ackerbauwesen, Herrn Dr. Voring, 1883 auch die Destillationsmethode eingeführt. Derselbe giebt einen um 24 Proc. höheren Betrag an Zucker.

Die Juckerbirne ist mehr eine Alkohol- als eine Zuckerpflanze, da die 2 bis 3 Proc. unkrystallisirbaren Juckers die Krystallisation hemmen, bei der Gährung aber alle Zuckerarten sich in gleicher Weise theilnehmen.

Nach Prof. Collier hat die häufige Erfolglosigkeit der

Krystallisationsversuche folgende Ursachen: 1) Die Unreife des Sorghum zur Zeit, wo es gesammelt und verarbeitet wird. 2) Den Umstand, daß die Halme erst lange nach dem Einsammeln verarbeitet werden. Dagegen wird das beste Resultat erhalten, wenn das reife Sorghum an denselben Tage verarbeitet wird, wo es gesammelt wurde. 3) Die unvollkommenen Methoden der Klärung. Wiley empfiehlt einen Ueberfluß von Kalk mit darauffolgender Giebelung von Kohlenäure.

Das Sorghumkorn bildet ein schätzbares Viehfutter. Sein Ertrag variiert zwischen 2½ und 4 Scheffel per Tonne Sorghum (400 bis 15,52 Liter per 100 kg). Die Bagasse (das ausgepreßte Stroh) läßt sich gut zur Papierbereitung verwerten. Als Dünger benutzt, giebt sie dem Boden einen Theil dessen wieder zurück, was die Pflanze ihm während ihres Wachstums entzogen hatte. In den Ländern, wo Brennmaterial theuer ist, kann die Bagasse vorthellhaft zur Heizung der Kessel benutzt werden.

Die Erfolge, welche man mit der Sorghumjuckerproduktion in New-Jersey und Illinois erzielt hat, widerlegen die Zweifel, welche über die Möglichkeit einer Production in großem Maßstabe gehegt wurden. Die Juckerbirne kann vielleicht dem südlichen Frankreich, das durch die Reblaus so schwer geprüft wurde, zu Hilfe kommen. Es würde dies eine Kulturpflanze mehr sein, die zu seiner Verfügung steht. Man kann in der That die Zahl der kultivirten Pflanzen nicht genug vermehren, indem man so die Gefahren vermeidet, welche eine einzelne Kultur mit sich führen kann, wenn ein Schmarotzer oder eine andere Ursache sie vernichtet.

Um die Reichthümer der Ansichten über die Rentabilität dieser Industrie zu illustriren, geben wir im Folgenden noch eine in dem erwähnten Auszuge der „R. A. A.“ mitgetheilte Stelle aus dem von der „Shipping and Commercial List“ im Anfange dieses Jahres veröffentlichten Juckerberichte für das Jahr 1884 wieder. Es heißt so:

„In den im Betriebe stehenden Fabriken wurden im letzten Jahre nicht mehr als eine Million Pfund Zucker hergestellt, welcher Betrag im Vergleich zu dem Jahresverbrauche des Landes von ungefähr 1 200 000 Tonnen in kommerzieller Hinsicht bedeutungslos ist. Die Frage der Juckerbereitung aus Sorghum ist daher nur eine wissenschaftliche Grille.“

Schließlich sei noch erwähnt, daß zufolge einem in dem Berichte des Departements of Agriculture für 1884 abgedruckten Schreiben des Verwalters der Juckersfabrik zu Rio Grande, R. J., dort vom 10. September bis 14. November 1883 6 796 811 Tonnen Sorghumrohr verarbeitet, und daß daraus 282 711 Pfd. Jucker und etwa 55 000 Gallonen Melasse gewonnen wurden; der durchschnittliche Juckergehalt (krystallisirter Jucker) war 0,75.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Deutschlands Seeverkehr. Das Kaiserliche Statistische Amt veröffentlicht eingehende Angaben über den Seeverkehr in den deutschen Hafenplätzen und die Seereisen deutscher Schiffe im Jahre 1884. Der gesammte Seeverkehr des Deutschen Reiches zu Handelszwecken stellte sich im Jahre 1884 auf 120 548 ankommene und abgegangene Schiffe mit 20 408 717 Reg.-Tons, gegenüber 113 960 Schiffen mit 18 868 548 Reg.-Tons im Vorjahre. Es giebt dies eine Zunahme des Seeverkehrs für das Jahr 1884 um 6582 Schiffe und 1 560 169 Reg.-Tons Raumgehalt. An dieser

Zunahme ist nach der Zahl der Schiffe der Verkehr der Segler mit 925, derjenige der Dampfer mit 5657 Schiffen theilhaftig, während die Zunahme des Tonnagehaltes fast lediglich auf Rechnung des Dampferverkehrs kommt. Derselbe hat sich um 1547 373 Reg.-Tons vergrößert, wogegen die Vermehrung des Seglerverkehrs nur 2796 Reg.-Tons betrug. In Bezug auf die drei Hauptverkehrsrichtungen giebt die Vergleichung mit den entsprechenden Zahlen des Vorjahres folgende Resultate: Es vergrößerte sich 1) der Verkehr der deutschen Häfen unter sich um 6278 Schiffe und 391 243 Reg.-Tons, 2) der Verkehr mit außereuropäischen europäischen Häfen um 408 Schiffe und 959 177 Reg.-Tons; dagegen zeigte 3) der Verkehr mit außereuropäischen Häfen nur im Raumgehalte eine Steigerung

um 199749 Reg.-Tons, während in der Zahl der Schiffe eine Abnahme um 104 eingetreten ist. Bezüglich der Zunahme des Verkehrs der deutschen Häfen unter sich muß bemerkt werden, daß dieselbe fast zur Hälfte auf die Steigerung des Wattenverkehrs (hauptsächlich Fährverkehrs) zwischen den ostfriesischen Häfen und zwischen den Häfen an der Westküste von Schleswig-Holstein zurückzuführen ist. Von der Gesamtzahl der ein- und ausgehenden Schiffe waren 65,8 Proc. Segelschiffe und 34,2 Proc. Dampfschiffe, und von je 100 Reg.-Tons der verkehrenden Schiffe kommen auf Segelschiffe 24,9 Proc., auf Dampfschiffe 75,1 Proc. Der Hago war waren darunter 74 Proc. deutsche und 26 Proc. fremde Schiffe; in Bezug auf den Tonnengehalt stellt sich das Verhältnis der deutschen Schiffe zu denen fremder Nationalität wie 49:51. Ten bei weitem bedeutendsten Seeverkehr unter den deutschen Häfen hat sowohl der Zahl als dem Raummgehalte der ein- und ausgehenden Schiffe nach Hamburg, demnach folgen nach der Gesamtzahl der verkehrenden Schiffe die Häfen Stettin, Kiel, Norderny (fast nur Watten- und Fährverkehr), Lübeck und Neufahrwasser (Tanzig), nach dem Raummgehalte förmlich der verkehrenden Schiffe dagegen Stettin, Bremerhaven, Neufahrwasser, Kiel und Lübeck. Die Gesamtzahl der von deutschen Schiffen gemachten Seereisen betrug im Jahre 1884 66711 und der entsprechende Tonnengehalt 17017557 Reg.-Tons; dies ergibt im Vergleich mit dem im Jahre 1883 nachgewiesenen Reiten eine Zunahme in der Zahl der Seereisen um 3259 und eine Vergrößerung des Gesamttraumgehaltes um 1421 659 Reg.-Tons. Werden die in Ballast oder leer fahrenden Schiffe (zusammen 14447) außer Betracht gelassen und nur die beladenen Schiffe berücksichtigt, so belief sich im Jahre 1884 die Zahl der Reiten deutscher Schiffe zwischen deutschen Häfen auf 27393 mit 1218219 Reg.-Tons (25 196 Reiten und 1102628 Reg.-Tons im Variabel), vom Auslande nach deutschen Häfen auf 8160 mit 3253998 Reg.-Tons (7519 Reiten und 2879716 Reg.-Tons im Variabel), von deutschen Häfen nach dem Auslande auf 7273 mit 2715029 Reg.-Tons (7672 Reiten und 2614698 Reg.-Tons im Variabel) und zwischen außerdeutschen Häfen auf 9138 mit 7298437 Reg.-Tons (8976 Reiten und 6573815 Reg.-Tons im Variabel). Dabei ist selbstverständlich jedes Schiff so oft gezählt, als es die betreffende Reise macht. (Allg. Z.)

— Die Bevölkerung der Dabrubtscha beträgt nach offizieller Angabe 150 000 Seelen, was der englische Viceconsul Camberbatch aber für zu hoch hält. Es finden sich darunter circa 40 000 Rumänen, 27 000 Tataren, über 20 000 Türken, 29 830 Bulgaren. Der Rest besteht hauptsächlich aus Russen, Griechen, Juden, Armeniern und Deutschen. Von letzteren giebt es noch 3071.

— Dr. L. Neumann, Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen. (Mit einer Karte. — In Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen, Bd. 13.) Nicht weniger als sechs Völkerräume besetzen das langgestreckte Alpengebiet vom Genfer See bis nach Pontebba; von 100 Alpenbewohnern sind 31 deutsch, 26 italienisch, 25 französisch, 10 slowenisch, 2,2 rumänisch und 0,5 romanisch. Die verworrene Grenze zwischen den Deutschen und den anderen Stämmen zu verfolgen und die Bindungen ihrer auffallendsten Eigenthümlichkeiten, des Hindebegriffs über die Wassertheide und der Bildung deutscher Sprachinseln am Südbange der Alpen, für jeden einzelnen Fall zu erklären, ist der Zweck des vorliegenden Heftchen und es wird bemessen gerecht. Die Deutschen am Südbange des Montefra hält Neumann für von Norben her eingewandert (se sind im 12. und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus dem Oberwallis eingewandert, v. S. Breslau in Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 16, S. 173 ff.), die im Rouberge für Nachkommen der Gaten, die in den Reben und den dreizehn Gemeinden für die Reite verschiedener Völkerräume aus der Völkerrandung. Ihrer Verwischung scheint durch die

Bemühungen des Deutschen Schulvereins wirksam Einhalt gethan zu werden.

Ko.

A f i e n .

— Die englische Mission unter Oberst Lockhart (f. „Globe“, Bd. 48, S. 13) ist aus Tschital nach Ghilgit zurückgekehrt, um dort zu überwintern. Sie ist nicht weit in Kaschmir eingedrungen, fand aber dieselbe freundliche Aufnahme.

— Aus dem malayischen Archipel laufen wiederholt Berichte über die thätige Thätigkeit ein: auf der kleinen Insel Kidunata, nördlich von Flores, deren Krater seit Menschengedenken kein Zeichen von Thätigkeit gegeben hatte, sind die unterirdischen Kräfte zu neuem Leben erwacht. Auch der Bromo (O. Java) hat die Nachbarschaft in Schreden versetzt; nachdem einige Zeit ein heftiges unterirdisches Geseis vernommen worden war, erhob sich eine starke Rauchwolke, welche einige Zeit lang den Kampf mit dem starken Südwinde heftig aufnahm und sich trotz desselben beinahe senkrecht zu bedeutender Höhe erhob. Weithin war der Boden mit Asche bedekt. Nach späteren Berichten hat sich die neue Öffnung des Bromo vergrößert und der Rauch ist stärker geworden.

A f r i k a .

— Lieutenant Wismann ist von Madeira direkt nach dem Congo zurückgekehrt, um weitere Reisen in das Gebiet nördlich von Luimbago anzuführen. Auch Santos wird sich wiederum dorthin begeben, aber nicht mehr als Generalgouverneur, sondern als Vertreter der Gesellschaft, welche die Congo-Eisenbahn zu bauen beabsichtigt.

— Dem „Journal des Debats“ zufolge ist als Grenze zwischen deutschem und französischem Gebiete im südlichen Camerun die Windung des Campo-Flusses (22° 22' nördl. Br.) bestimmt worden, so daß außer dem schon früher (f. oben S. 79) angeführten Landestheile aus Gröbo, Groß-Batanga und Campa-Fluß-Gebiet an Deutschland kämen. Landwärts soll sich die Grenzlinie bis 12° 10' östl. L. Paris (gleich 15° Gr.) erstrecken. Das Deutsche Reich ist ferner von Frankreich im Besitz von Tagaland einschließlich Klein-Povo und Porto Segno anerkannt worden, während an Frankreich Agne, Abanage und Groß-Povo fallen und Deutschland seine Ansprüche auf den Tadrata-Fluß aufgibt.

A u s t r a l i e n .

— Eine Föderation der australischen Kolonien Victoria, Queensland, Westaustralien und der Insel Tasmanien kam endlich am 9. December 1885 zu Stande. Der Federal Council wird seine erste Versammlung am 25. Januar 1886 in Hobart, der Hauptstadt der Kolonie Tasmanien, abhalten. Die Mutter-Kolonien Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland wollen nicht beitreten. Südastralien ist noch nicht schlüssig. Viel scheint aus dieser Föderation vorläufig nicht zu werden, ohne Zollverein kann sie auch nicht viel Werth haben.

— Der Stand der Kolonie Westaustralien, welche mit ihren 45 898 deutschen Quadratmeilen die größte unter den Kolonien des australischen Continents ist, war am Schlusse des Jahres 1884 folgender: Die Bevölkerung zählte 32958 (+ 1258); die Revenue des Jahres belief sich auf 306 472 Pf. St. (+ 49 753 Pf. St.), die Ausgaben auf 291 306 Pf. St. (+ 50 740 Pf. St.); der Import betrug 621 167 Pf. St. (+ 4320 Pf. St.), der Export 405 693 Pf. St. (+ 41 317 Pf. St. gegen das Vorjahr). In den wichtigsten Exportartikeln zählten Wolle mit 249 255 Pf. St. (+ 23 976 Pf. St.), Rindvögel mit 68 936 (— 10 821 Pf. St.), Sandholz mit 20 960 Pf. St. (— 35 290 Pf. St.) und Perlen und Perlmuscheln mit 23 812 Pf. St. (— 25 688 Pf. St. gegen das

Verjahr). Unter Kultur befanden sich erst 18184 ha und davon fanden 11902 ha unter Weizen und lieferten eine ausnahmsweise reiche Ernte. Für Weidewerthe waren 233 673 englische Meilen Korkland in Pacht gegeben. Die öffentliche Schuld betrug 765 000 Pf. St. (+ 154 000 Pf. St.) oder 23 Pf. 4 Sh. pro Kopf der Bevölkerung. Es waren, wie im Vorjahre, an Eisenbahnen 115 englische Meilen (darunter 60 Meilen Privat- / Trambahnen) in Betrieb und 68 noch in Bau begriffen.

Das Northern Territory bildet, wie bekannt, den nördlichen Theil der Kolonie Südaustralien. Es umfaßt einen Flächeninhalt von 24 628 Quadratmeilen, wo von aber bis Ende 1884 erst 394 465 Acres oder 159 600 ha in Privatbesitz übergegangen waren. Es wurde vor 21 Jahren der Kolonie Südaustralien einverleibt und hat dieser bis Juli 1884 bereits 1 467 300 Pf. St. gekostet, ohne dafür ein Äquivalent eingebracht zu haben. Die Fortschritte, welche es bisher gemacht hat, sind nicht von Bedeutung. Die Bevölkerung belief sich am 1. Januar 1881 auf 717, 1882 auf 745, 1883 auf 417, 1884 auf 519 und 1885 auf 603. In diesen 603 gehörten 71 Regierungss- und 61 Telegraphenbeamte, so daß also nur 471 Kolonisten, meistens Chinesen, übrig blieben. Der Viehhapel zählte annähernd 100 000 Rinder, 5000 Pferde und 30 000 Schafe. Der Import des Jahres 1884 betworthe 140 229 Pf. St. und der Export 90 536 Pf. St. Letzterer bestand in 21 675 Unzen Gold zu 77 935 Pf. St., in 40½ Tonnen Perlmuscheln zu 6898 Pf. St., in 18½ Tonnen Zinnzucker zu 708 Pf. St., in 9 Tonnen Terpang zu 420 Pf. St. u. s. w. Die Revenüe des Jahres belief sich auf nur 21 719 Pf. St. Im Centrum des australischen Kontinents liegt ein großer, zum Northern Territory gehöriger Strich Landes, welcher bei Alice Springs, einer Telegraphenstation in 29° 40' südl. Br. und 133° 53' östlich von Gr., beginnt und auf Hunderte von englischen Meilen sich nach Norden zu erstreckt, und wo 20 Millionen Schafe sich gut nähren könnten. Der dortige jährliche Regenfall beträgt 12 bis 14 englische Zoll und die Hitze ist eine trockene, also gerade so, wie es Merinoschafe haben wollen. Aber die Bewässerung dieses großen Areals mit Schafen läßt sich nicht eher ausführen, als bis die transkontinentale Eisenbahn, welche von Adelaide aus bis Hergott Springs in 29° 35' südl. Br. und 137° 55' östlich von Gr. in Betrieb ist, jene Gegend erreicht hat. Darüber wird aber bei den jetzigen sehr schlechten Finanzen der Kolonie Südaustralien noch eine lange Reihe von Jahren vergehen. — Die Zucker- und auch Kaffeeplantagen, mit deren Anlegung man einen Versuch gemacht hat, haben zu keinem glücklichen Resultate geführt und sind, nachdem große Summen darauf verloren wurden, wieder eingegangen.

Nordamerika.

— In „Nature“ (Nr. 845, S. 221) macht Henry Gannett darauf aufmerksam, daß die angebliche Entdeckung der Mississippi-Duelle durch Capt. Glazier (vergl. „Globus“, Bd. 47, S. 128) eitel Schwindel ist. Die Gegend, wo der sogenannte Glazier-See, eben jene Quelle, liegt, ist seit Jahren wohl bekannt und gut untersucht, der betreffende See selbst schon 1876 vom General Land Office genau aufgenommen, in die Karte gebracht und als „Elk Lake“ bezeichnet worden, während die Glazier'sche Stütze in hohem Grade ungenau ist. Sowohl Eisenbahnen als auch Anbau

sind schon bis in die Nähe des Sees vorgebracht, und es ist heutigen Tages keineswegs mehr eine so gefährliche Reise, wie sie Glazier ausgeführt haben will, erforderlich, um jenen Elk Lake zu gelangen.

— Dr. Nicols Rod hat bei der genaueren Vermessung der Grenze zwischen Mexiko und Guatemala im Süden des Rio Lagartero, eines Nebenflusses des Chiapas, Reste ehemaliger Ansiedelungen gefunden, welche auf eine ehemals dichte Bevölkerung hindeuten. Die Gegend ist heute ein völlig undurchwachsenes dürrtes Felsland, von dem jede Spur von Humus hinweggeführt ist; es scheint, als ob sie nach langen Kämpfen gegen die ungünstigen Naturverhältnisse verlassen worden sei, denn es finden sich überall Terrassen und Mauern, welche der Abwehrmung wehren sollten. Von den Aufschreibungen sind nach dem von Dr. Rod in der Sitzung der Anthropological Society in Washington am 1. December 1885 erstatteten Berichte nur die Fundamente und die über dem Boden hervorragenden Plattformen übrig geblieben; die Mauern deuten wahrscheinlich auf Lustziegeln. Er hält diese Ansiedelungen für erheblich älter als die berühmten Städtetrümmern in Yucatan.

Vermischtes.

— Nach den Mittheilungen von „Veritas“ folgen die Flotten der verschiedenen Länder einander, nach den Tonnagehalt der Dampfschiffe betrachtet, in folgender Ordnung: England, Frankreich, Deutschland, Vereinigte Staaten, Spanien, Niederlande, Italien, Rußland, Norwegen u. Wenn man den Tonnagehalt der Segelschiffe zu Grunde legt, würde die Reihenfolge sein: England, Vereinigte Staaten, Norwegen, Deutschland, Italien, Frankreich, Rußland, Spanien, Schweden, Niederlande u. s. w.

— A. Firmin, De l'égalité des races humaines. Anthropologie positive. (Paris, Pichon, 1885. 688 Seiten. 8.) Ein Buch, das besonderes Interesse beansprucht, weil es ein Volkstümmel ist, welcher gegen die Lehre von der Inferiorität der schwarzen Rasse auftritt. Der Verfasser ist in Haiti geboren, Advokat, und war eine Zeit lang Schulinspektor in Kap Haitien und dann Vertreter seiner Heimath in Caracas. Sein Buch ist sehr gewandt und geistvoll geschrieben und zeugt von einer umfassenden Gelehrsamkeit. Man mag über seine historischen Beweise denken, wie man will, man mag nicht damit einverstanden sein können, daß der Verfasser die alten Ägypter und mit ihnen kanaanitische Hamiten, wie Champaillon, zu der schwarzen Rasse rechnet, daß er selbst Buddha und die ganze indische Dravidabevölkerung eben dahin zieht — er hätte auch auf die alten Kuschiten in Sibirien und Mesopotamien zurückgreifen können — man mag seine Berichte über den Aufschwung von Haiti für optimistisch gefärbt ansehen, jedenfalls ist das Buch selbst ein schwerwiegendes Zeugnis dafür, daß die äthiopische Rasse auch tüchtiger wissenschaftlicher Leistungen fähig ist und daß die Rassefächer durchaus nicht berechtigt sind, ihnen jede Möglichkeit einer höheren Kulturentwicklung abzusprechen. Das Buch ist dem Vaterlande des Verfassers gewidmet und aus der schwungvollen Vorrede spricht ein glühender Patriotismus, verbunden mit sehr großen Ansichten über das, was der schönen Antilleninsel und ihren Bewohnern Noth thut. Ko.

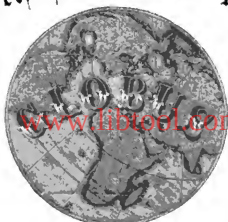
Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Loos-Lande. V. (Mit fünf Abbildungen.) — de Dobbeler: Eine Reise nach dem Tas-Bufen. I. — Das Antlitz der Erde von Eduard Eich. — Albert S. Gattide: Die Karakoram-Indianer. — Kürzere Mittheilungen: Hodgejtsbrände der Jambalen (Luzon). Von G. Blumentritt. — Die Sargham-zucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 19. Januar 1886.)

Redaktion: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

№ 9.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dr. P. Reiss' Reise im oberen Laos-Lande.

VI. (Schluß.)

Am 25. Januar 1884 gegen Mittag schiffte sich Reiss in Luang Prabang ein, um zunächst den Melong ein Stück aufwärts zu fahren. Er hatte er während der letzten acht Monate sich auf den Augenblick gefreut, wo er den verpöbten Ort endgültig verlassen könnte, und nun geschah es doch nicht ohne Bedauern und nach einem wehmüthigen Abschiede von dem alten Könige. Nicht alles, was er unternommen hatte, war glücklich angefallen, und seine Rückreise durch Siam war mehr ein Rückzug, eine halbe Niederlage, denn es war ihm nicht geglückt, zwischen Tongking und Ober-Laos einen neuen Weg zu eröffnen. Auch seine Leute sahen die Stunde der Abreise ohne Enthusiasmus herannahen; denn sie konnten nicht begreifen, wie sie nach Annam zurückkehren sollten, indem sie denselben den Rücken lehnten und stromauf fuhren. 16 Tage lang folgte Reiss ohne anzuhalten der Route des Kommandanten de Lagrée, bis zur Stadt Xieng Khouang, die nicht mehr zum Königreiche Luang Prabang, sondern zur Provinz Mong-Nan gehört. Der Melong fließt hier fast gerade von Westen nach Osten und bildet zahlreiche Stromschnellen, Dörfer sind selten, namentlich am südlichen Ufer, wo in den hohen Bergen hauptsächlich Khas zu wohnen scheinen. Am 8. Februar erreichte man gegen 9 Uhr Morgens das Dorf Pak Ta unweit der Grenzen von Luang Prabang, das am Einflusse des großen Nam Ta liegt, welcher selbst während der trockenen Jahreszeit mindestens 12 Tagereisen weit aufwärts zu befahren ist. Reiss traf dort einen kleinen, ihm von Luang Prabang her bekannten Mandarinen, der im Auftrage des Königs dort 100 Männer requiriren sollte; 30 sollten noch an demselben Tage mit ihm abreißen.

In Folge dessen mußte Reiss einen Tag warten, ehe er die erforderlichen Ausrücker erhalten konnte, und er verbrachte die Zeit, indem er den Vorbereitungen zur Abreise der Leute zuschaute. Fünf oder sechs ältere Männer begleiteten dieselben als Anführer, alle übrigen waren etwa 20 bis 25 Jahre alt. Sie schienen sich ruhig in ihr Geschick zu ergeben und schieden ohne Enthusiasmus und ohne Bedauern. Die ganze Familie, Frauen, Schwäger, Schwägerinnen, begleiteten sie und trugen ihr ziemlich umfangreiches Gepäc. Jeder Mann nahm außer der Klinte, reichlicher Munition und dem Säbel noch eine Waite, eine kleine Matratze und Lebensmittel für mehrere Tage mit. Weder lärmende Kreuze seitens der in den Krieg ziehenden, noch Wehklagen seitens der Frauen und Verwandten war zu bemerken. Die Laos lässen sich nicht öffentlich und die Frauen reichten ihren Männern nicht einmal die Hand zum Abschiede; alles vollzog sich in größter Ruhe. Als alles Gepäc, Bananen und sonstige Früchte, auch etwas Reisbranntwein, eingeladen worden war, sprach der Mandarin mit ernster Stimme ein Gebet, worin er die Gottheit bat, daß jeder Mann nach vollbrachter Pflicht in seine Heimath zurückkehren möge, und dann erfolgte in voller Stille die Abfahrt. Erst mitten auf dem Flusse schossen alle Krieger ihre Flinten los und stimmten dann einen monotonen Gesang an, den die weichen, harmonischen Töne der laotischen Viertonen begleiteten. Es wollte Reiss scheinen, als ob Leute, die so in den Kampf gegen die gefährdeten Hsö zogen, wohl im Stande wären, unter tüchtigen Anführern sich wacker zu schlagen.

Am Morgen des 10. Februar erreichte man Xieng Khouang, das sehr an Vassak erinnert; die Stadt war einst

befestigt, aber an der Flußseite ist jede Spur der früheren Werke verschwunden, während auf der Landseite noch ziemlich ansehnliche Reste von Mauern und Gräben sich erhalten haben. Nach viertägigem Aufenthalt ging es weiter nach Kiang Hai, wo die Landreise mit Elephanten angetreten werden sollte. Das ganze Gebiet, einst fruchtbar und bevölkert, ist der Schauplatz langer Kämpfe zwischen Birmanen und Siamesen gewesen und liegt darum hentigen Tages fast wüst; zwei Tage dauerte es, ehe der Reisende das erste Dorf traf. Am 17. lief er in den Nam Kol oder Melot, einen von Westen kommenden, rechten Zufluß des Mekong, ein, dessen Mündung nicht weniger als 500 m breit ist. Einige Kilometer am Mekong aufwärts lag ein großes Dorf mit zahlreichen Arela- und Kokospalmen, Kiang

Sen, welches de Lagrée im Jahre 1867 in Ruinen gefunden hatte. Zahlreiche dort verauferte Boote legten Zeugnis dafür ab, daß der Ort im Aufstehen begriffen war; es residirt dort ein vom Könige von Kiang Mai eingesetzter Gouverneur, dessen Bezirk das linke Ufer des Melot und einen großen Strich Landes am linken Mekong-Ufer umfaßt.

Die Schifffahrt auf dem Nam Kol ist leicht und angenehm; das klare, durchsichtige Wasser des Stromes fließt über Sand dahin, durch eine weite, fast unbewohnte Ebene, die bald mit Reispalmen, den ersten, welche Reis im Laos-Lande traf, bald mit hohem Gestrüppe bedeckt ist; letzteres scheint die Stelle ehemaliger Reisfelder einzunehmen und ist überreich an Wild jeglicher Art. Nur einzelne Pirogen und



Abreise der Männer von Pat Ta.

Siachäuer, die man ab und zu traf, bewiesen, daß das Land nicht ganz unbewohnt war; die Einwohner, häufigen feindlichen Einfällen ausgesetzt, haben nur ihre Dörfer vorsichtiger Weise ein bis zwei Tagereisen vom Flusse entfernt erbaut.

Kiang Hai, wo Reis am 20. anlangte, zeigen die neuesten Karten noch als Trümmerstätte; aber es ist eine ziemlich gut befestigte Stadt, deren nur hier und da verfallene Maueru freilich viel zerstörte Pagoden und große Gärten umschließen. Der dortige Markt ist ziemlich reich versehen und wird jeden Morgen von 300 bis 500 Personen besucht; sonst aber ist es dort etwas öde. Man sieht viel umherstreichende Hunde und nur ab und zu einen Elephanten, der einen Teufelsbaum schleppt. Beim Gouverneur fand der

Reisende freundliche Aufnahme und derselbe versprach ihm, sobald als möglich die nöthigen Elephanten zu stellen. Auch der Umpahat oder Unter-Gouverneur bewilligte sich eifrig um den Reisenden, verließ ihn während seines ganzen Aufenthaltes nicht, verschaffte ihm Pferde, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und gab ihm jede gewünschte Anweisung. Uebrigens ist der Umpahat eine wichtige Person, welcher die gesamte Viehpflege obliegt. Kiang Hai ist von der Hauptstadt Kiang Mai so weit entfernt und die Wege zwischen beiden sind so schlecht, daß dem Könige nichts Anderes übrig blieb, als seinem Gouverneur, resp. dessen Unter-Gouverneur, in der Aufsichtspflege völlig freie Hand zu lassen. Das Gefängniß der Stadt ist in der Regel leer; denn auf schwere Diebstähle steht Todesstrafe, welche der

Umpahat sofort eigenhändig und mit großer Geschwindigkeit vollzieht, und minder schwere Vergehen werden mit dem spanischen Rohre bestraft.

Eine der großartigsten Waaren auf dem Markte von Xieng Hai ist der Wein, welchen alle Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, anlaßt der Feste der übrigen Indochinesen lauten. So ist das das Most des Thees, das am selben Tage, wo es gepreßt worden ist, mit Dampf gelocht wird und dadurch dieselbe Konsistenz wie unser Eppengemüse erhält. Die Blätter werden in hohle Bambus gefüllt und stark zusammengepreßt, wo sie eine Art Mährung durchquaden und nach acht Tagen zum Gebrauche fertig sind; nach zwei oder drei Monaten höchstens ist sie verkauft. Um davon eine Feime zu machen, nimmt man drei bis vier Blätter, thut eine Fiebel Salz dazwischen, rollt das

ganze zu einer Kugel
 zusammen und schi-
 eßte dieselbe zwischen Ba-
 de und Zahnschmelz, wo sie
 etwa eine Stunde liegen
 bleibt. Man sault weder
 dabei, noch spuckt man;
 unzutunlich ist nur die
 Entstellung des Gesichtes
 und für Anfänger die
 schmerzhafteste Entwidung,
 welche durch das Aus-
 dehnern der Vadenmuskeln
 hervorgerufen wird;
 wer der Sitte zu viel
 huldt, behält es mit
 einer leichten Gesichtswunde
 der Lohrpeischdrüse.
 Kiang Dai ist von Thee-
 wäldern umgeben, deren
 Produkt sehr aromatisch
 sein soll; aber die Ein-
 wohner trocknen es nicht,
 sie verbrauchen oder ver-
 kaufen alles in Form
 von Pian, der von allen
 Schwarzbüchsen, Bir-
 manen, Ngins und
 Karen leidenschaftlich
 konsumirt wird. Auch
 reisende Europäer finden
 diesen Genuß sehr an-
 genehm, sobald sie sich
 daran gewöhnen können,
 eine so große Kugel im
 Munde zu behalten;

Wenn er bitterer Hunger und Durst, giebt dem schlechsten Wasser einen guten Geschmack und hat eine sehr angenehme Wirkung auf das Gehirn. Wenn man nicht daran gewöhnt ist, so haben eine oder zwei Primen Wan dieselbe Wirkung, wie ein paar Tassen starken Kaffees: sie vertreiben den Schlaf, erregen die Einbildungskraft und erregen heitere Gedanken. Vielleicht war es der Genuss von Wan, welcher unserem Reisenden das Land der Schwarzbäume im besten Lichte erscheinen ließ.

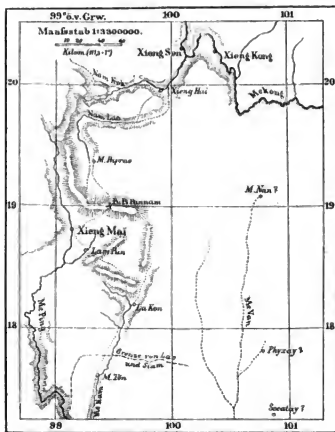
Völlig zur selbgelegten Zeit, was bei den Laos selten vorkommt, fanden sich am 23. Februar sieben genügend große Elephanten, fünf für Weiss und seine Begleiter, zwei für das Gepäck, ein, und am Nachmittag trat man die Reise nach der Hauptstadt an.

Nam Yao, ein unfehlighen rechten Zufluss des Nam Koi, entspring durch ein hügeliges, mit reichen Töfchern und theilweise mit prächtigen Fels-Wäldern bedecktes Land. Legiere unterschieden sich darin von allen anderen Wäldern, die der Reisende bis dahin in Sinterbrüden gesehen hatte. Verschwunden ist das unentwirrbare Durcheinander von Felsen und Klotzen der Urwälder, wo die verschiedenen Baumarten durch einander gemischt sind, der Anblick bei jedem Schritte wechselt und das Auge findet ein paar hundert Meter weiter voranbringenden Verhängnis: ein Fels-Walde dagegen erscheint alle so regelmäßig, als wäre er von Menschenhand gepflanzt worden. Die gewaltigen Stämme steigen senkrecht 30 m und mehr empor, die sie einen Zwerg zur Seite schiden, und oben breit sich das Kanowort horizontal aus und bildet ein dichtes, ununterbrochenes Dach: man reist in diesen

Wäldern wie zwischen den Säulen eines tiefen Tempels. Die breiten, schweren, glänzenden Blätter, die man dort zu Lande zu haltbaren Dächern verwendet, fallen alljährlich ab und bedecken den Boden, so daß kein Strauch, kein Grashalm in solchen Wäldern wächst, was ihnen ein ganz eigenthümliches Aussehen verleiht.

Weiter können die im Gebiete des Melong vorhandenen Wälder weiter jetzt, noch in die Zukunft ausbeutet werden, denn die Wasserscheide zwischen Melong und Menam ist zu hoch, um die Stämme dort hinüberzuschaffen, und dieselben aus dem Melong nach Phnompenh hinabzuführen, ist vollends unausführbar. Nur wenn sich Erntespäter im oberen Laos-Lande und besonders in Luang Prabang niederlassen sollten, könnten sie aus diesen Wäldern Nutzen ziehen.

Am 27. gungte Reis an rin findrubaes Plateau, das
der ober Main Va durchschneidet, tritt zwei Stunden lang
durch hohle Reisfelder und erreicht dann Mong Papra, wo
die Elephanten gewischt werden sollten, zur größten
Freude seines Korne, eines jungen intelligenten Menschen,
der untrüchlich war, seine Frau so lange Zeit nicht wieder-
sehen zu können. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die
Schwarzbauch-Vögel sehr von den Weißbäckigen; denn letz-
tere trennen sich leicht von ihren Frauen und halten sich
eigentlich gewöhnlich, deren mehrere. Bei den Schwarzbäckigen
huldigen dagegen nur die Mauburinen der Folsamkeit;
unter dem Volke ist die Frau die absolute Herrin, während
der Mann arbeiten und herbeischaffen muß. Wenn er nach
vergeht, so tritt er in die Familie seiner Frau ein, muß
derjenigen eine bestimmte Summe Geldes zahlen, und alle,



Dr. Reis' Rundreise.

was er von nun an verdient, gehört seiner Frau oder vielmehr seiner Schwiegermutter, welche das Oberhaupt der Familie bildet. Beim Tode derselben erbt die Frau nebst ihren Schwestern; alsdann kann sich der Ehemann von der Familie seiner Frau trennen und ein Haus für sich beziehen, aber seine Frau bleibt darum doch die einzige Eigenthümerin und Verwalterin des Vermögens. Ein Mann, der sein ganzes Leben lang gearbeitet hat, ist, wenn er seine Frau

verloren, im Alter von seinen Töchtern und Schwiegertöchtern abhängig. Diese merkwürdigen Zustände sind wohl nicht durch ein geschwiebened Gesetz geregelt, sondern lediglich die Folge des sanften, schwachen Charakters dieser gutmüthigen Menschen, welche Thänen vergießen, wenn sie sich auf einige Tage von ihren Frauen trennen müssen.

Möong Paprao ist eine Felsung mit Gräben, Erdwällen und starken Palissaden, die aber nur von wenigen hundert



Wald von Laubbäumen.

Menschen bewohnt ist. Dabei ist es ein wichtiger Straßenknotenpunkt, wo alltäglich während der trockenen Zeit mehrere hundert Postthiere durchpassiren. Diejenigen, welche nach Kiang Mai gehen, sind meist mit Baumwolle beladen; die, welche von dort kommen, bringen Salz, Arelanüsse, Feuge und einige europäische Waaren. Jede Karawane besteht aus Abtheilungen von 10 bis 12 Stieren, die von zwei Männern oder öfters von einer Familie, Frau, Mann und mehreren Kindern, geführt werden. Vor der ganzen Kara-

wane schreitet ein ausgewählter und schön gepugter Stier; derselbe trägt eine Art bunten Stierschmuckes; seine Hörner sind mit rothem Stoffe überzogen und tragen an der Spitze wollene oder seidene Ängeln; zwischen denselben erhebt sich ein Strauß von Haarenfedern und über der Ladung auf seinem Rücken hängt eine Glocke, die schon von Weitem das Nahen der Karawane ankündigt. Ebenso wird jede Abtheilung der Karawane von einem weniger reich geschmückten, aber eine Glocke tragenden Stiere angeführt.

Diese Thiere, die sehr sanft zu sein scheinen, tragen nur 30 bis 40 Kilo; mit Tagesanbruch brechen sie auf und machen gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags an einem Bache Halt. Die Kaufleute müssen es sehr eilig

haben, wenn dann noch Nachmittags marschirt werden sollte. Die Thiere werden alsobald abgeladen und weiden, bis sie bei Einbruch der Nacht zum Schutze gegen wilde Thiere in ein, aus ihren Kästen hergestelltes Gehege getrieben werden.



Elephant, einen Teakstamm schleppend.

Am 28. setzte Reis seine Reise fort und begann am 29. den Aufstieg auf das Gebirge, welches hier die Scheide zwischen dem Zuflusse des Mekong und des Menam bildet. Um 3 1/2 Uhr Nachmittags lagerte er an der Quelle des letzten Baches, der zum Mekong fließt, etwa 900 m über dem Meere; die Vegetation hatte sich hier vollständig verändert: der Teakbaum war verschwunden und dafür traten große Bäume der gemäßigten Zone auf, darunter Eichen und verschiedene Koniferen, auch zahlreiche Cycas und in der Ebene nicht vorkommende Baumfarne. Vorüberreisende Reden oftmals diese Wälder in Brand, um das Gestrüpp zu vertilgen, den Weg dadurch gangbarer zu machen und Verstecke für die Tiger längs der begangenen Straße zu zerstören. Mitunter aber geräth ein großer harthaltiger Baum ganz und gar in Flammen und brennt dann mehrere Tage lang, indem er die Vorübergehenden mit Funken und brennenden Zweigen überschüttet und die Elephanten in Schrecken setzt. Ueberhaupt sind diese Thiere sehr furchtsamer Natur; so oft sich eine nahebei Tischen- oder Mantierkarawane durch Klingeln ankündigte, mußte man mit

den Elephanten seitab biegen, um ihnen den ungewohnten Anblick zu entziehen, und kurz vor Kiang Mai jagten zwei Reiter durch ihr bloßes Erscheinen sämtliche Elephanten in die wildeste Flucht. Am 1. März wurde der Weg aussehends schwieriger; wie ein Gesind zieht er sich am Ab-

hange der Berge über tiefen Schluchten hin und bietet den Elephanten kaum Raum genug, die Hüfte zu setzen. Diese marschirten denn auch mit einer verzweifelten Langsamkeit, untersuchten den Boden mit dem Rüssel, machten dann erst einen Schritt vorwärts und sondierten von Neuem, ehe sie einen anderen Fuß nachzogen. So beachtete man, um einen Kilometer zurückzulegen, eine Stunde! Bei Tischenkarawanen kommen an dieser Stelle öfters Unglücksfälle vor, obwohl man Vorkehrungen trifft, um das Begegnen zweier Trupps zu vermeiden.



Kultschje einer Karawane.

Dieser Paß trägt den charakteristischen Namen Doë oder Pu Xi Pannam, d. h. Berg des Geistes, welcher die Wasser scheidet. Es ist ein weiblicher Geist, dem man zuvor ein Opfer bringen muß, ehe man den Paß überschreitet; darum sind alle Zugänge bedeckt mit Holzstöcken von allen Größen,

welche in roher Weise Hüllen darstellen, durch welche sich die Reisenden die Gnußt der Götter zu erkauen suchen. Um 8 Uhr befand man sich auf dem höchsten Punkte, circa 950 m über dem Meere, und wenige Minuten später erblickte man am Grunde einer tiefen Schlucht einen zum Menam fließenden Bach, den Mekuong, einen Zufluß des zum Menam gehenden Meping. Den Rest des Tages ging es langsam bergab, zuweilen auch wieder bergauf. Zwischen 700 und 600 m traten wieder Teal-Wälder auf. Bald nach Mittag des nächsten Tages erreichte man dann die weite Ebene, in welcher Kiang Mai liegt, hatte dort den schon erwähnten Unfall mit den schon gewordenen Elephanten zu befehen und legte die letzten 20 km bis zur Hauptstadt, die fortgesetzt durch Reisfelder und bei einzelnen Gärten

vorbeführen, zu Fuße zurück, weil man nicht wagte, die Elephanten nochmals dem ungewohnten Anblick eines Pferdes preiszugeben. Es war bereits dunkel, als Reis um 6 1/2 Uhr vor der Stadt am linken Ufer des Meping ankam; da am selben Morgen ein Theil der etwa 100 m langen Holzbrücke, welche über den Fluß führt, unter einer Schiffsarawane zusammengebrochen war, so mußte er denselben durchwaten, um die Vorstadt zu erreichen. Dieselbe besteht aus einigen gemauerten Chinesenhäusern und zahlreichen birmanischen und chinesischen Käden, so daß man 1/2 Stunden braucht, um die Entfernung vom Fluße bis zu der ersten Mauer der besetzten Stadt zurückzulegen, 100 m weiterhin folgt eine zweite und 1 km weiter wieder eine solche Doppelmauer. Zahlreiche schöne Pagoden und



Die Stadt Kiang Mai.

weite Gärten, in denen Holzhäuser liegen, füllen den größten Theil des Inneren; mitten drinnen, 2 km von der inneren Mauer entfernt, befindet sich der Palast des Königs. So wurde es 7 1/2 Uhr, ehe Reis am Tribunal anlangte und sein Unterkommen fand.

Die Aufnahme seines des Königs war eine freundliche; es ist ein alter, schlauer und intelligenter Mann, der es vortrefflich versteht, den Dummen zu spielen, wenn es ihm unabweim ist zu antworten. Der König von Siam unterhält dort drei Residenten, um ihn und das Vordringen der Engländer zu überwachen; denn letztere gewinnen hier täglich mehr Boden. Ein einziges englisches Haus zahlt dem Könige von Kiang Mai jährlich 40 000 M. St. für die Ausbeutung der Teal-Wälder, und während der Anwesenheit des Dr. Reis wurde ein zweites deraartiges Geschäft abge-

schlossen. Auch scheint eine starke Ausfuhr von Rindvieh nach Moulemein stattzufinden.

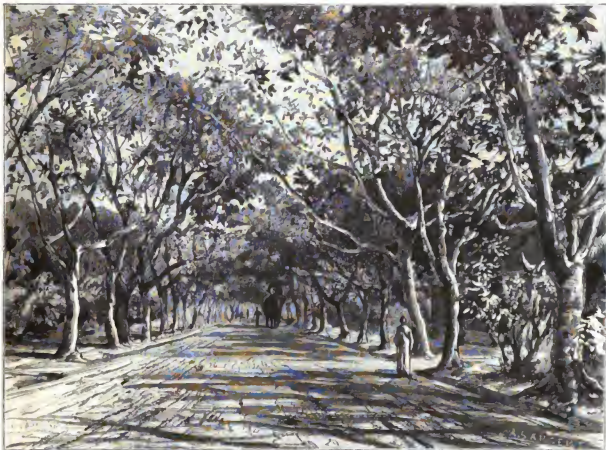
Allmorgendlich besuchte Reis den Markt, welcher in der Hauptstraße der Stadt zwischen dem ersten Thore und dem Königspalaste abgehalten wird, und auf welchem sich mehr als 10 000 Menschen der verschiedensten Stämme, Laos, Birmanen, Karen, Kins und Chinesen, zusammenfinden, um alle möglichen Produkte, Lebensmittel, Stoffe, Waffen und Schmuckgegenstände zu kaufen und zu verkaufen. Die häufigste und wichtigste Handelsware aber scheinen Nuten zu sein; alle Frauen, selbst die ärmsten, tragen Blumen in den Haaren und Haaren, und ebenso wenig verschmähen junge Leute und selbst Männer in reiferen Jahren diesen Schmuck.

Da Reis, mittellos wie er war, bei dem habhäftigen Könige von Kiang Mai keine Unterstützung fand, so nahm

er zu den siamesischen Residenten seine Zuflucht, welche ihm rathen, zu Lande über Vampan zu reisen und ihm einige Träger und Elephanten für das Gepäck verschaffen. So konnte er am Nachmittage des 16. März zu Fuße, wie er gekommen war, die Stadt verlassen. Seine Route folgte zu einem großen Theile einer schönen Chaussee von mehr als 50 m Breite, die von großen Bäumen beschattet und von zahlreichen, gut gehaltenen Pagoden eingefast wird. Dieselbe ist wahrscheinlich ein Werk der Birmanen, aber heute vielfach verfallen und beschädigt. Am zweiten Tage erreichte Reis Vampan, eine kleine besetzte Stadt am Ufer des Nam Kuang, eines kleinen Zuflusses des Mekong, wo ein direkt von Bangkok abhängiger Gouverneur sitzt, ein

kleiner, alter, häßlicher Mann ohne Bart, Haare und Zähne, der den höchsten Respekt vor dem Barte des Reiterbuden hatte und auf sein Püttchen die reichlich ansehnliche Erlaubniß erhielt, mit seiner Hand durch denselben fahren zu dürfen; er besaß auch einige Diener, die er in seiner ganzen Provinz zusammengeführt hatte, und die einen, für die dortigen Verhältnisse ausserordentlichen Vortrums besaßen.

Drei weitere Wochentage durch ein mit Teakwäldern bedecktes Hügelland brachten Reis nach Ya Kon, der früheren Hauptstadt der Schwarzbänder, die noch heute bedeutend ist und in ihrem Gebiete riesige Teakwälder besitzt, welche von Birmanen und theilweise schon von englischen Häuptern ausgebeutet werden; letztere lassen sich ihre Con-



Strasse von Kiang Nai nach Lam Pan.

cessionen von Jahr zu Jahr mehr erweitern. Der dortige Hafen enthält Hunderte von Barken, die zu dieser Jahreszeit, wo die Schifffahrt fast ganz unterbrochen ist, fast alle auf dem Trocknen liegen. Dieselben sind größer und bequemer, als die aus einem Baumstamme ausgehöhlten laotischen Birogen, haben mehrere Kajüten und meist auch ein Segel, das aber nur bei Wind von hinten zu gebrauchen ist. Eine solche Barke mietete Reis und trat damit am 25. März seine lange und oft schwierige Fahrt von Ya Kon nach Bangkok an. Der Me Wan besitzt nämlich zahlreiche Sandbänke, und zudem erschweren große Klöße von Teakholz während der trockenen Jahreszeit die Schifffahrt; seine Ufer sind wenig bewohnt, so daß Reis während 13 Reisetagen nur auf eine einzige bedeutende Stadt, Mõong

Tõn, traf und es schwierig fand, sich Lebensmittel zu verschaffen. Drei Tage lang mußten er und seine Begleiter nach Art der Eingeborenen, wenn dieselben keinen Reis haben, sich von Bambusamen ernähren. Sehr häufig dagegen waren birmanische Holzhauer, welche die Teakwälder ausbeuten; in Folge ihrer Anwesenheit sind in der Umgegend von Mõong Tõn Fälle von Piraterie häufig. Am 7. April fuhr man in den Lam Ping ein, dessen Ufer mit ihren zahlreichen Dörfern und Pagoden, Reisfeldern und Palmenpflanzungen ein ungleich belebteres Bild darboten. Am 8. April wurde die Stadt Raheng passiert, am 19. der eigentliche Menam erreicht, am 25. genau Reis die herzlichste Gastfreundschaft der katholischen Mission in Nuthia und besuchte die Trümmer der ehemaligen Haupt-

Stadt Siam und am 27. April Morgens landete er bei dem französischen Konsulate in Panglof, womit diese Reise ihr Ende erreichte. Reis ließ ihr dann noch einen Besuch der Ruinen von Angkor folgen und durchzog zu Fuß das



Floß von Teakbäumen.

ganze Siam von Westen nach Osten. Am 1. Juni 1884 langte er dann wieder in Phnompenh, der Hauptstadt Cam- bodja, an, welche er am 19. November 1882 verlassen hatte.

Eine Reise nach dem Tsch=Busen.

Von de Dobbeleer.

II. (Schluß.)

Am Abend war es eine Hauptsache, eine gute Moosweide zu finden, wurde diese nicht getroffen, so konnte die Fahrt bis in die Nacht dauern; gewöhnlich fuhren wir aber in der letzten Zeit nur 8 1/2 Stunden am Tage, diese aber, mit Ausnahme einer Pause von drei Minuten, ununterbrochen. War Abends ein günstiger Platz gefunden, so wurden die Reuthiere gleich angegespannt und das Zelt aufgeschlagen.

Im Inneren des Zeltes war natürlich Schnee, auf diesen wurden die Bretter, ein paar Matten und Felle, sowie eine eiserne Platte für das Feuer gelegt; nur unter der letzteren thaute der Schnee auf und die frisch und schön ansehende Reuthierstelte kam zum Vorschein. Eine der

ersten Verrichtungen war, Feuer anzuzünden und einen großen, mit Schnee gefüllten Kessel darüber zu hängen, um Wasser zu erhalten; war dieses in genügender Menge vorhanden, so wurde gekocht und dann die aus Fischen und Reuthierfleisch bestehende Mahlzeit gehalten; nach derselben wurde Thee getrunken und ein paar Meisen Tabak geraucht. Es mußte alles dieses in halbliegender Stellung besorgt werden, weil das Zelt dicht mit Rauch gefüllt und nur einige Fuß hoch über dem Boden frische Luft war. Die Samoiedenfrau hatte unterdessen mit ihrem Kinde zu thun; das kleine Mädchen mußte den ganzen Tag in der von mir schon beschriebenen Wiege liegen und nur am Abend wurde es herausgenommen, um am Feuer erwärmt zu werden.

Wenn mit diesen Verrichtungen ein paar Stunden hingebachtet waren, so legten sich alle zur Ruhe nieder, um mit dem allmählichen Verlöschen des Feuers einer nach dem anderen einzuschlafen.

Die Renthiere mußten während der Nacht ihr Moos (Niesch) aus dem oft hohen Schnee scharren, fressen und austraben. Sie entzienen sich nicht sehr weit von dem Zelte, weil sie fürcht vor den Wölfen haben; wenn Wölfe kommen, so laufen die Renthiere nach dem Zelte und um dasselbe herum, versuchen auch wohl ins Zelt einzudringen; der größeren Sicherheit wegen wachten aber die Samojeden oder einer der Samojeden bei der Herde.

Zwischen 5 und 6 Uhr Morgens wurde im Zelte Feuer angezündet, dann Thee getrunken, rohe Fische, Fischfett und etwas Brod gegessen; diese und die Abendmahlzeit waren die einzigen am Tage. Nach dem Morgenbrote mußte das Zelt abgebrochen und dieses sowie die übrigen Sachen auf den Schlitzen verpackt werden. Hierauf wurde die Renthierherde mit den Hunden in die Nähe des Zeltes getrieben und von ein paar Männern, welche einen langen Riemen (Yasso) straff angepaßt hielten, erwartet; sobald die ersten Renthiere an den Riemen kamen, standen sie still, ein Halbkreis wurde gebildet und die noch nachfolgenden in die Dreffung getrieben. Andere Männer gingen zwischen die nun zusammengebrängt stehenden Renthiere, saßten sie ein oder zwei derselben um den Hals und führten sie zum Schlitzen, um sie anzupacken. Oft geschah es auch, daß einige Renthiere über den Riemen hinwegsprangen und mit dem Yasso eingeklagen werden mußten; einige Male gelang auch dieses nicht und ein paar solcher Wildfänge liefen dann den ganzen Tag lose neben der Karawane her und machten die eingepackten Thiere scheu. Nie habe ich aber gesehen, daß die Samojeden oder Nisjaten ihre Renthiere schlecht behandelten, etwa mit den Füßen stießen oder schlugen.

Vis 9 Uhr Morgens war gewöhnlich die Arbeit des Aufsammentreibens, Einfangens und Anpackens der Renthiere vollendet und um diese Zeit setzte sich die Karawane in Bewegung.

Am 16. und 17. December führen wir über baumlose Schneeflächen, am 18. wurde diese Einsörmigkeit durch drei mäßig hohe Berge, Per-Lussiedj, auf welchen die Samojeden opfern, unterbrochen. Der 19. December war ein Ruhetag; es war der erste recht kalte Tag, — 28° R. Am 20. December passirten wir mehrere Flüsse, welche von schönen Wäldern umgeben waren; der bedeutendste derselben hieß Tangiha oder Mamuthfluß; später wurden wir durch eine mit 10 bis 20 Fuß hohen Hügeln dicht besetzte Gegend und trafen am Abend einen Teufelsaltar.

Der 21. December war zwar ein kalter, aber heller und windstillen Tag. Morgens 9 Uhr waren — 27° R. Der Sonnenanfang um 9 Uhr 45 Min. nach meiner Uhr war besonders schön; es schien, als loberten mächtige Flammen am Himmel empor, dann bildeten sich zu beiden Seiten der Sonne zwei Nebensonnen, welche von der in der Mitte stehenden nur durch ihre Größe zu unterscheiden waren. Als die Nebensonnen verschwunden waren, war der Schein der Sonne heute wie an anderen Tagen so matt, daß man sie, trotz des unbewölkten Himmels, stundenlang betrachten konnte, ohne geblendet zu werden. Sie ging nach meiner Uhr um 2 Uhr 15 Min. unter, das Abendroth war aber noch bis 6 Uhr und später zu sehen. Es folgte eine schöne Sternclare, aber kalte Nacht; erstes Mondviertel. Am 22. December zeigte mein Quecksilberthermometer — 30° R. Leider hatte ich nur diesen Thermometer

und konnte daher später die Rätegrade nicht regelmäßig messen.

Nachdem wir in den letzten Tagen und am 23. December über öde, baumlose Flächen gefahren waren, trafen wir am Abend einen der heiligsten Orte der Samojeden, den von herrlichen, schlanken Bäumen umrahmten Nuija oder Gottesfluß. Am 11ten lagen drei, etwa 2½ bis 3 m hohe Hügel von Renthierhäuten; die weitere Umgebung des Flusses war eine wilde Waldpartie; ich sah Vämme von außerordentlicher Stärke. Am 24. December wurde das Zelt mit der Samojedenfamilie und einem Dolmetscher zurückgelassen und es mußte deshalb während der folgenden Nacht der Schlitzen oder der Schnee als Lagerstätte dienen. Der 25. December, der letzte Tag unserer Reise mit Renthiern, war verhältnismäßig warm, das Wetter herrlich, die Gegend eine schöne Waldlandschaft und die Fahrt eine sehr rasche; die Sonne war eben untergegangen, als wir in Surgut anlangen.

Die Einwohner Surguts sind größtentheils Nachkommen der von Jermal nach Sibirien geführt und später von der russischen Regierung dahin gesandten Kozaken. Sie treiben Handel, Viehzucht und den Anbau von Kartoffeln, Erbsen und Bohnen, da die Zone des Getreidebaues erst südlicher beginnt. Es befindet sich in Surgut eine Kirche und eine kleine Kaserne mit einigen Soldaten und einem Officier, auch einige Verbannte leben dort. Während meines eifügigen Aufenthaltes herrschte sibirische Kälte, die Kälte betrug selten oder gar nicht weniger als — 30° R.; am 1. Januar 1885 waren — 36° R., am folgenden Tage über — 40° R. Auch während der Reise von Surgut nach Tobolsk waren zwischen — 30° und — 40° R. und darüber, welches ich später in Tobolsk bestätigt hörte.

Am 5. Januar 1885 Abends wurde die Reise nach Tjumez angetreten. Herr Wardropper, mein Dolmetscher und ich mit meinen Sachen fuhren in einem großen Schlitzen. Die Fahrt wurde jetzt mit Ritten fortgesetzt und hatten wir bis Tobolsk inclusive 19 Stationen, welche durchschnittlich 50 Werst von einander lagen, zweiten weniger, zweiten mehr, so daß die Entfernung von einer Station zur anderen 60 Werst und darüber betragen konnte. Nur die sibirischen Pferde können solche Entfernungen in der Kälte, dem Schnee, auf gar feinen oder den schlechtesten Wegen im raschen Tempo zurücklegen. Wie in Rußland wird ununterbrochen von einer Station zur anderen gefahren, auf jeder Station die Pferde gemischt; während aber in den mehr bevölkerten Theilen Rußlands die Stationen 20, höchstens 30 Werst von einander entfernt sind, kann die Entfernung derselben in Sibiren 70 und mehr Werst betragen. Die Schnelligkeit der kleinen russischen Pferde ist bekannt, sie legen mit dem Schlitzen auf guten Wegen drei bis vier Meilen in der Stunde zurück, die sibirischen Pferde übertrifft sie noch, besonders an Ausdauer.

Die nun folgende Reise war ungleich beschwerlicher und anstrengender, als die mit Renthiern gemachte und die während derselben herrschende Kälte war ungleich härter und strenger wie bisher. Unser Schlitzen war mit den Sachen und mit uns überfüllt, wir hatten kaum neben einander Platz. Herr Wardropper mußte unter allen Umständen so rasch wie möglich nach Tjumez und ich wollte und mußte mich mit meinem Dolmetscher ihm anschließen. Waren früher die vorrichtigen Samojeden und Nisjaten unsere Führer gewesen, welche bedächtig die besten Wege aufsuchten und die leichten kleinen Schlitzen auf der Schneefläche dahin gleiten ließen, wie Schiffe auf unbewegtem Meere, so waren unsere Führer jetzt Russen, Russen mit

ihren Wahlsprüchen: „Wie Gott will.“ „Es kommt auf den Versuch an.“ „Es muß biegen oder brechen“; Küssen mit ihrem ungehörigen Vorgehen, sobald sie ein bestimmtes Ziel erreichen wollten.

Der schlechten Wege halber werden drei Pferde in einer Linie vor einander gekannt; dieses macht das Lenken derselben sehr beschwerlich und hatte man bisher kaum ein Wort des Antriebens während des ganzen Tages gehört, so ruht die Zunge des russischen Koffelknechts, des Jämischit, seinen Augenblick. „De, weine Ländchen, ich habe ein Trinkgeld nöthig und deshalb muß ich laufen! juch! juch! Wenn ihr nicht laufen wollt, so wartet lange, ehe ihr wieder Futter bekommt; nu! nu! Truffel, Dummklops, euch sollen alle die Wölfe holen.“ Dann pfeift er und springt vom Bode, welcher aus einem einzigen schmalen Brettle besteht, herunter, läuft in seinem Pelze, im Schner und eisiger Kälte, nach dem an der Spitze gehenden Pferde, schlägt dieses mit der kurzen Peitsche, hierauf das zweite und dann das dritte. Die Pferde nehmen einen Anlauf und der Schlitten rast an dem Jämischit vorbei, dieser läuft hinterher und hat den Schlitten bald eingeholt, er schwingt sich auf das als Bod dienende Brett, legt sich auf den Rücken, statth in die Hände, ruht juch! juch! und dasselbe Schelten und Antrieben beginnt von Neuem.

Der Versuch wird unterdessen von einer Seite zur anderen geschlendert, bald scheint er nach rechts, bald wieder nach links umzulen zu wollen; die an den Seiten befindlichen Stöcker oder Stöckelchen verhindern dieses zwar einigermaßen, machen aber die Bewegungen nun so empfindlicher, bald erhält man Stöße von der Seite, bald wieder von unten, dann wird man von den Mitreisenden zusammengebrückt und dann wieder wird man selbst auf diese geschlendert, und endlich geht es am ganzen Körper keine Stelle mehr, die nicht gestoßen oder gerollt wäre. Umländlicher Weise milderte die Pelzbeleidung etwas diese Unannehmlichkeiten, aber sie sind auch nicht die einzigen. Am Wege ist eine nicht unbedeutende Vertiefung des Bodens, der Jämischit hat zu viel mit den Pferden zu thun, um sie zu bemerken, oder es ist auch schon dunkel geworden, der Schlitten kommt an dieselbe und einen Moment später hat er sich umgekehrt; die Reisenden liegen unter dem Schlitten oder daneben, die Sachen auf dem Reisenden oder im Schner. Schon hat während des ganzen Tages das Gesicht in Folge der Kälte geschmerzt, als würde es mit tausend Nadeln zerstoßen, jetzt müssen auch die Hände und Finger der Kälte preisgegeben werden, der Schlitten muß wieder ausgerichtet, die Sachen, welche in der Dunkelheit kaum alle zu finden sind, müssen gesucht und verpackt werden. Hiermit haben die Reiden noch kein Ende; wir fahren am hellen Tage und erreichen das feste Ufer eines Flusses; unser Schlitten ist hart, aber ob er den Fall aus Eis vertragen kann, ist noch eine Frage. Diese Frage stellt sich der Jämischit nicht, sondern er deut: „Es kommt auf den Versuch an“, und hinunter stiegen Pferde und Schlitten. — Der Versuch ist nicht gelungen, sondern der Schlitten ist gebrochen und der eine Reisende hinfiel, der zweite reißt sich die Schultern, während sich der dritte den Kopf hält. Wir sind ungefähr auf der Mitte zwischen den beiden Stationen angekommen, die eine wie die andere ist ein paar Meilen entfernt und der Jämischit muß auf einem Pferde zurückreiten, um ein Peil und andere Werkzeuge zu holen, welche zum Repariren des Schlittens nothwendig sind. Die Reisenden klagen indeß über die in Folge des Falles hervorgerufenen Schmerzen, über die sibirische Kälte, reiben sich Nase und Wangen und halten die Pferde. Der Jämischit kommt nach längerer Zeit zurück und reparirt den Schlitten

nothdürftig, aber die eine abgebrochene Stochleiste ist nicht genügend zu befestigen und der Schlitten balancirt nicht. Wenn auch deshalb und wegen der eingetretenen Finsterniß langsam und vorsichtig gefahren wird, so werden die Reisenden dennoch gezwungen, den schon genügend bekannten Schner noch ein halbes Tugend Mal gründlich zu untersuchen, ehe sie todtmüde und ermattet die nächste Station erreichen.

In dieser Schilderung ist nichts übertrieben, alles ist im vollsten Maße während dieser Reise von mir selbst erlebt.

Wenn auch Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle vorkommen, so hat doch das etwas ungesüßte Vorgehen sowohl seitens der Reisenden wie seitens der Jämischite seine Berechtigung und liegt in der Natur der Sache; wollte man jede Nacht schlafen, überhaupt mit Bequemlichkeit reisen und wollten die Jämischite ihre Pferde schonen, wie viel Zeit würde man dann gebrauchen, um die großen Entfernungen zu überwinden; eine Reise von Sengut nach Tumenj könnte Monate dauern.

Beobachtungen irgend welcher Art konnten auf dieser Fahrt wenig gemacht werden, die physischen Kräfte waren zu sehr in Anspruch genommen und die Kälte zu intensiv. Das Gesicht schmerzte aus Empfindlichkeit, auf der Wangen und der Nase erröthete die Haut und bildeten sich große Blasen; unsere Samojeden-Pelzbeleidung war da, wo sie unmittelbar das Gesicht berührte und am Halse senkt, während sich überall in den das Gesicht umrahmenden Fellhaaren Eisgängen bildeten. Die Nase leidet bei der strengen Kälte fortwährend flüssigst ab und der Verbrauch eines Taschentuches ist nicht allein beschwerlich, sondern man reißt auch mit demselben die Haut wund. Versucht man das Gesicht durch Tücher zu schützen, so waren Gesicht und Tücher bald so feucht und naß, daß sie wieder entfernt werden mußten; hatte man die Augen geschlossen gehabt, so mußte man sie zuvor mit dem Finger reiben, um sie wieder öffnen zu können. Es ist fast unmöglich, in diesen Gegenden und während der Reisen einen Bart zu tragen. Samojeden und Njaken rupfen ihre Barthaare aus, die Russen rasiren den Bart im Winter, tragen ihn aber im Sommer.

In unaußhaltbarer Eile ging es Tag und Nacht über Schneeflächen, durch Wälder, über und auf eis- und schneebedeckten Flüssen dahin. Die Stationen waren größtentheils in russischen Häusern, nur die vierte und fünfte in den Häusern anlässiger, Viehzucht treibender Njaken und später eine im Hause eines Tartaren. Die Gebäude in den sibirischen Dörfern und Ansiedelungen sind geräumiger wie in Rußland und im Inneren zwar einfach, aber recht gut eingerichtet und mit zweckentsprechenden Dingen versehen. Sogar in dem Hause eines Njaken, welches als Poststation diente, fand ich ein Zimmer, dessen Wände mit Zeug drapirt waren und welches mit Fußboden, Tischdecken, einer Uhr, Papier, Feder und Dinte ausgestattet war. Zwischen der sechsten und siebenten Station in der Nähe Samarows passirten wir während der Nacht die hohen, bewaldeten Irtyschur-Berge. Nach der zehnten Station wurden die Wege merkllich besser und die eben angebotenen Unannehmlichkeiten, Unterbrechungen und Unglücksfälle hörten auf, nur war die Kälte noch ebenso quälend wie bisher.

Am 12. Januar 4 Uhr Nachmittags kamen wir bei der neunzehnten Station in Tobolsk an, blieben aber nur einige Stunden dort und fuhrn Abends 9 Uhr nach Tumenj weiter. Wir hatten eine der großen sibirischen Straßen erreicht, die Stationen lagen hier nahe bei einander und der Weg war ein ansehnlicher; die Pferde wurden nicht

mehr vor einander, sondern neben einander gespannt (Troika). Am 13. Januar war das Wetter so schön, daß wir das Gesicht nicht mehr mit Tüchern zu bedecken brauchten; am Wege zeigte sich viel Wild, besonders viel Birkhühner, welche uns so nahe herankommen ließen, daß wir ein paar Mal versuchten, sie mit der Pistole zu erlegen. In der

folgenden Nacht um 2^{1/2} Uhr kamen wir in Jinmen an, ich blieb hier eine kurze Zeit und setzte dann meine Reise fort, um nach einem Aufenthalt in verschiedenen Theilen Rußlands während des Winters und folgenden Sommers im September nach Deutschland zurück zu kehren.

www.libtool.com.cn

Die gegenwärtigen Zustände von Korea.

I.

E. J. Von allen ostasiatischen Ländern hat Korea am längsten sich gegen fremde Einflüsse abgeschlossen und zwar nicht allein gegen die westlichen Barbaren, auch gegen die seiner eigenen geographischen wie ethnographischen Natur nahe verwandten Nachbarreiche China und Japan. Mit beiden trat Korea zwar wiederholt in nähere Verbindung, doch immer nur der Noth gehorchend; sobald es ihm gestattet wurde, dem eigenen Triebe zu folgen, zog es die scheidenden Grenzen nur um so strenger und fester. So ist es gekommen, daß erst die allerletzten Jahre und eine etwas genauere Kenntniß des Landes verschafft haben, indem erst jetzt es Europäern möglich wurde, das Innere zu betreten, ja die koreanische Regierung hat in jüngster Zeit sogar selbst die Hand zur Erforschung des Landes geboten. In ihrem Auftrage bereiste ein deutscher Geologe sämtliche Provinzen des Reiches, um nach Lagerstätten von Kohlen zu forschen.

Und doch war Korea den Arabern, welche ihre kühnen Fahrten ostwärts selbst bis zu den entlegenen Küsten Nordostasiens ausdehnten, schon im achten und neunten Jahrhundert sehr wohl bekannt; der längere Aufenthalt, welchen ihre Schiffe in den Hauptböden nahmen, erlaubte ihnen, auch gewisse Kenntnisse von den ferneren Gebieten zu sammeln, aber all diese Kenntnisse gingen verloren, als sie ihre Handelsbeziehungen mit Asien einstellten. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird Korea wiederum genannt.

Damals waren die unternehmenden Holländer bis nach Japan vorgebrungen und so kam es, daß im Jahre 1653 das holländische Schiff „Sparwer“ (Sperber) an der Küste von Tzupart Schiffbruch litt. Nach dem koreanischen Gelege, welches den Fremden den Zutritt zum Lande streng untersagte und Schiffbrüchige festhielt, damit keinerlei Kunde in die Außenwelt gelangen könne, wurden die 36 der See entronnenen Holländer nach der Hauptstadt Kingjaro, dem jetzigen Soul, fortgeschleppt und dreiehn Jahre lang in verschiedenen Diensten, besonders als Soldaten, verwendet, wobei man sie bald in diesen, bald in jenen Distrikt verschickte. Im Jahre 1667 gelang es endlich einem Theile dieser Gefangenen, von der Südküste nach Nagasaki und von dort nach Holland zu entkommen. Unter ihnen befand sich der Schiffschreiber Hamel, welcher nach seiner Rückkehr einen Bericht seiner Erlebnisse und Beobachtungen verfaßte und 1668 in Rotterdam durch den Druck veröffentlichte. Es erging ihm damit wie Marco Polo und manchem anderen Reisenden jener Zeit; man schenkte seinem Berichte, den man für viel Aufschneideri anah, keinen Glauben, doch haben neueste Forschungen seine Wahrhaftigkeit voll und ganz erwiesen.

Korea wurde zu jener Zeit und auch noch lange nachher

als eine Insel angesehen. Es erscheint als solche zuerst auf der Karte, welche Kämpfer, Lubwig's des Heiligen Gesandter, von der Mongolenreise nach Korakorum zurückbrachte, wo er dieselbe von den gleichfalls dort anwesenden Abgeordneten des koreanischen Herrschers empfangen hatte, und diese Inselform wurde auch später beibehalten; auf den Karten von Mercator, Ortelius und Sanson figurirt Korea noch immer in dieser Gestalt. Erst die 1732 von d'Anville ausgeführte Bearbeitung einer in Korea selbst angefertigten Karte des Landes gab uns ein getreues Bild. Diese Karte war eine Kopie des Originals, welches im königlichen Palaste zu Soul hing. Der Kaiser Kianghi hatte eine Gesandtschaft mit einem Mandsarinen der mathematischen Hochschule zu Peking nach Soul entsandt, um, wie von anderen Theilen seines ausgedehnten Reiches, auch von Korea eine möglichst genaue topographische Aufnahme zu erhalten. Die Gesandtschaft brachte eine in kleinerem Maßstabe gehaltene Karte nach Peking zurück, wo die damals dort anwesenden französischen Missionare sich bemüht, ein Duplikat anzufertigen und dasselbe nach Paris zu entsenden. Diese d'Anville'sche Karte blieb lange Zeit die Grundlage für alle später erscheinenden, denn von jetzt ab waren französische, englische und russische Seefahrer unangesehnt thätig, das, was noch sehr im Argen lag, die Feststellung der Küstenumrisse, mit möglichst genauer Genauigkeit zu bewirken. Eine eingehende Darstellung dieser erfolgreichen Unternehmungen bis in die neueste Zeit hat uns ein reichhaltiger Anhang in Petermann's Mittheilungen für 1883 gegeben, dieselben brachten auch 1884 die augenblicklich beste Karte von Korea, gezeichnet mit Benutzung der neuesten Aufnahmen nach einer im Jahre 1875 vom Kriegsministerium zu Tokio herausgegebenen und von E. Satow überlegten Vorlage.

Die Nachrichten über die älteste Geschichte Koreas, ja über seine Geschichte überhaupt bis in die alterneste Zeit herein, sind höchst unsicher. Was wir davon wissen, verdanken wir Klaproth, Siebold, Dalziel, Bizmaier, welche aus chinesischen und japanischen Quellen schöpften; L'epert hat in seinem vor einigen Jahren erschienenen Werke, dem ersten, welches nach längerer Zeit über das „verschlossene Land“ erschien, die verschiedenen, oft von einander abweichenden Berichte zusammengestellt, Nichtsdesto weniger und beizubringen, was er von der Grenze sah und erzählt. Aber erst seit der Eröffnung des Landes nach Abschluß von Verträgen mit Japan, Amerika, Deutschland, England, Rußland, Italien wurde ein tieferes Eindringen in das Land möglich. Noch 1875 konnte ein Japaner nur unter der Verhüllung eines Trauernden von Tsushima aus nach Asien und von dort bis zu dem besetzten Lager von Tsaitu gelangen. Aber 1882 machte der englische Viceconsul Carle, dann auch

A. G. Hall und D. A. G. Younar Reisen von Söul ins Innere, der erste legte seine Beobachtungen in englischen Monatsbüchern nieder; die beiden anderen veröffentlichten die ihrigen in den Transactions of the Asiatic Society, of Japan. Eine werthvolle Ergänzung fanden diese Berichte durch die „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Asiens“, in deren 31. und 33. Hefte P. Mayet, welcher im October 1883 den Generalconsul Japen nach Söul begleitete, seine in Korea gewonnenen Einblicke niederlegt. Endlich hat Dr. Gottschide 1884 eine größere, 51¹/₂ Monate dauernde Reise ausgeführt, um Nachforschungen nach Kohlenlagern zu machen und dabei sämtliche acht Provinzen durchzogen. Auf diesen Reisen und den Berichten der genannten Reisenden, sowie auf Mittheilungen des Deutschen Handelsattachés und der österreichischen Konsulateberichte fußt die nachfolgende Darstellung.

Die ersten staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen verbanlt Korea der Einwirkung chinesischer Stämme in den nördlichen Theil der Halbinsel.

Die hier in der Folge herrschende chinesische Dynastie hielt sich unter 41 Königen, welche die Oberherrlichkeit des chinesischen Kaisers anerkannten, bis zum Jahre 108 unserer Zeitrechnung, da brachte eine Revolution Korea unter die unmittelbare Herrschaft Chinas, von dem es eine Provinz wurde. Indes währte das Verhältnis nur wenig mehr als 60 Jahre, denn schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung stieg ein Häuptling des Stammes der Lutschi, welcher das Land im Nordosten zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meere inne hatte, auf das Han-fang nieder und bemächtigte sich des Landes, das danach den Namen Korai, chinesisch ausgesprochen Kiao-li, empfing, zugleich bildeten sich im Süden der Halbinsel zwei andere kleine Königreiche, im Südosten am Japanischen Meere Sin-ra, am Gelben Meere im Südwesten Pe-ih. Alle drei erkannten die Oberherrlichkeit Chinas an, das, namentlich in Korai, seine Autorität zu wiederholten Malen geltend machte und dieses 668 sogar in eine chinesische Provinz verwandelte; nur ein Theil des Volkes wußte in dem Waldgebiete von Kiao-tung seine Unabhängigkeit zu wahren. Hier bildete sich das kleine Reich Po-hai, das in der Folge sich bis zum Fluße Kiao-ho aneckte. Aber es dauerte mehr als zwei Jahrhunderte, ehe es den Bewohnern von Korai gelang, das ihnen auferlegte, widerwillig getragene Joch abzuschütteln und nicht allein bewirkten sie das nun in gründlichster Weise, sie dehnten ihre Eroberungen auch nach Süden aus und vereinigten nach der 935 erfolgten Unterwerfung von Sin-ra und Peih die ganze Halbinsel unter einem Scepter. Von hier ab gilt der Name Korai, von den Europäern in Korea umgestaltet, in politischer und geographischer Beziehung für das ganze und heute unter dieser Bezeichnung bekannte Gebiet.

Diese unabhängige Stellung wußte sich das neue Königreich bis in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu bewahren; als aber 1392 die alte Dynastie durch eine Revolution gestürzt wurde, stellte sich der neue König aus Dank für den Beistand, welchen ihm der chinesische Kaiser Taitsin gegen Japan geleistet hatte, unter die Oberhoheit Chinas, der an alte Feindseligkeiten erinnernde alte Name Korai wurde in Tschanjan umgeändert und dieser ist bis heute der offizielle Name des Königreichs geblieben.

Man darf aber nicht daran denken, daß der Kaiser von China wirklich irgend welche Macht über Korea erlangte. Mit diesem eingegangenen Verhältnis hörten nur die vorher sehr häufigen räuberischen Einfälle der Koreaner in die

manuschriftlich-chinesischen Gebiete auf, die man allein durch die kostspielige Aufbietung numerisch überlegener chinesischer Streitmächte hatte zurückweisen können. Nun schlossen beide Länder einen Vertrag, wonach ein neutrales Grenzgebiet eine trennende Schiede bilden sollte. Dieser auch heute noch bestehende Strich hat eine Breite von 50 bis 90 km und umfaßt theils bergiges, theils sehr fruchtbares, aber völlig unbewohntes Land. Denn die darauf befindlichen zahlreichen Dörfer und Städte wurden sämtlich zerstört und der Verkehr zwischen beiden Nationen auf das Kiao-li-mön, zwei Meilen östlich von dem großen chinesischen Handelsplatze Kong-whang-fschin gelegen, ist weiter nichts als ein kleines Wachsäueken mit einer Durchfahrt für einen chinesischen Karren. Dortan schließen sich westlich einige Wachsäuer und Hotels garnis und die Waarenhäuser der Chinesen, östlich die Waarenlager der Koreaner unter freiem Himmel. Einmal im Jahre, im dritten, fünften und neunten Monate, in unserem April, Juni und October, findet hier eine Messe statt, zu welcher einer gewissen Anzahl von Koreanern ohne Waffen und ohne ihre Frauen zu kommen gestattet ist. Außerdem dürfen nur Gesandtschaften und der Briefbote diese Straße passieren. Die Koreaner bringen zum Verkaufe nach dem Kiao-li-mön Kundsäue, Heile von Fischen, Wadern, wilden Katzen, Panthern und Tigern, Papier von vorzüglicher Beschaffenheit, Pelz, Trepang und Seide und kaufen von den Chinesen billige Baumwollzeuge und Pfeffer. Der Handel geschieht im ersten und fünften Monate auf Kredit, im neunten müssen alle Zahlungen in abgewogenem Silber gemacht werden. Nach dem letzten Tage des Monatses wurde jeder Koreaner auf chinesischem Gebiete und jeder in Korea betroffene Chinese mit dem Tode bestraft. Jegliche Niederlegung auf dem neutralen Gebiete ist strengstens untersagt und nur 5 bis 6 km weit dürfen die Anbieter auf beiden Seiten hineingehen, um ihr Vieh zu weiden, Holz zu schlagen oder Gras zu sammeln. Chinesische Beamte halten ständig Wache am Kiao-li-mön, dasselbe thun koreanische Beamte da, wo der Weg ihre Grenze passiert. So wurden die beiden Völker wirksam getrennt als es eine chinesische Mauer vermocht hätte.

Dadurch sicherte sich der kleine Vasallenstaat gegen die Gefahr der Ueberschwemmung durch einen chinesischen Menschenstrom, denn auch der Verkehr zur See war bei Todesstrafe verboten. Die Natur hatte übrigens bereits das Ihrige gethan, durch Beschädigung des Meeres an der China gegenüberliegenden koreanischen Westküste diesen Verkehr möglichst zu erschweren.

Und es ist den Koreanern in der That möglich gewesen, bis in die allerjüngste Zeit hinein sich gegen das Ausland streng abzuschließen und voll und ganz den Namen eines Einsiedlervolkes sich zu verdienen. Denn die Invasionen Chinas, noch mehr Japans, vor etwa zwei Jahrhunderten und später zu Zeiten innerer Zerrüttung, waren stets von vorübergehender Dauer, nach welcher sich die fremden Eindringlinge immer wieder zurückziehen mußten.

Noch behielt Japan die Insel Tschusima, die früher Korea zugehört hatte, sowie das Reich, in Tongnai umweit des Chosan-Palens an der Ostküste, wo später das heutige Japan entstand, eine Garnison zu unterhalten, welche aber, da sie auf einen bestimmten, von der übrigen Stadt durch eine Mauer abgetheilten Raum beschränkt war und unter einer sehr scharfen Kontrolle der koreanischen Beamten gestellt wurde, mehr wie eine in Gefangenschaft gerathene feindliche Truppe erschien. Die Koreaner geben für die Anwesenheit dieser japanischen Besatzung eine merkwürdige

Erklärung. Sie behaupten nämlich, Japan sei so arm, daß es seine Bewohner nicht zu ernähren vermöge, Korea habe daher aus reinem Mitleide jenen 300 Mann gestattet, im Lande zu bleiben. Wie Eppert angiebt, sind die Koreaner von der Richtigkeit dieser Angabe durchaus überzeugt. Eine weitere Bestimmung der Friedensbedingungen, die jährliche Lieferung von 300 000 Sacken Reis von Seiten Koreas an Japan, hörte schon nach einigen Jahren auf erfüllt zu werden.

Bei der letzten Invasion Koreas durch Japan, welche im Jahre 1697 stattfand, war das letzte unter seinem Taitun Jidejosi überall siegreich gewesen. Sein 130 000 Mann starkes Heer hatte die vereinigten Armeen Koreas und Chinas durchweg geschlagen und er bereitete sich eben vor, den Krieg in China selbst hinein zu tragen, als ihn der Tod erteilte. Die darauf entsetzende Verwüftung und das Ausbleiben aller Unterstützung vom Mutterlande hatte die gänzliche Anlösung des japanischen Heeres zur Folge, dessen kleinster Theil nach Hause zurückkehrte, während die Hauptmasse sich zerstreute und unter die Einwohner des Landes mischte, bei denen alle fremdliche Annahme fanden. Diese Japaner adoptirten durchaus die Gewohnheiten und die Sprache der Koreaner, doch beeinflussten sie die letztere so, daß im Süden, wo sie ihren Aufenthalt nahmen, ein besonderer, noch heute deutlich erkennbarer Dialekt entstand.

Zeit dieser Zeit blieb zwischen beiden Ländern von Ithushima aus ein unbedeutender und unsicherer, weil nicht gesetzlich gesicherter Verkehr bestehen, der erst durch den am 27. Februar 1876 zu Seoul erfolgten Abschluß eines Handelsvertrages zwischen beiden Ländern auf sichere Basis gestellt wurde. Dieser Handelsvertrag, welcher Japan das Recht konsularischer Vertretung sicherte, kam indeß zum praktischen Ausdruck erst 1879, indem in diesem Jahre der Hafen Fusan an der Südküste wirklich dem japanischen Handel geöffnet wurde. Dasselbe geschah im nächsten Jahre mit Gensan an der Ostküste und 1882 mit Chemulpo, dem Hafen der Hauptstadt, an der Westküste. Ein japanischer Ministerresident hatte allerdings schon 1877 in Seoul seinen Wohnsitz genommen.

Nach dem Vorgange Japans suchten bald auch Europa und Amerika nähere Beziehungen mit Korea an. Versuche waren schon früher gemacht worden, aber immer ohne Erfolg. Korea hatte durchaus keine Lust, den Barbaren gegenüber zu Zugeländnissen sich herabzulassen, welche es nur widerwillig einem seiner beiden nächsten Nachbarn eingestanden hatte. Als einige heimlich ins Land gekommene französische Missionare hingerichtet wurden, machte eine französische Flottenabtheilung den vergeblichen Versuch, auf der Westseite zu landen, aber als bald darauf China von England und Frankreich so tief gedemüthigt wurde, war Korea aus Furcht vor einem gleichen Schicksale gern bereit, den westlichen Mächten alle möglichen Concessionen zu machen. Der Bischof Verneux, damals an der Spitze der bereits ziemlich starken katholischen Mission in Korea, benutzte diese Gelegenheit leider ebenso wenig als die 1865 bei dem Erscheinen eines russischen Kriegsschiffes sich bietende. Denn als dieses die Forderung stellte, daß Korea einen Handelsvertrag mit Rußland abschließen solle und der koreanische König den Bischof erludien ließ, die Russen zum Aufgeben dieser Forderung zu bewegen, wegen den Katholiken die weitgehenden Rechte zugesprochen werden sollten, verweigerte der Bischof seine Mitwirkung. So schrieb man denn die bald darauf erfolgende Abfahrt des russischen Schiffes, das nichts erreicht hatte, der Furcht vor der koreanischen Macht zu, die Ueberhebung der Koreaner wurde ins

Ungemessene und als ein neuer Regent den Thron bestieg, mußte nicht nur das Haupt des Bischofs und das von acht seiner Genossen fallen, jeder Versteck mit dem Auslande wurde auch mit den allerstrengsten Strafen bedroht.

Neue Nahrung fand die koreanische Ueberhebung, als eine von Kanton entsandte französische Flotte unter dem Admiral Roze, welche großsprecherisch den König mit Absehung bedrohte, nach schwerem Verluste sich unverrichteter Sache zurückzog. Einer amerikanischen Fregatte, welche das Schicksal eines gestrandeten amerikanischen Schmerser erlösen sollte, wurde befohlen, die koreanischen Küsten zu verlassen, falls sie nicht das Schicksal der Franzosen theilen wolle. Freilich lernte ihr Befehlshaber den Inhalt der ihm zugesandten Epistel erst durch einen Dolmetscher in Tschiu kennen, aber die Koreaner waren sehr überzeugt, daß die Fremden ihren Drohungen gewichen seien. Ein Wechsel der Personen auf dem Throne und damit ein völliger Umschwung der Anschauungen in den leitenden Kreisen, namentlich aber die verdienstliche Thätigkeit unseres schnell zu großem Einflusse gelangenden Vandenbrouck v. Mollenhoff, der lange einen Ministerposten am Hofe von Seoul bekleidete, verhalfen endlich weiterbildenden Rathschlägen Gehör.

Die japanischen Verträge verhalfen Europa zur Annäherung unter ähnlichen Bedingungen. Auerst schloß Korea mit den Vereinigten Staaten von Amerika am 6. Mai 1882 einen Handelsvertrags- und Handelsvertrag, am 26. November 1883 folgte ein gleicher Abschluß mit Deutschland und England am 26. Juni 1884 kamen mit Italien, am 7. Juli desselben Jahres mit Rußland Verträge zu Stande, die identisch sind mit den mit Deutschland und England vereinbarten.

Die gegenwärtig dem auswärtigen Handel eröffneten Häfen sind in historischer Reihenfolge Fusan, Gensan und Chemulpo. Fusan oder Fusan, der Haupthafen der Provinz Kiung-Sang, liegt unter 35° 6' 6" nördl. Br. und 129° 3' 2" östl. L. von Ozeano. am Hafen Gofan etwas östlich von der Mündung des Jonglan, des wichtigsten Flusses des Reiches. Die koreanische Stadt, welche etwa 2000 Einwohner zählt, ist 5 km von der japanischen Niederlassung entfernt. Letztere, 1883 von 1780 Japanern, ferner von drei Chinesen, sechs Engländern, einem Holländer und einem Italiener bewohnt, ist regelmäßig angelegt, rein und gut gehalten und steht unter der Kontrolle des japanischen Konsuls mit der Beihilfe einer freigewählten Municipalität. Für die fremde Niederlassung ist gesondert von der japanischen eine Viertelstunde Weges nördlich ein Platz an einer Stelle gewährt worden, wo der Hafen am wenigsten Strom und Seegang zeigt. Der Wassergrund in 0,5 bis 0,8 km Entfernung von der Küste hat 4 bis 5 und in 1,2 km Entfernung 6 Faden Tiefe. Da die Paga eine äußerst vortheilhafte ist, so entsand bei den Japanern in Fusan eine sehr große Besorgnis, daß ihre eigene Niederlassung unter der Konkurrenz der neuen Fremden leiden werde, und die dortige Handelskammer hat daher bereits im December 1883 dem japanischen Gesandten in Seoul ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt, einen Theil ihrer Niederlassung den Fremden zu überweisen. Der von den Japanern benutzte Theil des Hafens ist nicht so gut wie der der Fremden; gegen jede von draußen kommende See gestülpt, ist er den im Winter heftig wehenden Nordwinden ausgesetzt, wodurch ein so starker Seegang verursacht wird, daß kleine vor Anker liegende Schiffe demselben nicht Stand halten würden, wäre der Hafen nicht durch eine kleine Mole geschützt, innerhalb welcher das Wasser etwa 2 Faden Tiefe hat.

Die dortige japanische Niederlassung ist übrigens schon sehr alt; sie datirt bis ins 16. Jahrhundert zurück, bis zu

den zwei Invasionen Japans in Korea. Es entspann sich seit der Zeit ein zwar nicht bedeutender, aber doch regelmäßiger Handelsverkehr zwischen diesem Posen und dem Winterlande über die halbwegs zwischen beiden liegenden Tsulhima-Inseln. Nach dem zwischen Korea und Japan 1875 abgeschlossenen Handelsvertrage wurde Kusan der Haupthandelsplatz des Landes; es war bis dahin mit Kauli-mön an der chinesischen Grenze eines der beiden Thore, durch welche die ausländischen Waaren ins Land kamen, und von wo aus sie dann über das Innere verteilt wurden.

Gensan oder Mienjan, auch Manjan genannt, liegt an der Ostküste Koreas an der Südküste einer halbmondförmig ins Land einbringenden Bucht, vor welche allerdings eine Anzahl von Inseln vorgelagert ist, die aber dennoch die Schiffahrt das Eindringen eines beträchtlichen Seeganges nicht hindern können. Ein solcher entsteht auch bei ähnlichem Wetter im Hafen selber, da dessen Ausdehnung von Ost nach West wie von Nord nach Süd etwa 16 km beträgt. Daher konnte auch ein sonst für eine Niederlassung vorzüglich geeigneter Platz am südlichen Ende des Hafens von den Japanern nicht gewährt werden, da dort während der Wintermonate durch die dann vorherrschenden Nordwinde ein gewaltiger Seegang entsteht. Der jetzige Hafen ist gut, leicht zugänglich, tief genug und hat auch guten Ankergrund, doch friert in strengen Wintern die Bucht weit hinaus bis zur Insel Tschang-dod-do zu; zuweilen bleibt sie jedoch auch ganz eisfrei.

Feider hat man die japanische Niederlassung auf niedrigerem und sumptuösem Terrain angelegt, während ein gleich dahinter liegender, 100 bis 130 m hoher Hügel einen weit besseren Platz abgegeben hätte. Daher stellen sich im Frühling und Frühherbst häufig Krankheiten ein, und wenige japanische Anwohner sind dem Viechfieber entgangen; ebenso ist Kasse, eine andere malarialartige Krankheit, ganz allgemein. Um so eher waren die hier ansässigen japanischen Kaufleute nach der Eröffnung von Chemulpo bereit, dorthin überzusiedeln, so daß Ende 1883 hier nur noch 200 Japaner lebten und außer ihnen von Fremden noch vier Deutsche, ein Engländer und ein Oesterreicher. Es ging Gensan nun gerade so, wie es vorher Kusan ergangen war, als ihm durch Eröffnung eines zweiten Hafens ein Rivale entstand.

Chemulpo an der Westküste hat den großen Vortheil, durch seine Lage den Zehnten für den auswärtigen Handel der Hauptstadt zu bilden, dem bei Weitem wichtigsten commercialen Centrum des Landes. Chemulpo ist auf dem Küstwege etwa 100, auf dem Landwege etwa 42 km von Seoul entfernt, und liegt an dem südlichen Mündungsarme des

Hanflusses ganz nahe an der Stelle, wohin Seefahrzeuge gelangen können. Inoffen finden doch nur vier bis fünf kleine Dampfer unter 4 m Tiefgang genügenden Ankergrund bei der Stadt selber und zwar auch nur bei Hochfluth, die mit einer Schnelligkeit von drei Knoten in der Stunde wie ein Nihilgraben hereinbricht und sich ebenso schnell wieder zurück zieht. Dann werden an der ganzen Westküste Tausende von Quadratmeilen Schlammbedens freigelegt, so ein Zusammenhang zwischen den zahllosen Inseln hergestellt, welche die Küste dicht besäumen. Die eigentliche Stadt liegt daher fast zwei Seemeilen vom Lande entfernt. Nimmt man nun noch hinzu, daß es bei dem hellen Frühlings- und Herbstwetter viel Lustspiegelung giebt, daß in den Sommermonaten dicke Nebel überwiegen und daß sich im Winter eine starke Eiskruste an der Küste bildet, so wird man gestehen müssen, daß die Schwierigkeiten für die Schifffahrt nicht gering sind. Dennoch hat sich mit der am 1. Januar 1883 erfolgten Eröffnung des Hafens für Japan hier sehr schnell ein Verkehr entwickelt, der sehr bald den der beiden anderen Vertragshäfen in den Schatten stellte. Es befinden sich in der Stadt gegenwärtig 400 Japaner, in deren Häusern fast der ganze Handel ruht; die 72 hier wohnenden Chinesen treiben nur Kleinhandel, im Uebrigen setzt sich die Zahl der Fremden zusammen aus drei Deutschen, vier Russen und je einem Engländer, Franzosen, Italiener.

Natürlich bietet das über Nacht emporgewachsene Chemulpo seinen sehr angenehmen Anblick. „Der allgemeine Eindruck dieses Ortes“, sagt der englische Viceconsul Carles, „setzt sich zusammen aus Schmutz, Wüsthagen und unvollendeter Arbeit.“ Unter den vielen primitiven Lehnbauten ist das Haus des japanischen Consuls das einzige, welches im europäischen Stile erbaut, mäßigen Ansprüchen genügt.

Fast der gesammte Einfuhrhandel Chemulpos ist in den Händen der Japaner, welche zum größten Theile seit Eröffnung des Hafens von Japan hierher übersiedelten, inoffen sind die importirten Waaren fast ausschließlich europäischer, insbesondere englischer Provenienz. Im Jahre 1883 wurden Waaren für 1 193 460 mexikanische Dollars (der Münze, in welcher der Zoll erhoben wird) eingeführt, wovon über die Hälfte auf Kupfer entfiel; sonst sind noch Blei, Zink, Schirtings, Lamas, Bronze, Maschinen, Anilinfarben und Seidenwaaren aus Japan nennenswerth. Von der Ausfuhr nach fremden Häfen, welche 432 168 mexikanische Dollars betrug, entfielen 128 767 Dollars auf Gold, 133 963 Dollars auf Silber, 59 936 Dollars auf Bohlen, der Rest auf Wundtänze, Einfing, Kupferblei, Goldschmelze, Reis u. a.

Kürzere Mittheilungen.

Töbten und andere Gebräuche der australischen Eingeborenen.

Ein alter australischer „Buschmann“, welcher viele Jahre das Leben und Treiben der Eingeborenen im Inneren Australiens beobachtet hat, macht darüber in einem Melbourne Journal interessante Mittheilungen.

Ob manche Gebräuche unter den Eingeborenen Australiens, heißt es, gleichen den afrikanischen, und der Gedanke

liegt nahe, daß einst einer der verlorenen Stämme Israels nach Australien gewandert sei (!!). Die alten Aiden töbten sich in Tod und Aische, wenn sie um ihre Todten trauerten. Die schwarzen Weiber Australiens bekamen sich Kopf und Gesicht mit lehmigem Thon und Aische und gehen mit vieler Schmieze so lange, bis sie sich ohne Gebrauch von Wasser von selber abgeseift hat — ja sie wuschen sich während dieser Zeit überhaupt nicht. Außerdem verwunden und verunstalteten sie sich mit Messerschneiden den Körper, und inden Abend besuchten sie die Grabhügel, wo sie jammern und wehklagen.

Die Art und Weise der Beihaltung der Verstorbenen, welche vor den Weissen möglichst geheim gehalten wird, ist in den verschiedenen Gegenden verschieden. Am unteren Marrauo bei Sman Hill (35° 20' nördl. Br. und 143° 35' östl. v. Gr.) und am unteren Marraumbidger im südwestlichen Neu-Süd-Wales bauen die Eingeborenen aus der Rinde von Eucalyptenbäumen eine Art Leichentisch oder Hütte, genannt *gunyah*, machen darin ein Grab, welches sie mit Gras ausfüllen und legen den Leichnam ohne weitere Bedeckung darauf. Hieraus verschließen sie das *gunyah* sorgfältig, umjäten es und sorgen dafür, daß die Innenseite des Jannirein und sauber gehalten ist. Kein Unkraut darf dort aufkommen, bis die Leiche zum Scelet geworden. Dann wird das Gebein in aller Stille fortgebracht, aber was damit weiter geschieht, weiß wohl kein Weißer. „Ich habe wenigstens“, bemerkt unser Engländer, „trotz aller Nachforschung nichts darüber erfahren können.“ Das *gunyah*, welches übrigens nie zum zweiten Male als Leichentisch dienen darf, verliert nun seine Heiligkeit und versällt.

In den Wäldern von Burnett-Districten der Kolonie Queensland findet die Beihaltung auf den oberen Aesten eines Baumes statt, wo aus Stäben eine Art Plattform, wie ein Ahtenstiel, hergestelt wird. Auf dieser Bahre wird der Leichnam mit Strichen aus gestochtem Gras festgebunden, frei und offen hängend und, den Elementen und Vögeln ausgesetzt, bald zum Scelet.

In manchen Gegenden Australiens werden die Leichen in hohe Bäume gehängt, in anderen wieder in einem tiefen Loch in stehender Stellung, mit Speer und sonstigen Waffen zur Seite, begraben. Aber überall trauern die Weiber eine Zeit lang, besuchen die Gräber regelmäßig und jammern sich dort aus.

Die Pharmakopöe der Aerzte unter den Eingeborenen ist eine sehr beschränkte. Sie setzen mehr Vertrauen in die Natur als in Arznei. Häuberei spielt in der Behandlung der Patienten immer eine Hauptrolle. Die großen Heilwunden verwenden sie Erde, welche oft erneuert wird, und dies bewährt sich in vielen Fällen vortheilhaft. Die Wunden rühren meistens aus Kämpfen her und wurden durch mehr oder weniger vergiftete Waffen verursacht. Die Erde scheint das Gift zu absorbiren und auch Juckreiz im Heile zu verhüten. In Gegenden, wo der wertvolle einheimische Kirschenbaum (*Exocarpus corymbosus*) vorkommt, werden die Wunden desselben Saftes mit gutem Erfolge, zu Umschlägen bei Wunden benutzt. Von der Heilkraft der Eucalypten scheint den Eingeborenen nichts bekannt zu sein. Nur einmal sah unser Gewährsmann, wie eine Frau ihr krankes Kind dem Rauche drennender Eucalyptenblätter aussetzte.

Wenn die Eingeborenen am unteren Marrauo glauben, daß ein Individuum eines anderen Stammes bösen Einfluß auf sie ausübt und dadurch namentlich den Tod eines ihrer Angehörigen verursacht habe, so senden sie bei dunkler Nacht einen ihrer Leute aus, den Betreffenden zu erwürgen. Es geschieht dies meistens eines, aus einer elastischen Faser angefertigten, sehr selten und drei Fuß langen Stricks. Derselbe hat in der Mitte eine Schlinge, welche dem Schladenden befestigt am den Hals gelegt wird, und an beiden Enden ist ein Knochenstück vom Känguruh als Handgriff zum Zuziehen befestigt. Wogegenlag wird oft ein solcher Mordversuch immer von Neuem wiederholt, bis sich endlich einmal eine günstige Gelegenheit darbietet, sich unbemerkt ins Lager zu schleichen. In wenigen Minuten ist dann die Strangulation ausgeführt, die Schlinge wird zurückgezogen und der Mörder entflieht. S. Gr.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Einem in der „Allg. Z.“ ausgedruckte mitgetheilten Vortrage des Hrn. Nath. Dr. Hardegg in der Geographischen Gesellschaft zu Karlsruhe zufolge ist die Bevölkerungs Zunahme im Großherzogthum Baden in den letzten fünf Jahren eine überraschend geringe gewesen; sie betrug nur etwa 29000 Seelen, während der Geburtsüberschuß etwa 84000 betrug. Ueber 60000 Personen müssen theils in überseeische, theils in andere deutsche oder europäische Länder ausgewandert sein. Die eigentlich ländlichen Bezirke haben abgenommen, nur die größten Städte nicht Umgebung und in den industriellen Theilen des Schwarzwaldes mit Einschluß des Wiesentals regiert sich eine Zunahme. Außer den Bezirken Konstanz und Pfullendorf, bei denen die Zunahme unbedeutend ist, hat im Oberlande bis nach Vöhrach und Triberg hin alles abgenommen, die Bodensee-Gegend, das Obgäu, die Aar, das Plateau und der Südrand des Schwarzwaldes, am meisten der Bezirk Pfullendorf. Ferner haben abgenommen die Weinbaubezirke Mühlheim und Stenzen, der Kaiserstuhl, in höherem Grade auch der Oberrhein und das Bauland, mit einziger Ausnahme des Bezirks Tauberscheßheim. Aehnliche Ergebnisse haben sich auch in Württemberg herausgestellt, wo die Anzahl der Auswanderer auf 83000 berechnet wird.

— Unter dem Titel „Original-Mittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin“ gibt die Verwaltung derselben seit Kurzem eine neue Zeitschrift heraus (Berlin, W. Spemann; ein Jahrgang von vier Heften 16 Mark), welche bestimmt ist,

über die reichen Schätze und die unter Ostian's unvergleichlicher Leitung fortwährend in Menge zuwachsenden Neuerwerbungen jener Sammlungen Rechenschaft abzulegen. Wir begrüßen die neue Veröffentlichung, deren erstes Heft dem Andenken Nathal's gewidmet ist, gleichsam als Vorläufer der Wiedererrichtung der Ethnologischen Abtheilung, welche nach langer Zeit des Schlafesentzins in dem neuen Prachtgebäude des Museums für Völkerverständnis ihre Heiligschätze bald zur Schau und zur Benutzung stellen wird. Das vorliegende Heft enthält die Verzeichnisse der Sammlungen von Dr. Nathal's Reisen und von der Oster-Insel, eine schon früher im „Globus“ erwähnte Mittheilung Knab's über die Totenbeihaltung auf den Palau-Inseln, eine solche über die Reise des Sammlers Kolbe in Watto Grasse und bürge Indianerstämme, das Verzeichniß einer taosischen Wundersammlung (von Dr. Grube), Notizen zur japanischen Menographie (von Dr. Grünwedel) und ein von Bischof Thiel zusammengestelltes Verzeichnis aus Goharica. Die Mittheilungen von Kolbe, Grube und Grünwedel werden durch vier Tafeln illustriert.

— Oskar Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. Nach der vom Verfasser ungarbeiteten zweiten Auflage überlegt von G. Appel. (Mit 190 Holzschnitten, Berlin, G. Reimer, 1885. 8°. 198 S. 6 M.) Der Autor hält an der Einteilung der nordischen prähistorischen Zeit in die drei Zeitalter streng fest und theilt sein Buch danach ein; ebenso versteht er energisch die Klassen-eintheil der Bewohner Schwedens, natürlich mit Ausnahme der Lappen, die schon im Steinzeitalter in den Norden zurückgedrängt wurden, und den nordischen Ursprung der me-

ren in Schweden gefundenen Kunstgegenstände. Die Darstellung ist häufig und überflüssig, die Uebersetzung gut und die Ausstattung für den billigen Preis eine ausgezeichnete. Die Illustrationen sind sehr gut ausgewöhlt und lassen in der Ausführung nichts zu wünschen übrig. Das Buch ist darum auch weiteren Kreisen, als den speziellen Fachleuten, sehr zu empfehlen.

A f i e n .

— Staatsrath Gustav Rabbe wird am 2. Februar von Tiflis abreisen, um an der Spitze einer naturwissenschaftlichen Expedition Nord-Chorasan zu erforschen. Rabbe selbst vertritt die Zoologie der höheren Thiere und die Botanik, Dr. Walter die der niederen Thiere, Kautschin die Geologie; außerdem begleiten zwei Präparatoren die Expedition, welche Ende August über Meischib und Teheran heimzukehren hofft. („N. Z.")

— Afghanistan und seine Nachbarländer. Von Dr. Hermann Kosselshun. (Leipzig, Vieweg u. Stramm.) — In zwei heftigen, reich illustrierten Bänden, die nun abgeschlossen vorliegen, bietet der Verfasser eine auf den neuesten Schriften über Afghanistan beruhende Schilderung dieses hochinteressanten Gebirgslandes. Die afghanische Frage ist zwar augenblicklich in ein ruhiges Fortwärrer geleitet, aber eine endgültige Lösung beruhen ist durch die neuen Vereinbarungen zwischen England und Rußland nicht herbeigeführt worden. England sucht die Nordgrenze Indiens so rasch als möglich gegen einen Angriff von Norden her zu besetzen, und im kaspiischen Gebiete wird mit fieberhafter Hast an der Vervollendung einer Eisenbahn gearbeitet, welche Rußland ermöglichen wird, in wenigen Tagen große Truppenmassen in der Nähe von Herat zusammenzuschieben. Unter solchen Umständen bleibt Kosselshun's Buch das Interesse, welches es bei seinem Erscheinen erweckte, voraussichtlich noch lange gewahrt, und wir können es allen befehlen empfehlen, welche Afghanistan nebst seinen englischen und russischen Grenzgebieten näher kennen lernen wollen.

A f r i k a .

— In London hat sich, L'Afrique explorée zufolge, eine Gesellschaft gebildet, welche den Produkten Algeriens Absatz auf dem englischen Markte erschließen will, und zwar durch Errichtung einer direkten Dampferlinie, deren schnellgehende und zugleich bequeme für den Personentransport eingerichtete Dampfer zweimal monatlich zwischen Algier und London verkehren und unterwegs Oran, Cadix und Lissabon anlaufen sollen.

— Der Congostaat hat mit der portugiesischen Gesellschaft Empresa Nacional de Lissabon einen Kontrakt auf fünf Jahre geschlossen, wonach letztere monatlich einen Postdampfer und vierteljährlich ein Transportschiff zwischen Lissabon und dem unteren Congo laufen läßt. Die Schiffe heißen Lissabon, Macieira, St. Vincent, die Prinzen Josef, St. Thomas, Panama, Nema, Aubrey, Yonba, Benguela und Mostamedes anlaufen.

— Das Dampfschiff „Stanley" mit Gouverneur de Winton, Dr. Volz, Dr. Wolf und den Palmba-Eingeborenen

der Bismarck'schen Expedition an Bord, ist den Kaffa ohne Hindernisse bis zur Mündung des Lualaba hinangefahren; daselbst wurde eine Station angelegt und dem Engländer Bateman unterstellt. Darauf kehrte der Dampfer nach Leopoldville zurück, um alsdann den Lieutenant Van Gèle nach der Station an den Stanleyfällen zu bringen.

— Tassile, Mitglied der Mission in Französisch-Westafrika, berichtet jetzt den von Grenfell entdeckten großen Congo-Zufluß Ubangy, und auch Jacques de Brazza sucht auf einer, dem Ubangy parallelen Route in jenseit unbekanntes Gebiet zwischen Congo, Ogowe, Benue und Schari einzudringen.

Inseln des Stillen Ozeans.

— In einem Briefe an die Londoner Geographische Gesellschaft theilt H. D. Forbes unter dem 4. Oktober 1885 mit, daß er am 31. August in Port Roberts angekommen ist. Nachdem er in Sogeri (S. 32 dieses Bandes) ein Depot angelegt und die Ausrüstung seiner Begleiter vollendet hatte, brach er am 25. September in Begleitung der Herrn Hennrich, Anderson und Lopez mit zwei Anbootsen und 21 japanischen Kulis nach der Insel Stanley-Reife auf. Tagelang meldet das Boot. Ozean. Nagas: Ein Brief des Herrn H. D. Forbes vom 6. Oktober berichtet seine Ankunft in Sogeri (Sogeri) nach einem neuntägigen Marsche. Seine Expedition bestand aus 80 eingeborenen Trägern und den Leuten, welche er mitgebracht hatte.

Nordamerika.

— Die englischen und kanadischen Ingenieure, welche im Oktober 1885 von britischen und kanadischen Unternehmern abgehandelt wurden, um die Route der projektirten Eisenbahn von Winnipeg nach der Hudsonsbay zu vermessen, sind nach Winnipeg zurückgekehrt und berichten, daß die Route völlig ausfühbar ist und daß die Eisenbahn leicht hergestellt werden könne.

— Der „Moniteur Official" giebt folgende Schätzung in runden Zahlen von dem jährlichen Handel der verschiedenen Häfen Centralamerikas: Belize (Honduras) 1500000 Dollars; Livingston (Guatemala) 750000 Dollars; Puerto Cortes (Honduras) 1000000 Dollars; Truxillo (Honduras) 400000 Dollars; Island Port (Honduras) 300000 Dollars; Gracias (Nicaragua) 250000 Dollars; Bluefields Corn Islands (Nicaragua) 300000 Dollars; Greytown (Nicaragua) 500000 Dollars; Port Limon (Costa Rica) 750000 Dollars; zusammen 8450000 Dollars.

— Am 15. September 1885 hat die Regierung der Republik Guatemala den Freihafen Quetzaltenango eröffnet. Alle fremden Waaren, welche dort importirt und für den Verbrauch innerhalb des Bezirkes des Hafens bestimmt sind, sind zollfrei, der Verkauf von fremden Weinen und Spirituosen daselbst frei von fiskalischen Steuern. Privatpersonen ist die Einfuhr folgender Gegenstände untersagt: Maschinen zum Münzprägen, Eisen- und Wollgarnen, Flinten, Kanonen, oblique Photographien, Dynamit und Pulver. Hafengebühren werden nicht erhoben.

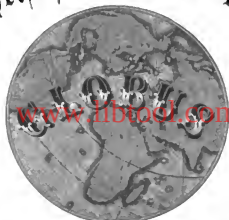
Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. VI. (Schluß.) Mit sieben Abbildungen und einer Karte. — Die Doppelsterne: Eine Reise nach dem Tafel-Land. II. (Schluß). — G. Jung: Die gegenwärtigen Zustände von Korea. I. — Kürzere Mittheilungen: Toden- und andere Gebräuche der australischen Eingeborenen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Ozeans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 26. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, E. W. Lindenstraße 11, III. Z.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

Nr. 10.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VII).

Ko. Wir haben den Reisenden in Gelidi verlassen, wo er, nach der Plünderung seiner Karawane am Afgoi durch die Bada, mehr als Gefangener wie als Gast von dem Sultan Omar Jussuf zurückgehalten wurde. Vorläufig war an sein Weiterreisen zu denken, Révoil ergab sich mit Geduld in sein Schicksal und benutzte die erzwungene Ruhe zu naturwissenschaftlichen Sammlungen am Ufer des Weh und zu einem gründlichen Studium seiner Wirthse. Freilich war er auch dabei nichts weniger als Herr seiner Bewegungen und durfte nicht einmal seine Hütte verlassen, ohne vorgängige Verhandlung mit dem Sultan und ohne die Begleitung einiger Wächter, welche dafür zu sorgen hatten, daß er seine Excursionen nicht zu weit ausdehnte.

Alle Versuche, eine Aenderung herbeizuführen, erwiesen sich vergeblich. Der Scheich gab vor, nur die besten Absichten zu haben, aber die Gemüther seien noch nicht genügend beruhigt und die Stämme, deren Gebiet die Expedition auf dem Wege nach dem oberen Tschub zu durchziehen habe, besonders die Ellai und die Dajit, würden von seinen Gegnern, den Chäse der Bimala, angegriffen, die Karawane zu überfallen und auszulplündern. Dagegen war nichts zu machen, Révoil verzichtete vorläufig auf weitere Anschläge und begnügte sich, die Vögel zu erlegen, welche sich auf einem nahe seiner Hütte stehenden Brustbeerbaum niederließen. Aus Rücksicht auf seine Wirthse durfte er noch

nicht einmal das Fleisch derselben genießen, so angenehm auch eine kleine Abwechslung in der Nahrung gewesen wäre, die knapp genug war. Sie wurde zwar von der Frau des Sultans geliefert, bestand aber Tag für Tag nur aus demselben schrecklichen Durraßbrei, dem auch die Kochkunst des getrennen Julian nichts abgewinnen konnte, und bisweilen etwas Milch. Nur ganz selten gab es ein Stück Fleisch, denn eine furchtbare Seuche decimirte die Rinderherden der Gobron und nur selten entfloßen sie sich, ein gesundes Stück Vieh zu schlachten. Dabei schwebte dem Reisenden beständig das Schicksal des unglücklichen Einzelbach vor, über das er hier das Venaneste erforschen konnte.

Einzelbach — Révoil schreibt hartnäckig Einzelbach — hatte Gelidi auf einem Nachtmarsche glücklich erreicht, nur begleitet von zwei Kameelen und den vier Leuten, die ihm Ahmed Jussuf, der damalige Scheich der Gobron, gesandt hatte. Er beging aber die Unvorsichtigkeit, bedeutende Geschenke zu machen und einen seiner Führer viel Geld leben zu lassen, und so ließ ihm der Sultan bald vergiftete Milch beibringen, deren Folgen sich sofort zeigten. Ahmed ließ den Sterbenden auf ein Kameel laden und nach Mogadisch bringen, das er aber nicht mehr lebend erreichte; der Gouverneur ließ ihn neben dem Thurne Abd-el-Aziz (siehe „Globus“, Bd. XLVII, S. 340) begraben.

Die einzige Hoffnung des Reisenden beruhte auf dem stolzen Omar Jussuf, der ihm und dem Sultan von Zanzibar gegenüber sich verpflichtet hatte, ihn sicher nach Canaue am Tschub zu bringen, und er unterließ es nicht,

¹⁾ Vergl. den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus“, Bd. XLVII, S. 289, 305, 321, 337, 353 u. 369.

ihn möglichst oft von dieser Seite zu fassen. Auch der Gouverneur von Mogduschu, Scheich Sala, schrieb immer dringendere Briefe, und als die Antworten stets ausweichend lauteten, sandte er endlich zwei seiner Tarsche, d. h. Soldaten, die gleichzeitig als Postboten dienen und, wenn die Schiffsahrt behindert ist, mitunter die Depeschen zu Lande bis nach Zanzibar bringen. Diese Boten hatten Befehl, eine ausführliche Antwort sowie Briefe des Reisenden direkt nach Zanzibar zu Saïd Bargash zu bringen. Omar Jusuf nahm die Postkiste seines „mächtigen Bruders“ mit gebührender Ehrfurcht entgegen. Briefe seiner Verwandten zusammen und sandte die Nachricht nach Zanzibar, daß die Karawane unbedingt am zweiten Tage nach Beendigung des Ramadan aufbrechen werde.

Révoil mußte wohl, wessen er sich von seinem biederen Wirth, dessen Leute, wie er unter der Hand erfuhr, gerade so gut an der Plünderung theilgenommen hatten wie die anderen, zu versehen hatte und mußte befürchten, daß den Boten, wenn er ihnen Briefe mitgab, unterwegs etwas Menschliches begegnen könne; er ließ ihnen also durch den getreuen Julian die Briefe in ihre Westen einnähen und stellte ihnen einen guten Balschich im französischen Konsulate in Zanzibar in Aussicht. Dann ging er aber zu Omar Jusuf und erklärte ihm großartig, er habe unbedingtes Vertrauen in seine Versprechungen und verzichtete darauf, sich über Vergangenes bei Saïd Bargash zu beklagen. Dafür forderte er aber auch volle Freiheit in seiner Bewegung in der Umgegend, und diese Forderung unter-



Haartrachten von Hochzeitsgästen in Gelibi. (Theilweise nach Photographien.)

stigte er durch die Ueberreichung einer Rolle mit fünfzig Kaskern. Ja er versand sich sogar dazu, einen Brief an den Gouverneur von Mogduschu zu schreiben, welcher den Scheich völlig entschuldigte und die Abreise auf den 6. Juli festsetzte. Die Ghoron schienen es diesmal wirklich ehrlich zu meinen und der Reisende rüstete sich ernstlich zum Aufbruch und reduirte, um die Habgier der Somali nicht zu wecken, sein Gepäck auf das unbedingt Nothwendige.

Witterweile benutzte er die gewonnene größere Freiheit, um sich im Dorfe und seiner Umgebung umzusehen, während Julian, der sich mit den Somali nicht zu stellen wagte, das Haus hütete. Von besonderem Nutzen war ihm der Araber Kaffabi, welcher, mit einer Eingeborenen verheirathet, einen kleinen Handel in einem unmittelbar am Ufer des See gelegenen Häuschen betrieb und Dank seiner

höheren Bildung einen bedeutenden Einfluß, besonders im Quartier Kareile, genoß. In seiner Begleitung konnte Révoil verschiedenen Festlichkeiten beiwohnen und sogar Skizzen davon aufnehmen. Eine derselben, einen Hochzeitsanzug, stellt unsere erste Abbildung dar. Er wurde ausschließlich von Männern ausgeführt, welche sich dazu in der wunderbaren Weise schickten. Die Abbildungen zeigen aber nur die Form der Frisur, die Haare schimmerten, Dank der mit Krapp und verschiedenen anderen Farbstoffen versehten Pomade aus Ulfkörnern, in allen Regenbogenfarben, und darüber erhob sich malerisch eine weiße Straußenfeder. Eine Frisur, welche der Reisende genau messen konnte, hatte einen Durchmesser von 67 Centimeter.

Das Haus Kaffabi's war ziemlich hoch gelegen, so daß Révoil seinen photographischen Apparat, welcher der Plün-

derung glücklich entgangen war, aufstellen und die Umgebung aufnehmen konnte. Das fonderbare dreibeinige Instrument erregte zwar großes Aufsehen und mancherlei Beforgnisse, und besonders ein Bruder des Sultans ludte die Leute aufzuheben; trotzdem gelang es, ein Dutzend Kometenbilder anzufertigen. Weniger Erfolg hatten die naturhistorischen Vorforschungen. Von Pflanzen war in dem von Natur unfruchtbaren, durch eine furchtbare Trockenheit heimgeführten Boden wenig genug zu finden, und die Jugend des Dorfes, obgleich durchtrieben genug, hatte gar keine Lust, sich zum Sammeln verwenden zu lassen.

Eine Zeit lang schien es, als wolle der Sultan wirklich Ernst machen mit den Reisevorbereitungen; es wurden auch eine Anzahl der geraubten Kaskithiere wieder herbeigeschafft,

aber in so traurigem Zustande, daß man sie zur Erholung erst eine Zeit lang auf die Weide schiden mußte. Der Wirth war aber nicht zu beschaffen, obgleich Umar Aufsin fast täglich Berathungen veranstaltete, zu welchen wohlgerichtet der Reisende die Kaffeerstlichen, den Srup und das Wad-mehl bezahlen mußte. Ohne ein solches Traktament konnte nun einmal keine Versammlung abgehalten werden und die Art und Weise, wie die Somali's den Kaffee zum Genuße zubereiten, verdient wohl eine genauere Beschreibung.

Alle diese Stämme, welche das Heimathland des Kaffeebäumers bewohnen, sind in hohem Grade auf den Genuß seiner Frucht erpicht und betrachten sie als ein ganz unentbehrliches Nahrungsmittel, aber sie bereiten weder Kaffee in unserer Weise durch einen Aufguß von kochendem Wasser



Einreiben mit Kaffee. (Theilweise nach Photographien.)

auf die gebrannten Bohnen, noch stellen sie in der arabischen Weise aus dem getrockneten Fruchtfleisch den theerartigen Kiste dar. Ihre Bereitungskunst ist vielmehr folgende. In einem Topfe wird zunächst Sesamöl oder Butter bis zum Sieden erhitzt; jede Familie hat dazu einen eigenen Topf, den man ausschließlich zu diesem Zwecke verwendet, damit ja nichts von dem köstlichen Aroma verloren geht. In das kochende Fett wirft man die Kaffeerstlichen, die man zuvor zerbröckelt hat, damit es besser eindringen kann; dann setzt man einen genau schließenden Deckel auf und läßt die Kirschen eine Zeit lang schmoren. Mittlerweile haben die Gäste Platz genommen, ihre spärliche Bekleidung als schmalen Ring um die Lenden gewirbelt, und der Inhalt des Topfes wird in eine Holzküßel gegossen und circulirt. Jeder

Anwesende nimmt einen Küßel voll des parfümirten Oeles und gießt ihn sich in die rechte Hand; mit der linken begibt er dann zunächst seine Ohren und seine Nase einzusaugen, dann reibt er den Rest auf seinen Körper ein, und einer hilft dem anderen die Stellen zu reiben, die er nicht selbst erreichen kann. Unser Bild stellt eine solche groteske Scene dar. Mittlerweile ist die Schüssel wieder zu der Frau zurückgelangt, welche das Kohlenfeuer mit einem Palmblatte unterhalten hat, sie übergießt nun die geschmornen Kirschen mit frischer, geschmolzener Butter und mit Bienenhonig (malep schino), oder noch lieber mit dem Saft des Zuderbrodes (malep kassab), und nun ist das Gericht fertig. Jeder Gast füllt sich die rechte Hand, die als Tasse dienen muß, mit diesem Federbissen, mit der

lufen¹⁾ holt er aus einer anderen Schüssel den gefochten Injingo (Maie), der die gewöhnliche Nahrung bildet, und tunkt das Fett damit aus. Um diese Vederlei giebt der Somali alles Andere hin; auch die Frauen sind sehr begierig darauf, doch kommt meist wenig genug davon an sie. Dafür haben die Schönen die Ränderungen mit wüthendem Holze, einem Hauptprodukte des Landes, welches arme Beduinenstämme aus dem Innern auf die Märkte bringen. Unser drittes Bild zeigt die Frauen bei der Anwendung dieser Ränderungen, denen übrigens auch die Männer nicht abgeneigt sind. Die Ränderung der betreffenden Körper und Kinder nennt man *Ungzo* (Nacktheit), aber freilich auch kostspieliger, sind die feineren Wohlgerüche, welche die arabischen Händler importiren, Weichrauch, Benzoeharz,

Sandelholz und ein Gemenge von Rosen und Chrysanthe-mumblättern, aus welchen die Frauen eine Paste machen, mit der sie sich schminnen. Ein gelber Strich über die Stirn, beiderseits nach dem Nacktenhaken herabgestrichen, gehört unbedingt zur Toilette, ebenso das Schwärzen der Augenlider mit Khol; aber dieenna scheint unbekannt, wenigstens erwähnt sie Révoil nicht.

Seit die Sklavenausfuhr aufgehört hat, bilden auch in Gelibi die *Aboschi*, die Nachkommen der Freigelassenen, die Hauptmasse der Bevölkerung, aber gerade sie sind es, welche die Sklaven am allergrausamsten behandeln. Die Unglücklichen sind fast ausnahmslos mit Ketten belastet, zwei schwere Knöchelringe, welche durch eine Eisenklinge verbunden sind; sie werden ihnen auch bei der Arbeit nicht abgenommen



Somali-Frauen, sich rändernd.

und nur durch einen Strich, mit welchem sie die Mittelstange am Gürtel befestigen, können sie sich die Bewegung überhaupt erleichtern. Ihre Nahrung besteht dabei fast nur in rohem Mais und sie schägen sich glücklich, wenn sie etwas gekochte Durrah bekommen können. Ihre Zahl hat seit der Unterdrückung des Sklavenhandels an der Küste sehr abgenommen, doch werden immer noch einige aus dem Gallalande über Vanane eingeführt und man rechnet bei größeren Geschäften immer noch nach Sklaven (*andon*), die 120 bis 150 Maria-Theresa-Thaler werth sind. Zu Sklaventräberei im Großen haben die Bewohner von Gelibi im Allgemeinen keine Gelegenheit mehr; aber im Kleinen dauert der Menschen-

raub immer noch fort und ist die Quelle ewiger Stammesfehden.

Immerhin war das, was die Sklaven in Gelibi anzu-sehen hatten, noch gering, verglichen mit den schauerhaften Wätern, von welchen Sklaven der Wombel in am oberen Web zu berichten wußten. Diese Teufel in Menschengestalt quälten namentlich die bei einem Kluchverluste Ertrunkenen in einer so raffinirten Weise, daß die Fester sich sträubt, es wiederzugeben, und daß man gern glaubt, daß ihre Sklaven sich häufig selbst den Tod geben, unfähig, die Qualen länger zu ertragen.

Die Wirkung, welche Révoil's Explosionsstangen schon bei seinem ersten Auszuge längs des Web auf die Araber hervorbrachte, veranlaßte die Somali, ihn zu holen, sobald sich eins dieser gefürchteten und für ihre Waffen fast unersch-

¹⁾ Beim Araber gilt es für einen hohen Grad von Unschicklichkeit, die linke Hand beim Essen zu gebrauchen.

baren Ungeheuer am Ufer sonnte. Der Reisende folgte der Einladung jedesmal mit Freuden, trug aber Sorge, niemals den ihm vom Schicksal gezogenen Rayon zu überschreiten und niemals ohne einige Begleiter zu gehen. Trotzdem fehlte es ihm nicht an recht unangenehmen Abenteuern. Einmal hieß er ganz unerwartet, als er einen prachtvollen weißen Reiter aus einem Hohlbidicht holen wollte, auf ein riesiges Krotobil, vor dessen Angriff er sich nur durch einen raschen Seitensprung retten konnte. Ein andermal kam er nicht so gut durch, obgleich der Gegner weit weniger gefährlich war. Er hatte einen großen **Echtern** (Falsch vocifer) von einem Baume herabgeschossen und zwei Absch, denen er einen Pfahler versprochen, holten den angeschossenen Vogel aus dem Wasser und brachten ihn, ihn sorgsam an

den beiden Flügelenden haltend. Der Reisende, begierig, den zum erstenmal erbeuteten Vogel zu erhalten, ehe ihm das Blut den weißen Krögen besudelte, sprang herzu und ergriff ihn mit der rechten Hand am Hals, während die linke noch das Gewehr hielt. Sofort ließen die Eingeborenen los und der Vogel schlug seine Krallen in Kévoil's Arm und verletzte ihn schwer. Dieser durfte sein Gewehr nicht loslassen, da es ihm die Begleiter sonst gestohlen hätten, er mußte es also zwischen die Beine nehmen und mit der freigeordneten Hand den mehrschäftigen Vogel zu erwürgen. **Der Kampf** dauerte fast zehn Minuten, die Somali's sprangen währenddem wie verrückt um Kévoil herum und wollten sich ausschütten vor Lachen.

Auch Reibereien mit den Eingeborenen ließen sich sehr



Gefesselte Sklaven, vom Felde heimkehrend. (Nach Photographien.)

bei der größten Vorsicht nicht ganz vermeiden. Einmal ging Kévoil mit einigen Rindern dem Flusse entlang und kam zufällig an einer Stelle vorbei, wo ein eingeborener Fleischer seine Waaren aufgehängt hatte. Dieser, dem die Nähe eines Ungläubigen nicht gefiel, faßte ihn am Arme und riß ihn zurück, in den Augen der Somali's eine schwere Beleidigung. Der Reisende ertrug sie in Geduld und schritt achselzuckend weiter, aber der Somali sprang mit geschwungener Lanze auf ihn zu und wick erst zurück, als Kévoil sein gefährdetes Gewehr auf ihn ansetzte. Andere sprangen dazwischen und die beiden Streitenden wurden sofort vor den Schicksal geführt, der auch einen Beweis seiner hohen Gerechtigkeitliebe ablegte, denn er verurteilte Kévoil, seinem Angreifer 24 Pfund Kaffee als Strafe zu bezahlen.

Nachdem eine solche Prämie auf jede Beleidigung gesetzt war, schränkte der Reisende natürlich seine Exkursionen ein. Bald sollten aber neue schwere Sorgen kommen. Der bestimmte Reiseterrain nahte heran, aber von ernstlichen Vorbereitungen war nichts zu merken; die Kaphiere wurden nicht herbeigeholt und Omar Inuss hatte auf alles Drängen nur die eine Antwort: „Verhüte dich, das ist meine Sache.“ Der Ramadan ging zu Ende, der Beiram (Id) kam mit unendlichen Bettelrufen und Erpressungen, aber von Abreise war keine Rede. Endlich kam es zum Bruch und 12 Tage lang hielt sich Kévoil in seinem Hause eingeschlossen, ohne dem Sultan seine Aufwartung zu machen. Die Alten der Gobotron brachten eine Versöhnung zu Stande und die Abreise sollte nun unbedingt stattfinden, sobald die

Ernte vorüber sei. Aber nun trat der Sultan mit einer neuen Forderung hervor. Névoil hatte, um größere Vögel ohne Verletzung des Gefieders zu tödten, sich öfter des Sublimats bedient; nun verlangte Omar von diesem Gifte



Streit mit einem Fleischhändler.



Schleich Omar verlangt Gift von Névoil.

und ließ den Reisenden nicht im Zweifel darüber, daß er vollkommen in seiner Gewalt sei. Hier konnte nur List helfen. Eine Blechdose mit doppeltsohnenförmigem Ratron mußte die Stelle des Giftes vertreten, und eine kleine Dosis

Sublimat wurde geschickt als Probe davon einem unglückseligen Eunuch beigebracht und that ihre Wirkung, und der Sultan war mit dem Katron zufrieden.

Mitten in die Festlichkeiten des 3d hinein fiel eine bräunliche Naturerscheinung: die Sonne stand einen ganzen Tag hindurch roth und strahlenlos am Himmel, ein untrüglicher Vorbote kommenden Unheils für das ohnehin schon durch die Kinderseuche und lange Trockenheit, sowie durch die Unmasse köcherfressender Vögel, welche sich nicht aus den Feldern verschrecken lassen wollten, schwer betroffenen Land. Zitternd lagen die abergläubischen Koreaner auf dem Marktplatz und beteten unablässig ihren Rosenkranz, die Somaisten ließen zum Schreck und zu dem fremden Reisenden, um seine Ansicht zu hören, und Révoil sagte

eine schwache Hoffnung, Rügen aus der allgemeinen Furcht ziehen zu können.

Die Unruhe dauerte noch fort, als eine Karawane der Ulgadin anlangte und Nachrichten vom Kriege im Sudan und dem Scheich eine Botschaft des Stammes des Scheich Djalial brachte. Révoil hatte schon öfter von dieser fanatischen Sekte gehört, aber er konnte auch jetzt nichts Genaueres über sie in Erfahrung bringen. Nur ein alter Mann wagte ihm mitzutheilen, daß sie ihre Woschren mit Vorlesern unter hohen Bäumen errichteten und von diesen aus die Gläubigen zum Gebete riefen. Die Botschaft schien sich indessen nicht auf ihn zu beziehen, wenigstens erfuhr er nichts davon.

Die gegenwärtigen Zustände von Korea.

II. (Schluß.)

Die Handelsentwicklung Koreas in den sieben Jahren seit Eröffnung Jusan ist derart gewesen, daß sich dort der Handel zuerst concentrirte; nach Eröffnung Wensans gab Jusan einen Theil seines Verkehrs an jenes ab, das nahezu eine gleiche Bedeutung erreichte. Beide Häfen wurden aber sehr empfindlich durch die im Juni 1882 stattfindende Eröffnung Chemosulpo beeinträchtigt. Der Handel mit dem Auslande nahm dabei aber in außerordentlicher Weise zu. Im Jahre 1877 bis 1878 hatte der Gesamtimport nur 348 092 Papier-Yen betragen, war aber 1883 bereits auf 3 683 000 Papier-Yen gestiegen. Hierbei ist bemerkenswerth, daß Gold und Silber nicht als Geld, sondern als Landesprodukte und Waaren betrachtet worden sind; von Gold wurde 1883 für 1 220 355, von Silber für 88 875 Papier-Yen ausgeführt.

Ist nun aber der Handel in dieser so befriedigenden Weise gestiegen, so bleibt doch eine bedeutende Annahme desselben in nächster Zeit sehr unwahrscheinlich. Korea ist unzweifelhaft ein armes Land, nicht weil seine natürlichen Hülfquellen unbedeutend sind, denn nach allem, was wir wissen, erscheint der Boden von großer Fruchtbarkeit und vielseitiger Reichthume noch ungehobener Schätze, und die Bewohner sind ein begabtes Volk, das nur der schwere Druck eines tyrannischen Despotismus in seiner Entwidlung gehemmt, ja von einem ehemals eingenommenen höheren Standpunkte tief herabgedrückt hat. Früher die Lehramtsträger der Japaner in mancherlei Künsten und Gewerben, stehen heute die Koreaner tief unter ihren ehemaligen Schülern. Die Rollen haben gewechselt. Heute scheinen die Koreaner fast ganz ohne eigene Industrie zu sein; auch die schlechten Verkehrswegen haben das Ihrige gethan, so daß nur eine Kleinabfabrikation und ein Kleinhandel sich erhalten konnten.

Alle Verkehrsmittel, in jüngster Zeit auch Dr. Gottsche, welcher sämtliche acht Provinzen des Königreichs besuchte, stimmen darin überein, daß die koreanischen Straßen die denkbar schlechtesten sind. Brücken über die Flüsse giebt es nur an sehr wenigen Stellen; zuweilen sind Fährden vorhanden, meist aber ist das Flußbett zu durchwaten. Daher ist der Verkehr periodisch gänzlich unterbrochen, wenn mit Eintritt des warmen Wetters die Flüsse über ihre Ufer hinauswreten. Die Straßen sind, ganz wie der Charakter des Bodens sich darstellt, ohne irgend welche Bedeutung durch

Steine, dennoch aber officiell in drei Klassen getheilt, je nachdem sie 6 bis 10 m breit und mit Wassergräben an der Seite versehen sind, oder 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 m und ohne Wassergräben oder endlich nur Saum- und Fußpfade darstellen. Von der ersten Klasse giebt es sechs Straßen, sämmtlich von Söul ausgehend, von denen zwei sich nach Norden wenden, die eine über Wönsan zum Lumen und der russischen Grenze, die andere zum Jalsung und der chinesischen Grenze, während sich die übrigen, darunter als die wichtigste die nach Jusan führende, südwärts ziehen. Jusan und Söul sind die beiden einzigen Plätze, in denen der oder mehr Straßen zusammentreffen.

Der Verkehr auf diesen Straßen wird fast ausschließlich auf den Rücken von Pferden oder Menschen bewerkstelligt. Für Staatskurier und reisende Beamten besteht eine Posteinrichtung mit 40 Distrikten, ein jeder unter einem Falseng oder Postinspektor und 471 Stationen unter je einem Postmeister, der über Postknechte für den Dienst als Sänfterträger, Führer, Briefboten und über 5400 Pferde verfügt. In neuester Zeit soll aber in Söul ein modernes Postamt eingerichtet und der Eintritt Koreas zum Weltpostvereine beschlossen worden sein. Die Gepäckstücke werden nach Gwiffu durch eine Gilde von Trägern befördert, welche an 10 000 Seelen (es sind auch Frauen darunter) zählt, aus strengste organisiert und nach den Bedürfnissen der Provinzen auf diese vertheilt ist und nur dem von ihr selbst erwähnten Haupte und eigenen Obelien gehorcht. Fast ganz unabhängig wissen diese Träger ihre Forderungen stets durch gemeinsame Verweigerung ihrer Dienste durchzusetzen, so daß zeitweilig in einem ganzen Distrikte eine Verkehrsblockade eintreten kann.

Diese höchst primitive, an afrikanische Zustände erinnernde Art der Beförderung ist in Korea fast die einzige. Nur auf den Kwandungang hinab nach Jusan und den Hanflus aufwärts vom Meere nach Söul erzieht die Wasserfahrt den beschwerlichen Landdienst.

Auch von China wurden alle Waaren über Land gebracht, bis 1882 auch diesem Wege gestattet wurde, so dem bis dahin gänzlich verbotenen Seeverkehr Theil zu nehmen, was nothwendig den chinesischen Ueberlandhandel auf das Schwerste schädigen mußte. Korea ist gegenwärtig in ziemlich regem überseeischem Verkehr mit China und Japan.

Die Firma Jardine, Matheson & Co. läßt monatlich zwei- mal einen Dampfer von Schanghai nach Nagasaki, Fusan und Chemulpo laufen, die japanische Nisshu-Kiſſhi-Gesellschaft expedirt monatlich zwei Dampfer von Kobe aus, den einen über Nagasaki, Fusan, Genſan, Wabimotsu und zurück, den anderen über Nagasaki, Tſchushima-Inſel, Fusan, Chemulpo und zurück. Außerdem läßt die China Merchants Steam Navigation Co. von Schanghai einzelne geſſnete Häfen in unregelmäßigen Zeiträumen anlaufen. Dadurch hat der Schiffsverkehr in kurzer Zeit ein ganz verändertes Geſicht erhalten; während in den geſſneten Häfen Fusan und Genſan 1879 noch 644 nach japaniſcher Art gebaute Tſchunken und Boote von 7533 Tonnen verkehrten, zählte man 1883 nur noch 180 japaniſche Schiffe und Tſchunken von 3058 Tonnen. Und in derſelben Zeit war die Zahl der nach europäiſcher Art gebauten Schiffe von 41 auf 314, ihr Tonnengehalt von 7258 auf 58522 geſtiegen. Es vermehrte ſich alſo im Zeitraum dieſer drei Jahre der Verkehr der Schiffe europäiſcher Bauart um das Achtfache, während derjenige der Schiffe japaniſcher Bauart weit unter die Hälfte ſank.

Im December 1883 wurde in Fusan von Japan aus ein Telegraphenbureau gelandet und dort ein königlich-ſorea- niſches Telegraphenbureau eröffnet. Sonſt beſteht in Korea von Alters her ein optiſches Telegraphenſystem mittels Rauch und Feuer auf den Bergen, das ſelbſt namentlich zur Werbung nahender Piratenſchiffe Verwendung fand.

Dieſe Piratenwiſchſchaft hat nun wohl ſo ziemlich aufgehört, allein der Handel findet im Lande immer noch Störungen genug, die recht unter den Augen der ſorea- niſchen Beamten ſtattfinden, ja von dieſen ſelber ausgehen. Sagt man doch von dem am längſten eröffneten Hafen Fusan, daß nur dann die Vankelte ihre Vorräthe zum Verkaufe anzubringen geneigt ſind, wenn ein japaniſches Kriegſchiff im Hafen ankert und daß nach ſeinem Verſchwinden ſofort aller Verkehr ein Ende nimmt. Und in Genſan ſind Räuber- reien und Einbrüche auf der Tagceordnung, obſchon die gegenwärtige Regierung ſehr energiſch gegen Diebſtahl und Erpreßungen vorgeht. So führte die britiſche Geſandſchaft ihr Weg an den angeſohlenen Viehdamen einer Schaar von 15 enthaupteten Brandſtiftern vorbei, ſo berichteten vor Kurzem japaniſche Korreſpondenten von der Hinrichtung einer 40 Mann zählenden Räuberbande mit der ſumpfen Säge und ſo ſchrieb „Niji Shimpo“, eine japaniſche Zeitung, daß der Gouverneur der Provinz Tſchung-tſchung-do und ein anderer hoher Beamter zur Strafe für Verſchwendung abgeſetzt und tüchtig durchgepeitſcht worden ſeien. Dennoch klagen die Japaner, daß die niederen Beamten ſelbſt bei den unbedeutendſten Geſchäften allerlei „Blad Mail“ erheben. Dadurch und durch die Furcht der Behörden, es könnte in Folge des Exports von Cerealien im Lande ſelber Getreidemangel entſtehen, wird beſonders die Reis- handel außerordentlich erſchwert, ſo daß die Reisbauern, wie einer der engliſchen Parliamentary Reports mittheilt, die Quantitäten, welche ſie verkaufen wollen, in ganz kleinen Portien in die japaniſchen Häfen einzufuhrn müſſen ge- zwungen ſind. Daraus iſt es auch wohl erklärlich, daß die Koreaer es nicht zu einer Reiskörbe gebracht haben, während die Japaner eine ſolche bereits von Alters her beſitzen, und daß es auch nicht einmal Getreidegroßhändler giebt.

Das ſind einige der Hinderniſſe, welche dem Handel gegenwärtig entgegenſtehen. Ein weiteres iſt die unſichere Zahlungsfähigkeit der ſorea- niſchen Kaufleute, ſo daß die Japaner bisher ſich geſcheut haben, Kreditverkehr zu pſlegen und ſich nur auf den Baarverkehr eingelaffen haben. Die

Geldverhältniſſe ſind aber ſehr unbefriedigend. Gold- und Silbergeld giebt es in Korea gar nicht.

Das umlaufende Geld iſt das denkbar ſchlechteſte. Das erklärt ſich aus der bis vor Kurzem üblichen Verpackung des Münzregals an einen „Ring“ angelegener Familien. Auch hatte jedes Miniſterium ſeine eigenen Münzen. Ge- prägt oder vielmehr gegoffen wurden die in China und Japan üblichen Münzförm, in Korea Fun genannt, runde Münzen mit einem viereckigen Loch in der Mitte, zu drei Viertel aus Kupfer, zu einem Viertel aus Blei, von denen früher 180 auf einen Dollar gingen, die aber ſo verſchleißt wurden, daß Ende 1883 in der Hauptſtadt nicht weniger als 1250 einen Dollar galten. Es circuliren meiſt große Fünf-Käſch-Stücke, die zu großen Rollen auf Strohflecken ge- zogen werden. Solche Rollen repräſentiren einen äußerſt geringen Werth bei ſehr großem Gewichte, ſo daß, um Be- träge von 150 bis 200 Markt in der Stadt zum Einkaufe zu verwenden, man ſich von ein bis zwei Kaſtrügen be- gleiten laſſen muß. In Genſan hat man noch große Ein- Käſch-Stücke, von denen 500 den Werth eines Dollars repräſentiren. Natürlich iſt dieſes Geld für die Begleichung größerer Beträge ganz ungerneht, man bedient ſich dazu des Rohgoldes und der aus China importirten Silberbarren, meiſt im Gewicht von 20 Täl. Die vor einiger Zeit ge- gossenen Silbermünzen, mit einem blauen Emailleſtich auf der Rückſeite, ſind jezt gänzlich aus dem Verkehr ver- ſchwunden; es wurden höchſtens für 20000 Dollars Stücke angeeprägt und dieſe floſſen ſchnell nach Japan ab, wo ſie ſofort umgeſchmolzen wurden. Uebrigens war früher ſür die Koreaer Reis Geld, wie aus den noch jezt im Handel gebräuchlichen Ausdrücken erſichtlich iſt.

In China beſtehen von Alters her zahlreiche Banken und Bankiers, ebenſo iſt das Bankweſen in Japan, namentlich in neuerer Zeit unter dem Einfluſſe Europas und Amerikas, ſehr vollſtändig entwickelt, in Korea gab es bis- lang derartige Finanzanſtalten gar nicht. Gelegentlich geben Kaufleute Anleiſungen auf einander, indeß können ſolche Anleiſungen nur an der Stelle zu Geld gemacht werden, auf die ſie gezogen ſind. Und dieſe Geſchäfte ſind noch dazu ſaſt durchaus beſchränkt auf die Händler in Süd und Nchiu, jenem Grenzorte, an welchem der chineſiſch-ſorea- niſche Handelsverkehr dreimal jährlich ſtattfindet. In aller- neuerer Zeit hat aber die japaniſche „Eiſe Nationalbank“, welche 1876 mit einem Kapitale von 1500000 Yen ge- gründet wurde, es unternommen, in den offenen Häfen Koreas Bankſtellen zu errichten.

Die Koreaer, wie wir ſie heute ſehen, ſind ein Völk- voll, das aber, nachdem ſich die Miſchung vollzogen, Jahr- hunderte lang von allen fremden Einflüſſen ſich mit pein- lichſter Sorgfalt freigehalten hat. Den Norden der Halb- inſel ſcheinen anfänglich die in der Geſchichte Hodoſiens zu wiederholten Malen auftretenden Sien-pi bewohnt zu haben, während im Süden das Volk der Han ſaß, das ſich in drei Zweige ſpaltete: die Wa-Han, die Man-Han und die Schin- Han. Die Han hatten eine andere Sprache wie die Sien-pi und gliedten den Japanern im Weſteren wie in Sitten und Gebräuchen. Wie ſchon erwähnt, ſollen im 12. Jahr- hundert chineſiſche Stämme von Norden her eingewandert ſein. Jedenfalls erinnert die Phyſiognomie der heutigen Koreaer weit mehr an die der Japaner als an die der Chineſen, aber auch von jenen ſind ſie vortheilhafter ver- ſchieden, ſie ſind größer und hüßlicher als die japaniſchen Männer. Sie ſind ſtark ausgeſehen, gut geformt, mittlerer Statur und von regelmäßigem Geſichtsbau; die Geſichts- farbe iſt gelb, das Haar ſchwarz, die Naſe nicht ſo abge- ſtumpft wie bei Chineſen und Japanern, die Augen ſind

wie bei allen mongolischen Rassen, mandelförmig, aber die Augenbrauen stehen mehr in gerader Linie, auch tritt das Kinn mehr hervor. Der Wachsungs, der bei den meisten blinn und lang ist, beginnt schon im Alter von 20 bis 22 Jahren, während bei einem 35-jährigen Chinesen nur selten der erste Glatz zu sehen ist. Dagegen ist das Haupthaar nicht von der üppigen Länge, wie man es bei Chinesen sieht. Die Unverheiratheten theilen es in der Mitte und flechten es in einen Kops, was den jungen Burchen ein ganz mädchenhaftes Aussehen giebt. Wenn sie heirathen, was gewöhnlich im Alter von 19 bis 20 Jahren geschieht, scheeren sie eine Tonsur in der Mitte und binden das Haar in einen wohlgepflegten Knoten zusammen. Ein feines schwarzes Gittergesticht aus einem starken Fingergewächse (nicht Draht oder Pferdehaar, wie gewöhnlich angegeben wird) schließt den Knoten, welcher mit einem schwarzen Bande um Stirn und Hinterkopf befestigt ist¹⁾. Auf dem Gitter sitzt ein breiträumiger Hut mit kleiner Krüme, ganz aus demselben feinen keratischen Geflechte bestehend, und durch eine Perlenknaur unter dem Rande befestigt. Nichtsdesto weniger bemerkt, daß, wenn man sich einmal mit der Form des Hutes versöhnt hat, derselbe sogar elegant erscheine. Neben jenen mongolischen Physiognomien begegnet man aber auch solchen von rein asiatischem Typus, also europäisch geformter gerader Nase, geradestehenden blauen Augen und hellfarbigem Haar, wie denn Nichtsdesto weniger von den Chinesen für einen Koreaner gehalten wurde.

Neben diesem Typus ist noch ein zweiter, weit weniger schöner vertreten. Während bei den Angehörigen des ersten der Kopf lang ist, die schmale Stirn etwas zurücktritt und bei schlanken, eleganten Wuchse die Formen schön sind, haben die des zweiten breite runde Köpfe mit Stumpfnasen und sehr hervortretenden breiten Backenknochen, die Falte des oberen Augenlides hängt weit herab, das Haar wächst tief in die breite niedrige Stirn, der Körper ist kurz, breit und plump. Auch in seiner fast militärischen Haltung kontrastirt der erste Typus vortheilsaft gegen das plumpe Wesen des zweiten.

Was den Charakter der Koreaner anlangt, so unterscheidet sich derselbe sehr vortheilsaft von dem ihrer Nachbarn, der Chinesen. Der schon citirte Forscher bemerkt bei ihnen mehr Aufstrebgefühl, einen mehr männlichen und offenen Charakter, die Leute waren von größerer, dabei aber nicht so aufdringlicher Wigbegier und zugleich besaßen sie trotz der laugen Isolirung des Landes eine größere Kenntniß der übrigen Welt. Der kalte, nüchterne Verstand herrscht nicht so vor wie bei den Chinesen, es offenbart sich bei ihnen in Rede und Geberde sofort ein Gemüthliches, das unsere Theilnahme erregt. Leider aber ist in Folge der strengen Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt, noch mehr aber in Folge des absolutistischen Druckes, der Jahrhunderte hindurch auf dem Volke gelastet hat, der Koreaner lethargisch und grenzenlos apathisch geworden, zu einem ostasiatischen Lazarone, der nur an das Heute denkt. Er producirt nur genug, um seine eigenen bescheidenen Bedürfnisse und die Forderungen der Regierung oder der um ihn wohnenden Beamten zu befriedigen. Dem die sind immer auf der Lauer, ihm durch alle erdenklichen Hülfsan das zu entreißen, was er zu seines Leibes Nothdurft und Nahrung nicht ganz unbedingt nöthig hat. Die außerordentliche Armut des von der Natur so reich bedachten Landes ist daher sehr erklärlich. Nach dem bisherigen Systeme, das die Jahrhunderte hindurch beherrschte, deutet der Koreaner daher auch auf eine Hebung seiner materiellen Lage durchaus

nicht, obgleich die mineral- und waldbreichen Berge und die fruchtbringenden Ebenen, obgleich ein milde, aber regenerirendes Klima verbunden mit ausreichender Fleischnahrung ihm Impuls und Ausdauer zur Verfolgung höherer Ziele seines irdischen Daseins geben sollten.

Ehe wir indeß auf seine Thätigkeit eingehen, wollen wir versuchen, das Bild des äußeren Koreaners zu vervollständigen. Eine Eigenschaft, durch welche sich der Koreaner vor allen ihn umgebenden Nationen, ja vor den meisten europäischen, auszeichnet, ist eine, wenigstens bei den besseren Ständen, in der Kleidung sich zeigende strenge Keimlichkeit. Weiße chinesische Schuhe, weiße Strümpfe, eine weiße weite Hose, die über die Knöchel zusammengebunden wird, eine kurze weiße Jacke und ein bis an die Knöchel reichendes schlafrockartiges Übergewand von ganz leichtem, weichen Zeuge, das vorn überfällt und auf der rechten Seite zusammengebunden wird, dies ist die allgemeine Kleidung. Die Stoffe sind gut gewebt aus der Faser einer nesselartigen Pflanze und daher schön glänzend. Ueber diesem weißen Gewande tragen die Beamten einen eleganten Ueberwurf aus lose gewebtem hellblauen Seidenzeug, von wo ihre Gemachttheit im Volksmunde „die blaue Wolke“ heißt. Kinder gehen häufig rosenfarbig, Vornehme violett, Soldaten und Polizisten dunkelblau und Stranen in grün, die ganze Gestalt umhüllenden Mänteln. Die niedrigen Klassen tragen ein grobes gelbliches Zeug, die Winterkleider werden wattiert, als Füllbelleidung dienen Stroh- oder Bergfahndalen, deren Sohlen aus roher Haut gefertigt sind.

Das koreanische Kunstbedürfnis hat sich in Folge des Verbotes von Gold und Silber ausschließlich in der Kleidung zuwandte; jedem Richterhalter über Korea ist der Kontrast zwischen den reich in Seide gekleideten Hausbesitzern und ärmlichen Wohnungen aufgefallen. Die Mehrzahl der Bevölkerung wohnt in Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt sind. Die besseren Häuser haben Steinfundamente mit Ausbühlungen am Grunde für das Feuer zum Erwärmen der Zimmer während der kalten Jahreszeit. Die Wände sind aus Holzrahmen hergestellt und mit dichterfaserigen Papiere überklebt, das Dach ist auf dem Grunde mit Stroh, in der Hauptstadt mit Ziegeln gedeckt. Fast alle sind einstöckig, nicht viel über 3 m hoch und zum großen Theile, selbst in Seoul, im letzten Stadium des Verfalls. Die nur meterhohen Schornsteine gehen nach der Straße, und wenn am Abend Feuer angemacht wird, liegen dicke Rauchwolken über den Straßen und erfüllen die engen Räume, in denen die Familien zusammengeedrängt leben.

Die Häuser der Vornehmen, auf weiten, von Mauern umschlossenen Plätzen erbaut, sind zwar größer, aber nicht viel besser; Papier spielt hier als Füllbelleidung des Fußbodens, der Wände, der Thüren und Schirme eine große Rolle. Die weiten Plätze sind aber, durch keinen Garten verschönt. Einen solchen besitzt nur der König, dessen Palastgebäude mit großem Exercierplatz, Theatern u. einen Raum von 2,6 qkm bedeckt. Eine mehr als 12 m hohe Mauer faßt den ganzen Komplex ein, drei Thore führen durch dieselbe, aber der Zutritt ist Europäern kaum gestattet.

In die Stadt Seoul selber führen vier Thore, welche Inschriften in chinesischen Buchstaben tragen. Das Südthor heißt das Thor des Wohlwollens, das Südthor Thor der Höflichkeit, das Westthor Thor der Gerechtigkeit. Vor sich die vom Ost- zum Westthore und vom Nord- zum Südthore laufenden Straßen schneiden, steht ein quadratischer, roth und grün bemalter Holzbau, der Tschongka, dessen Glocke, die einzige der Stadt, Morgens um 1 Uhr und Abends um 9 Uhr mit einem Holzhammer angeschlagen wird und das Zeichen zum Öffnen resp. zum Schließen der Stadtthore

¹⁾ Nichtsdesto weniger in der Zeitschrift der G. J. G. 1870.

gibt. Nur vor Beamten werden die geschlossenen Thore geöffnet.

Außer jenen beiden Straßen giebt es noch eine Hauptstraße, welche gleichfalls von Wagen benutzt werden kann, die übrigen sind schmal und in einem kaum beschreibbaren Zustande. In der Mitte der Straße läuft oft ein kleiner dießseitiger Bach und auf jeder Seite sind fortlaufende Pflügen, nach denen hin sich die Vatrinen der Häuser öffnen; Dunghaufen nehmen oft über die Hälfte des Weges ein und vor der langen Reihe geschwätzter armliegender Häuser liegen Hunde, Ferkel und Schafstapel an. Und dabei erzählt man vonar, welcher diese Schilderung giebt, daß etwa einen Monat vor seiner Ankunft die Straßen gereinigt wären.

Die Bevölkerung der Hauptstadt wird verschieden auf 120 000 bis 240 000 Seelen geschätzt, anscheinend recht ruhige, ordentliche Menschen, deren Hauptbeschäftigung in Fändern und Räuchen zu bestehen scheint. Räuchen ist das einzige Vergnügen der Koreaner; an irgend welchen Unterhaltungen, Theatern oder dergl. wie sie die Chinesen und Japaner lieben, fehlt es vollständig. Es mangelt auch an dem Handelsgeist, welcher jene beiden Völker kennzeichnet; die Läden der Hauptstadt sind in ihrem Äußeren ebenso ärmlich wie die Boaren, welche sie bergen. Die besten derselben sind fremden Ursprungs, denn die koreanische Industrie, die namentlich in Porzellan und Metall, jetzt auf die Japaner übergegangen, früher so hoch stand, ist heute fast ganz ausgestorben; als einheimische Industrie-Artikel sind nur noch Seide, Papier, Matten, Fächer, Dachziegel, Tabak und Blüthen erwähnenswerth.

Ist aber auch durch Trud, Miswirthschaft und Erpressungen des Königs und seiner Beamten der Unternehmungsgeist erlahmt, so steht doch die geistige Bildung des Volkes immer noch auf gleicher Stufe mit der seiner Nachbarn. Das niedere Volk kann durchweg die Landessprache lesen und schreiben; dafür sorgen zahlreiche Schulen, sämmtlich Privatanstalten. Wer aber Anspruch auf Bildung machen will, muß Chinesisch betreiben haben; nur in dieser Sprache werden die schriftlichen Aufträge der Staatsprüfungen abgefaßt; nur diese Sprache wollen die vornehmen Stände kennen. Die Sprache der Koreaner gleicht in ihrem Sagbaue dem manichäischen und japanischen, weicht aber in allem Andern von diesen Idiomen vollständig ab. Das koreanische Alphabet (Hannom) hat 191 Buchstaben, doch bedient man sich meist chinesischer mit Hinzufügung von koreanischen.

Eine Kunst steht aber noch in hoher Blüthe, das ist die Buchdruckerkunst. Unter allen ostasiatischen Völkern hat Korea in der Buchdruckerei, bei welcher man meist Metalltypen verwendet, die höchste Stufe erreicht, so daß jeder chinesische Literat eine koreanische Ausgabe der „vier Bücher“ und „fünf Klassiker“ der chinesischen Philosophen als die vorzüglichste, sowohl was Ausstattung und Trud als auch Preis betrifft, für seine Bibliothek zu erwerben trachtet. Die Koreaner kannten die Buchdruckerkunst schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts; noch einkeltig ein von dem damaligen Könige Tschaijong Konghyong gethamer Ausspruch: „Wer regieren will, muß mit Büchern vertraut sein.“

Mit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs Yi-Sin, des 28. Rükten der herrschenden Dynastie, scheint für Korea eine neue Wäthe anbrechen zu sollen. Er ist

der im Lande vorhandenen Fortschrittsparthei, welche mit dem Anlande näherer Verbindungen anfangen will, geneigt, und der von einer anderen Partei diesen Verbindungen entgegengebrachte Widerstand ist gebrochen. Seitdem hat eine europäische Macht nach der anderen Zutritt erlangt. Aber der König und seine dem Fortschritte zugelegten Rathgeber sind nicht gewillt, daß die Einführung der fremden Civilisation als ein Vorpiel zur Annahme einer europäischen Verfassung angesehen werde. Der König von Korea ist immer manichäischen Monarch gewesen, viel mehr als die chinesischen und japanischen Herrscher. Kein mächtiger Adel konnte hier die Gewalten des Monarchen beschränken. Darum beizuehete der König in einer vor Abschluß der Verträge mit England und Deutschland gehaltenen Ansprache eine Einführung europäischer Verfassungsformen als annehmbar. „Nichts“, sagte er, „wäre unvernünftiger. Civilisation bezweckt die Bereicherung eines Landes und die Aufrechterhaltung des internationalen Verkehrs auf dem Fuße der Gleichheit. Um unser Land in den Bereich der Civilisation zu bringen, müssen wir dahin streben, die alten nationalen Principien aufrecht zu erhalten und die europäischen Künste erwerben, müssen wir die klassischen Lehren des Konfucius beobachten und europäische Erfindungen einführen.“

Aber der König ist nicht allmächtig; die den Fremden abgeneigte Partei ist zurückgebrängt, keineswegs vernichtet. Und doch würde Korea gerade in engerer Verbindung mit Europa eine Garantie für seine Unabhängigkeit finden. Zwar ist das Vasallenverhältniß Koreas zu China ein rein nominales, aber China würde dies Verhältniß gern in ein engeres umgestaltet sehen. Jetzt sendet der König nach alten Verformen jährlich zwei Gesandtschaften an den Hof von Peking mit einem Tribut, der in einer gewissen Quantität Papier und 800 Ochsen besteht, welche letztere an die Mandarinen in Hong-whang-schin abgeliefert und von diesen und deren Soldaten vertrieben werden. Dafür empfängt der koreanische Herrscher einen chinesischen Staatkalender und in bestimmten Intervallen geht von Peking eine Gesandtschaft an den Hof von Seoul, um Geld als Gegenbesand für den Tribut zu überbringen. Nach ostasiatischem Begriff ist damit ein Verhältniß zwischen Soverän und Vasallen konstatirt. Japan hat dasselbe indeß durch seine Verträge durchbrochen, die europäischen Mächte und Nordamerika sind ihm darin nachgefolgt. Es ist schwer denkbar, daß China, wollte es die Beziehungen strenger spannen, etwas Anderes erreichen würde als einen völligen Bruch derselben.

Ein sehr begehrenswerthes Object erscheint Korea augenblicklich nicht; das der Halbinsel Italien (ohne die Inseln) an Umfang einigermaßen nachstehende, von 10 $\frac{1}{2}$ Millionen (nach Gottschee von einigen Millionen mehr) bewohnte Land ist gegenwärtig äußerst arm und wenig konsumtionsfähig. Es wird einer Debung der bestehenden Hülfquellen und Erschließung neuer bedürfen, um Korea zu einem lohnenden Absatzgebiete europäischer Industrie zu machen, aber jeder Schritt zur Förderung des Landes wird mit äußerster Vorsicht gethan werden müssen, damit nicht der nie ganz ruhende Haß des Fremden abermals entzündet, alles mühsam Errungene vielleicht durch einen heftigen Ausbruch nationaler Eifersucht zerstört und die Entwicklung des Landes wiederum auf lange Zeit hin in Frage gestellt werde.

Die Goajira-Halbinsel.

Im Decemberheft der Proceedings Royal Geographical Society berichtet Herr R. A. Simons über das Gebiet der Halbinsel Goajira (Columbia) und deren Bewohner. Auf Dreiviertel ihres Umfangs vom Meere bespült, wird das Land im Südwesten von dem Staate Magdalena durch natürliche Grenzen, den Rio Rancheria mit den daran stießenden Ausläufern der Sierra Nevada, sowie die Berge von Uca getrennt. Ueb. r den Rest des Theiles dieses Gebietes haben Colombia und Venezuela sich gestritten und die Entscheidung dem Könige von Spanien überlassen; sein Schiedsspruch ist noch nicht veröffentlicht. Von der Geschichte der Bewohner ist nur wenig bekannt; trotzdem die Halbinsel eine gewisse Rolle in der Entdeckungsgeschichte spielt, wird sie von den älteren Chronisten nur wenig genannt und über die Indianer findet man erst Mittheilungen in der „Floresta de Santa Vela“ des de la Rosa (1739), die mit allen darin enthaltenen Irrthümern auch in die neueren Berichte übergegangen sind. Es scheint sicher, daß sie nicht die Autochthonen des Landes sind; sie selbst haben Uebersetzungen über ihre Einwanderung und wissen die Dorftrümmern, welche die früheren Bewohner hinterlassen haben, nachzuweisen.

Etwa die Hälfte der Halbinsel besteht aus Bergland, die andere, im Südwesten gelegene Hälfte, bildet eine weite, fruchtbare Fläche. Das Bergland zerfällt in drei parallele Ketten, welche durch dazwischen liegende Ebenen getrennt sind, die bedeutendste derselben ist die östliche. Die höchsten Spitzen erheben sich bis zu 2400 bis 2600 Fuß Höhe und sind bis etwa 500 Fuß unter dem Gipfel bewohnt. Die Vegetation ist derjenigen ähnlich, welche man auf der Sierra Nevada in der Höhe von 6000 Fuß antrifft und die Temperatur, welche Simons dort antraf, sehr niedrig, nur 65° F. um Mittag. Die mittlere Kette erhebt sich nur an wenigen Punkten über 1500 Fuß; auch hier trifft man zwei hervorragende Gipfel; die Höhe des nördlichen, des Kuma, den Simons mit Mühle bestieg, wurde auf 1950 Fuß bestimmt, die des südlichen, 15 Meilen entfernten Gipfels Guajarepa beträgt nicht über 2200 Fuß. Die westliche Kette, die von der vorigen durch ein vielfach gewundenes Thal, welches an der englischen Stelle etwa sechs Meilen weit ist, getrennt wird, ist die bedeutendste; die einzelnen Berge werden auf allen Seiten von zahlreichen scharfen Rücken flankirt. Die höchste Felsenmaße, Juripiche, erreicht die Höhe von 2800 Fuß.

Eigentliche Flüsse giebt es in der Goajira nicht. In allen Richtungen wird das Land von flachen Rinnen durchschnitten, welche sich in dem trockenen Sande gebildet haben; durch diese wird während der Regenzeit das Wasser ebenso schnell abgeleitet, wie es fällt; selbst in den bedeutendsten Bergen fließt sich kein Strom, der die Regenzeit überdauert, die nur etwa vier Monate anhält. Die Indianer verschaffen sich Wasser, indem sie entweder etwa 30 oder 40 Fuß tiefe Brunnen mit vieler Mühe graben und für den Gebrauch herrichten oder aber, indem sie das Regenwasser in großen, natürlichen oder künstlich angelegten Vertiefungen sammeln.

Die Küste hat Ueberfluß an Ankerplätzen und Baien, die jedoch keine große Bedeutung besitzen; am wichtigsten ist der Hafen von Cojoro, der als der zukünftige Hafen

von Maracaybo betrachtet wird, mit welchem Orte er durch eine Eisenbahn, die nur geringe technische Schwierigkeiten bietet, zu verbinden sein würde.

Die Halbinsel wird von einem einzigen Indianerstamme bewohnt, der sich jedoch in viele Familien, ähnlich den Clans der Schotten, theilt. Jede dieser Familien nimmt für jeden ihrer Angehörigen gegen alle Feinde Partei. Der Besitz giebt bei ihnen großen Einfluß; eigentliche Häuptlinge besitzen die Goajiras nicht, sie erkennen den reichsten Stammesgenossen als Oberhaupt oder, um den von den Spaniern eingeführten Namen zu gebrauchen, Corporal an und erwarten Schutz und Hilfe von ihm. Ein arm geborener Indianer kann übrigens durch selbst erworbenen Reichtum nie zu Ansehen und Macht kommen, wohl aber seine Kinder, wenn es ihm glückt, sich durch Heirath mit den Vornehmen seines Landes zu verbinden. Jede Familie führt außer ihrem eigenen Namen noch den ihres Wappentieres, ja manchmal nehmen die unbedeutenden Stämme noch das Wappentier eines mächtigeren Clans hinzu, um sich des Schutzes desselben zu versichern.

Es giebt jetzt einige 30 Clans bei den Goajiras, von 22 giebt Simons die Namen an. Im Allgemeinen werden nur die Heerden als wichtigster Reichtum geschätzt, Ackerbau nicht hoch geachtet. Da die Goajiras in fortwährendem Zwiste und Streit leben, würden ganze Clans bald verarmen und erlöschen, wenn sie nicht die Vorrechte brauchten, ihren Besitz und ihre Heerden über verschiedene Gegenden zu vertheilen. Wasser- und Futtermangel zwingt sie zu einem Nomadenleben und dies ist die Ursache, daß sie keine Häuser bauen; bei Wänden aber findet man trotz ihres herumziehenden Lebens eine Vorliebe für gewisse Gegenden.

Wir übergehen die Aufzählung der verschiedenen Clans und bemerken nur, daß die „Gocinas“, deren Namen man öfter begegnet, keinen besonderen Stamm bilden; mit diesem Worte werden die heimatlosen Indianer bezeichnet, welche eines Verbrechens wegen von ihrem Clan verstoßen sind und sich nun zu Vanden zusammengeclottet haben, um ihr gescheitertes Leben mit größerer Sicherheit fortführen zu können. Sie siegen nicht nur mit den ruhigen Bewohnern des Landes, sondern auch mit den anderen Vanden in fortwährendem Streite, nur das Recht des Stärksten gilt.

Ihr bevorzugtes Gebiet ist die Gojorofette, von wo sie ihre Raubzüge auch nach anderen Theilen des Landes machen.

Wie schon erwähnt, bauen die Goajira-Indianer keine eigentlichen Häuser; selbst ihre besten Ranchos sind sehr einfach und in kurzer Zeit eingerichtet. Ein gutes Dach, mit dem gespaltenen Rast einer großen Euphorbia gedekt, ist der wichtigste Bestandteil desselben; übrigens dient der Ranchos selten als Schlafplatz; die Hängematten werden an zahlreichen, zu diesem Zwecke eingerammten Stangen befestigt; oft schlafen zwei oder drei Indianer in einer derselben. Weiterhin findet man andere Stangen, an denen die Thiere festgebunden werden, und ein kleiner Stall für Schafe oder Ziegen gehört notwendiger Weise zum Bestande einer gut geordneten Familie. Der Platz für einen Ranchos wird sehr sorgfältig ausgewählt; Dieser findet man nicht, wohl aber stellen sich einige Familien nahe bei einander, etwa auf Schutzweite von einander entfernt, an.

Einer der Ranchos wird an erhöhter Stelle erbaut, um das Land zu übersehen und die Annäherung Fremder zeitig beobachten zu können. Der bedeutendste Ort ist Paraganai-poa, die neue Militärsolonie Penezuelo, die etwa 50 Häuser zählt und eine Bevölkerung von 30 Mann hat. Die Bevölkerung des Landes wird auf 20 000, höchstens auf 25 000 Seelen geschätzt.

Ihre Sitten und Gewohnheiten, sowie ihre alten, eigenthümlichen Geseze verdienen Aufmerksamkeit. Die Beschreibung derselben eröffnet Simons mit der wenig schmeichelhaften Bemerkung, daß sie *„wie alle Indianer, sehr die Leistungsfähigkeit im Betteln, Stehlen und Trinken beigen.“* Zu diesen drei Vorkern kommt noch ein viertes: sie verlangen Blutgeld, und dies ist die Hauptursache ihrer Streitigkeiten und Kriegen, eine fortwährende Gefahr für Indianer und Europäer; daß er dies auch ein „Kaster“ nennt, ist begründet in der Art, wie die bezüglich Geseze Anwendung finden.

Einnmal nämlich betrachten die Indianer alle weißen Männer als zu einer großen Familie gehörig, so daß sie einen jeden verantwortlich machen für Töden, die ein anderer Thäter vielleicht auf einem Meilen weit entfernten Orte begangen hat; es ist die Familie von mütterlicher Seite, welche das Blutgeld zu fordern hat. Außerdem aber ist die Sache sehr verwickelt und einige Beispiele werden vielleicht die Sache deutlicher machen, als eine lange Auseinandersetzung. Wenn ein Indianer sich selbst verletzt, d. h. sich zufällig mit einer Waffe verwundet, einen Arm oder ein Bein bricht, so muß er an die Familie von mütterlicher Seite Blutgeld zahlen. Die Familie von väterlicher Seite fordert ein nicht so hohes Schmerzensgeld, ja sogar die Freunde kommen, um Entschädigung für den Kummer zu verlangen, den ihnen der Anblick des verwundeten Freundes bereitet hat. Wenn der Patient nicht Vermögen genug besitzt, allen Anforderungen zu genügen, bettelt er sich den Betrag zusammen. Noch merkwürdiger ist ein anderer Fall. Wenn irgend ein Indianer sich ein Reithier leicht, durch dasselbe abgeworfen und irgendwie beschädigt wird, so verlangt seine Familie von Demjenigen, welcher das Pferd verliehen hat, eine Entschädigung. Wie weit die Vastpflicht sich erstreckt, möge man aus folgendem Beispiele entnehmen. Wenn etwa durch den Genuß von Rum ein Unheil angerichtet wird, sind alle Rumverkäufer verantwortlich. Simons erzählt ein Beispiel, welches in dieser Hinsicht sehr bezeichnend ist: ein Händler trat ihm zeitweilig einen Diener ab, bot ihn aber, dem Manne keine Getränke zukommen zu lassen, da er sonst für den etwaigen Schaden verantwortlich gewesen sein würde. Gefährlich ist es auch, einen Indianer bei einem wichtigen Namen zu nennen; einen Todten in Gegenwart seiner Verwandten zu nennen, wird unter Umständen mit dem Tode bestraft, wenn sich die Sache zufällig im Rancho des Verstorbenen zuträgt und Otel oder Nese desselben anwesend sind. Wenn zufällig ein Kind während der Zeit stirbt, wo es sich unter der ausschließlichen Obhut des Vaters oder der Mutter befindet, hat diejenige Hälfte des Ehepaars, welche nicht dabei gegenwärtig war, von der anderen Hälfte Blutgeld zu fordern.

Auch in anderer Beziehung kann man eigenthümliche Gewohnheiten beobachten; ein junges Mädchen, welches sich der Mannbarkeit nähert, wird in eine kleine Hütte eingeschlossen; aller Schmud, alle Kleidung, mit Ausnahme eines einzigen Gewandes, wird ihm abgenommen und man reicht ihr nur sehr mager, hauptsächlich vegetabilische Nahrung; bei armen Leuten dauert diese Abschließung einige Wochen, bei reichen dagegen manchmal Jahr lang.

Wiemohl die Heirath ein reines Handelsgeschäft ist, werden die Frauen doch sehr geehrt, und für jede gewaltsame Handlung gegen seine Gattin ist der Mann den Verwandten derselben verantwortlich; im Falle der Mann stirbt, fällt die Wittwe gewöhnlich dem jüngsten Bruder zu. Die Tochter eines Häuptlings wird mit 12 bis 300 Pfd. St. erkaufte. Ein Sterbefall giebt zu großen Festlichkeiten Veranlassung; wohhabende Leute werden gewöhnlich in dem Rancho, wo sie geboren sind, beerdigt, Reiche gar zweimal. Die ganze Nacht durch werden Feuer zum Gebrauche des Tobens gebrannt; zwei Indianer, die sich zum ersten Male nach dem Ableben eines Verwandten begegnen, müssen vornehmlich eine Viertelstunde lang ihr Trauer durch lautes Weinen beweisen. Wenn sie einander begegnen, beobachten sie bei Abstattung des Grusses weitaufsteigend und genau vorgeschriebene Formalitäten; wird ein Fremder, der zu einem Rancho kommt, nicht angerebet, so ist dies ein Beweis, daß er nicht willkommen ist und er verläßt den Ort sofort. Die Eltern nehmen den Namen des ältesten Kindes an, dem für den Vater süß, für die Mutter ist vorgelegt wird.

Der Anzug der Goajiras ist sehr einfach und wohl dem ähnlich, den ihre Voreltern vor 300 Jahren trugen; er beschränkt sich auf die nothdürftigsten Hüllen; nur das Haar wird mit einem schönen Schmud aus Stroß, Wolle oder Federn verzieren. Die Frauen sind jetzt ausschließlich in importirten Kattun gekleidet, schmücken sich auch, namentlich mit Pünas, Oberarmeln aus Perlen gemacht; nach der ersten Entbindung werden dieselben abgelegt. Zu bemerken wären noch durchbohrte Steine, die zu „Tuma“ genannten Halsbändern verarbeitet werden; diese Art Steine wird nur in prähistorischen Gräbern gefunden.

Als Waffen dienen Bogen und Pfeile neben Hinterschadern. Wie verläßt der Indianer den Rancho unbewaffnet. Sie haben drei Arten von Pfeilen: stumpfe, um Vögel zu tödten, scharfe, mit einer Spitze aus hartem Holz oder Eisen und endlich Pfeile mit lose befestigter, etwa zwei Zoll langer, stark vergifteter Spitze. Als Gift dienen verkaufte thierische Stoffe, die getocht werden; die hiermit bereiteten Pfeile werden durch einen Ueberzug gegen den Einfluß der Witterung geschützt. Das Gift behält seine Wirkung etwa neun Monate lang. Der Tod erfolgt in drei bis zwölf Tagen und ist sichtlich sicher, wenn die Spitze nicht aus der Wunde entfernt und letztere angebrannt werden kann.

Eine Grammatik der wohlklingenden Sprache wurde 1873 von Raphael Galdoen in Paris herausgegeben; sie enthält aber in Folge der Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte viele Druckfehler.

Kürzere Mittheilungen.

J. Audubert's Reisen in Madagaskar.

(Entgegnung!).

Denn ich so spät auf eine Besühnigung der Missionare Sibree und Dohle im „Antananarivo Annual and Madagascar Magazine“ Nr. 8 antworte, so geschieht es, weil ich selbst es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, überhaupt zu antworten; ich folge daher lediglich dem Wunsche des Herausgebers dieses Blattes.

Ich habe im Auftrage des königl. Niederländischen Reichsmuseums vom Mai 1875 bis September 1881 eine Forschungsreise nach dem noch unbekanten Inneren Madagaskars unternommen und dabei Manches im Leben und Wirken der Missionare bemerkt, welches ich der Öffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen glaube. Fern davon, die vielfachen Verdienste derselben verfeinern zu wollen, sondern ich doch, das dieselben vielfach ihren Berufstreue überschreiten und zur Förderung politischer oder gar persönlicher Interessen mißbrauchen.

Daher nun kammt der große Hohn der Missionare gegen mich und sie wollen mich dadurch trafen, daß sie einfach meine Reisen ins Innere der Insel leugnen, daß sie meine Berichte für unwahr, für erfunden erklären und das Alles seltsamer Weise damit begründen, daß ich ihnen ganz unbekant sei.

Sollte letzteres zufällig der Fall sein, so würde es nur um so klarer beweisen, wie eitelstüchtig und ängstlich diese Herren darüber waren, daß dort nichts geschieht, was sich ihrem Einflusse entzieht.

Ich werde es kaum nöthig haben, den Gegenebeweis für meine Anwesenheit im Inneren der Insel zu erbringen. Alle dort herum lebenden Händler wissen davon genug zu erzählen. Verdreht dafür sprechen meine großen glänzenden Sammlungen im Leidener Museum, sowie mein Briefwechsel mit dem Direktor desselben. Jedes Stück der Sammlung trägt genau Datum und Standort und an der Hand dieser sicheren Führer läßt sich leicht mein ganzer Weg verfolgen.

Im Uebrigen sind die Behauptungen der Missionare viel weniger geeignet, mich zu verdächtigen, als vielmehr dazu ansetzen, dieselbe lächerlich zu machen.

Wie können die Herren behaupten, Madagaskar so genau zu kennen, daß sie jeden Fladen, jeden Fluß, jedes Thier und jede Pflanze mit Namen nennen wollen, wo doch noch die größere Hälfte derselben ganz unbekant ist und ich allein an sechzehn neue Thierarten entdeckte! Wie können sie, die sich allein auf das Hoovagbiet beschränken und höchst selten sich der Schwärze einer Reise ausliehen, wie können sie meine Ausführungen begreifen, wenn ihnen jede Kenntniß, jedes Urtheil in dem betreffenden Fache fehlt! Uebrigens wir uns selbst.

1) In Nr. VIII der von Rev. James Sibree und Rev. N. Baron herausgegebenen Zeitschrift „The Antananarivo Annual and Madagascar Magazine“ (Christmas 1884) hat der Rev. L. Dohle einen Artikel „Geographical Fictions with regard to Madagascar“ veröffentlicht, in welchem er den Aufsatz J. Audubert's „Am Lande der Voalavatra auf Madagaskar“, „Globe“, Bd. 42, S. 295, 312, 328 und 343) als eine Fälschung, die Reisen Audubert's für erlogen erklärt. Reiner der vorliegenden Missionare hätte je von Audubert oder von einem Volkstamme der Voalavatra gehört, und die Angaben Audubert's wären theilweise erfinden. Auf unsere Auforderung hat Herr J. Audubert, leider etwas spät, obige Entgegnung uns zugehen lassen.

So führt Sibree in seinem viel gelesenen Buche „Madagaskar“, deutsche Uebersetzung (Leipzig 1881), S. 67 unter den Vögeln Madagaskars unter anderen folgende an: Fregate (?), Kuckuck und andere (!) Bürger, Wandfliegen (?), Schmetterling (?), Fledermaus (?), Flamingo und Sibirer (?).

Mir ist es unbegreiflich, wo Herr Sibree seine zoologischen Entdeckungen gemacht hat, wenn nicht in seiner eigenen Einbildung, denn von den genannten Vögeln haben wir zwar einige Flamingo als Strichvögel aus Afrika zuweilen an der Westküste Madagaskars, wo Herr Sibree wahrscheinlich nie gewesen ist; auch leben dafelbst Kuckucke, die aber nicht zu den Bürgern gehören, welche dafelbst heimisch sind, von allen übrigen ist dafelbst aber nie und nirgend eine Spur beobachtet worden. Sollte etwa Herr Sibree seine Studien in einem alten englischen Bilderbuche oder gar am Zustalt der von ihm mitgeführten Konservebüchsen gemacht haben? Eben dahin gehören auch die Märchen von den „ausweiselschäft gütigen Schlangen“ u. s. w. Ähnliche gröbliche Irrthümer und Entstellungen, ob aus Unwissenheit, ob aus leichtfertiger Oberflächlichkeit entstanden, ist gleich, schmüden das ganze Buch und machen es für den Kenner ganz werthlos; außerdem aber geben sie einen sprechenden Beweis für die Unexaktheit der wissenschaftlichen Schilderungen jener ehrenwerthen Männer.

In welchem Sinne diese Unrichtigkeiten aufzufassen ist, darin sind, glaube ich, fast alle Schriftsteller über Madagaskar einig. Lassen wir, um eine kurze Probe zu geben, die bekannte Ida Pfeiffer (Reise nach Madagaskar, S. 71) sprechen:

„Daß auch englische Missionare, wenn es sich darum handelt, irgend etwas durchzusetzen, verheßen, Wahrheit und Aufrichtigkeit bei Seite zu setzen“ — „Ferner:

„Die ganze Reise des Missionars Ellis bestand, wie meine Leser sehen werden, aus einem Gewebe von Unwahrheiten, um nicht Lügen zu sagen, und Erfindungen u. s. w.“

Nach diesen kurzen Ausführungen über Charakter und wissenschaftliche Genauigkeit der englischen Missionare bemerke ich nur noch, daß ich fernere Angriffe derselben vollständig übersehen werde, weil ich dieselben einfach seiner Antwort für werth halte.

Mich führten keine andere Ziele nach Madagaskar als die Liebe zur Wissenschaft. Ich diene nicht als bezahlter Soldat selbstsüchtigen und politischen Zwecken, war nicht genüthigt, Gott und Religion zu mißbrauchen zur Erlangung einer gemächlichen Erleichterung. Daß aber die Dankbarkeit ein Monopol gewähren sollte zur Erforschung fremder Länder und zur Entdeckung neuer Völkerstämme, dagegen verwarf ich mich mit aller Kraft. Ich habe für meine Forschungen mein Leben, meine Gesundheit und meine höchsten Güter eingesetzt; wie schwer ich gelitten habe in langen sieben Jahren, weiß nur ich allein. Welche Gründe sollten mich bewegen, die Wahrheit zu verlegen? Märchen zu dichten überlasse ich denen, welche Grund haben, die Wahrheit zu fälschen.

Schloß la haute Bévoye bei Reo im Januar 1886.

J. Audubert.

Die Buren von Gumpata.

Ueber die Buren in den portugiesischen Besitzungen und den Ort ihrer Niederlassung, Gumpata, macht der Begleiter des verstorbenen D. D. Beth, Herr P. J. van der Kellen, in „Het Nieuws van den Dag“ interessante Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen.

Humpata liegt in einer weiten, anscheinend fruchtbaren Ebene, die von Morbosen bis Nordwesten durch hohes Gebirge begrenzt wird, sich aber nach Süden soweit erstreckt, wie das Auge nur reicht. Dicht am Fuße der Berge liegen die Wohnungen der Buren; letztere tragen in ihrem Aeusseren den wohlbekannten Luxus des Transvaal-Buren. Ein breiter Hut beschattet die kräftigen, von vollem Barte umrahmten Gesichter der Männer; man sieht ihnen an, daß sie voller Muth und Kraft sind. Ihr Anzug besteht aus schwerem Sammet. Die Kleidung der Frauen ist derjenigen der holländischen Baerinnen ziemlich gleich. Die Röcke sind gewöhnlich von violetterm Kattun, der Kopf ist mit einer weissen Mütze bedeckt, die am Sonntage mit Blumen geschmückt wird. Die Schuhe, sogenannte Feldschuhe, oft von recht hübscher Form, werden aus selbstgegerbtem Leder verfertigt, dessen Qualität Mangel an Wünschen übrig läßt; sie halten gewöhnlich nicht länger als etwa drei Monate.

Die Häuser sind aus rothem Lehm erbaut, und mit Gras oder Rohr gedeckt, sie enthalten selten mehr als zwei Zimmer. Hier herrscht die ganze holländische Reinlichkeit (denn van der Kellen weist die Klage des Herrn von Dantelmann über Unreinlichkeit der Häuser zurück); allerdings wird, um den Staub zu vermeiden, der Thier mit Kuhmist überstrichen, wodurch er eine gleichmäßige Farbe bekommt, ohne daß in Folge dessen ein unangenehmer Geruch zu bemerken wäre. Die Möbel sind gewöhnlich einfach, doch geschmackvoll. Tische und Stühle aus dunkelbraunem, manchmal mit Elfenbein oder Knochen eingeleimtem Holze verfertigt.

Tiefe Buren leben sehr freundschaftlich unter einander, sie schließen sich ange an einander, wie es bei Menschen, die so viel Freunde und so viel Feind mit einander getheilt haben, nicht anders sein kann, während sie mit den Portugiesen nicht aus dem besten Fuße stehen, da letztere, welche das Monopol des Handels besitzen, ihnen für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse die übertriebensten Preise abfordern. Auch sind beide Stämme, was Charakter und Denkungsart betrifft, zu sehr von einander verschieben, und die Klust wird wohl durch die Gewohnheit der Portugiesen, mit eingeborenen Frauen Verbindungen einzugehen, noch sehr erweitert. Ebenso trägt der strenge Calvinismus der Buren, den sie allerdings nicht äußerlich zur Schau tragen, dazu bei, eine Annäherung zu erschweren.

In Humpata hat die portugiesische Regierung einen Kommandanten angestellt, dem jedoch die Buren in ihren eigenen Angelegenheiten nicht unterthänig sind. Sie selbst haben auch einen sogenannten Kommandanten, etwa dem Vögte meiste zu vergleichen, der mit dem Landdrost (gleichzeitig Sekretär, Notar und Beamter des Landesamtes) und dem „Schlichter“ (Vorfescher der zu Heide ziehenden Nacht) ihre Gemeindefachen leitet.

Die Heier einer Hochzeit wird folgendermaßen beschrieben: Alle Theilnehmer erwarren im Hause des Landdrosten die Ankunft des Bräutigams und der Braut; mit zwei Buren, die als Zeugen auftreten sollten, sah der Beamte in schwarzem Anzuge hinter einem Tische, an welchem Bibel, Formularbuch und einige Papiere lagen. Vor dem Tische standen zwei Schemel zum Niederhinken; der Boden war mit Antilopenfellen bedeckt. Die Ankunft des Brautpaares wurde durch einen Geseufz angeschündigt; der Bräutigam erschien in schwarzem Anzuge, die Braut in weissem, mit rothen Bändern verziertem Kleide, begleitet von den Eltern, Brautvätern und Brautgeseuerinnen. Hieran wurden die Verlobten um Namen, Geburtsort, Alter u. befragt und

ihnen dann das Trauungsformular vorgelesen; danach wurde ein langes Gebet gesprochen, welches das Brautpaar knien abbatte, worauf der Landdrost sprach: „Ich nehme die Anwesenden als Zeugen, daß diese Heirat glücklich und heilig geschlossen ist.“ Er brückte dann allen Anwesenden die Hand; zum Schluß der Feierlichkeit wurde ein Psalm gesungen. Das Fest wurde bis zum Morgen mit Brautwein trinken und Tanzen geieert.

Ihren Unterhalt gewinnen die Buren durch Ackerbau, Jagd und Transportthätigkeit. Jedermann pflanzt Korn zu eigenem Bedarf. Die Jagd liefert den Bedarf an Fleisch, das Wild wird jedoch in dieser Gegend schon selten, so daß sie weite Züge machen müssen, um es zu finden. In der Gegend des Cunene bringt die Elephantenjagd häufig großen Verdienst. Auch die Jagd auf das merkwürdiger Weise hier „Seetrah“ genannte Kihpfer wird eifrig betrieben; der Spack desselben wird als ein Lederbüchse betrachtet, welcher sowohl seiner Dicke als seines angenehmen Geschmacks wegen dem Schweinespck bei Weitem vorgezogen wird. Die Haut dieser Thiere wird zu Riemen verarbeitet, deren sich die Buren bei dem Treiben ihrer Ochsenwagen bedienen.

Das Befahren von Transporten für portugiesische Kaufleute könnte für die Buren sehr großen Vortheil abwerfen, wenn die Gegend nur für ihr Vieh sehr geeignet wäre. In Folge der großen Sterblichkeit unter denselben geht beinahe der ganze Ertrag der Transporte verloren. Allerdings wird ein Transport von Mossamedes nach Humpata mit 20 bis 30 Fd. St. bezahlt, nicht jedoch hat man das mit dem Verluste von vier bis fünf Ochsen im Werthe von 3 bis 4 Fd. St. per Thier zu erkaufen. In Humpata selbst ist es unmöglich, Ochsen zu halten, man muß sie drei bis vier Tagereisen weit nach der Ebene schicken; in Humpata herrschen Nagenkrankheiten, Milzbrand und Gallenkrankheiten, so daß das Leben der Ochsen stets bedroht wird. Die Schale und Bäder der Buren sind hier ganz ausgeschlossen, ebenso die Pferde. Es scheint beinahe unmöglich, hier Vieh zu ziehen. 70 Proc. der jungen Thiere sterben, ehe sie einen Monat alt sind. Das Futter tangt nichts und das Klima ist rauh. Ein kalter Wind streicht häufig über die Ebenen und in der Nacht hat man Frost.

In Folge der an ihrem Viehstande erlittenen Verluste sind die Buren sehr verarmt; nur fünf oder sechs derselben erstrecken sich noch eines ziemlichen Wohlstandes, aber die anderen leben in schlechten Verhältnissen, einzelne haben noch fünf oder sechs Ochsen, aber keine Kühe oder anderes Vieh, so daß sie jetzt erst in Verbindung mit anderen denselben Lohn verdienen können, den sie früher allein verdient haben.

Darum wurde schon im Juli 1884 eine von der portugiesischen Regierung unterthückte Kommission in nördlicher Richtung ausgesandt, welche den Auftrag hatte, für die übrig gebliebenen Buren — ein Theil war nach Transvaal zurückgekehrt — eine besser zur Niederlassung geeignete Gegend auszufinden. Man fand einen solchen Landstrich am anderen Ufer des Cunene, wo die Regier viel Vieh besaßen. Die Regierung hat nun im vergangenen Jahre Maßregeln getroffen, ihre Anprüche auf jene Gegend durch Erbauung eines Forts zu begründen. Ueber den weiteren Fortgang des Unternehmens stehen bei Abgang des Brictes (Juli 1885) nähere Nachrichten. Wird ein besseres Land gefunden, so werden die Buren ohne Zweifel dorthin ziehen und dann würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach großen Zugang an Transvaal haben, da sich dort schon eine Kommission zur Leitung eines derartigen Unternehmens gebildet hat.

Aus allen Erdtheilen.

G u r a y a.

— Ueber die berühmte Kabeſſan-Fiſcherei bei den Loſoten entnimmt „The Chamber of Commerce Journal“ (V, Nr. 47) einem Berichte des norwegiſchen Regierungs- außerſers der Fiſchereien folgendes. Die Kaiſerſſan für die Fiſcherei dauert etwa drei Monate, nämlich von Mitte Januar bis Mitte April. Die Anzahl der dabei beſchäftigten Boote betrug:

	1882	1883	1884	1885
Mitte Januar	300	900	200	500
Anfang Februar	1669	3800	1900	2200
Mitte Februar	2850	6200	4100	4500
Anfang März	5933	7100	6100	5800
Mitte März	6542	7800	6600	6000
Ende März	6139	6600	6000	5500
Ende der erſten Aprilwoche . .	4278	4200	3000	3000
Mitte April	2300	2500	450	1200

In Folge dieſer Fiſchereien ſtrömen bei den Loſoten vielerlei Händler, Handwerker u. ſ. w. zuſammen. So zählte man am 16. März 1885 daſelbſt 274 verſchiedene Kaufleute, 27 Uhrmacher, 3 Gold- und Silberſchmiede, 65 andere Handwerker, 12 Photographen, 131 Arbeiter, 41 Fiſchpalter, 186 Hauſeinkäufer, 35 Speiſewirthe, 31 Muſikanten, 12 Künstler und 29 Männer ohne beſtimmte Beſchäftigung. In der letzten Saison wurden bis zum 14. April 26 1/2 Millionen Stüd Kabeſſan gefangen, wovon 21 1/2 Millionen eingefalzen und 5 1/2 Millionen zum Troden aufgehängt wurden. Das Geſammtgewicht der gefangenen Fiſche belief ſich auf circa 12 Millionen Kilogramm. Die Felle waren beträchtlich niedriger als im vorhergehenden Jahre (15,20 Kronen gegen 24,40 Kr. — für welches Quantum, wird nicht ſagelt), eine Folge der ſtarken Konkurrenz franzöſiſcher Fiſcher, welche ihr Gewerbe bei Island und auf den Banks von Neuſundland ausüben. Darum hält es der Fiſcherei-Inſpector für unbedingt nothwendig, für die Erträge der Loſotenfiſcherei neue Marktmärkte zu ſuchen und ſchäkt vor, die Fiſche in getrocknetem Zuſtande nach England zu ſenden, wo ſie zu der betreffenden Zeit kaum auf ſtörende Konkurrenz ſtoßen würden.

Die ruſſiſche Regierung that alles, was in ihren Kräfte ſieht, um die Häfen am Schwarzen und Weißen Meer zu verbessern und ſie für die Ausfuhr des Getreides und der Kaſten aus den Gebieten am Kuban und Don geeignet zu machen. Für einen neuen Hafen in Mariupol ſind 3 500 000 Rubel angewieſen und der Bau ſoll 1888 vollendet werden; in Wozna Koſſeff ſind für denſelben Zweck 4 1/2 Millionen Rubel und ſieben Jahre Bauzeit in Ausſicht genommen. Ebenſo ſoll die ruſſiſche Kaſanſchiffſlotte auf dem Schwarzen Meere röß vermehrt werden; gegenwärtig ſind in England fünf große Dampſchiffe für die freiwillige Flotte im Bau und es ſoll damit noch 1885 eine regelmäßige Linie nach Central- und Südamerika, ſowie nach China eröffnet werden.

— Charles Rabot, bekannt durch ſeine Arbeiten am Gletſcher Doornien, hat im vergangenen Jahre die Halbinſel Kola beſucht und daſelbſt überrafchende Entdeckungen

gemacht. Das Reiſen iſt daſelbſt ſehr ſchwerig wegen der Sümpfe, der wenigen Einwohner und der Länge des Winters, welcher ſon neun Monate dauert. Da obendrein ein Theil der beſten Jahreszeit wegen der Nüdenplage zum Reiſen nicht zu verwenden iſt, ſo bleiben kaum zwei Monate übrig, wo man verſahren kann. Zweimal hat Rabot die Halbinſel in nördlicher Richtung gekreuzt, theils zu Fuß, theils im Boote. Das Land iſt ſehr einſam, mit Wäldern und großen Seen und Sümpfen bedekt; großartig iſt dagegen die Landſchaft am ſachen, inſelreichen Imandra-See, an deſſen öſtlichem Ufer das Gebirge Umbel zu nicht weniger als 1000 m Höhe (auf General von Tillo's Karte der Höhen des europäiſchen Ruſſland iſt weſtlich vom Imandra-See eine Höhe von 431 Faſſen oder 920 m eingetragen) anſteigt. Daſelbe, in der Höhe von über 900 m mit Niden ewigen Schnees bedekt, iſt nördlich dem Kaukaſus das höchſte Gebirge des europäiſchen Ruſſland, dabei äußert wild und öde. Von ſeinem Gipfel entdedte Rabot zahlreiche, tief einſinkende und biſher unbekannte Buchten, welche dem Imandra-See ein ganz anderes Ausſehen verleihen, als er jetzt auf den Karten beſitzt. Vom Imandra ging Rabot zum Weißen Meere und dann durch die Gegenden weſtlich des Imandra zurück zum Nördlichen Eismeere, wobei er dort, wo die ruſſiſchen Karten Ebenen angeben, auf drei Gebirgsketten ſtieß, welche von einander durch weite, mit Wäldern, Sümpfen und Seen bedekte Senkungen getrennt ſind. Nach ſeiner Anſicht iſt der Oſten des ruſſiſchen Lappland ſcheinbar ein ebenes Land, ſondern mit Bergen bedekt, deren Höhe 1000 m überſteigt.

— Im Jahre 1884 belief ſich der „Kammer“ (vom 14. November 1885) zufolge die Geſamttauſchzahl Saloniki's auf 42 Millionen, die Geſamteinfuhr auf 23 1/2 Millionen Franken. Die hauptſächlichſten Ausfuhrartikel waren Korn (circa 900 000 Cuntals), Tabak (4250 000 Cuntals), Schafwolle, Baumwolle, Häute und Felle. An der Einfuhr waren theilhaftig England mit 10 053 000 Frsch., Oeſterreich-Ungarn mit 3 309 000 Frsch., Schweiz mit 4 350 000 Frsch., Frankreich mit 2 474 000 Frsch., Deutſchland mit 1 625 000 Frsch. und Italien mit 1 073 000 Frsch.

W i e n.

— Unſeren Leſern hat H. Bombardier im Bande 46 des „Globus“ (S. 331 ff. und 345 ff.) unter dem Titel „Der neueſte centralaſiatiſche Reiſende“ Herrn Frinrich Moſer's Ritt und Fahrt durch Ruſſiſch-Turkeſtan, Buchara, China, das Turkmeneiland und Nordperſien geſchildert und am Schluſſe auf den in Ausſicht ſtehenden ausführlicheren Bericht des erfahrenen Reiſenden ermartungsvoll hingewieſen. Dieſer iſt jetzt unter dem Titel „A travers l'Asie Centrale. La Steppe Kirghize — Le Turkestan Russo — Boukhara — Khiva — Le Pays des Turcomans et la Perse. Impressions de Voyage par Henri Moser“ (Paris, Librairie Plon, 1886) in einem wahren Prachtbände erſchienen. Moſer reiſte als Tourist und Jäger; ſtreng wiſſenſchaftliche, namentlich geographiſche Forſchungen hat er nicht angeſtellt. Aber was er bietet, ſind Schilderungen der Züſtände in den durcheinander Rändern von großer Lebensmühe und padender Gewalt, der Bewohner und ihres Treibens, von Jagderlebnissen und Empfindungen bei Hote u. ſ. w., alles aus Fräftigkeit durch über 170 vorzügliche Abbildungen illuſtrirt, die zumtheil auf ſeinen eigenen photographiſchen Aufnahmen (vergl. S. 189 f.)

bernehmen. Uns sind aus jenen Ländern keine besseren Bilder bekannt, als die des Roder'schen Buches; wir halten sie für naturgetreuer und charakteristischer als die Bereschtschagin'schen und freuen uns immer von Neuem an ihrer Fülle, Vielfältigkeit und Vollendung. Man vergleiche nur S. 289 die Gallenigab in der Wüste, S. 297 Karamane in der Wüste, S. 301 Lager in der Wüste, S. 333 Türkmenische Fehung, S. 361 Überjagd, S. 373 Kalgatjagd, S. 385 Kurdische Fehung, wie vorzüglich darin der Charakter der türkmenischen Steppe und des persischen Grenzgebirges zum Ausdruck kommt. Wie himmelsgewollt sind andererseits die Bilder vom Amu Darja S. 213, 217, 220, 225, Amu dem wüstenhaften Obedai, der in seinen Hauptumrissen unseren Lesern ja bereits bekannt ist, werden wir in nächster Zeit einige interessante Daten mittheilen.

— Das Paner und Visa/Strömgebiet. Unter diesem Titel veröffentlicht die Riedel. Geogr. Gesellschaft in der zweiten Abtheilung ihrer Werke (Aber uitgebreide Artikelen) den ersten Theil einer sehr wichtigen Arbeit des Herrn J. B. Neumann, eines Regierungsbeamten auf Sumatra, welche von einer Karte im Maßstabe von 1:200,000 begleitet wird. Dieselbe ist in den Jahren 1878 bis 1884 durch den Autor neben seinen Amtsgeschäften verfertigt worden und beruht ganz auf eigenen Aufnahmen. Wenn der Natur der Sache nach die Karte auch nicht als vollkommen genau bezeichnet werden kann, so erweist sie doch unsere Bekanntschaft mit demjenigen Theile von Sumatra, den sie umfaßt, um ein bedeutendes, wie eine Vergleichung mit anderen Karten zeigt, und es wäre zu wünschen, daß das von Herrn J. B. Neumann gegebene Beispiel häufige Nachahmung finde. Der dazu gehörige Text ist breit angelegt; in dem vorliegenden ersten Theile wird auf 133 Seiten die geographische Beschreibung incl. Klima und Ereignisse aus dem Thier- und Pflanzenreiche zu Ende gebracht. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist jedoch viel ausgedehnter: er will eine Studie über die Battaländer und ihre Bewohner im Allgemeinen liefern, und beachtet, dem ersten Theile noch weitere Abtheilungen über die Geschichte, die Ethnographie und die Gebräuche (Kost) der Battas folgen zu lassen. Er glaubt dadurch sehr viel zur Erweiterung unserer Kenntniß dieses merkwürdigen Volkstammes beitragen zu können, wiewohl der Natur der Sache nach Manches in seinen Mittheilungen ungenau und unvollständig sein muß. „Um dies zu vermeiden“, sagt er, „hätte ich immer unter der Bevölkerung leben und mich ihren Gebräuchen unterwerfen müssen; ich wäre gezwungen gewesen, jeden Kasienunterschied aufzugeben. Ohne meine Stellung aufzugeben, konnte ich das nicht thun.“ Diese Worte scheinen bezeichnend für den Inhalt des Ganzen; wer solche Ansichten hat, wird in dem, was er geliefert hat, nach dem Richtigen streben, wenn er es auch nicht erreichen kann; und das ist viel werth.

Wir hoffen nach vollständiger Erscheinung weitere Mittheilungen aus dieser interessanten Arbeit machen zu können.

Afrika.

— G. Fehnel'sche, Die Bewirthschaftung tropischer G. Gebiete. (Vortrag in der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Straßburg. — Straßburg, Trübner 1885. 8°. 31 S.) Fehnel'sche's Vortrag hat überall solches Aufsehen erregt und ist in der Tagespresse so vielfach behandelt worden, daß wir uns ein genaues

Eingehen auf die von ihm aufgestellten Grundzüge füglich ersparen können. Der Verfasser steht der Kolonialpolitik bekanntlich nichts weniger als feindlich gegenüber; er nimmt an, daß die Zahl der dem Tropicenklima erliegenden Deutschen nicht größer werden würde, als jetzt auch, wo sie in fremdem Dienste zu Grunde gehen, aber er vertritt unabweisbar die Nothwendigkeit der anerkennenden Fruchtbarkeit der Tropenländer und speziell Innerafrika's und die Hoffnung, daß der Neger jemals arbeiten werde ohne Zwang. Er will freilich nur „den verhältnißmäßigen Zwang, der die Sklaverei, die zur Verlethung neigenden Angehörigen eines Kulturhaates an ihre Kinder Kinder“; aber er wird schwerlich dem Vorwurfe entgehen, daß er die Sklaverei predige, wenigstens seitens der empfindlichen gegenwärtigen Leiter der Antisklavereibewegung, welche die armen Negertinder mit Strümpfen und Taschentüchern verlorren möchten. Soll der Neger in unserem Sinne civilisirt werden, so geht das nicht ohne Zwang, und zwar nicht ohne ernstlichen Zwang; die Sklaverei wird er sich nur sehr schwer, die Viehzucht nicht nehmen lassen. Aber sind wir denn überhaupt berechtigt, dem „schwarzen Bruder“, der sich in seiner gegenwärtigen Innigkeit ganz wohl fühlt, so ohne Weiteres die zweifelhaften Segnungen unserer Civilisation aufzuzwingen?

— Ein Brief von Robert Hiegel, datirt 24. Oktober 1885, meldet, daß derselbe damals mit der Errichtung des ersten deutschen Stationsgebäudes in Balundi beschäftigt war. Der Ort liegt 190 m hoch am Taraba, einem südlichen Ausläufer des Bennis, und etwa 75 km von der Mündung des Taraba, welcher noch etwa 50 km weiter hinauf schiffbar ist, entfernt. Ringsum erheben sich Berge von 300 bis 450 m relativer Höhe und etwa 30 bis 40 km südlich von Balundi beginnt das im Gendaro und höhere Tabin gipfelnde Bergland, welches Hiegel vornehmlich zu seinem Arbeitsfelde erlesen hat.

— Der Kommandant Combes ist vom Niger zurückgekehrt mit einem Vertrage, welcher die Landstichs Ware unter französische Schutz stellt. Derselbe soll reich an Gold sein, liegt am Niger, wo der Tomisso in denselben einmündet (circa 11½° nördl. Br.), und enthält die Quellen des Badoon, des einen der beiden großen Quellströme des Senegal. So hat Frankreich bereits an drei Punkten des Niger seinen Fuß gefaßt: in Ware, in Bamaka und in dem kleinen Fort Kuliforo, 70 km unterhalb Bamafus. — Aufstellend ist, daß das kleine Kanonenboot, welches auf dem Niger schwimmt und denselben theilweise unterläuft hat, aus einandergenommen und nach dem Senegal transportirt werden soll. Als Grund dafür werden angegeben die Gefahren, welche einerseits durch Stromschnellen zwischen Bamaka und Kuliforo, andererseits von den Banen Samoro's, des eifrigen Gegners des französischen Vordringens im westlichen Sudan, drohen.

— Die Eisenbahn am oberen Senegal ist auf der 54 km langen Strecke von Les Kayes (900 km von St. Louis entfernt) bis Diamu vollendet und wird seit Anfang December 1885 zum großen Erstaunen der Eingeborenen täglich von zwei Zügen befahren, die freilich zu den 54 km fünf Stunden Zeit gebrauchen. Die Waren- und Passagiere sollen von dem heißen und ungelunden Les Kayes nach Diamu verlegt werden. Von dort ist die Bahn bis Kafulabe, 90 km weit, im Bau begriffen. — An der vollständigen telegraphischen Verbindung von St. Louis mit Bamaka am Niger fehlt jetzt nur noch die 97 km lange Strecke Katam-Bafel.

Inhalt: G. Revoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — E. Jung: Die gegenwärtigen Zustände von Korea. II. (Schluß.) — Die Gaojira-Halbinsel. — Kürzere Mittheilungen: J. Andebert's Reisen in Madagaskar. Entgegnung. — Die Waren von Humpata. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 31. Januar 1886.)

Redaktion: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Et.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

N^o 11.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VIII.

Ko. Am 19. August wurde mit großem Gepränge das Fest des Negrus begangen. Gegen 4 Uhr Nachmittags ergrißen die Männer ihre Waffen, ordneten sich in ihre verschiedenen Abtheilungen und zogen aus zur Fantasia. Zunächst durchzog jede Abtheilung ihr Quartier und führte einen Yab auf, wie Révoil ihn gelegentlich seines Aufenthaltes in Mogduschu beschrieben hat; dann zogen sie hinaus in die Ebene hinter der Wohnung des Sultans, ganz nahe seiner Hütte, stellten sich in Schlachtlinie auf und führten Schreiegeheule aus bis gegen Sonnenuntergang; ihre langen Dolchtrompeten gaben dazu die Signale. Im Augenblicke aber, wo die sinkende Sonne den Horizont berührte und die Ebene mit ihren letzten Strahlen vergoldete, sammelte sich die ganze Menge um einen Kreis, welcher langsam auf einen auf der Erde liegenden Bod zuschritt und diesen abschloß.

Das war die eigentliche Eröffnung des Festes; wildes Jubelschrei erschallte und ringum bildeten sich Gruppen von Jüngern; Sängerbänden, aus Männern und jungen Mädchen bestehend, zogen von Haus zu Haus und suchten durch Lobgesänge auf die Einwohner ein möglichst großes Geschenk zu entlocken. Auch vor dem Hause der Reisenden hielten sie an; als diese sich aber durch alles Lob nicht rühren ließen, änderten sie die Weise und stellten ihnen die tröstliche Perspektive, daß man ihnen auf dem Wege nach Canana den Hals abschneiden werde.

Während der Festlichkeiten kam Hadsch Ali, der in Zanjibar engagierte Karawanenführer, von Mörka zurück.

Monat XLIX. Nr. 11.

Sein Benehmen war schon von Mogduschu an im höchsten Grade verdächtig gewesen und der Reisende zog vor, ihn ohne lange Verhandlungen zu verabschieden. Als Bitten nichts halfen, entfernte er sich unter Drohungen. Gleichzeitig kam aber eine Bottschaft von den Dafil, sie würden der Karawane den Durchzug nur dann gestatten, wenn Hadsch Ali, der früher auf ihrem Gebiete einen Raubmord begangen und diesen noch nicht geküht hatte, nicht dabei wäre. Das war natürlich ein mehr als genügender Grund, ihn nicht wieder zu Gnaden anzunehmen, und Révoil that wohl daran, denn es stellte sich schließlich heraus, daß er völlig vom Scheich Kureb, dem Moladdem der Kadriya und früheren Schiffsgenossen Révoil's, erlauft war. Diese Letzter tritt hier in enger Verbindung mit den Sussis auf und erweist sich ebenso fanatisch gegen die Europäer im Allgemeinen und die Franzosen, die sie auch in Algerien erbittert bekämpft, im Besonderen, aber sie ist nicht, wie Révoil meint, ein Zweig derselben, denn ihre Gründung durch den großen Abd-el-Kadr el Ghilani von Lagdad ist gegen 600 Jahre älter. Allerdings ist es neuerdings dem überlegenen Geiste Sidi Mohammed el Wahdi ben Ali es-Senusi, des Sohnes ihres Stiefers, gelungen, einen bestimmenden Einfluß auf fast alle anderen Sektten (oder richtiger Bruderschaften) zu gewinnen und namentlich die Kadriya sich dienstbar zu machen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen. Jedenfalls erwies die Freundschaft ihres Moladdem sich für die französischen Reisenden verhängnißvoll, denn die Kadriya haben



Scene bei dem Hehe Jo Regard in Ukidi. (Theilweise nach Photographien.)

nicht nur überall an der Küste, sondern auch weit ins Innere hinein ihre Saugas und sind die einzige Macht, welche wirklichen Einfluß auf die Somalis hat.

Umar Jussuf erkann immer neue Gründe, um Geld von dem Reisenden zu erpressen, und wenn dieser sich weigerte, schreckte er auch vor Drohungen nicht zurück. Dabei war er nicht einmal im Stande, die geraubten Kameele zurück zu schaffen; die auf der anderen Seite des Flusses wohnenden Wadān besonders, welche den Haupttheil davon in Händen hatten, spotteten seiner Drohungen mit seiner guten Worte, und trotz der bestimmten Versicherungen, daß die Abreise zwischen dem 25. und 30. September erfolgen sollte, sanken die Hoffnungen des Reisenden immer tiefer.

Einige Unterhaltung boten die Märkte, doch ermüdete das ewige Einerlei, und nur dann und wann brachte die Versteigerung eines geraubten Sklaven einige Abwechslung. Zur Zeit, wo die Karawanen von den Maia und den Arnedo ankamen, entstand ein kleiner Markt für Töpferwaaren und Holzschuhereien, auf welchem Beduinen ihre Produkte anfertigten und verkanften. Trotz ihrer primitiven Werkzeuge erzeugten diese Leute manche Gegenstände, denen man Schönheit und eine gewisse Eleganz nicht absprechen konnte; die beiden beigegebenen Abbildungen zeigen sie bei der Arbeit am eine kleine Auswahl ihrer Erzeugnisse. Besonders zeichnete sich ein Arbeiter aus, dem man auch in Europa das Prädikat eines Künstlers schwerlich verlagte hätte. Nur mit Hilfe eines durchlöcheren Brettes drehte



Beduinen beim Töpfmachen und Schiffschneisen. (Nach Photographien.)

er aus freier Hand die prächtigsten Vasen und Kochtöpfe, und verzierete sie mit Hilfe eines Spatels, dessen plattes Ende zugleich zum Glätten diente. Die fertigen Töpfe wurden an der Sonne getrocknet und dann gebrannt, und zwar in der glühenden Asche von Raiesfengeln; eine Frau besorgte das Geschäft und tauchte die noch heißen Töpfe in die Abkochung einer Baumrinde, wodurch sie eine angenehme kastanienbraune Färbung erhielten. Die Holzschneider arbeiteten nur mit Art und Messer; ihre Produkte konnten nur in seltenen Fällen mit denen der Töpfer wetteifern.

Die Festlichkeiten des Id Meyrus, der gleichzeitig als Erntefest zu gelten scheint, dauerten längere Zeit; ein Dorf nach dem anderen hielt seinen feierlichen Tag. Von besonderem Interesse war ein Tanz der Abösch, der dienenden Klasse in Belguri, an welchem Männer und Frauen theil-

nahmen. Révoil wollte sich denselben auch ansehen, aber kaum hatten ihn die Tänzerinnen bemerkt, als sie ihm so anscheinlich ihre Aufmerksamkeit widmeten, daß er es vorzog, sich unter dem Wechächer der Somalis möglichst rasch wieder zu entfernen.

Umar Jussuf hatte sich nach dem Empfange der letzten hundert Pfaster feierlich verpflichtet, sein Geld mehr zu verlangen und hielt dieses Versprechen auch volle 14 Tage; dann forderte er aber gleich 1000 Pfaster auf einmal und erklärte rüdweg, er kümmerte sich weder um den Sultan von Zanzibar noch um seinen Gouverneur, er allein sei Herr in Gelibbi, und wenn Révoil nicht augenblicklich zahle, werde er ihn nicht abreisen lassen. Das war zu arg; der Reisende wandte, ohne ein Wort zu erwidern, dem Sultan den Rücken, entschlossen, es auf das Äußerste ankommen

zu lassen. Döman Hadsch Ibrahim und Abdi Abdihero, denen er die unerschämte Forderung mittheilte, riethen ihm, sich nicht darum zu kümmern und versprochen, dem Sultan Vorstellungen zu machen und nöthigenfalls selbst eine Karawane für Révoil zusammenzubringen. Ihre Verwendung schien einigen Eindruck zu machen. Omar Jussuf gab wieder gute Worte und machte Versprechungen, und der Reisende sagte wieder Hoffnung. Auch ein Brief des Gouverneurs, dem er durch einen zuverlässigen arabischen Händler genaue Nachrichten über seine Lage hatte zukommen lassen, rieth ihm, anzuharren, da die Ghorons ihn schon, um das Gespott der anderen Stämme zu vermeiden, nach Waanae bringen müßten, nachdem sie es einmal versprochen. Aber der Brief schloß mit der

Warnung: „Gieb Acht auf Deine Lebensmittel“, verstandlich genug für Jemand, der Einzelbäck's trauriges Schicksal so genau kannte.

Der Kurier von Mogadischu brachte inzwischen die Nachricht, daß ein französisches Schiff auf der Rüste ankere, und zwar dieselbe „Emile-Héloise“, welche unseren Reisenden drei Jahre früher zu den Somali Redschurtin gebracht hatte. Es kam von Zanzibar und brachte einen Brief vom dortigen Sultan Said Bargasah, welcher den Somali-Sultan in einige Unruhe versetzte. Révoil benutzte diesen Anstand, um wenigstens die bisher gemachten Sammlungen in Sicherheit zu bringen. Er versprach dem Sultan, unter der Bedingung, daß er sich feierlich verpflichte, seine Versprechungen endlich zu erfüllen, einen arabischen Brief

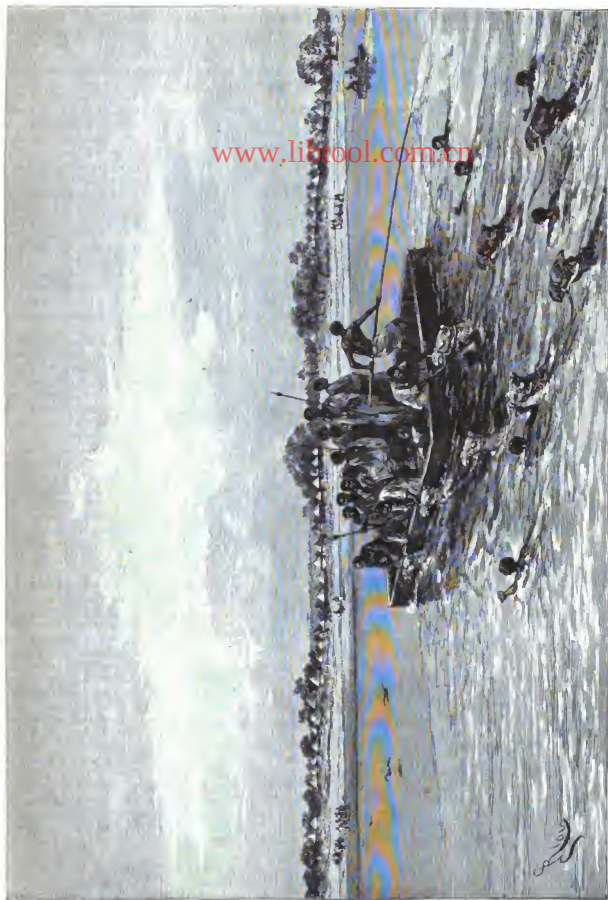


Von Beduinen verfertigte Töpfe und hölzerne Geräthe. (Nach den Originalen gezeichnet.)

nach Zanzibar zu schreiben, der ihn völlig entschuldige, mit dem Briefe müßten aber seine Rufen mit den Sammlungen nach Mogadischu gebracht und dem französischen Schiffe übergeben werden. Der Sultan griff mit beiden Händen zu, die Sammlungen wurden dem freundlichen Abdi Abdihero anvertraut und dieser lieferte sie pünktlich ab und brachte auch die Briefe für den Reisenden zurück.

Unter diesen war ein Schreiben von Henri Duveyrier, das den Reisenden auf's Eindringlichste vor den Nachsationen der Snuffi warnte und ihm anrieth, sich, wenn irgend möglich, mit dieser mächtigen Vörschaft auf guten Fuß zu stellen. Dazu war es nun freilich zu spät, aber Révoil wollte wenigstens die Gelegenheit benutzen, sich zu überzeugen, ob Omar Jussuf in Verbindung mit diesen

Fanatikern stünde. Dazu prägte er sich den Koranvers ein, der den Snuffi als Dhikre, als Lieblingsgeliebte, dient und benutzte die erste Gelegenheit, um ihn vor dem Sultan als einen ihm an diesen aufgetragenen Gruß eines Freundes zu recitieren. Der Sultan fuhr auf und wollte unbedingt den Brief sehen, mußte sich aber mit einem französischen begnügen; nachher verwahrte er sich entschieden dagegen, daß er ein Affiliierter der Snuffi sei, er gehöre zu den Anhängern des Scheich Hanfar (ob Hanfal, dessen Anhänger auch in Algerien ziemlich verbreitet sind?). Jedenfalls konnte er aber die Snuffi und stand in Beziehungen zu ihnen; eine wirkliche Saupa derselben scheint aber in Gelidi nicht zu existieren und es scheint fast, als überließen sie die Agitation im Somalilande ganz den Dienern Abd-el-Kader's.



Eine Karawane (galla) bei Galla über den Beni.

So lange das französische Schiff in der Nähe war, erwies sich Omar Zulfu ungemein nachgiebig und gefällig und stellte auch keinerlei neue Anforderungen. Kévoil hatte während der Zeit Gelegenheit, in einer Nacht mit zwei Kugeln seines Oras Gewehres zwei prachtvolle Finkspieße zu erlegen (hier Ghier genannt), die mit einer ganzen Herde sich innerhalb des Stadtgebietes herumtrieben; er war über das Resultat seiner beiden Schüsse kaum weniger verwundert als die Somali, welche es sich nicht nehmen ließen, daß das Felt, womit die Patronen eingeschminkt waren, ein tödliches Gift enthalte, ein Glaube, bei dem der Reisende sie gern beließ. Die Haut des einen Thieres wurde an der Sonne getrocknet und dann auf das französische Schiff geschafft, aber sie mußte in drei Stücke geschnitten werden, von denen jedes eine volle Kameelladung abgab.

Der Tag der Abreise nahte; da überraschte der edle Omar seinen Gast mit dem Gesändnisse, daß das ihm übergebene Geld verbrannt sei und daß er noch weiterer 400 Piafter bedürfe. Kévoil erbot sich, ihm statt derselben 1000 auszahlen zu lassen, sobald er Wanane erreicht habe, aber der hinterlistige Somali hütete sich wohl, darauf einzugehen, und bestand auf Barzahlung. Auch Osman Hadjah Ibrahim und sein Bruder Schibrazil traten mit neuen Forderungen hervor und der Reisende mußte sich überzeugen, daß es gerade dieses edle Brüderpaar war, welches den Sultan zu immer neuen Anforderungen aufstachelte und Alles that, um seine Weiterreise zu hintertreiben. So kam auch der 29. September heran, und von der Abreise war keine Rede.

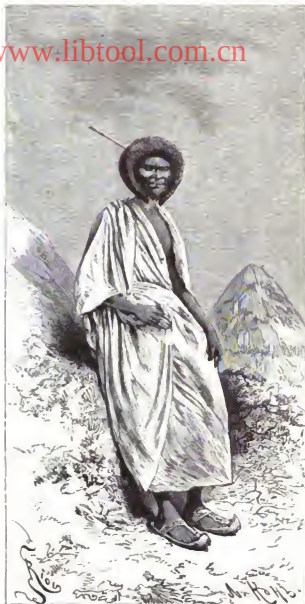
Noch einmal schien ihm ein günstigerer Stern zu lächeln. Eine aus Gesseltadeh und Ellai bestehende Karawane kam von Wanane durch Gelidi auf dem Markte nach Mogadischu, wohin sie eine für den Scheich Wunen bestimmte schwere Ladung Eisenbein bringen sollte. Kévoil benutzte den Aufenthalt, den sie machen mußten, um ihre

Kameele über den Fluß zu bringen, um sich mit ihnen in Verbindung zu setzen und gab ihnen Empfehlungen an den Gouverneur von Mogadischu und an seinen Freund Salem mit, diese zugleich auffordernd, Alles aufzubieten, um ihm den Anschluß an die zurückkehrende Karawane zu ermöglichen.

Der Uebergang der Karawane über den Weh war äußerst malerisch. Der Fluß ist zu tief, um durchwaten zu werden; Waaren und Menschen werden darum auf viereckige prahmartige Fahrzeuge geladen und mit Hilfe von Stangen und Seilen hinüber befördert, während die Kameele, mit Seiden an das Fahrzeug befestigt und von Schwimmern geleitet, hinüberschwimmen müssen. Vor den Krotobilen scheint man dabei keine sonderliche Angst zu haben, sie scheuen den Lärm und das Geräusch.

Von besonderem Interesse waren dem Reisenden die Gogowin der Karawane, die in Wanane die Abfisch von Gelidi vertreten, also Sklaven und Freigekaufene der herrschenden Somali; einen derselben mit seinem selbsthändigen Haarputze stellt unsere letzte Abbildung dar. Die Geistes waren viel freundlicher gegen den Franzosen als die Gobron und versprachen bei ihrer bald bevorstehenden Rückkehr weiter mit ihm zu verhandeln.

Die Zwischenzeit benutzte Kévoil, um noch einmal endlich mit Omar Zulfu zu verhandeln. Neue Geldforderungen waren seine Antwort und er zeigte sich unerbittlich. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge und schließlich gab der Reisende nach und opferte noch einmal 400 Piafter, wofür er die Zusicherung erhielt, daß die Abreise nun ganz bestimmt stattfinden werde. „Der Weg nach Wanane ist mit Dornen besetzt, die unter grünen Blättern verborgen sind; mein Bruder hat sie entfernt, einen nach dem andern, du wirst auf Blumen wandeln und nichts empfinden als ihren Duft“, so lautete die trostreiche Versicherung, mit welcher der Bruder des Sultans sich verabschiedete, nachdem er das Geld empfangen.



Ein Gogowin. (Nach einer Photographie.)

Die Samojeden.

Von de Dobbeleer.

www.libtool.com.cn

Die Samojeden gehören zu einer Unterabtheilung der mongolischen Völker, die südlich von diesem Volke wohnenden zahlreicheren Ostjaken aber werden den Finnen, einer anderen Unterabtheilung der mongolischen Rasse, zugezählt. Jedemfalls hat die Sprache der Ostjaken mit der Sprache der Finnen, des finnischen Volkes in den Ostherprovinzen, unerkennbare Ähnlichkeit. Einschalten möchte ich hier, daß die Finnen zu den Finnen im engeren Sinne, die Ostjaken zu den ugrischen Finnen gehören. Wenn man aber von einem mongolischen Typus sprechen will, so kann ich versichern, daß dieser bei den Ostjaken ungleich stärker ausgebildet ist als bei den Samojeden. Die Ostjaken haben eine kleine Statur, die bekannte mongolische Gesichtsförmung und sind sich unter einander sehr ähnlich. Das Gegentheil ist bei den Samojeden der Fall; zwar hat auch ein großer Theil dieses Volkes einen ausgeprägten mongolischen Typus, welcher sich allein schon daraus erklären läßt, daß die Ostjaken nicht nur ihre Grenznachbarn sind, sondern auch in großer Anzahl unter ihnen wohnen, mit ihnen zusammen ihren Erwerbszweigen obliegen und aus diesen Gründen sehr viele Mißgeburten stattfinden. In früheren Zeiten, noch vor fünfzig Jahren, mögen die damals räuberischen Samojeden sich vielfach der ostjakenischen Weiber mit Gewalt bemächtigt haben. Trotzdem ist, wie erwähnt, ein bedeutender Unterschied zwischen den Samojeden und Ostjaken bemerkbar und im Allgemeinen ist der mongolische Typus bei den Samojeden entschieden nicht so ausgebildet, wie bei den Ostjaken; im Gegentheil, wohl über die Hälfte der Samojeden erinnert mehr an die kaukasische als an die mongolische Rasse. Sie sind vielfach von mehr als mittlerer Größe, kräftig gebaut, haben oft ovale, fein geschnittene Gesichtsförmung und vielfach helle Hautfarbe und helles Haar. Während sich die Ostjaken einander sehr ähnlich sehen, so findet man gerade unter den Samojeden Typen, welche auffallend an die verschiedensten Völker erinnern. Ich sah einen Mann, welcher einem Dänen (Normannen) sprechend ähnlich sah, eine Frau, welche vollkommen einer Jidin gleich, einen Mann, welcher mit seiner Figur, dem hübschen, vollkommen ovalen Gesichte und der gebogenen Nase, dem schönsten Polen den Rang streitig machen konnte. Daß nicht wenige Samojeden den mongolischen, der andere mit demselben Rechte ein Repräsentant der kaukasischen Rasse sein konnte. Die Samojeden scheinen nicht, wie die meisten anderen im hohen Norden wohnenden Völker, aus dem Osten in ihre gegenwärtigen Wohnsitze gekommen zu sein, sondern aus dem Süden fortwährend durch andere Völker nach Norden verdrängt, zuletzt während Verma's Eroberungen die äußerste Grenze erreicht zu haben.

Die Sprache der Samojeden ist, soviel ich darüber erfahren konnte, vollkommen verschieden von denen der umwohnenden Völker und erhält sich auch, weil fast kein Samojede sich die Mühe giebt, eine andere Sprache als die seinige zu lernen, während die mit ihnen in Berührung

kommenen Ostjaken, Esten und Russen aus Handels- und anderen Interessen das Samojedische kennen müssen. Tagegen scheinen die Samojeden viel von den Sitten und von der heidnischen Religion der Ostjaken angenommen zu haben.

Die Bekleidung der Samojeden ist fast ganz aus Rennthierfellen hergestellt; andere Felle werden wenig, und, wenn es geschieht, hauptsächlich zu Verzierungen verwandt. Die Bekleidung der Männer besteht:

1) Aus dem Malz, welcher den ganzen Körper bis zu den Füßen bedeckt. Es ist dieses ein weites Gewand, welches, überall fest zugenäht, über den Kopf gezogen werden muß. Die Haare der Felle befinden sich nach innen. Unten an den Füßen ist ein 35 bis 40 cm breiter Saum von Hundsfellen angebracht, mit den Haaren nach außen. Dieser Saum ist schwer und schließt gut an. Mit dem Malz verbunden und fest an denselben angenäht ist: a) die Kapuze, welche den Kopf eng umschließt und nur einen Theil der Stirn, Augen, Nase und Mund freilassen muß; sie wird auf oder unter dem Kinn festgeschmürt; b) die Fausthandschuhe, welche ebenfalls an den Malz angenäht sind, doch so, daß unter dem Handgelenke sich noch eine genügend große Oeffnung befindet, um die Hand hinauszubringen. Hat man die Hände in den Handschuhen und biegt sie etwas nach innen, so ist diese Oeffnung geschlossen.

2) Um den Malz wird der 7 cm breite, mit blauen Knöpfen besetzte Ledergürtel geschnallt. An diesem ist vermittels messingener Ketten die hölzerne oder messingene Messerschneide mit dem nie fehlenden starken, geraden Messer und eine kleine Tasche befestigt.

3) Ist es nicht sehr kalt, so wird über den Malz die Parla gezogen, ein Gewand, welches ebenso geformt, aber nicht so lang wie der Malz ist, eine Kapuze, aber keine Handschuhe hat und aus den langhaarigen Fellen junger Rennthiere hergestellt wird. Die Haare dieser Felle befinden sich außen. Vielfach ist die Parla mit anderen Fellen, hauptsächlich Viberfellen, verziert.

4) Statt der Parla wird aber häufiger ein Malz-überzug von verschiedenfarbigem, besonders rothem und braunem Tuche getragen.

5) Im Winter wird über den Malz der Guf gezogen, ein der Parla ähnliches, langes, bis zu den Füßen reichendes Gewand, aber aus starken langhaarigen Rennthierfellen hergestellt und mit einer den Kopf eng umschließenden, nur das Gesicht freilassenden Kapuze versehen. Es befinden sich am Gufse kleine Handschuhe und er muß, wie der Malz und die Parla, über den Kopf gezogen werden. Die Haare der Felle sind nach außen gelehrt.

6) Die Fußbekleidung der Samojeden besteht: a) aus den inneren, bis über die Knie reichenden, eng anschließenden Pelzstiefeln mit nach innen gelehrten Fellsohlen. Ueber diese werden b) die noch etwas längeren äußeren Pelzstiefel gezogen, bei denen die Fellsohle nach außen gelehrt ist. Letztere sind von den Fellen der Rennthiere fälschlich gemacht, haben eine aufspringende Form und sind

hüßlich mit verschiedenfarbigen Fellen verziert. Zu den Sohlen wird die an den Füßen der Kenthiere befindliche, langhaarige Haut benutzt. Als Unterzug tragen die Samojeden nur eine sehr kurze, nicht bis zu den Knien reichende Lederbötte.

Die Frauen tragen diese und die Fußbekleidung wie die Männer; die äußeren Pelzhülsen der Frauen zeichnen sich durch eigene Verzierungen aus. Im Uebrigen ist ihre Bekleidung viel einfacher; sie tragen ein einziges langes dieses Kleid, *Pannu*, welches nicht, wie das der Männer, über den Kopf gezogen wird, sondern in mehreren Theilen abwärts von geöffnet werden kann. Dieses Kleid schließt fest an und hat keine Kapuze und keine Handhübe. Die Kenthiere, an denen dasselbe befestigt, sind doppelt so an einander genäht, daß sich die Haare derselben innen und außen befinden.

Zu der Frauenbekleidung gehören endlich noch die Handhübe und die Mütze, *Saur*, welche aus zusammengelegten Fellen besteht, so daß die Fellhaare nach innen und nach außen gerichtet sind; sie ist, wie die Pelzhülse, mit verschiedenfarbigen Fellen und Tuch verziert. So weit die Mütze das Gesicht umrahmt, ist sie mit Anschschwänzen gesäumt und läßt, fest unter dem Kinn gebunden, nur Augen, Nase und Mund frei. Die Mütze bedeckt noch einen Theil der Schultern und ist hier mit Perlenhülzen, Messingblechen und Messingfiguren versehen, welche bis zur Taille herabhängen und oft ein ganz beträchtliches Gewicht haben. Der schwere Messinghalm bewirkt zugleich, daß die Kappe fest auf dem Kopfe sitzt und der Wind keinen Eingang findet.

Die Kinder sind ebenso gekleidet wie die Erwachsenen. Die Pelzbekleidung verliert mit der Zeit die Haare und solche älteren Lederkleider werden in den wenigen warmen Tagen im Sommer getragen. Bevor die Felle zu Kleidungsstücken verwandt werden, werden dieselben lange gerieben; an einander genäht werden sie mit Häuten, welche aus den jähren Zeichnen der Kenthiere hergestellt sind.

Als Schmuck dienen messingene Fingerringe, welche Männer und Frauen in großer Anzahl tragen, ferner Ohrringe und die langen, vielfach verzierten Haarschleichen der Frauen. Die Samojeden lieben, wie alle Völker, das Zeltene, und weil vollkommen weiße Kenthiere seltener und hüßlich sind, so verwenden die Männer die Felle derselben gern zum Umfassen; dieses Kleidungsstück wird in der Regel außerhalb des Zeltes gelassen und daher nicht vom Rauche geschwärzt. Besondere Sorgfalt wird auch auf die Herstellung der *Parla* verwandt; man nimmt hierzu möglichst weiße Felle junger Kenthiere und verziert sie mit Biberfellen, welche mit großen Stößen angeschafft werden müssen, weil die Biber in diesen Gegenden nicht heimisch sind und am Do wohl ausgerottet sind. Großen Werth legen die Männer ferner auf ihre Gürtel, und ich habe einige wirklich schöne Exemplare gesehen, wofür bis 20 Kenthiere gezahlt wurden. Ebenso werden Messerschneiden mit gutem Messer und hübsche kleine Taschen, welche, wie die Messerschneiden, am Gürtel befestigt werden, hoch geschätzt. Auch die mit schwarzen, rothen und braunen Streifen versehenen Pelzhülsen sind anspredend. Während die viel außerhalb des Zeltes lebenden Männer zu ihren Pelzen hellfarbige Felle vorziehen, so wählen die Frauen zu ihrer Bekleidung Felle von dunkler Farbe, weil sie sich fast immer im Zelte aufhalten und ihre Kleider dem dort befindlichen Rauche ausgefärbt sind. Fast schwarze Kenthiere sind ebenfalls selten und werden daher, als die werthvollsten, von den Frauen gern zu Kleidern verwandt.

Besondere Sorgfalt verwenden die Frauen auf ihre Haarschleichen. Indem sie die angekämmten Haare wieder

benutzen und mit brannen und rothen Fändern einflechten, verlängern sie ihre Köpfe fast bis zu den Füßen. Am Hinterkopfe sind die beiden Schleichen durch eine Perlenhülse verbunden; neben der Taille verbinden sie zwei in einem mäßigen Bogen herabhängende Messingblechen, dann weiter in regelmäßigen Entfernungen sind die Schleichen noch zweimal in ähnlicher Weise durch je zwei Perlenhülse verbunden. Ueberrall da, wo die Doppelblechen und Doppelhülse befestigt sind, finden sich kleine Messingfiguren. Die Haarschleichen der wohlhabenden Samojedinnen sind außer der Perlenhülse mit zwei Messingblechen, vier Perlenhülzen von großen Perlen verschiedener Farbe und mit sechs Messing- oder Bronzefiguren versehen.

Die Samojeden wandern während ihres ganzen Lebens und alles Ihrige tragen sie mit sich. Ihre größeren Gegenstände, gleichsam ihr Haus und Hof mit Allem, was dazu gehört, sind das Zelt, der Schlitten und das Boot, ihre Daudthiere, das Kenthier und der Hund. Ihre Werkzeuge, mit welchen sie alle ihre Gegenstände verfertigen, sind das Messer, das Beil und die Aedel. Diese Werkzeuge selbst, sowie der in ihrem Besitze befindliche Kessel oder andere wenige, aus Eisen hergestellte Dinge kommen durch Handel zu ihnen oder werden, außer der Aedel, von ostjasischen Schmieden gemacht.

Breiter schneiden die Samojeden selbst, indem sie einen Baumstamm spalten oder, wenn dieser nicht zu stark ist, von beiden Seiten so lange behauen, bis das Brett fertig ist. Wenn auch Zeit dazu gehört, so wird dasjenige, was sie verfertigen, immer gut sein. Böher bohren sie geschickt mit dem Messer; als Aedel benutzen sie ein eingetrocknetes Stück Holz, indem sie das Messer in die Kerbe legen.

Die Wohnung der Samojeden ist das Zelt; gewöhnlich werden etwa 25 bis 30 starke Holzstangen so zusammengestellt, daß sie einen Kegel bilden, welcher an seiner Basis 5 bis 5½ m im Durchmesser und eine Höhe von 3 bis 3½ m hat. Die über diese Stangen gezogene Bedeckung besteht während des langen, von keinem Thaumetter oder Regen unterbrochenen Winters aus vier großen Kenthierefellen und zwar aus zwei inneren, welche in der Regel die Haare verloren haben und durch Rauch geschwärzt sind, und zwei äußeren, welche aus starken, mit Haaren versehenen Fellen gemacht sind. Diese werden vermittelst Stangen auf das Gerüst gelegt und mit langen Riemen befestigt. Die angelegten Riemen lassen oben eine etwa 75 cm im Durchmesser habende Oeffnung, damit der Rauch entweichen kann, und verhindern auch nicht ganz den Boden. Die hierdurch unten entstehende, etwa 10 cm breite Kluft wird dadurch geschlossen und dicht gemacht, daß ringsherum einige Fuß hoch Schnee an das Zelt geschoben wird, was außerdem zur Befestigung desselben beiträgt. So lange noch, oder sobald hin und wieder Thaumetter und Regen eintritt, werden die äußeren Felle abgenommen und die inneren allein verwandt. Während des kurzen Sommers werden auch diese abgenommen und durch eine Bedeckung aus eigens dazu präparierter Vackeneinde ersetzt.

Der Eingang in das Zelt wird dadurch hergestellt, daß zwei Stangen etwas weiter von einander stehen. Er wird von der Zeltdecke bedeckt und es wird diese beim Hinein- oder Hinausgehen einfach auf- und zugeschlagen. Tritt man in das Zelt, so ist vom Eingange in gerader Linie bis zur anderen Seite ein 75 cm breiter Raum. In der Mitte desselben befindet sich der Feuerplatz, vor demselben liegt etwas Holz, hinter demselben stehen ein paar eiserne Kessel, dahinter einige hölzerne Kisten. Zu beiden Seiten des mittleren Raumes, also rechts und links vom Eingange aus, liegen Bretter, drei auf jeder Seite, hinter den Brettern

aus Weiden geflochtene Matten, auf diesen wiederum Matten von getrocknetem, starrhalbigem, langem Gras und hierauf Felle; hinter denselben, ringsherum an den Wänden des Zeltes, liegen ebenfalls Felle, Kleidungsstücke, Rifen, Pelzstücke, unferne Kesselstangen ähnlich, und sonstige Dinge. Ueber dem Feuerplatze sind in entsprechender Höhe zwei horizontal liegende, einen spitzen Winkel bildende Stangen angebracht. An denselben werden Fische getrocknet und der mit mehreren Föhrern versehene Kesselhafen vermittels eines Querholzes aufgehängt. Beleuchtet wird das Zelt am Tage durch die an der Spitze befindliche Oeffnung, Abends durch das in der Mitte brennende Feuer.

Wohhabende Samoeden haben größere Zelte, statt 30 werden 50 Zeltstangen zusammengestellt, selten aber mehr. Das Anfertigen der Zeltdecken, das Aufstellen und Abnehmen des Zeltes, alle Verrichtungen innerhalb desselben, wie Feueranzünden, Kochen etc. ist ausschließlich Sache der Frauen. Wird ein Zelt für längere Zeit aufgeschlagen und im Inneren eingerichtet, so nimmt dieses vier bis fünf Stunden in Anspruch, während der Wanderung etwa ein bis zwei Stunden. So klein der Raum, welchen das Zelt bietet, erscheinen mag, so finden doch, wenn nötig, zwei Familien reichlich in demselben Platz. Der größte Theil der Sachen und Geräthe befindet sich außerhalb des Zeltes, fest auf Schlitten verpackt. Im Sommer werden über diese mit Kleidungsstücken und anderen Dingen beladenen Schlitten häufig Decken von bider Fischhaut gedeckt, um sie gegen Regen zu sichern.

Eigenthümlich, klein und zierlich sind die Schlitten der Samoeden gebaut. Raum sollte man glauben, daß damit, wie es der Fall ist, beträchtliche Lasten fortgeschafft werden können, aber alles an demselben ist zweckmäßig und durch Jahrhunderte lange Erfahrung gebildet. Die auf dem Boden ruhenden Schlitten sind vorn stark nach oben gebogen und nur hier direct verbunden. Auf der hinteren Hälfte der Schleifen befinden sich vertikal stehende Föhrer, kleinen Säulen ähnlich, welche den oberen Theil des Schlittens tragen. Dieser ist je nach den Gebrauchszwecken verschieden.

1) Der einfachste Schlitten ist der Schlitten zum Transporte des Zeltes. Die Säulen desselben sind unterhalb der auf ihnen ruhenden, mit den Schleifen parallel

laufenden Föhrer einfach durch Querhölzer verbunden, auf welche zuerst die Zeltstangen und dann das übrige zum Zelte Gehörige gelegt wird. Zum Transporte eines Zeltes sind zwei solcher Schlitten notwendig. Das Beladen derselben geschieht nach genau bestimmten Regeln.

2) Beim Baaren schlitten liegen auf den die Säulen verbindenden Querhölzern seine, aber starke Bretter; auf diese werden die Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Felle etc. gepackt und mit Riemen festgeschürzt. Die von mir früher erwähnten, von der Galford aus expedirten Karawanen bestanden aus diesen Schlitten; jeder derselben wurde von zwei Renthieren gezogen und mit 10 Pfd., also 320 unserer Pfunde, beladen; doch können für kürzere Entfernungen wohl gegen 500 Pfund verpackt werden.

3) Besonders zierlich, aber fest und stark ist der Männer Schlitten gebaut. Auf den die Säulen verbindenden Querhölzern ist ein Sitzplatz mit sehr niedrigen Lehnen angebracht. Derselbe ist so klein, daß man kaum begreifen kann, wie ein Mann, selbst mit untergeschlagenen Beinen, darin Platz finden kann. In diesem Schlitten, von drei guten Renthieren gezogen, kann der Samoede mit außerordentlicher Schnelligkeit die größten Entfernungen überwinden, 20 Werst, also beinahe drei Meilen in einer Stunde zurücklegen und es ist mir versichert worden, daß sie auf einer baumlosen Ebene einen Fuß einholen und durch Schläge tödten.

4) Etwas länger und höher und mit einem verhältnismäßig größeren Sitzplatze versehen ist der Frauen schlitten, welcher den Frauen und kleinen Kindern während der Wanderungen dient. Der Sitzplatz dieses Schlittens wird vermittels Felle warm und weich gemacht. Außerdem ist in demselben eine Decke, wenn möglich Tuchdecke, so besetzt und angebracht, daß dieselbe nach allen Seiten aufgeschlagen werden kann. Während der Fahrt dient diese Decke zum Schutze gegen den Wind; sie hat an der dem Winde ausgelegten Seite in die Höhe gezogen und durch eine hölzerne Stütze gehalten.

Die Schlitten werden auch im Sommer, wenn kein Schnee liegt, zum Transporte der Sachen verwandt; in einem Wagen wird man ebenso wenig wie ein Haus im Besitze eines Samoeden in Sibirien finden.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von A. Freiherr von Hammerstein.

I.

Die sämtlichen Inseln des Ozeans von Guinea sind mit dem Camerun-Gebiete in derselben Zeit der Eroberungsgestaltung entstanden, in der Zeit der basaltischen vulkanischen Eruptionen; sie sind Basaltgebirge, die größtentheils aus einer mehr oder weniger festen, durch Auswitterung der Feldspathgemengtheile oft porösen Basaltlava bestehen, aber auch bisweilen in größerer Ausdehnung jene Tauff- und Wadabildungen zeigen, die als Neibungcongglomerate aus der Zeit der vulkanischen Thätigkeit von festeren Gesteinen zu setzen, in feuerflüssiger Umbildung stark gerötheten Thonhügeln übergeben.

Die auf diesem Gebirge im Laufe der Jahrtausende entstandenen Verwitterungsgebilde sind durch den starken, dunkel färbenden Augitgemengtheil des Gesteins reich an

Kalk- und Magnesiasalzen, durch ewige Humusansammlung sehr frostsicher und trotz etwas hohen Thongehaltes locker, was durch die kleinen scharfkantigen Felsstücke noch vermehrt wird, die demselben in Menge beigemengt sind und vielfach so zu Tage stehen, daß das Gehen selbst auf getretenen Pfaden außerordentlich erschwert wird. Die Böden des Camerun-Gebietes scheinen mir fast überall noch etwas fruchtbarer zu sein, als die Fernando Boos und der am Äquator gelegenen Insel San Thomé, auf denen bereits Plantagen bestehen, deren Erfahrungen für Camerun als bewährte Vorschriften unbedingte Geltung haben.

Monte Café, die größte Farm der Insel San Thomé, wird von einem Deutschen verwaltet, dessen Frau, eine Deutsch sprechende Portugiesin, für alle Besizer eine

liebendwürdige Wirthin ist. Ein breiter, von schattenspendenden Bäumen eingefasster Fahrweg führt in Windungen sich dem Gebirge anschließend hinaus zur Hauptfarm, die inmitten der ausgedehnten Pflanzungen gelegen ist. Vor großen, aus gebrannten Thonplatten hergestellten Flächen zum Kaffeetrodren stehen die Ökünde auf flachem Vorsprung, die Gegend betrachend.

Von der langen, nach der Seeseite gelegenen Veranda, der „Piaſſa“ des großen Wohnhauses, schweift der Blick aus stolzer Höhe frei hinaus in die unten liegende Welt über das schöne, weite, blaue Meer, dessen ferne Horizont gewöhnlich durch leichte Wolkenschichten mit dem unendlichen, von glänzendem Lichte durchstrahlten Himmelsraume verschmolzen ist. Solches Licht, solche Farben, solche Unermesslichkeit kann unsere Sinne nicht fesseln. Tief unten erheben sich die Gestade der Insel in mannigfaltiger Form aus dem weißen Gischt der brandenden Wellen, die flackernden, bewaldeten Höhenzüge fallen plötzlich ab, die Felsenhänge und schroffen Berge sind wie abgetroffen und an überhängenden oder steil ansteigenden Wänden, zerrissenen Klippen und Rissen, an seltsamen Felsformen und Grotten ist die Küste sehr reich. Weit zur Westseite liegt an flachem, hell schimmerndem Strandstreifen halbmondförmig ausgebeugt die Stadt. Die weißen Häuser, die wenigen Schiffe in der Bucht, die das umfassende, vollständig grün betleidete Land bildet, alles ist so klein, so lieblich von hier oben und nimmt nur einen so kleinen Theil ein in dem unermesslichen Blaue.

Das Land ist von sehr verschiedenartiger Gestaltung. Theils ist es weiter und flacher, mit etwas breiteren Thälern und erhebt sich in großen, unregelmäßigen Terrassen, theils fallen scharfgratige Rücken bis ins Meer hinaus. Dazwischen erheben sich überall einzelne größere und kleinere Bergketten, liegen in ihren Umrisfen deutlich erkennbar verfallene Krater, und zahlreiche Schluchten mit zerklüfteten Felsabhängen fallen schnell zu Thal. In diesen Formen erhebt sich die ganze Insel zu einem massigen Gebirgsstode, den nur eine großartige, frühere vulkanische Thätigkeit geschnitten haben kann; jetzt aber ist Alles überkleidet vom üppigsten Pflanzenwuchs. Durch eine gleichmäßige Dede helles Grün kennzeichnen sich Klüften hohen, dichten Grotes. Andersfarbig sind die Kulturgelände, die mit Kaffee- und Kakaobäumen, mit Pflanz- und Bananenstauden gemischt bestanden sind und von einzeln stehenden Bäumen und noch einzelner außerordentlich hohen Palmen leicht beschatelt sind, auf deren glatten, dünnen, langen Stämmen die kleine runde Krone träumerisch sich neigt, charakteristische Wahrzeichen tropischer Gegend. Alles Uebrige deckt der Urwald in üppiger Entfaltung. Von ihm eingerahmt, von bewaldeten Bergen enger eingeschlossen, endet dieses Stück Welt in dem 2000 m hohen Fiß, der höchsten Erhebung, dem mächtigsten aller erloschenen Vulkane.

Ganz auffallend ist diesem Inselgebirge das unmittelbar aus dem Meere aufsteigende Camerun-Gebirge gleich. Wenn man seine Fänge durchstettert, fällt das in jeder Beziehung ebenso auf, als an einem Punkte, wo der üppige Urwald und Fels über mannshoch wuchernde Pflanzenwuchs eine ähnliche, noch großartigerer Ausdehnung bietet wie von Monte Cafó. Die Hütte der schwedischen Zister in Rapanja auf dem Südhange ist so gelegen, und wenn man von hier aus das noch weit mächtigere und bis über die doppelte Höhe sich erhebende, fast die des Montblanc erreichende Gebirge, das Meer, das flussdurchzogene Flachland überblickt und mit San Thomé und Fernando Voo vergleicht, gewinnt man die Ueberzeugung, daß nur der bislang fehlende Schutz die

Europäer, die dies Gebiet kannten, abhielt, es zu bebauen. Haben doch schon manche Portugiesen auf den Pflanzungen von San Thomé sich Reichthümer erworben und erwerben sich nun das Verbiehen, deren Zinsen in Fischen unter die Menschen zu bringen. Und das müßten doch Deutsche in Camerun auch können.

Das Klima ist ebenfalls fast ganz dasselbe, wie das von San Thomé. Durch Reflexionen in Rapanja, 700 m über dem Meere, habe ich die meteorologischen Beobachtungen von Monte Cafó als fast ganz gleiche festgestellt. Die Temperatur ist das ganze Jahr und Tag und Nacht hindurch eine außerordentlich gleichmäßige und angenehme. Sie schwankte zwischen 17° und 27° C. Die Durchschnittstemperatur beträgt also in Reamurgraden 17 bis 18.

Die Gebirgsketten, die ich im Inneren des Westlandes im Camerun-Gebiete den Horizont begrenzen sah, sind nach ihrer Form zweifellos gleichfalls isolirt. In fernerer Zukunft wird man auch in ihnen Pflanzungen begründen.

Monte Cafó liegt 690 m über dem Meere. Seine horizontale Entfernung vom Meere ist 9 km. Das Klima ist ein sehr angenehmes und besonders gesund. Fieber, wenigstens das klimatische Fieber, welches auch unten in der Stadt sehr stark herrscht, scheint man hier nicht zu kennen. Nur die Feuchtigkeithet der Luft ist eine ziemlich hohe, jedenfalls aber wohl nicht höher als in den unteren Regionen. Die Wollen legen sich allerdings regelmäßig tief in und an die Berge und füllen noch unterhalb Monte Cafó oft einen großen Theil des Tages alles in Nebel. Die Nächte sind immer klar. Die Luft ist ungeheuer leicht, wie der niedrige Barometerstand zeigt. Die geringen Regenmengen werden durch reichlichen Tau ausgeglichen. Zur besseren Beurtheilung gebe ich eine Tabelle von Monatsdurchschnitten der meteorologischen Beobachtung, die ich aus den Wäthern ausgezogen habe:

Monat 1884	Barometer mm	Hygrometer Proc.	Regenhöhe mm	Schattenthermometer Celsius	Maxi- mum	Mini- mum	Diff. 11 Uhr
August	709,9	81,55	22,48	24,45	17,40	22,36	
September . . .	710,1	84,60	82,47	24,96	17,57	22,32	
Oktober	708,7	85,10	365,04	24,75	17,51	23,48	
November	708,6	82,77	214,99	26,37	17,67	24,39	
December	708,3	82,27	233,86	27,18	17,71	24,86	
Januar 1885 . .	708,8	81,29	170,80	26,70	17,44	24,60	
Februar	708,3	80,43	19,61	27,13	17,43	25,42	

Beim Hygrometer ist die Sättigung der Luft mit Wasserdampf = 100 angenommen. Die Zahlen geben also die Procente der Sättigung und zeigen einen hohen, gleichbleibenden Feuchtigkeitsgehalt, der sich empfindlich bemerkbar macht dadurch, daß er alle Sachen so leicht verdirbt. Die Regenhöhe ist die Summe des im ganzen Monat gefallenen. Der August zeigt das Ende der Trockenzeit, der Februar die kleine Trockenzeit. Im März hatten wir bis zum 23. schon wieder 150 mm und nachdem heftige Regengüsse. Das Thermometer ist ein hunderttheiliges, 5 Grad sind also gleich 4 Grad R. Der Wind ist mit Ausnahme einzelner Gewitterwinde immer nur ein sanft säufelnder. Seine Durchschnittsgeschwindigkeit wird zwischen 10 und 20 km in der Stunde liegen und ist vielfach noch geringer. Unsere Tüme aber kennt man nicht.

Die Jahreszeiten sind bei ganz gleicher Breitenlage auch ganz dieselben wie in Gabun, nämlich die der südlichen Erdbölke; Camerun hat dagegen die der nördlichen. Während die Sonne sich am Wendekreise des Krebses befindet, also in unserem Sommer, den Monaten Juni, Juli und August, herrscht die kühleren Trockenzeit. Außerdem giebt es während des südlichen Standes eine kleine Trockenzeit, im Uebrigen herrscht die Regenzeit, die heiße. Die Uebergänge sind allmähliche. Die Verschiedenheiten in den häufigen Niederschlägen sind hier am Äquator aber bedeutend größer, als wenige Grade nördlich, als z. B. in Batanga.

Ueber den Wohngebäuden am Hofe liegen die vom Wasser getriebenen Mühle- und Stampfwerte, in denen die Kaffeebohnen von ihren Hülsen befreit werden. Die großen Trockentennen sind mit vielen Vagen Kaffeebeeren bedeckt, und jeden Mittag und Abend schleppen die Arbeiter in der Erntezeit in Säcken mehr und mehr heran. In ihrer Mitte steht ein langes, gedachtes Gebäude, in dem die Kaffeebohnen getrocknet werden, die gegen Regen sehr empfindlich sind und vorher einen Fäulnisproceß durchmachen müssen, der viel Aufmerksamkeit erfordert.

Auf dem Hange über diesen Anlagen liegen große Gärten, in denen Biergewächse, Früchte, Gemüse und Nutzpflanzen in großer Mannigfaltigkeit und Ausdehnung sorgsam gepflegt und gezogen werden, sogar große Erdbeerbäume sind darin, und ein junger Apfelbaum hatte gerade die ersten Früchte getragen. Namentlich aber werden hier Versuche gemacht mit tropischen Kulturgewächsen, wie Vanille, schwarzem Pfeffer, Zimmetrinde, Kampfer, Indigo, Nuxel, den verschiedenen Arten der Ginnirinde, Gummibäumen u. s. w. Ein portugiesischer Gärtner leitet die Arbeiten und führt selbst die feineren aus.

Die weitaus meisten Kulturpflanzen von Monte Café und seinen Vorwerken sind mit dem gewöhnlichen Kaffee (*Coffea arabica*) bepflanzt. In einer Meereshöhe zwischen 600 und 900 m gedeiht er am besten. Die Pflanzungen sind meistens schon etwa 20 Jahre alt, und wo sie gut gedeihen sind, stehen die Bäume oft ganz geschlossen, dicht belaubt. Sie sind unbeschnitten angewachsen. Ihre hängenden, vielen kleinen Zweige tragen in den Achseln der fischblattähnlichen Blätter reichliche grüne und reife, rothe Beeren, die eifrig gepflückt werden müssen, weil sie sehr schnell abfallen oder von einer Rüsselkäferlarve angegriffen werden. Gut gehaltene Wege, theils breite Fahr-, theils schmale Fußwege, führen überall hin. Alle Fußwege sind mit Ananas zu beiden Seiten eingefaßt. Ab und an steht daran ein üppig blühender Kalaenbusch und als lässiges Unkraut wachsen in den Pflanzungen die rotblühenden Cannas.

Der größte Theil der Böden von Monte Café ist schon lange ausbeutet, ohne irgend welchen Erfolg zu bekommen und giebt immer noch recht gute Erträge. Auf den Gaten und an den schroffen Felsenhängen wächst in einem Korbe voll dieses Bebens auf und zwischen den nackten Felsen der Kaffee sehr gut, besser aber noch, wie auch die anderen Kulturgewächse, in flacheren, etwas frischeren Niederungen mit etwas tiefergründigerem Boden, wenn er auch dort fast überall zwischen Felsgerölle steht. Schlechter ist der Standort auf abgetrunkenen Wäldern, wo sich keine Fruchtbarkeit hält und die Sonne den ganzen Tag von allen Seiten wirft. Dort sieht man denn auch viele ausgepflanzte Bäume. Überall aber wachsen die Unkräuter mächtig und erfordern viel Arbeit.

Westlich von Monte Café, etwa 800 m über dem Meere, liegt das Vorwerk Vemposse. Dort werden die Kaffee-

enthüllungs-, Reinigungs- und Sortirapparate durch eine Dampfmaschine getrieben. Ein Franzose leitet diese Einrichtung; seine Frau und seine munteren Knaben befinden sich sehr wohl in diesem noch etwas kühleren Klima.

Tiefer, in ungefähr 600 m Höhe, liegt das Vorwerk Robo Defina und noch tiefer, unter Monte Café, das Vorwerk San Francisco. Beide haben vorwiegend Kaffee, der in großblättrigen Wäldern wächst. In ganz eigenthümlicher Weise erscheinen die kleinen, unscheinbaren Blüthen desselben an den bidenen Zweigen und Stämmen und dort hängen dann die gereiften, länglichen, in der Reife goldgelben Fruchtbehälter, in der gedrängt in saftiger, fleischiger Masse die braunen, großbohnigen Samen sind, welche die violette Kakaomasse als Endosperm enthalten. Der Kaffee wird stülkel und regelmäßig mit schattenspendenden Pisangs und Bananen gemischt. In diesen tiefsten Vagen gedeiht auch die Vanille schon recht gut, die ziemlich viel Wärme verlangt. Es ist eine sehr einfache, fleischige Schlingpflanze, die von der katholischen Mission eingeführt wurde und von dem deutschen Verwalter fast vermehrt wird und zwar durch Zedlinge. Ihre Verfrachtung geschieht auf künstliche Weise, ist aber nicht schwierig. Ich sah sie recht voll tragend mit den hängenden, langen, dünnen Früchten, die so wohlriechend sind und ein so wohlschmeckendes Gewürz bilden, welches hohe Preise hat.

Die alle Vegetation sind hier in den unteren Bergen die Urwaldpartien auch von einer Leppigkeit, wie ich sie noch nicht gesehen habe.

So arm wie diese Pflanzenwelt an wirklichen Straucharten ist, so reich ist sie an Baumarten. Wohl 150 verschiedene Hölzer mag der Wald aufweisen, die aber nur zum geringen Theile nutzbar sind. Keine Nagehölzer, wie Ebenholz, Mahagoni, Grenadille, Santelholz, die sich zum Exporte eignen, scheinen nicht vorhanden zu sein. Verschiedene Baumhölzer, sogar mächtige Fichtenhölzer, vor allem auch recht gute Breiterhölzer sind aber genügend darunter und werden gefällt und an Ort und Stelle mit der Hand zerlegt, denn Stämme können nicht weit fortgeschafft werden, weil alles von Menschen getragen werden muß. Eine viel intensivere Ausbeutung, vor allem die Anwendung von Maschinen, scheint aber vor der Hand unvorteilhaft, weil man nur die einzelnen Stämme herauspläntern kann, die weitaus größte Menge aber als unbrauchbar stehen lassen muß. Trotzdem aber freute ich mich, in der Hinsicht manchen praktischen Rathschlag geben zu können, denn alles wird noch in sehr primitiver Weise betrieben.

Die mit Kaffee und Kakaobäumen bedeckten Flächen von Monte Café betragen ungefähr 810 ha. Welche Ausdehnung dieselben in diesen Bergen und bei den zwischenliegenden Urwäldern haben, mag man sich denken. Das den Besitzern von Monte Café gehörige Terrain ist aber unendlich groß. Es erstreckt sich über das Gebirge hinüber und auf der anderen Seite der Insel bis ans Meer, wo ein sehr langer Strich Klüfte dazu gehört. Nur die Nordost-Seite und die Südspitze der Insel sind bis jetzt bebaut, weil an den übrigen jeder Fels und jede Abfallgelegenheit mangelt. An Kaffee werden auf Monte Café jährlich etwa 300 000 kg geerntet, und die Kakaonernte rechnet man nach drei Jahren auf 180 000 kg zu bringen.

Außerdem befinden sich in 1200 m Höhe und darüber in den Bergen viele kleine Vorwerke, auf denen Ginnirinde gezogen wird. Etwa 70 ha sind jetzt dort bebaut. Die Kultur derselben ist noch nicht lange eingeführt und verspricht, selbst wenn durch vermehrtes Angebot die hohen Preise des Ginnins noch mehr fallen sollten, hohe Erträge. Von den vielen Arten gedeiht am besten die sehr gehaltreiche

Cinchona succirubra, die im Großen ausschließlich angepflanzt wird. Die Vermehrung geschieht auf ziemlich kunstvolle Weise durch Entziffer. Die jungen Pflanzen werden im Quadratverbande in gut vorbereitete Pöcher

gepflanzt. Die erste Pflanze von siebenjährigen Stämmen ist in einer benachbarten Pflanzung bereits gewonnen. Ich glaube, daß es möglich sein wird, diese Kindeengewinnung ganz ähnlich unserem Eichenhälmwäldbetriebe zu gestalten.

Die Santoninfabrikation in Turkestan.

Ueber die Gewinnung des als Wurmmittel bekannten Santonins in der Stadt Tschimkent enthält ein Vortrag, den Professor Kildiger auf der letzten Naturforscher-Versammlung hielt, und den wir im „Archiv der Pharmacie“ veröffentlicht finden, sehr interessante Mittheilungen.

Die *Artemisia*, in deren Wüstenpflanzen (Wurmsamen, Bitterkräuter) das Santonin enthalten ist, scheint in sehr großer Verbreitung in den ungetrübten Steppengebieten einheimisch zu sein, welche man nur sehr ungefähr durch den 40. und 50. Breitengrad und den 80. und 65. Meridian östl. L. Grenzw. umgrenzen mag. Doch ist sie nicht auf die freie Steppe beschränkt. In ganz ungeheurer Menge wächst sie im Gebiete des Args, welcher sich etwa unter 68° 20' östl. L. in den Syr-Darja ergießt. Nur wenig südlich von der Mündung liegen die Ruinen der Stadt Twar, welche nach den italienischen Handelsbüchern des 14. Jahrhunderts an einer der großen innerasiatischen Handelsstraßen lag, auf welchen die blühenden italienischen Handelsrepubliken den merkwürdigen Verkehr mit dem fernsten Osten betrieben. Damals mag also wahrscheinlich der Wurmsamen schon aus dieser Gegend von den Venedigern, Florentinern und Genuesen geholt worden sein und zwar bildete er bereits einen so bedeutenden Posten, daß er z. B. nicht nur Wurmsamen, Semi da vermei, sondern schlechtere Samen, Sementina, Sementina, hieß, woraus die Benennung Samen linas im medicinisch-pharmaceutischen Latein entstand.

Die Steppe östlich vom Syr-Darja nähert sich ostwärts allmählich dem Gebirgsrande des Kara Tau, Ala Tau, Talas Tau und wie die Ketten alle heißen, welche in nicht allzu weitem Abstände den Gebirgswinkel bilden, in dessen Oeffnung, an einem Nebenflusse des Args, die 1865 von den Russen eroberte Stadt Tschimkent (Torkstadt) in 59° 3' östl. L. und 42° nördl. Br. mit ihren ungefähr 6000 Einwohnern liegt.

In der Gegend von Tschimkent wächst die *Artemisia* in solcher Ueppigkeit, das Vieh, hauptsächlich aus diesem Bezirke, alljährlich 1 000 000 bis 1 600 000 kg der abgepflückten Wüstenpflanzen, *Flores linas*, nach Westen ausgeführt wurden, um auf Santonin verarbeitet zu werden. Wegen die ausgedehnten Länder Turkestan, welche nun beinahe vollständig von Rußland unterworfen sind, strebt schon längst das centralrussische Eisenbahnen und hat sich denselben bereits bis auf die verhältnißmäßig geringe Entfernung von ungefähr 10 Breitengraden genähert.

Zur Beförderung der Droge stehen bloß Kanäle zur Verfügung; jedes Thier vermag nur ungefähr 300 kg zu bewältigen und die 3000 Werst Entfernung bis Drenburg, der letzten Eisenbahnstation, in 75 bis 90 Tagen zurückzulegen. Es war daher ein wohl gerechtfertigter Plan, nicht ferner 98 Proc. unnützes Rohmaterial nach Europa zu schleppen, um 2 Proc. Santonin zu gewinnen, sondern die Fabrication dieses Stoffes nach Asien zu verlegen. Nach-

dem bereits in Folge der von Joh. Dieb. Vierer in Hamburg ausgegangenen Anregung 1883 von H. Maurer u. Co. in Drenburg eine Santoninfabrik angelegt worden war, ging denn auch Ende 1884 die russische Firma Iwanow u. Sawinkow in Tschimkent noch einen Schritt weiter, indem sie die Einrichtung einer Santoninfabrik in Tschimkent selbst unternahm. Diese wurde dem Kaiser der Vierer'schen Fabrik in Hamburg nachgebildet, indem man die Maschinen von den Gebrüthern Burgdorf in Altona ausführen ließ. Herr Ingenieur L. W. Knapp besorgte 1884 die Aufstellung derselben in Tschimkent und leitet nunmehr den Betrieb.

Die Droge erreicht in der zweiten Hälfte Juli und im August ihre Reife, d. h. den höchsten Santoninegehalt, wie bekannt, unmittelbar vor dem Ausblühen. Die Kirgisen sammeln dieselbe und liefern sie, bis zu 10 000 kg täglich, meist im September an die Fabrik ab. Hier wird die Waare auf großen Böden aufgespeichert und nach und nach, gewöhnlich 5000 bis 7500 kg im Tage, verarbeitet. Die vielen russischen Feiertage drücken die durchschnittliche Zahl der Arbeitstage im Monat auf 20 herab.

Die schwierige Beschaffung des Brennmaterials wurde vorerst größtentheils dadurch überwunden, daß man zu diesem Zwecke den gesammten Abfall der Wurmsamenpflanze herbeizieht. Auch soll demnächst die Salzsäure, deren man sich zur Abklärung des Santonins bedient, an Ort und Stelle geliefert werden, wie es bereits in Petteß des Weingeistes der Fall ist. So wird denn diese Fabrik im Stande sein, zunächst ungefähr 600 000 kg Rohmaterial im Jahre zu bewältigen und mindestens 12 000 kg Santonin zu liefern; 9000 kg des letzteren haben schon Hamburg erreicht, nach einer Herrn Professor Kildiger vorgelegten Probe zu urtheilen, in völlig tadelloser Beschaffenheit. Das Haus schätzt den jährlichen Gesamtbedarf der Welt auf 20 000 bis 30 000 kg und wird sehr bald in der Lage sein, denselben vollständig decken zu können.

Der gegenwärtige Preis des Santonins aus Tschimkent, 18 Mark das Kilogramm, in Hamburg genommen, wird es den europäischen Fabrikanten unmöglich machen, ihre Arbeit fortzusetzen; nur diejenigen in New-York kann dieses noch gelingen, so lange sie durch den unsinnigen Schutz Zoll von sechs Dollars aus das Kilogramm geborgen bleibt.

Es dürfte also eine interessante Thatfache betrachtet werden, daß auch die in Südfrankreich, Korsika, Oberitalien und den Abruzzen einheimische *Artemisia gallica* Willd. Santonin enthält. Man sieht also, wie merkwürdig richtig der Instinkt der alten gallischen, aus Caesar bekannten Santones oder Santoni zwischen der Grönde und der unteren Charente an der französischen Westküste gewesen ist. Wie Dioscorides und Plinius berichten, benutzten sie die bei ihnen wachsende *Artemisia* als Wurmmittel. Auch in Turkestan wird der Gebrauch des Wurmsamens verhältnißmäßig uralte sein.

Neurologie.

— Der Tod D. Ramon Jordana's (vergl. *Globus* Bd. 48, S. 346) hat sich nicht bestätigt. Derselbe lebt jetzt in Madrid.

— In Hanoi (Tonking) starb gegen Ende des Jahres 1885 der Hauptmann Piétri im Alter von 43 Jahren. Er wurde bekannt durch seine Theilnahme an der Mission Gallieni 1879, mit welcher er alle Strapazen und die lange Gefangenschaft im Dorfe Nango am Niger durchmachte, sowie an der Expedition unter Borgnis-Desbordes, welche zur Befreiung von Samakn am Niger führte. Später schrieb er „L'histoire de la conquête du Niger“ und „Les Français au Niger“.

— Léon Guiral, welcher im Auftrage des französischen Unterrichtsministers den westafrikanischen Fluß Benito derreiste (s. *Globus*, Bd. 48, S. 143), ist am 25. November 1885 in Gabun den Folgen seiner Anstrengungen erlegen. Er war erst 28 Jahre alt.

— Im Alter von 75 Jahren starb am 29. November 1885 inairo der Astronom Mahmud Pascha el-Falaki, welcher sich durch verschiedene astronomische und topographische Arbeiten über sein Heimatland auch in Europa einen Namen gemacht hat, z. B. durch seine Ausgrabungen und Aufnahmen der Reste des antiken Alexandria und der Marcotis, und seine Karte von Unterägypten (1:200 000; 1876 mit arabischer Schrift bei Brockhaus in Leipzig erschienen als erste derartige Originalarbeit). Der Oberägypten umfassende Theil seiner Aufnahmen ist noch Manuscript.

— Am 30. November 1885 starb in Rom der 1805 daselbst geborene Professor Giuseppe Penzi, welcher seit 1866 an der römischen Universität Geologie lehrte. Auf seinen sorgfältigen Aufnahmen des Tiberebeckens beruhen die ersten geologischen Karten dieses Gebietes.

— Dr. med. Hermann Heinrich Plog, praktischer Arzt, starb am 11. December 1885 im 67. Lebensjahre in Leipzig. Er ist der Verfasser der ethnologischen wichtigen Werke „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“, „Das kleine Kind vom Trugbett bis zum ersten Schritt“, „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ (vergl. *Globus* Bd. 46, S. 318).

— Sir Arthur Phayre, englischer Generalleutnant, geboren 7. Mai 1812 in Shrewsbury, gestorben in Bray bei Dublin 15. December 1885. Er ging bereits im 17. Lebensjahre als Kadet nach Indien; 1852 wurde er als Kapitän mit der Verwaltung der eben annektirten Proving Pegu betraut, die er 10 Jahre lang mit großer Umsicht und ebenfalls vielern Erfolge anführte; 1862 wurde er an die Spitze von ganz Britisch-Burma gestellt und blieb dort bis 1867. Der Aufschwung, welchen das einst blühende und dann so herabgekommene Land unter seiner Verwaltung nahm, ist lebhaftig sein Verdienst. Britisch-Burma besaß 1863 an Einwohnern 2 491 196, 1881 dagegen 3 736 771 und 1884 Schätzungswerte 4 334 000; 1853/54 brachte es 531 792 Pfd. St. an Steuer, 1883/84 2 850 036 und der Handelsumsatz ist von 1 643 131 Pfd. St. im Jahre 1853/54 auf 10 418 097 in 1882/83 ge-

stiegen. 1855, 1862 und 1866 ging Phayre als Gesandter nach der Hauptstadt Barmas; dann lehrte er nach Europa zurück. 1869 bis 1870 bereiste er Vorderindien, die chinesischen Küsten, Japan und Nordamerika; 1874 bis 1878 war er Gouverneur von Mandalay. Das „Journal“ und die „Proceedings der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen“ enthalten zahlreiche Abhandlungen von ihm über Arafan und Britisch-Burma; selbständige Werke schrieb er über die Münzen und die Geschichte dieser Länder.

— Kapitän Sir Frederick J. D. Evans, 1874 bis 1884 Hydrograph der englischen Marine, geboren 1815, gestorben 20. December 1885. Er trat 1828 in die Marine, wo er sein Hauptverdienst bei Küstenaufnahmen sich erwarb, so 1833 bis 1836 auf dem „Thunder“ am Demarara-Flusse, in Mittelamerika und auf den Bahama-Bänken, 1841 und folgende Jahre auf der „Hly“ in der Torres-Strasse und Nordaustralien, dann in England, 1847 bis 1850 an den Küsten von Neuseeland. Nachdem er sich während des Krimkrieges in der Ostsee ausgezeichnet, leistete er seit 1855 Bedeutendes in der Lehre von den Kompassablenkungen in eisernen Schiffen und arbeitete viel an den Wind- und Strömungsarten der Ozeane, sowie an einer Eisarte der südlichen Hemisphäre mit, welche viel zur Sicherheit der schnellen Schiffsreisen beigetragen haben.

— In St. Petersburg starb unlängst der Orientalist Sacharow, Professor des Mandchian an der dortigen Universität, der vor etwa drei Jahrzehnten als Missionar nach China ging und später, im Jahre 1869, wegen seiner Kenntnisse des Chinesischen und Mandchian bei der Grenzabtheilung zwischen Rußland und China eine wichtige Rolle spielte. Bei dieser Gelegenheit arbeitete er eine große Karte der Grenzgebiete aus, die aber nur im verkleinerten Maßstabe herausgegeben worden ist. 1875 ließ er ein mandchian-russisches Wörterbuch erscheinen; ein mandchian-chinesisch-russisches hatte er vor seinem Tode fast vollendet.

— Arnold von Lasaulx, seit 1880 ordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie in Bonn, geboren zu Cassellaun, im Kreise Simmern 18. Juli 1839, gestorben am 25. Januar 1886 zu Bonn. Außer zahlreichen petrographischen und mineralogischen Abhandlungen schrieb er über die Erdbeben von Herzogenrath am 22. October 1873 und 24. Juni 1877, „Ueber vulkanische Kraft“, „Aus Irland“, „Sicilien, ein geographisches Charakterbild“, „Der Aetna“, nach Sartorius von Waltershausen's hinterlassenen Manuscripten bearbeitet, vollendet und herausgegeben.

— Eine Depesche aus Jangjibar vom 12. Februar benachrichtigt die Hinrichtung des Bischofs Hannington (s. oben S. 96). Derselbe wurde mit seinen 50 Begleitern in der Landtschaft Ufoga (am Nordufer des Victoria Nyanza) von einer marodirenden Schaar von Bagandas gefangen genommen, und acht Tage später trat der Befehl des Königs von Uganda ein, alle hinzurichten. Vier wurden seiner Leute gelang es, zu entfliehen; zwei davon waren Augenzeugen der Ermordung und befinden sich jetzt in Jangjibar.

Kürzere Mittheilungen.

Die Folgen der russischen Okkupation von Kach und Merw.

Ueber die Folgen der russischen Okkupation von Kach und Merw finden wir in S. Moser's „A travers l'Asie Centrale“ einige interessante Angaben. Für die Letzte selbst haben die schönen Zeiten der Alamanen Raubzüge für immer ein Ende genommen, und das Volk befindet sich im Niedergang. Ein früherer Anführer dieser Raubzüge erklärte dem Reisenden (S. 334): „Wir haben den Chan von Ghima, den Emir von Buchara und den Schah von Persien bekämpft und sind stets siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen, und noch heutigen Tages, so sehr wir geschwächt sind, könnten wir Teheran erobern, wenn man uns gewöhnen ließe. Ausland hat mit seinen Kanonen drei Jahre gebraucht, um uns zu unterwerfen; wir können nicht vergessen, daß es unsere Väter und unsere tapfersten Krieger getödtet hat; aber wir werden ihm ehrenhaft dienen, denn wir achten es als einen tapferen und lothalen Sieger. England aber hat uns 12 Jahre lang zum Kämpfe geübt, hat alles versprochen und nichts gehalten; wir verabscheuen es.“ Die große Zahl der Frauen und die Unthätigkeit der Männer hat auf die männliche Bevölkerung einen schädlichen Einfluß ausgeübt; Brautwein und Opium, früher unbekannt, fordern schon ihre Opfer, und wenn die russischen Behörden nicht ernstlich dagegen einschreiten, wird in wenigen Jahren die alle turkmenische Ehrenhaftigkeit dahin sein, wird Taffe und Dieb dasselbe bedeuten.

Mit getheilten Gefühlen nimmt die längs der persischen Grenze zu deren Schutze angeordnete turkische Bevölkerung den neuen Zustand der Dinge auf: Der gemeine Mann freut sich, daß der ewige Kriegszustand aufgehört hat und wünscht nichts sehnlicher, als russischer Unterthan zu werden, während die Chane viel von ihrer Bedeutung eingebüßt haben. Früher, wo ihrer der Schah zum Schutze der Grenze bedurfte, waren sie ziemlich unabhängig, lachten der von Teheran kommenden Befehle und zahlten keinen Tribut, weil sie alle ihre Einkünfte zur Erhaltung ihrer Reiterheerden nöthig zu haben erklärten. Seitdem aber die turkmenischen Räubereien aufgehört haben, hat der Schah auch die Jügel strenger anziehen können, die vorher fast unabhängigen Chane sind zu einfachen Provinz-Gouverneuren geworden und werden von persischen Agenten überwacht. Sie sind also mit der Nachbarschaft des nordischen Eroberers wenig zufrieden (S. 367).

Um so mehr ist es aber die Bevölkerung der Provinz Ghorassan. Heute verkehren auf der großen Straße zwischen Reischad und Teheran zahlstrecke Karavannen fast ohne Bedeckung; aber noch zu Ende der sechziger Jahre zogen monatlich deren nur zwei des Weges, welche von einer Batterie und einem Bataillon Infanterie begleitet wurden, bis zwischen Schahrab und Reischad die Turkmenen häufig Angriffe machten. Hornissen wurden auf die im Vorterrain liegenden Hügel geschickt, um durch ihre Kanonen die Räuber zu er-

schecken; wenn aber unglücklicher Weise das keinen Erfolg hatte, so waren beim Erscheinen eines einzelnen turkmenischen Reiters die braven persischen Soldaten ihre Waffen fort, vertieften sich, platt auf dem Sande liegend, im Sande und erwarteten ihr Geschick. Darin hat sich seit der Besetzung Kachals durch die Russen viel geändert. Die Bevölkerung hat wieder Wirthschaft, der Ackerbau breitet sich aus und überall, selbst außerhalb der festen Umwallungen, entstehen neue Häuser. Neue Kanäle werden gebaut, alte, auf deren Spuren man überall sieht, werden gereinigt und in Stand gesetzt, Felder umgebrochen. Früher gab es kein Feld, welches nicht einen kleinen kossischen Thurm als Zufluchtsort für seinen Besizer gehabt hätte. Der Zugang zu denselben war so groß, daß man nur kriechend hinein gelangen konnte, und sobald sich ein Reiter zeigte, verfloch sich der Bauer in demselben. Allmählich verschwanden nun diese Thürme. In Teheran wurde Moser mitgetheilt, daß allein in Ghorassan sich die Steuern seitdem um ein Fünftel gehoben haben. Die Beamten aber schimpfen auf das civilisatorische Werk der Russen: als die russische Gesandtschaft in Teheran dem früheren Minister des Auswärtigen die Rückkehr der persischen Thronen aus der turkmenischen Gefangenenschaft anzeigte, stellte sich derselbe höchst erstaunt darüber, daß er keinen Befehl seines Schahs kannte, der diese Rückgabe gut hieß (S. 390 ff.). Und welche Leiden brachten die turkmenischen Alamanen für die sehnliche Bevölkerung mit sich! Moser konnte Beispiele davon noch kennen lernen, als er am linken, zu Buchara gehörigen, den Turkmenen angetragenen Amu-Ufer zwischen Tschardschai und Džhann entlang lag (S. 206). Das Land war gut angebaut, namentlich mit Baumwolle; aber je weiter er nach Norden kam, desto schmaler wurde der bebaute Streifen. Und die behäbige Furcht vor turkmenischen Raubzügen könnte dies eines der glücklichsten und reichsten Gebiete der Welt sein. Aber welcher Zustand herrscht hier! Es giebt dort keine Dörfer in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern jeder Bauer hat sein Haus auf seinem Felde errichtet, so daß die Ortschaften weit zerstreut sind und z. B. Džhann 22 Werst lang ist. Vojaz und Festung bilden den Mittelpunkt eines solchen Kischlak. Jedes Haus bildet eine kleine Festung für sich, und die Häuser der Reichen sind sogar mit Thürmen versehen, auf welchen Wachtposten Aufschau halten. Sobald sich ein Alaman zeigt, erwidert das Alarmzeichen, worauf die Bewohner sofort ihre Aecker heimtreiben und die Festwerke schließen; dann machen die Männer ihre langen Luntensinken fertig und setzen sich in Vertheidigungszustand. Die Turkmenen aber, welche keine Zeit haben, eine regelrechte Belagerung durchzuführen, nehmen nur das fort, was nicht vertheidigt wird. Die zahlreichen kleinen Festungen geben der Landschaft ein sehr merkwürdiges Aussehen.

Wer wird nach obigen Mittheilungen noch ansehen, dem Vorbringen der Russen in Turkmenien jedes Verdienst abzusprechen?

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den schrecklichen Plagegeist Südrusslands, die Wander-Heuschrecke, schreibt Prof. R. Lindeman in Moskau, der seit drei Jahren jeden Sommer die von den Thieren besessenen Provinzen bereist, Folgendes an die Rebat-

tion der „Entomologischen Nachrichten“. „Ich habe mich überzeugt, daß die Heuschrecken nicht eigentlich Steppenbewohner sind, sondern vorzüglich und ursprünglich mit Arundon donax (Weilrod), Scirpus sp. (Binien) u. dgl. belegten niederen Uegenden der Ufer der Flüsse bewohnen, wo ihre eigentliche Heimath ist, von wo aus sie die Steppen belegen

und heimischen. Die Wander-Heuschrecke ist meiner Ansicht nach ein ganz krautfräßer Samphitier. Ihre Eier bleiben lebensfähig, selbst wenn die ihnen befehlte Gegend Monate lang im Frühjahre vom Wasser der Flüsse bedeckt wird. Die Larven im dritten Kleide sind roth gezeichnet, weil die Färbung in der Samphitabstadien, in der sie zu Hause sind, weißlich ist. Eine Gruppe rother Heuschreckenlarven, auf Grasspitzen sitzend, macht ganz den Eindruck einer Gruppe rother, ährentragender Scirpus lacustris. Die Ähnlichkeit ist so groß, daß ich selbst zweifeln an der Richtigkeit nicht gleich entscheiden konnte, ob die rothen Flecken in einem Samphit eine Kolonie von Heuschrecken seien oder eine Gruppe genannter Pflanzen.*

— Vor zwei Jahren zigten wir im „Globe“ (Bd. 45, S. 126) die ersten zwei Hefen des Bilderwerkes von Severin Falkmann „I östra Finland“ („Im östlichen Finland.“ Helsingfors) an. Jetzt ist mit zwei weiteren Hefen, welche 30 Tafeln enthalten, der dritte Band zum Abschluß gebracht; der Fortgang des verdienstlichen Werkes scheint zu beweisen, daß dasselbe den gewöhnlichen Anlauf gefunden hat. Auch die vorliegenden Tafeln bringen zahlreiche Gesichtspunkte und Trachten, zum Theil in Farbenbrud, und eine Anzahl interessanter Landschaftsbilder, welche eine gute Vorstellung von der charakteristischen, landschaftlichen Schönheit von Ostfinland geben, z. B. von dem Jmtara, dem bedeutenden Wasserfalle Europas, und dem eine halbe Meile unterhalb desselben befindlichen Vaskiläskä, gleichfalls eines Falles des Quatern. Falkmann legt seine Objekte mehr vom malerischen als vom ethnographischen Standpunkte auf; aber er versteht es trefflich, überall das Charakteristische herauszufinden. Seine Hefen bieten ein außerordentlich reiches Material an Trachten, Geräthen, Volksliedern u. s. w. und leisten auch der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst, indem sie das Gedächtniß einer, wie Falkmann in der Einleitung hervorhebt, sichtbar in den Untergründen begriffenen Kultur schälen. Wir möchten diese Hefen der Theilnahme aller Ethnographen warm empfehlen.

A s i e n.

— W. Merk, politischer Beamter bei der Afghanischen Grenz-Kommission, bricht in einem Briefe vom 9. Oktober auf Herat an Prof. A. Wambey über einen kleinen Stamm, der sich Mogul nennt und, etwa 500 Familien stark, in der Nähe von Herat lebt. Diese Moguls oder richtiger Krongols sind nach Angabe alter Schriftsteller Reste der Armeen Dschengis-Chans, welche Mongolisch sprachen. Als Wambey selbst in Herat war, wurde ihm erzählt, daß sie Kohlenbrenner seien und in einem Thale nordöstlich von Herat wohnen. Aber bisher war es keinem Europäer geglückt, diese Leute persönlich kennen zu lernen. W. Merk hat nun an Wambey ein Wörterverzeichnis dieser Moguls gesandt, aus welchem hervorgeht, daß sie zum Stamme der Chalka, dem ersten des ganzen Mongolenstammes, gehören. Es ist wunderbar, wie dieser kleine Bruchtheil länger als sechs Jahrhunderte hindurch sich unter den umwohnenden anderen Völkern hat erhalten können, zumal wenn man bedenkt, daß die Masse der Hengaren, welche physisch ganz zu den Mongolen gehören, seit lange schon ihre Sprache aufgegeben haben und ausschließlich Persisch sprechen.

— General J. T. Walker, der frühere General-Aufnehmer von Indien, weiß in der Februar-Nummer der Proceedings R. G. S. nach, daß der höchste bisher gemessene Berg auf Erden (29 002 Fuß), welcher 1856 von Oberst Waugh den Namen Mont Everest empfing, nicht den einheimischen Namen Gaurisankar führt, wie Hermann von Schlagintweit irrtümlich behauptet hat. Der einheimische Name des Mont (nicht Mount) Everest, wenn ein solcher überhaupt existirt, ist bis heutigen Tages nicht ermittelt, und somit muß dem Berge bis auf Weiteres der Name Mont Everest verbleiben. Der Berg, welchen Schlagintweit fälsch-

lich für den Everest hielt, ist vielmehr der 27 790 Fuß hohe, südlich vom Everest gelegene Malain gewesen, während er von seinem Standpunkte bei Katmandu aus den Everest gar nicht hat sehen können.

— Gegen Ende 1885 ist mit dem Erscheinen der Tafeln 13 bis 26 die erste Abtheilung des R. von Richter'schen „Atlas von China“ (Berlin, D. Reimer), welche das nördliche China umfaßt, vollständig worden; die neuen Tafeln, jede in doppelter Ausfertigung, orographisch und geologisch, umfassen einen breiten Streifen, der im Norden mit der mongolischen Steppe am Angul-nor beginnt und sich nach Südwesten bis zu den Provinz Es-chuan hinzieht. Es liegt damit die Hälfte jenes hochwichtigen Kartenwerkes vor, welches unstreitig das vornehmste und großartigste aller augenblicklich im Privatverlage erscheinenden genannt werden muß.

A f r i k a.

— Im Jahre 1884 unternahm W. Montagu Kerr eine Reise von der Kapstadt durch das Natal- und Moschaland zum Jambesi und von da nach dem Nialla-See, auf welcher er manche bisher unbekannte Strecken durchzogen und aufgenommen hat. Aus dem Vortrage, welchen er darüber der R. Geogr. Soc. in London gehalten hat (Proceed. February 1886), und der sich daran schließenden Diskussion erhellt zunächst, daß das Jambesi von England am weitesten Vorkommen auf ihn seinen glühenden Eindruck gemacht hat; es ist sein Gebiet für Einwanderer, besitzt keine verrennenden Flüsse und wird sich auch schwer durch Klettereis und Niallanlagen verbessern und benutzbar lassen. Nach seinen Erfahrungen, die ja auch von anderen Seiten bestätigt werden, wird das nördliche Vorkommenland, sowie die Gebiete am Nialla-See und Schire von Jahr zu Jahr trockener. Jäger, welche seit Jahren jene Länder kennen, müssen jetzt in trockenen Strombetten nach Wasser graben, wo sie es früher schöpfen konnten. Der Nialla-See sieht jetzt um mehrere Fuß niedriger als 1859, wo ihn Livingstone entdeckte; ebenso nimmt der Schire und der von ihm durchflossene Pamaombe-See jährlich an Wassermenge ab. Aber ob wir es hier mit einer andauernden oder nur vorübergehenden Erscheinung zu thun haben, ist erst noch zu entscheiden. — Des Weiteren ist zu erwähnen, daß die Missionssation Livingstone am Kap Maclear (Südende des Nialla-Sees) vorläufig aufgegeben ist, und zwar wegen ihrer ungelungen Lage. Den ganzen Tag über glüht während der heißen Jahreszeit die Sonne auf die nackten Felsen ringum und Nachts strahlen dieselben die Hitze wieder aus, so daß die Missionare erst gegen Morgen etwas Schlaf finden konnten und verschiedene erkrankten und dem Fieber erlagen. Man hat deshalb die Station nach Vanda-we, etwa in der Mitte der Westküste des Sees gelegen, verlegt, hofft aber, sie wenigstens während der kühlen Jahreszeit wieder mit Missionaren besetzen zu können. — Ein nicht minder trauriges Bild bietet die portugiesische Stadt Tete, Hauptstadt einer Provinz, welche unweit westlich von Sena beginnt und bis acht Tagesreisen westlich von Jumbo, dem obersten portugiesischen Posten am Jambesi, sich erstreckt. Als Livingstone das im Jahre 1740 gegründete Tete passirte, war es eine lebhafte Stadt; unter ihrer handeltreibenden Bevölkerung, welche die Straßen erfüllte und von den Schwarzgen Elfenbein, Gold und Sklaven eintauschte, befanden sich viele Europäer, zum Theil Portugiesen. Jetzt herrscht dort Schweigen und Einsamkeit; zu beiden Seiten sieht man die zerfallenden Ruinen von Häusern, die einst von reichen Kaufleuten bewohnt wurden, und vielfach wuchern Jumbo und andere Bäume an früher bebauten Plätzen. Es leben dort etwa noch 30 Europäer und trauern über die verschwundenen guten Zeiten. Der Elendpaß hat sich weit ins Innere zurückgezogen, und wenn auch alljährlich Tausende von Jägern mit Steinflößgewehren und Speeren Tete verlassen, so bringen sie doch nur wenig Elfenbein nach

Hause, und ihre Ausbeute vermindert sich von Jahr zu Jahr. Die alte Kirche ist eingestürzt, und heute müssen die Jesuiten für ihre kleine Herde in einer elenden Hütte Gottesdienst abhalten. Die Hine ist in Tete ungemein drückend, namentlich während der Regenzeit, und das Gießer besonders beim Wechsel der Jahreszeit am schlimmsten.

— Die Regierung des Congo-Staates läßt angeblich an verschiedenen Stellen des großen Stromes Aufnahmen machen; so arbeitet Lieutenant Massari an dem rechten Congo-Ufer zwischen den Mündungen der Flüsse Kima und Ubangi. Eine topographische Abtheilung unter Lieutenant Jungheers hat Banana besucht, um das Gebiet zwischen Banana und Boma resp. Boma und Vivi. Der Schwede Palancon hat eine Karte des Gebietes zwischen Vivi (oberhalb Vivi) und der Station Jangila entworfen.

— Frankreich hat sich bekanntlich im Friedenvertrage mit den Hottas auf Madagaskar die Umgegend der Bai von Diego Suarez abtreten lassen und zwar auf 1 1/2 Meilen Entfernung nach Süden und Westen und auf vier Meilen nach Nordosten. Die Bai, von den Eingeborenen Antomboka genannt, schneidet etwas fächerförmig von der Nordspitze Madagaskars tief und mit vielen Verzweigungen in deren Oefen ein; sie soll eine schöne Abbe enthalten und für den Fall einer Unterbrechung des Verkehrs auf dem Suezkanale eine wichtige strategische Lage besitzen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Neu-Guinea-Kompagnie hat unter Leitung des Astronomen Dr. Karl Schröder eine auf zwei Jahre Dauer berechnete Expedition nach Kaiser-Wilhelm-Land abgehen lassen. Der Leiter, welcher früher der deutschen Polarisation auf Süd-Georgien vorstand und zuletzt Altkapitän der Hamburger Sternwarte war, begleitet Dr. Hollrung als Botaniker und Dr. Schneider als Geologe. Sie gehen über Omarsland nach dem Fisch-Sol, wo sie ihre Träger anzuwenden werden, deren Stamm bei bereits im vorigen Sommer nach Neu-Guinea beförderten Malaien aus Soerabaya bilden sollen. Auch die Errichtung meteorologischer Stationen ist geplant.

— Die französischen Besitzungen im Stillen Ozean umfassen nach einem Berichte des Marine-Ministers an den Präsidenten der Republik (d. d. 28. December 1885) die Gesellschaftsinseln, deren größte Tahiti mit der Hauptstadt Papeete ist, die Niedrigen oder Tuamotu-Inseln, den Tubuai-Archipel, Rapa, die Marquises- und Gambier-Inseln. Sie haben zusammen eine Bevölkerung von etwa 25000 Einwohnern und ihr Budget für 1885 beläuft sich mit 1038240 Franken. Rapa, die Marquises- und Gambier-Inseln waren direkt annektiert worden, so daß ihre Bewohner französische Unterthanen wurden; die anderen Inselgruppen dagegen, welche das Reich Pomares bildeten, wurden 1842 nur unter französischer Schutz gestellt und erst 1880 zu Kolonien erklärt. Damals trat an die Stelle des Kommandanten, welcher Frankreich am Hofe Pomares vertrat, ein Gouverneur, welchem ein Director des Inneren, ein Chef des Gerichtswesens und ein Verwaltungsrath zur Seite standen. Letzterer betrieb das Budget und schrieb die Steuern und Zölle aus. Jetzt haben die Einwohner jener Archipels um Errichtung eines Generalraths (conseil général) und um eine regere Verwaltung der Regierung des Mutterlandes eingeleitete Verhandlungen, und diesem Wunsche soll entsprochen werden, so daß in Zukunft die französischen Kolonien Ozeaniens sich derselben

liberalen Einrichtungen erfreuen werden, wie die anderen überseeischen Besitzungen.

Nordamerika.

— Die Historical Society zu Winnipeg hat der kanadischen Regierung vorgeschlagen, die bedeutendsten alten Mounds, welche in neuerer Zeit im Nordwesten gefunden worden sind, wissenschaftlich untersuchen zu lassen, ein Vorschlag, der durch die Presse des Landes mit Sympathie aufgenommen worden ist. Bei dieser Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, daß diese „Mounds“ bald unter dem Pfluge der Farmer zerstört sein werden, und daß, wenn dieser Fall einmal eintritt, man das beste Mittel verliert, um die Frage über die Herkunft der Mound-Builder zu entscheiden.

— Anfangs Februar hat der Senat der Vereinigten Staaten ein Gesetz angenommen, welches das jetzige Territorium Dakota unter dem 46. Breitengrade in zwei Hälften theilt, deren südliche unter dem alten Namen als 39. Staat in die Union aufgenommen werden, während die nördliche ein neues Territorium Lincoln bilden soll. Die Bill geht nun an das Repräsentantenhaus, wo ihr vorwiegend aus dem Grunde der Demokratischen Opposition gemacht werden wird.

— Die Nordamerikaner gehen jetzt ernstlich daran, die großen Quantitäten von Alkalien nutzbar zu machen, welche die Seen der westlichen Gebirgsgegenden enthalten. Aus den Sodas von Badsworth in Nevada gehen schon bedeutende Quantitäten Soda nach San Francisco. Auch Mono Lake und Owens Lake sind durch Eisenbahnen angegeschlossen; der erstere allein enthält nach einer ungefähren Berechnung über 200 Millionen Tonnen Salz (Chloralium, Chloratrium, kohlensaures und schwefelsaures Natron). Die Chloraliumseen im südlichen Oregon werden noch von keiner Eisenbahn berührt; sie enthalten circa 26 Taubeneel Salze, davon fünf Siebentel Chloral, und dabei ist Albert Lake allein 15 Meilen lang und fünf breit. Der große Salzsee in Utah enthält beinahe 150 Taubeneel sehr Salze und kann unermessliche Mengen von Kochsalz und schwefelsaures Natron liefern; letzteres läßt sich im Winter sehr bequem gewinnen, da es sich anschießt, sobald die Luft über dem See sich stark abkühlt; der See beginnt dann sich zu trüben und bei zunehmender Kälte — man hat schon — 20° F. — 25° R. am See beobachtet — werden Tausende von Tonnen Salz aus Ufer geworfen. In einmal die Mormonenherzhaft befehtigt, so wird man auch diesen Schatz nicht mehr lange unbenutzt lassen.

Südamerika.

— Die Thouar'sche Expedition nach dem Pilcomayo (siehe oben S. 96) ist schon beendet. Nach Berichten vom Anfang December folgte sie dem rechten argentinischen Ufer des Flusses, hatte mehrere Zusammenstöße mit feindlichen Indianern und setzte, nachdem sie 80 Leguas zu Lande zurückgelegt hatte, ihre Reise auf selbstgeheimerten Booten fort. Anfangs December wurden die „Barabos“ unweit der bolivianischen Grenze erreicht, wo sich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und Sumpfe bildet; dieses Gebiet hat Thouar aufgenommen, ebenso wie die schon früher von ihm behandelten Stromschnellen (s. Abbildung „Glosas“ Bd. 48, S. 53), welche nach seiner Ansicht für die Schifffahrt kein Hinderniß bieten.

Inhalt: G. Néou's Reise im Lande der Venadit, Somali und Rajan 1882 bis 1883. VIII. (Mit fünf Abbildungen.) — de Dobbeler: Die Samojeden. I. — A. Freyher von Hammerstein: Die geologischen Vorarbeiten für den Landbau im Camerun-Gebiete. I. — Die Santoninifabrikation in Turschan. — Nekrolog. — Kürzere Mittheilungen: Die Folgen der russischen Okkupation von Khol und Kero. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 10. Februar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kippen in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Et.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Annalistische Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Vand XLIX.



№ 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

IX.

Ka. Am 10. Oktober kamen die Gesserkudeh und Ellai zurück und setzten sich, ihrem Versprechen getreu, sofort mit dem Reisenden, dem der geizige Sultan gern ihre Verwirthung überließ, in Verbindung. Besonders der Chef der Gesserkudeh — unsere Abbildung zeigt einen seiner Untergebenen nach einer Photographie — benahm sich sehr freundlich; der Gouverneur und Salem hatten ihn völlig gewonnen und er stellte Révoil den besten Empfang bei seinem Sultan und Empfehlungen bei denselben an dessen Nachbar und intimen Freund, den Chef der Galla Arrusi, in Aussicht. Die einzige Schwierigkeit lag in der Passage des Gebietes der Rahuin, das Gelände von dem der Ellai von Gananee trennt; dann könne man ohne alle Schwierigkeit zu den Gallas und mit einer ihrer regelmäßigen Karawanen nach dem großen Marktplatz Harrar gelangen. Endlich schienen alle Schwierigkeiten beseitigt, auch Omar Inussuf stimmte zu und verlangte nur noch einen kurzen Aufschub bis nach dem großen Weirum, dessen Feier binnen wenigen Tagen beginnen sollte. Er forderte sogar die Fremden auf, ihre Karawane, die vorläufig bei Meriri, etwas weiter unten am Weib, lagerte, nach Gelibi zurückzuführen, um von dort gemeinsam aufzubrechen.

Die Stunde der Erlösung schien endlich zu schlagen; Révoil kaufte gern einen prächtigen Stier und den größten Hammel zum Abschiedemahl für seine Eskorte; dabei sollte der Vertrag nach Somaliseite auf den Koran beschworen werden. In aller Eile wurden mit Julian die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Nadi Nur, der ehemalige

Heizer der Messagerie-Dampfer, der als Diener fungiren sollte, war mit dem empfangenen Vorschusse durchgebrannt; an seiner Stelle wurde Schum a engagirt, ein Suaheli und ehemaliger Soldat des Sultans von Zanibar, der als solcher die Kämpfe gegen Mirambo mitgemacht hatte und das Arabische wie die Somali-Sprache gleich gut verstand; er hatte Révoil's Aufmerksamkeit durch seine Güte gegen die armen Sklaven erweckt, denen er, ganz abweichend von den Somali, im Stillen allerlei Wohlthaten erwies.

Auch Révoil begrüßte den Anbruch des großen Weirum mit einigen Freudenwürfen und besuchte pflichtschuldigst die Moschee von Kareile. Aber seine Frömmigkeit sollte ihm nicht helfen; die Gohrons verammelten sich bei ihrem Scheich und beriethen über seine Abreise, aber sie konnten sich nicht einigen und hoben die Versammlung auf, ohne zu einem Beschlusse gekommen zu sein. Dann kam der Kameelhirt und verlangte sein Festgeld, und da er die gesforderten 10 Pfister nicht erhielt, führte er seine Thiere vor das Haus des Reisenden und künstigte seinen Dienst auf. Es blieb nichts übrig, als nachzugeben. Aber das Schlimmste kam erst. Ali Abditero führte einen ehemaligen Sklaven des Sultans Achmed Inussuf herbei, der von dem biedereren Shibrail als Heizer bei dem Weirumplane engagirt worden war, den er alsbald nach dem Aufbruche der Karawane ins Weib zu setzen beabsichtigte; er selbst und sein Bruder Deman Hadshi wollten die Todestreiche führen und an der Spitze der ganzen Verschörmung stand Nadi Inussuf, der Bruder des Sultans. Révoil wollte alsbald den Sultan

benachrichtigen, aber in demselben Augenblicke ließ ihn dieser rufen und theilte ihm mit, sein Bruder wie seine sämtlichen Verwandten wollten die Abreise nicht dulden, er habe sich mit ihnen entzweit und werde nun, obgleich er seit 10 Jahren seine Hütte nicht verlassen habe, selbst zu Elend fliehen und die Karawane führen. Auch seine Frau führte eine pathetische Scene auf, in welcher sie nochmals die beiden Franzosen für ihre Kinder erklärte, und soweit schien Alles wieder gut.

Aber nun gab es wieder Konflikte zwischen den Bewohnern von Gelidi und denen von Meret, wo die Karawane vorläufig einquartiert war, und wieder wurden endlose Verhandlungen nöthig, die den Aufbruch verhinderten. So verging wieder eine Woche und Révoil konnte sie nicht anders hinbringen, als indem er mit einem Somali, der für den besten Vogenschützen im Lande galt, auf die Jagd ging. Von demselben wurde folgende romantische Geschichte erzählt. Als er jung war, lebte am Web ein Somali-

www.libtool.com.cn



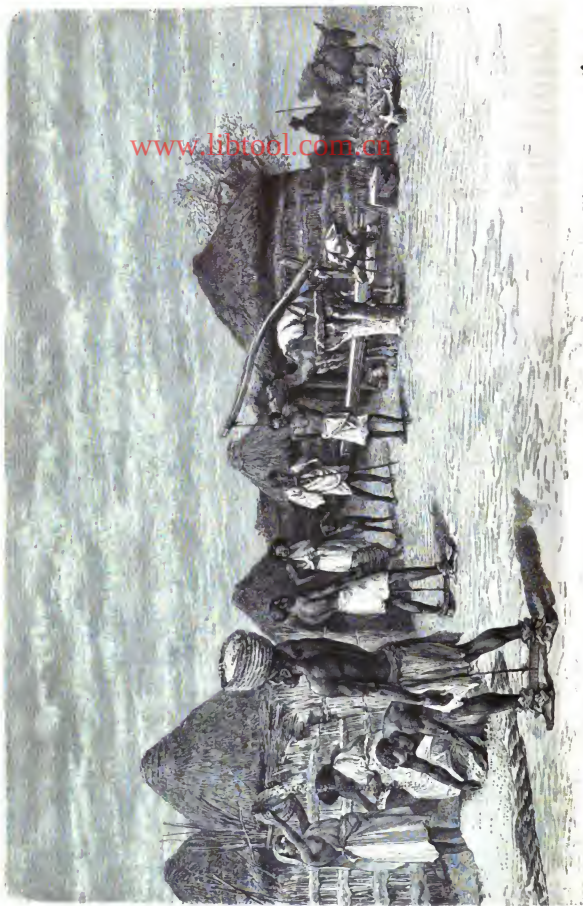
Ein Geshertubeh. (Nach einer Photographie.)



Der beste Bogenschütze von Gelidi. (Nach einer Photographie.)

mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß die gesamte Jugend von Gelidi sich um sie bewarb. Sie versprach endlich ihre Hand Demjenigen, der mit demselben Pfeile die Wote und das Ohr einer Gazelle treffen könne. Révoil's Führer unternahm es, das Unmögliche möglich zu machen. Aus einem Hinterhalte schoß er einen Pfeil auf eine Gazelle ab, so daß er sie nur ganz leicht am Ohre streifte, und als sie die Wote hob, um das Insekt, von dem sie sich gestochen glaubte, zu verzagen, sandte er den zweiten Pfeil,

nagelte damit die Wote und das Ohr an den Kopf und gewann so die Helena des Somalilandes. Jedenfalls war er ein ganz vorzüglicher Schütze und Révoil hatte ihm manchmal seltenen Vogel zu danken; nur zur Jagd auf die Warabats ließ er sich nicht verwenden, es wäre ihm eine Schande gewesen, einen dieser für unrein geltenden Vögel zu tödten, die im Dorfe häufig genug waren und dort etwas Straßenpolizei anübten. Révoil erlebte übrigens bei einem dieser Ausflüge ein Abenteuer mit einem gereizten Bepes-



Seram, Mähle. (Nach einer Photographie.)

lauerten ihnen, mit einer langen spießartigen Radel bewaffnet, auf, wenn sie einen neuen Haufen aufwarfen, und durchbohrten sie mit einem geschickten Stöße!).

Der 24. Oktober kam und noch immer war kein Anfang zur Ausrüstung der Karawane gemacht. Von Ganane kam ein Verwandter des dortigen Scheichs, Eden Affeno, um sich zur Verfügung des Reisenden zu stellen, aber nun weigerte sich Abdi Abdillo, mit der Karawane allein voranzugehen. Jetzt änderte Révoil seine Taktik. Mit aller Bestimmtheit erklärte er dem Sultan, daß er, wenn nicht bis zum 30. Oktober der Ausbruch erfolge, auf die Reise überhaupt verzichte. Er werde dann Julian mit allem Gepäc nach Mogduschu zurückschicken, selbst aber Gelidi nicht eher verlassen, als bis er den letzten Heller, den der Sultan ihm

abgepreßt, wieder zurückerhalten habe. Aber auch das half nicht viel, doch wurden die Ältesten der verschiedenen Stämme von Gelidi zu einer neuen Beratung zusammenberufen. Alle sagten ein, daß die Gelidis sich gegenüber den Somalis von Hamarwin und Mogduschu lächerlich machen würden, wenn sie den Reisenden nicht nach Ganane führen könnten, nachdem sie einmal die Verpflichtung übernommen, und sie erlaubten auch an, daß die beiden Fremden sich durchaus richtig benommen und den Aman nicht ein einziges Mal vertust hätten. Also entschloß man sich, zunächst einmal den Dast und den Elat je einen Stier zu senden und freien Durchzug für die Karawane zu verlangen; für die Alten in Ganane wurden zwei Kameel-ladungen Stoffe als Geschenk in Aussicht genommen. Omar



Koranschule.

Aussuf, dessen Eigenliebe durch die Sticheleiden seiner Stammesgenossen schwer getrübt war, schwur, daß er seine Gafkfreunde bis nach Arnebo oder Bar Heibi begleiten und dort bleiben würde, bis er sie sicher in den Händen von Döman Affeno in Ganane wisse. Noch in derselben Sitzung schrieb er einen Brief an Salem und den Gouverneur von Mogduschu und verlangte von ihm vier Soldaten als Ehrengarde und zwei Fäßchen Pulver, um im Namen des Sultans von Zanjibar die nöthigen Ehrensalben ab-

geben zu können; dann gab er dem Kameelhirten den gemessenen Befehl, die Thiere für den 3. November bereit zu halten.

Omar Aussuf hatte nun, wo seine Eigenliebe so sehr ins Spiel kam, den besten Willen, aber es kamen noch Unannehmlichkeiten genug. Eines der besten Kalthiere wurde gestohlen, was allein schon wieder einen Aufschub von ein paar Tagen veranlaßte; dann verlangte der Scheich, daß Révoil die beiden Ladungen Stoffe bezahlen solle, die er zum Geschenke für Döman Affeno in Ganane bestimmt hatte; endlich betrieb Döman Had schi Ibrahim ganz offen die Bildung einer Bande, welche die Karawane plündern und die Reisenden tödten sollte. Die meisten Somalis erklärten sich zwar gegen ihn und schließlich wurde er gezwungen, seine Freybedrigten in den Woscheen einzustellen,

1) Hiernächst gleichzeitig mit Révoil hat auch der englische Reisende Lord Philippi das Thier im centralen Somaliland bei Gogadin aufgefunden und beschreibt die Art, in welcher es sitzt, genauer; es wird von den dortigen Somalis Farumfer genannt und in derselben Weise gehalten wie in Gelidi.

aber immerhin fand er Anhänger genug. Besonders schloß sich ihm Hamed Uga an, der dem Bruder des Sultans zählte, weil er ihn von der Eskorte des Reisenden beim Zuge von Mogbuschu nach Gelidi ausgesprochen hatte; um diesen zu ärgern, wollte er den Reisenden tödten, und hatte sogar geschworen, seine Frau zu verstoßen, wenn er den Reisenden nicht mit eigener Hand niederstieße. Trotzdem hatte er mit Kévoil in Gelidi ganz freundlich verkehrt; aber nun gewannen die Hegerien des sanaitischen Hofschs wieder Einfluß auf ihn. — Dagegen verschonte sich Kévoil wieder mit Hamed und Schibrail Wusa, welche das oben erwähnte Attentat gegen ihn geplant hatten, und besuchte den letzteren sogar in seiner Wohnung in Belguri.

Auf dem Wege dahin konnte Kévoil eine Koranschule besichtigen, welche der Lehrer, Malsm von den Somalis genannt, unter freiem Himmel abhielt; das Verfahren war natürlich ganz wie in anderen mohammedanischen Ländern auch; als Tafeln dienten Bretter, auf welche die zu lernenden Koranverse geschrieben wurden. — Derselbe Gang gab ihm Gelegen-

heit, dem Begräbniß eines angesehenen Alten beizuwohnen. Die Leiche, in ein weißes Leinentuch eingewickelt, lag auf einer Tragbahre, die ebenfalls mit einem weißen Tuche bedeckt war. Den Boden hatte man mit

Kinderhäuten bedeckt, welche von den Vagerrstäten der Nachbarn entlehnt waren. Neben der Leiche stand aufrecht der Malsm und rührte das Leben und die Heldenthaten des Verstorbenen, während das Trauergefolge auf der Erde lauerte und Schafe und Ziegen munter unter ihnen herumliefen; die Vorübergehenden spundten mehrmals auf den Katafall. Nach Beendigung seiner Rede sprach der Malsm die nöthigen Gebete und das Begräbniß erfolgte ganz in derselben Weise, wie in anderen mohammedanischen Ländern auch.



Heterocephalus glaber. (Halbe natürliche Größe.)

Trotz der Verschönerung dauerten aber die Reibereien der verschiedenen Partien in Gelidi fort, und selten endeten die Verathungen anders, als daß eine Partei im Horne und mit Trübungen gegen die Schlinglinge der Anderen die Wohnung des Sultans verließ. Die Kosten der Zusammenkünfte mußte natürlich Kévoil tragen.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

II.

In der Regel werden drei Renthiere vor den Schlitten gespannt, und da denselben nicht, wie den Pferden, Gebisse ins Maul gelegt werden können, so dienen statt dessen aus Bein geschnitzte und mit Riemen fest am Kopfe gehaltene Venten. Unmittelbar gelenkt wird nur das links gehende Ren mit einem einfachen langen Ventriemen. Das zweite Ren ist an dem Bauchgurt des ersten, das dritte an dem des zweiten befestigt. Aus diesem Grunde und weil die Zugriemen beweglich in Ringen liegen, welche vorn am Schlitten befestigt sind, bleibt immer ein Ren etwas hinter dem anderen zurück. Das stärkste Thier voran, bilden die übrigen mit diesem eine schräge Linie, was sehr gut aussieht. Die Ventrer dieser Völler waren die Natur und die Erfahrung: wie die Zugvögel in der Luft, so flogen sie mit ihren Renthiere über die Schneebenen.

Unentbehrlich bei Führung der Renthiere ist ferner ein sehr langer Speer, dessen Rükstük unteres Ende mit einer starken Eisenspitze versehen ist und dessen schwächeres oberes Ende einen mächtig großen Knopf trägt. Die Eisenspitze dient zum Schutze gegen Renthiere, besonders gegen Wölfe. Beim Venten und Antreiben hat der Samojede diesen Speer unter dem Arme in der Hand, so daß die eiserne Spitze desselben sich hinter seinem Rücken befindet, während er mit dem auf dem Speere befindlichen Knopfe die Renthiere

stößt und kipelt und ihnen denselben bald von der einen, bald von der anderen Seite zeigt. Gut eingelebte Renthiere sollen still stehen, sobald der Führer den Speer zur Erde wirft; hilft dieses nicht, so wird der Ventriemen stark nach links gezogen, oft so stark, daß das Reitren zu Boden fällt.

Wenn Fische oder andere Waaren in großer Menge transportirt, also Karawanen gebildet werden, so gehen diese verhältnismäßig langsam und es werden alsdann nur zwei Renthiere vor den Schlitten gespannt. Vor andere Schlitten werden auch hin und wieder vier, ja fünf gespannt, aber nicht mehr.

Die von den Samojeden selbst gemachten Vöte haben eine Länge von 4 bis 5 $\frac{1}{2}$ m und in der Mitte eine Breite von 60 bis 85 cm. Sie werden nach beiden Enden allmählich und gleichmäßig schmaler. Die Samojeden verfertigen dieselben entweder aus einem Stükke, wenn sich ein passend starker Baum dazu findet, oder die Vöte bestehen aus drei Theilen, nämlich dem unteren, auf dem Wasser ruhenden und aus einem Baumstamme geschnittenen Boden, und den beiden, etwa 36 cm hohen Werten, welche vermittels durch Löcher gezogener zäher Baumwurzeln oder Weidengerten und Harz fest und wasserdicht mit dem Boden verbunden werden. Jedes Vöte ist fein gearbeitet, der

Boden 2 em, die Wände 1 em stark. Im Inneren sind keine Stäbe, wohl aber vier bis sechs Querhölzer, welche etwas unter den Ranten des Bootes eingelassen und durch kleine Holzstücke befestigt, dazu dienen, denselben eine größere Festigkeit zu geben. Entsetzten Spalten im Boote, so werden diese ebenfalls mit Weidenweigen oder Baumwurzeln dicht gemacht, so daß ein altes Boot oft wie zusammengeknüpft ausieht. Am besten kann man sich ein Bild von diesen Bötten machen, wenn man eine Erbsensorte aus einander biegt und derselben durch kleine, zwischen die beiden Schalen gestellte Holzstäbchen, die Form eines Bootes giebt.

Die Ruder sind entweder einfache, mit einer länglichen, etwas gebogenen Ruderchaukel versehene, oder Doppelruder mit zwei kurzen Schaufeln und den schon bekannteren Esimorudern ähnlich.

Schon einmal habe ich erwähnt, wie geschieht die Samojeden mit diesen kleinen, zierlichen Bötten umzugehen wissen, sie oft schwer beladen und mit ihnen einem nicht unbedeutenden Wellenschlage Trost bieten können. Beim Rudern liegen sie mit den Knien auf einem Weidenbündel und bewegen das Ruder von einer Seite zur anderen. Derjenige, welcher mit diesen Bötten nicht umzugehen versteht und sich hineinwagt, wird bald ein unfreiwilliges Bad nehmen. Findet man bei den Samojeden größere Segelböte, so haben sie dieselben von den Russen erhalten.

Schon früher erwähnte ich, daß dieses Volk nur das Messer, das Peil und die Nabel als Werkzeuge gebraucht. An ihrem Rente, an ihren Schlitzen und Bötten wird man keinen eisernen Nagel, nichts durch Peil verbunden finden. Alles bekommt schon durch die Art und Weise, wie es in einander gefügt wird, Halt, und so nachgehoßen werden muß, geschieht dieses durch kleine Holzstücke. Die Samojeden kommt hierbei das ansehnlichste feste, zähe und biegsame Holz des dort befindlichen Färdchenbaums sehr zu Hilfe.

Die zu den Zelten gehörigen Stangen und Bretter, die Schlitzen, Böte und Ruder sind aus Holz hergestellt. Der Knopf auf der Speerhange, die vorn am Schlitzen befestigten Doppelringe, in welchen die Angriemen liegen, sind entweder aus Holz oder aus Peil geschnitten. Die am Kopfe liegenden, zum Baume gehörigen Fenster sind immer aus Peil hergestellt. Es werden hierzu Renthierrknochen, Mammutknochen, Mammutzähne und Walroßzähne genommen. Die Riemen am Renthierrknochen sind von der Haut des wilden Renthiers, des Walroßes, der Delfine und anderer Thiere. Der Halsgurt ist aus den noch mit Haaren versehenen Stellen des Eisbären, des braunen Bären oder anderem hierzu passenden Materiale gemacht. Die Bandgurte bestehen fast immer aus gerbtem Rindleder, welches durch Handel erworben wird.

Vor den Männerkitteln eines wohlhabenden Samojeden werden vor allen Dingen drei angezeichnete Renthiere gespannt. Die an den Rücken derselben befindlichen Fenster sind theilweise aus Mammutzähnen höflich geschnitten und gefächert. Die Baumriemen sind mit langen, roth, braun oder gelb gefärbten Leberseifen geschnitten. Die Halsgurten bestehen aus dem mit langen weißen Haaren versehenen Felle des Eisbären. Die aus gerbtem Rindleder hergestellten Bandgurte sind mit Messingknöpfen verziert; an der des Ventreriens befindet sich ein Galen, in welchem der Ventrerien liegt. Verbunden sind die Renthiere durch blanke Messingketten. Die Doppelringe am Schlitzen und der Knopf auf der Speerhange sind aus den eisenerne liegenden Zähnen des Walroßes geschnitten. Auf dem Schlitzen liegt ein schwarzes Renthierrknochen und an der Seite desselben hängt im ledernen Gewehrgesäß ein Gewehr.

Die Samojeden besitzen außer dem Renthiere und dem Hunde kein anderes gezähmtes Thier. Es ist bekannt, wie unentbehrlich den nördlichen Völkern das Renthier ist; weil aber schon viel darüber geschrieben worden, erwähne ich möglichst wenig.

Die verdommten Thiere, welche, wie unter den Kindern die Eschen, einen großen Theil der Renthiereherden bilden und zur Arbeit, besonders zum Ziehen schwerer Lasten gebraucht werden, sind die größten und ruhigsten. Diese Thiere haben von der Schnauzenpitze bis zum Schwanz eine Länge von 1 m 87 cm und vom Boden bis zum Gewichte eine Höhe von 1 m 20 cm. Das Gewicht ist 63 em hoch, also beträgt die Höhe vom Boden bis zur Spitze des Gewichtes 1 m 82 cm. Das Gewicht derselben ist zwar sehr groß und hat oft 20 Euben, aber es ist selten hüßlich und regelmäßig. Die männlichen Renthiere, welche in geringer Anzahl gehalten werden, sind ein wenig kleiner, aber natürlich viel lebendiger und geschmeidiger. Besonders hüßlich sind die weiblichen Renthiere; sie sind bedeutend kleiner als das beschriebene, aber ungemein beweglich und ansehnlich, auch ihr Gewicht ist zwar klein, aber sehr regelmäßig und fest. Wenn die Samojeden das Alter eines Rens bestimmen wollen, so sehen sie nach den Zähnen.

Die Hunde der Samojeden sind kleine, muntere und gelehrige Thiere. Sie werden niemals zum Ziehen benutzt, sondern dienen hauptsächlich zum Hüten und Zusammenreiben der Renthiere und werden auch ihres Felles wegen gehalten. Ihre Länge beträgt 67 cm, ihre Höhe 38 cm, wenige sind größer oder kleiner. Ihre Farbe ist hellgelb, selten schwarz oder schwarz und weiß. Diese Hunde werden, wenn sie den Fischen gehören, nur mit rohen Fischen ernährt. Sie bellen viel; die Tollwuth kommt, wenn auch selten, im Sommer wie im Winter unter ihnen vor.

Die Erwerbsweize der Samojeden sind ausschließlich Renthierrucht, Jagd und Fischelei. Wenn auch der Samojede Hirt, Jäger und Fischei in einer Person ist, so beschäftigen sich doch die wohlhabenden mehr mit Renthierrucht, die ärmere mehr mit Jagd und Fischelei und das Ziel aller wird immer sein, Besitz von möglichst vielen Renthiern zu werden. Das Ren ist ihr Hauptgut, ihr Kapital, und sie berechnen auch alles in Renthiervorthen.

Das Klima und die Nahrungsgewohnheit zwingt die Menschen und die meisten dort lebenden Thiere zu beständigen Wanderungen. Der Hirt hat fortwährend mit seiner Herde zu thun, er muß sie dahin führen, wo die beste Weide, hauptsächlich das beste Renthierrknochen (Kleiche), ist und zieht im Frühjahr und Sommer mit ihr von Süd nach Nord, im Herbst und Winter von Nord nach Süd. Beständig muß er auf sie achten, sie zusammenhalten, sie gegen Raubthiere, besonders gegen Wölfe, schützen. Zu leichten Schlitzen mit den schnellsten Renthiern umfährt er die Herde; mit dem langen Lasso fängt er die widerspenstigen und jungen Thiere ein und lehrt sie und gewöhnt sie daran, den Schlitzen zu ziehen. Der von ihm gebrauchte Lasso ist 21 m lang und von starken Riemen fest und künstlich geflochten; an dem einen Ende desselben ist ein aus Knochen geschnittener Doppelring befestigt, vermittelst dessen die Schlinge hergestellt wird. Die Spitze der Herten ist Renthierrknochen, die Wild dieser Thiere benutzen sie sehr selten.

Der samojedische Jäger folgt dem ebenfalls hin und her wandernden Wilde. Er besitzt wohl ein altes, mit Feuersteinisch versehenes Gewehr, sehr selten ein Perkussionsgewehr. Er verfolgt die Jagde der wilden Renthiere; sieht er vermuthet er solche in einiger Entfernung, so legt er sich auf den Schnee nieder und kriecht langsam und mit

Ausbauer so nahe wie möglich heran. Hierbei bedient er sich eines Brettes, welches er vorhält, um sich zu verdecken. Dieses Brett hat ein halbmehrförmiges Loch, durch welches der Jäger das Wild beobachtet und, sobald er nahe genug herangekommen ist, das Gewehr legt, um zu schießen. Immer wird auch ein Vogen im Besitze des Jägers sein und steht ihm das Gewehr, welches häufig der Fall ist, oder hat er seine Munition mehr, so muß Vogen und Pfeil allein genügen; kleineres Wild wird ausschließlich nur mit letzterer Waffe erlegt. Der Vogen der Samojeden ist über 2 m lang, groß und stark, er ist in der Mitte, da wo der Pfeil angelegt wird, ein wenig nach unten gebogen und mit harter Sehne versehen. Die 80 cm langen Pfeile sind aus Holz gemacht, ziemlich stark und da, wo sie auf der Sehne liegen, mit einer Kerbe und drei mäßig langen Ächerstreifen versehen. Die Pfeilspitzen werden entweder, wie die schon beschriebenen eisernen Speerspitzen, in ostjassischen Schmieden gemacht oder die Samojeden schäufeln sie aus harten Knochen; sie sind entweder spitz oder gabelförmig geteilt; letzteres geschieht, um die Stelle der Pfeilspitze weniger zu beschädigen und um die Pfeile nicht zu verlieren. Zwar habe ich erwähnt, daß zu den Schlitten und Wägen, also zu den größten Gegenständen, kein Leim verwandt wird, zu kleineren Gegenständen wird aber ein aus Fischblasen verfertigter Leim benutzt. Es ist der Vogen mit ganz feinem Fischenbaste beklebt und erhält dadurch ein Aussehen, als sei er polirt, ebenso sind die Pfeile da, wo die Kerbe ist, und da, wo die Pfeilspitze eingefügt ist, mit feinem Fischenbaste umwunden und beklebt. Tag der Vogen seine ungefährliche Waffe ist, mag folgende Thatsache erklären. Vor etwa 40 Jahren wollte ein Samojedenjäger unter ihren Anführern Bauju und Pami Ebdovel stürmen. Sie probirten vorher ihre Vogen und Pfeile und brachten es dahin, daß sie mit denselben aus ziemlicher Entfernung, trotz dicker, doppelter Pelzbekleidung, einen Menschen tödten konnten. Der Aufschlag auf Ebdovel wurde damals verrathen und im Keime erstickt.

Außer Vogen und Pfeil verstetigen die Samojeden eine große Anzahl der verschiedensten Fallen. Eine dieser Fallen besteht aus einem zu diesem Zwecke hergestellten Vogen; die Sehne desselben wird durch ein hierzu passendes Holz gespannt gehalten. An dem letzteren ist eine Schnur befestigt, welche in einiger Entfernung über die Mähre des Wildes gezogen wird. Verührt das Wild die Schnur, so fällt das die Sehne haltende Holz zurück und der Vogen schleudert den Pfeil mit außerordentlicher Kraft. Daß zu dem Stellen der Fallen viele Kunstgriffe und Kenntnisse gehören, welche durch Erfahrung gesammelt werden müssen, wird jeder Jäger wissen.

Zur Jagd der Samojeden gehört in erster Reihe das wilde Reuthier, der braune Bär, der Bistraz, der Wolf, welcher erst eine außerordentliche Größe hat, wie die von

mir gesehenen Helle zeigten; besonders aber die Füchse, wie der weiße Eisfuchs, welcher jung die grau aussehenden Kesteraufbälge lierzt; auch sah ich schwarze und blaue Eisfuchsbälge; dann der gewöhnliche rotte Fuchs und mit ihm der echte Schwarzfuchs; das Fell des letzteren kann einen Werth bis zu 1000 Rubel haben, die Samojeden erhalten im Fuchshandel aber höchstens 60 Rubel. In großen Mengen wird das, das Grauwolf liefernde Eisfuchshörnchen sowie weiße Hasen erlegt. Im Sommer leben an den Flüssen und Seen wilde Schwäne, eine ungeheure Anzahl Gänse und Enten verschiedener Arten; vielfach vorkommend und wenig scheu ist der rothschlegel Taucher, von den Russen Gagar genannt, und die Uferschneise. Häufig von mir bemerkt wurden ferner nur eine Art großer schöner Möven (Larus asiatica), der Kautschubussard, die Schneurulle, Schneepfuhner und Krähen (Rebelsäßen); unter den kleinen Vögeln fällt momentlich die in großer Anzahl vorkommende Uferschwalbe auf. In unserer Jaltorei hatte sich ein Sperling angehebelt; der alte Junggefelte mußte es aber mit dem Tode büßen, daß er seine nördliche Verbreitungsgrenze (Petersburg) überschritten und sich in das Reich der Samojeden gewagt hatte, welche eben alles tödten, was sie bekommen können. Der Sperling war H. Robert zuerst am Tag begegnet und war dann mit nach der Jaltorei am Tag gezogen.

Erzählt wurde mir, daß es oft viele Mäuse gebe, wahrscheinlich Lemmings, die Hauptnahrung der Füchse; eines der Jäger ähnlichen, im Wasser lebenden Thieres; unsere Hammet sah ich selbst und das Innere der Mäusehäuser war angefüllt mit „Preußen“, wie sie die Russen nannten, und welche dieselbe Stelle vertraten, wie bei uns die Schwaben; harmlos, außerordentlich furchtsam und die Wärme ungemein liebende Thiere.

Die Samojeden kommen bis zum nördlichen Eismeere auf der Samojedenhalbinsel; der Mündung des Tag-Busen gegenüber fanden wir ein Todtenlager; sicher ist, daß die Samojeden weit nördlich vom Tag-Busen ihre Reuthiere weiden lassen, und sie erzählen von dem Fischreichthum im Gudo-Busen. Unter den Samojeden war mir ein hübsch gewandter, gewandter tüchtiger Jäger bekannt, welcher gut russisch sprach; der Reichthum desselben bestand in einem sehr guten Gewehre, welches er von einem Kapitän (Nielsen), dem er behilflich gewesen war, geschenkt bekommen hatte. Er schoß damit Delphine (der Weiswal, die Peluda oder der Delphin der Russen); er sowie andere samojedische Jäger streiften weit nach Norden, und dann gehört zur Jagd derselben auch der Eisbär, das Walroß und der Seehund. Die Samojeden ziehen im Winter südlich bis Surgut, sie treffen dann den Elch, auch wohl Hölz und Hermelin, Auer, Birk- und Haselhühner. Von Hölz und Hermelin habe ich wenig gehört, nur ein einziges Hölzfell gesehen; sie sind im Süden Sibiriens häufiger.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von A. Freiherr von Hammerstein.

II. (Schluß.)

Alle diese Kulturen und Leistungen sind nun an der ganzen Westküste viel schlechter möglich als in den portugiesischen Kolonien. Die Ursache, die Cognaz in Betanzigung der Eingeborenen veröffentlicht hat, hat er

thatsächlich nicht gehabt, denn ich habe seine verantwortlichen, eigenhändigen Berichte gelesen, in denen er seine übeln Erfahrungen in der Hinficht schildert und berichtet, nie mehr einen Eingeborenen zur Arbeit nehmen zu können.

Und wenn Sübbe-Schleiden in seinem Buche „Aethiopien“ sagt, daß in seinem sogenannten Aethiopien, nämlich Aegina-toralafrika, das Angebot der Negersarbeit unbefchränkt sei, will ich nicht das veröffentlichten, was er selbst mit seinen Negerarbeitern erfahren hat.

Unter der Anregung und Fortbildung der portugiesischen Regierung hat sich dagegen ein System gebildet, das ich als segensreich bezeichnen muß, nicht nur für den Arbeitgeber, sondern auch für den Neger. Es ist als „moderne Sklaverei“ verschrien, aber ganz grundlos durch Philanthropen, die die Neger Afrikas ebenso wenig kennen, wie einen Segen der Arbeit, wie das u. A. auch der erfahrene Reisende Dr. Kallenstein und neuerdings viele Andere treffend nachweisen. Die Leute sind in ihrer Heimat, in Angola, Benguela und Voango, Sklaven, d. h. wirtschaftlich darben, geschundene Sklaven. Unter der Aufsicht der portugiesischen Regierung werden sie gekauft, erhalten einen Kontrakt auf sieben Jahre, nach deren Ablauf sie die Freiheit haben. Ein Handel damit ist angelegentlich. Arbeitsteiligung, Nahrung, Kleidung, Lohn und Wohnung sind in guten Verhältnissen vorgeschrieben und die Regierung achtet in San Thomé genau auf die Ausführung der Bedingungen, wie sie hier ausgedrückt durch Wegbau, Förderung von Handel, Landbebauung und Kultur sehr thätig und anregend wirkt.

Auf diese Weise sind in der Kolonie San Thomé und Principe viele Tausende von Männern und Weibern mit den nützlichsten Kinderchancen beschäftigt. Dieselben werden fast durchweg streng in Keuschheit und Ordnung gehalten, sie bekommen reichliche Nahrung und haben in Anbetracht des für sie kühlen Klimas gute Wohnungen und je einen Strohhut und eine wolene Decke als Bett. Sie wissen, wofür sie arbeiten, und sind sehr zufrieden. Wer sich die Freiheit und ein hübsches Verdienste erarbeitet hat, bleibt meistens in diesem Verhältnisse oder kehrt bald in dasselbe zurück, nie aber geht er heimwärts, sondern sieht sich sonst auf San Thomé an, wo die vielen auf diese Weise entstandenen, kleinen freien Negerfamilien ein angenehmes oder gar faules Dasein sorgenlos führen und durch Arbeit zu Menschen geworden, aus das Christentum wirklich in sich aufnehmen. Das ist keine Sklaverei, das ist praktische Weisheit. Das sind segensreiche Einrichtungen, die ja auch ihre Ausartungen und Ausnahmen zeigen, aber solche können durch die vernünftige Leitung einer starken Regierung auch fast ganz vermieden werden.

Für das an der Küste und im Flußgebiete der Kolonie Camerun weit angebedeutere Flachland habe ich an anderer Stelle gleichfalls nachgewiesen, daß für die Bebauung günstige, fruchtbare Böden in guter Lage reichlich vorhanden sind; die Urwälder auf dem Granitboden Vangas, das Flußgebiet des Ningo und die Niederungen zwischen dem Camerun-Gebirge und den Kumbibergen bieten solche ganz besonders. Für sie ist an Erfahrungen durch ein rein deutsches Unternehmen reichlich gesammelt, um mit dem Landbanbau durch Handelsgesellschaft in ihnen zu beginnen, sobald die Negerarbeitfrage gelöst sein wird. Dieses Unternehmen ist die S. i. a. n. g. - F. a. r. m.

Die Kaffeeplantage „Eibange-Farm“ ist ein Unternehmen der Firma Bornemann und liegt etwa 7 km ostnordöstlich von Gabun, dem Hauptorte der gleichnamigen französischen Kolonie, und ungefähr südlich von dem südlichsten Gipfel der Mounabuchi.

Das Terrain ist ein hügeliges, erhebt sich aber nur in einzelnen steilen Bergtuppen höher als 40 m über die Meereshöhe. Das Gebirge besteht vorwiegend aus einem grauen, fast thonigen, dickschieferigen, feinsörnigen, kalkhaltigen Sandstein, die Kuppen und etwas höheren Hügel

sind von dem den Laterit kennzeichnenden porösen, schlackigen nierenförmigen, thonigen Rotheisenstein, dem mau an der ganzen Westküste so viel begegnet. Das Klima hat ihn aber hier mit einer biederer Verwitterungsschicht, einem zugleich auch an organischen Stoffen reichen Boden bedeckt.

Die ganze Gegend trägt weit und breit üppigen Urwald, in dem mächtige Baumriesen auftreten. Mit Art und Fener ist nur ein kleiner Teil des angekauften Terrains davon gelichtet und angebaut. Herr Seygaur, das frühere belandische Mitglied der Voango-Expedition, hatte im Auftrage der Firma Bornemann die Anlage der Farm übernommen, im Jahre 1879 damit begonnen, und bis 1884 hat er dort mit reichlichen Geldeutwen zahlreiche Versuche angestellt.

Die freigeschlagenen, runden Kuppen und die sich etwas flacher abdachenden, längeren Hügel sind mit Liberialaffee bepflanzt. In geraden, 10 Fuß entfernten Reihen im Quadratverbande bedecken die breiten, niedrigen Kronen der kleinen, einige Jahre alten Bäumchen schon einen großen Teil des Bodens, auf dem es so viel Arbeit kostet, die zahlreichen, schnell und mächtig emporschießenden Unkräuter und Gräser nieder zu halten und zu entfernen. Die regelmäßigen, großblättrigen und dunkel begrünnten Pflanzungen auf freiem Boden sind wohlthuend anzusehen inmitten der schrautenlosen Wildnis und des auffallenden Fehlens aller geraden Linien, der hauptsächlichsten Marken kulturmenschlischer Thätigkeit.

Die Bäumchen stehen freilich auf einem einzigen geraden Stamme, aber sie werden buschartig breit und niedrig gehalten, damit alle Zweige leicht bepflanzt und beschnitten werden können.

Bei den schon tragenden Bäumen sehen die Beeren dicht gedrängt um und in den Blattachseln und ziehen die Zweige durch ihr Gewicht herunter. Zwischen denselben und an anderen Stellen des Baumes blühen zeitweise im Uebermaße die röhrenförmigen, spitz- und fleischigblättrigen, einen kleinen Trichter bildenden Blüthen, deren blendendes Weiß in seiner Fülle scharf absteht gegen die Blätter, und die einen betäubenden, süßlichen Geruch ausströmen, der angenehm ist, aber in der Nähe und länger gewiesen Kopfschmerzen verursacht.

Die jungen Pflanzungen sehen noch weniger regelmäßig aus. Das junge Laubwerk schießt wieder durch das vertrocknete, abgebadete. Die Stämme, mit denen die jungen Pflanzen bezeichnet sind, und der umgebende, klotzige Boden zeigen freilich schon von fern die anbauwürdige Pflanze, aber die angebrannten und trockenen, oft hohen Stämme der früheren, fäulteren Waldbäume und die wegen zu großen Umfanges zuweilen liegen geliebten Stämme sind noch frischer und treten auch mehr hervor, weil kein Grün sie verdeckt.

Zwischen diesen kleinen Hügeln liegen scharf einsinkende, schmale Thäler, Ravinen, die mit freigeschlagenen, aber nicht zur Anpflanzung benutzt sind und in denen in der Regenzeit kleine Bäche entlang fließen. Ueber das Gemiß der Stämmen und Wälder in ihnen hat sich ein dichtes Blattwerk gezogen, aus dem die Köpfe der jungen Urwaldherrschers sich schon wieder erheben. Nur die Palmen sind erhalten und stehen einzeln und gruppensweise schlank und hoch darüber. Zeit sie von dem Schatten der Landbäume befreit sind, tragen sie reichliche Früchte.

Die Kaffeeernte schließen sich in etwas langgestreckter Form an einander und sind rings umschlossen vom Urwalde, zwischen dessen hellgrauen Stämmen und Ästen der durch den seitlichen Freizieh nicht erhaltende Unterwuchs sich so

entwikkelt hat, daß auch, wenn man dicht davor steht, nichts zu erkennen ist, wo ein Stamm ungefähr dem Boden entspringt, und bei der sehr verschiedenen Höhe und Form der durch einander wachsenden Baumkrönen und überall rankenden Schlingengewächse die Terrängefaltung nur nach geraden Hügeln und tiefen Thälern beurtheilt werden kann.

Die Wege sind von Herrn Schran angelegt, der fünf Jahre am Congo mit Erfolg thätig gewesen ist und die Vermessung und Kartirung der Form und ihrer Umgegend ausgeführt hat. Sie sind schmal, nur für einzeln gehende Thiere und für Fußgänger berechnet, und das die Anlage und Unterhaltung kostspielig genug. Das erhöhte Planum und die Gräben müssen von dem auch auf den langen Urmalstreden wandernden Pflanzenwuchse freigehalten werden, und die Regengüsse richten große Verheerungen an. Die Sträucher sind von guten europäischen Böhlen gebaut, die auf Eisenstienen ruhen.

An dem Wege, der nach Gabun führt, sind im Urmalbe, wo derselbe nicht mehr zum Boermann'schen Besitze gehört, schon verschiedene Negersiedelungen entstanden, und alle Eingeborenen in weitem Umkreise bemühen sich nicht mehr ihre gewundenen Pfade über Berg und Thal mit oft großen Umwegen. Sie konnten ja auch im Urmalbe niemals die Richtung sicher verfolgen und die besten Stellen suchen, dazu gehören Kompaß, Nivelirinstrument und Wasser. Wie schwer es aber ist, auch damit die beste Lage eines Weges zu bestimmen, kann man nur beurtheilen, wenn man den Urmalst kennt, in dem weit und breit auch auf kurze Entfernungen kein freier Blick zu gewinnen ist. „Wenn Du diesen Weg gesehen hättest, ehe er da war!“ sagt irgend ein praktischer Engländer. Jetzt wandert und reitet man bequem und mit Vergnügen darauf durch die übrigens unveränderte Wildnis des Urmalbes. Die Hauptstrichung, in der die Form von Gabun aus liegt, wurde seiner Zeit durch Kasketen bestimmt, die man auf derselben steigen ließ, und die von einem der Gabun liegenden Dampfer gepült wurden.

Niemlich in der Mitte der Felsler auf einem Hügel, von dem aus man die meisten übrigen übersehen kann, stehen die Gebäude der Farm. Zwei leichte Bretterhäuser auf gemauerten Pfeilern mit leichten, weit überfallenden Dächern, welche die ringsum laufende Veranda noch mit beschatten, enthalten die lustigen, hübsch ausgestatteten Wohnräume der Weigen. Namentlich das kleinere mit seinem weiß gestrichenen Dache und seinem braunen Holzwerke sieht sehr freundlich aus. Das größere, in dem Herr Soganz mit seiner Frau gewohnt hat, steht jetzt leer.

Vor den Häusern sind kleine Gärten angelegt, in denen einheimische Gewächse und europäische Pflanzen gedeihen. In dem etwas entfernten Gemüsegarten werden Gurten, Erbsen, Kohl, Salat, Radiese u. s. w. nebst einigen tropischen Früchten gezogen. Alles das wächst bei sorgfältiger Pflege und stets frisch bezogener Saat gut. Der Gang vor dem Hause ist mit dem gegenüberliegenden zusammen zu einem Weideplage mit Stachelstrauch eingefriedigt. Ein Maulwurf und drei tropische, hellfarbige Fiel, wie sie in Senegambien sehr häufig sind, mit einem einzigen schwarzen Strich über dem Hinterkopfe, weiden darin mit einigen der schmutzen, kleinen afrikanischen Kinder und einem Stamme der spärlich behaarten Echse, die nur Fleisch erzeugen.

Hinter den Wohnhäusern ist eine Kegelbahn und eine Anzahl kleinerer Häuser, die Küche und die Geflügelhühner in einer großen Tragstübenerrichtung, in der Finter, Hühner und Enten gezüchtet werden. Neben den Wohnhäusern ist ein Waarenhaus, in dem die schwarzen Arbeiter ihre täglichen Lebensmittelrationen, ihre Kleidung u. s. w. erhalten, die Wohnung des schwarzen Aufsehers und ein großer offener Arbeitsschuppen. Zwischen ihnen wird zur Erntezeit der Kaffee auf freiem Plage getrocknet, bearbeitet und verlesen.

Alle Häuser stehen auf Pfeilern und haben einfache Wände von Flechten oder Weidholz. Ueberall muß der Luftzug ungehindert durchstreichen können, weshalb auch die freie Lage auf dem Hügel besonders vorthellhaft ist. Die hohe Feuchtigkeit in Verbindung mit der großen Wärme verderben sonst alles schnell. Ueberall muß ferner die Ungeziefer, die Ratten, Ameisen, Termiten, Schlupfwespen, Schwaben u. s. w. nachdrücklich verfolgt werden können. — Sehr viel Arbeit erfordert der Grab- und Unkrautwuchs an allen Hof- und Wegflähen. Täglich sieht eine Anzahl der Schwarzen dabei, ihn mit dem Axtknauf, dem Universalinstrumente, einem hirschfüßlerartigen, breiten, an der Spitze gebogenen Ruchmesser, abzuheben.

Den erwähnten gegenüberliegenden Hügel krönt ein großes, eisernes Lagerhaus. An seinem seitlichen Abhange stehen die Häuser der Arbeiter, die wegziehen mit den Hütten der Eingeborenen in jeder Beziehung viel besser sind. Die Arbeiter, deren etwas über 60 dort beschäftigt sind, stammen fast alle aus der Gegend von Rabinda nördlich vom Congo. Die Arbeit, die sie leisten, ist für den guten Lebensunterhalt, die Kleidung und Bezahlung, die sie erhalten, sehr gering, vor Allem aber gar nicht mit dem zu vergleichen, was ein deutscher Arbeiter arbeiten nennt. Dazu kommt, daß diese Leute immer nur ein oder zwei Jahre bleiben, um dann ihre Ersparnisse in der Heimath unterzubringen und so auch noch die Ueberfahrten und schwierigen Ersatzverschaffungen neben dem fortwährenden Alernen und Kräftigen durch gute Lebensmittel die Arbeit sehr theuern. Die Versuche, die Herr Soganz gemacht hat, die dortigen Eingeborenen zur Arbeit heranzuziehen, sind alle gescheitert.

Ein solches Unternehmen, wie es die Sibangefarm ist, konnte eben nur Jemand wie Herr Boermann unterhalten, der die Verhältnisse kennt und über das nötige Kapital verfügt. Durch die Anlage dieser einzigen Pflanzung an der ganzen Küste zwischen Angola und Liberia hat er sich ein großes Verdienst erworben, indem er Erfahrungen gesammelt hat, die allen Denen zugute kommen können, die beabsichtigen, an der Westküste Afrikas Ähnliches zu unternehmen. Es ist nur zu beauern, daß diese Erfahrungen so viel gelostet haben, daß Herr Boermann nicht von vorn herein einen Mann hinauswählte, der neben Kenntnissen und Thatskraft auch Praxis in der Bewirthschaftung und Verhältniß für die Lebensbedingungen einer Pflanze, für Pflanzung und Bodenbearbeitung gehabt hätte. Bei allem Fleiße ging das alles Herrn Soganz leider ab. Er war ein Gärtner, aber als solcher auch nur ein Systematiker der Botanik, wie seine vorzüglichsten Sammlungen zeigen. Aus seinen landwirtschaftlichen Schöpfungen aber kann man doch reichliche Erfahrungen ziehen, um ähnliche Unternehmungen als unrentabel zu bestimmen oder mit sicherer Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können.

Kürzere Mittheilungen.

Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikt.

Der Norden der Kolonie Westaustralien war bis 1879 ein unbekanntes Land. In diesem Jahre unternahm Alexander Forrest die erste Forschungsreise durch dies große Gebiet. Sie ging von der Mündung des Fijroy (King Sound, in 17° 32' südl. Br. und 123° 37' östl. von Gr.) aus und endete in Port Darwin an der Nordküste. Forrest hatte glänzende Entdeckungen gemacht. Seine Reise führte ihn über herrliches, durch zahlreiche Flüsse bewässertes Weideland von beträchtlichem Umfange. Das große Nordgebiet erhielt dann den Namen Kimberley-Distrikt nach dem damaligen Kolonialminister Englands, dem Earl of Kimberley. Es begreift den Theil der Kolonie, welcher nördlich von 19° 30' südl. Br. liegt und einen Flächeninhalt von ungefähr 134 000 englischen oder 6902 deutschen Quadratmeilen umfaßt. Am Schluß des Jahres 1884 waren davon bereits 62 084 resp. 2920 von Squattern zu Viehwiesen in Pacht genommen. Der Viehzüchter an den Flüssen Fijroy und Lennard zählte 46 839 Schafe, 990 Kühe und 287 Pferde und hat sich im Jahre 1885 erheblich vermehrt. Außerdem waren auf den Weiden am Fuß H. jenseits der Wasserscheide, welche zu den vorzüglichsten in ganz Australien gehören sollen, große Herden Rinder von Cuenca und aus eingeführt. Die von den Squattern zu zahlende jährliche Rente beträgt 10 sh für je 1000 Acres oder 405 ha. Der Ankauf von Land, aber nicht unter 200 Acres oder 81 ha, ist auf 10 sh pro Acre oder 40 bis 46 R. festgesetzt. Am östlichen Ufer des King Sound ist jetzt in 17° 18' südl. Br. und 123° 41' östl. v. Gr. eine Feststadt, Derby genannt, angelegt worden, wo auch der Polizeicommissar des Distriktes residirt. Man hielt bisher das Klima für ein gesundes, allein die neuesten Nachrichten besagen, daß Europäer, wenigstens an den Flüssen Fijroy und Lennard, fast ohne Ausnahme vom Fieber zu leiden haben. Man glaubt indes, daß sich das Klima auf dem höheren Lande als ein besseres erweisen werde. Eine geradezu furchtbare Plage sollen die Moskito's sein. Aus diesen Gründen hält es schwer, Europäer für dortige Dienste zu engagiren, es sei denn unter Gewährung exorbitanter Löhne. Wie es scheint, wird man wohl die Eingeborenen, welche langsam und gelegentlich sind, zu Arbeiten verwenden können.

Der Regierungsfeld der Kolonie Westaustralien, Mr. Edward L. Hardman, hat im Jahre 1884 den Theil des Kimberley-Distrikts, welcher zwischen 16° 35' und 18° 30' südl. Br. und zwischen 122° 10' und 126° 50' östl. von Gr. sich ausbreitet, genau erforscht und kartographisch dargestellt, und dann auch den, welcher, jenseits der Wasserscheide, zwischen 16° 40' und 19° südl. Br. und zwischen 126° 20' und 129° 30' östl. von Gr. liegt. Wir geben aus seinem Berichte einen kurzen Auszug, zunächst aus dem ersten Theile seiner Reise.

Das hier in Frage kommende Gebiet umfaßt 12800 englische oder 662 deutsche Quadratmeilen. Es ist eine große weiche, von der Küste ab nur allmählich (am Fuße der King Leopold Ranges zu 300 engl. Fuß oder 92 m) ansteigende Ebene, welche durch einzelne Gebirgskämme und zahlreiche isolirte Höhen unterbrochen wird. Im Norden, Nordosten und Osten wird sie durch fast kontinuierliche Höhenzüge begrenzt, die sich in Form eines Quadranten von Port Ussborne in 16° 38' südl. Br. und 123° 28' östl. von Gr. bis zu den Quellen des Margaret R. in 18° 14' südl. Br. und

126° 22' östl. von Gr. in der Länge von ungefähr 270 engl. Meilen oder 435 km hinziehen und in den King Leopold Ranges endigen.

Die Leopold Ranges erstrecken sich zwischen 17° und 18° 30' südl. Br. von Nordwest nach Südost und steigen 1500 bis 2000 engl. Fuß (457 bis 610 m) an. Da Pease, wie Mount Kraus in 18° 20' südl. Br. und 126° 7' östl. von Gr., wenig vorkommen, so erscheinen sie wie ein Tafelland oder Plateau. Sie sind auf der Westseite abwärts, zum Theil sehr abfallend, und bilden die eigentliche Wasserscheide. Alle Flüsse von Bedeutung entspringen dort.

Nächst den Leopold Ranges zählen zu den wichtigsten Gebirgen: die St. Georges Ranges südlich vom Fijroy R. in 18° 40' südl. Br. und 125° östl. von Gr. mit Mount Tudfield, 910, und Mount Dufes Dome, 870 Fuß; das Grant Range nördlich vom Fijroy, in 18° 4' südl. Br. und 124° 7' östl. von Gr., 1010 Fuß; westlich davon Mount Anderson, 900 Fuß; das Rapier Range in 17° 30' südl. Br. und 124° 45' östl. von Gr., 400 Fuß; das Ussborne Range in 16° 37' südl. Br. und 125° 40' östl. von Gr., bis 600 Fuß; das Oscar Range in 18° südl. Br. und 125° 30' östl. von Gr., 400 Fuß; und das Geisse Range in 18° 8' südl. Br. und 125° 45' östl. von Gr., 200 Fuß.

Das Land wird durch Flüsse und Wasserläufe reichlich bewässert. Der bedeutendste Fluß ist der Fijroy, welcher in den Leopold Ranges in 17° 40' südl. Br. und 126° östl. von Gr. entspringt und nach einem halbtageströmigen Laufe in der Länge von 250 engl. Meilen oder 402 km in den King Sound mündet. Sein Bett erweitert sich häufiger Weite, je weiter die Entfernung von der Mündung, und erreicht allmählich eine Breite von 600 bis 700 m. Aus dieser Konfiguration des Flusses resultiren die großen Ueberschwemmungen in der Regenzeit auf den angrenzenden Alluvialflächen, indem die Masse Wasser, welche in dem breiten Bette des oberen Flusses herabfällt, in dem verengten in seinem Laufe gehemmt wird. Die Ufer des Fijroy sind an vielen Stellen hoch und steil, 30 bis 40 Fuß ist nicht ungewöhnlich, ja 110 engl. Meilen von der Mündung steigen sie 50 Fuß an. In 18° 22' südl. Br. und 125° 18' östl. von Gr. bildet der Fluß eine große Insel, Alexander Island benannt, und in der Nähe seiner Mündung eine Insel.

Ein harter Nebenfluß des Fijroy ist der im Süden der Leopold Ranges entspringende Margaret, mit dem sich wieder der Mary R. verbindet. Der Margaret fällt in 18° 9' südl. Br. und 125° 40' östl. von Gr. in den Fijroy, und auch sein Bett erweitert sich aufwärts. Wenngleich beide Flüsse in der Regenzeit kolossale Massen Wasser fortwälzen, so vermindert sich doch der Fijroy in der trockenen Saison zu einem schwach bogen stehenden Bächlein, und der Margaret liegt dann auf längeren Strecken ganz trocken oder zeigt nur hier und dort Wasserlöcher.

Ein zweiter nicht unbedeutender Fluß ist der Lennard. Er entspringt im Norden der Leopold Ranges in der Nähe von Mount Eliza in 17° 15' südl. Br. und 125° 12' östl. von Gr., fließt durch das Rapier Range und theilt sich in 17° 22' südl. Br. und 124° 20' östl. von Gr. deltaartig in zwei Arme, den nördlichen Webe und den südlichen Ray, welche beide, 10 engl. Meilen von einander entfernt, in die Stofes Bay des King Sound münden. Ungleich dem Fijroy erweitert sich sein Bett nach der Mündung zu, seine Ufer sind nicht hoch und auch die Fluthen in der Regenzeit weniger heftig. Seine Länge beträgt ungefähr 120 engl. Meilen oder 193 km.

Ein dritter Fluß von einiger Bedeutung ist der Keightley mit seinen Nebenflüssen Robinson und Townshend, welcher von Norden kommend ebenfalls in die Stokes Bay fällt.

Geringere Wasserläufe sind der Trent, welcher in 16° 35' südl. Br. und 123° 35' östl. von Gr. in Port Melbourne mündet; der Stewart ebenfalls dort; der Logue, welcher sich in den Tünen an der Mündung des Fitzroy verliert; der Froster, welcher mit dem Fitzroy zusammen mündet, und der Brookings, welcher im Oscar Range entspringt und dem oberen Fitzroy zufließt, sich aber verliert, ehe er ihn erreicht. Kleine Landseen, wie Lake Josephine westlich vom Mount Wynne, und Tonsfannen, in denen das Wasser oft permanent ist, kommen häufig vor.

Zu Seiten der Flüsse haben die Fluthen lehmige und zum Theil sandige Massen in der Breite von 3 bis 10, ja an den Flüssen Kennard, May und Meda bis 30 engl. Meilen und mit einer Tiefe bis 30 Fuß abgelagert. Dies Alluvium, welches sich zu Weiden vorzüglich eignet, hat einen angestrichenen Umfang von 3555 englischen oder 158 deutschen Quadratmeilen.

Die zweite Forschungsreise Hardman's bezieht sich auf den östlich von dem King Leopold Ranges und zwischen 16° 40' und 19° südl. Br. und 128° 30' und 129° 30' östl. von Gr. liegenden Theil, im Umfange von 10.000 englischen oder 470½ deutschen Quadratmeilen. Die Leopold Ranges, in denen so viele Flüsse von Bedeutung ihren Ursprung nehmen, bilden die von Nordnordwest nach Südöstlich streichende Wassertheide. Sie liegt vornehmlich dort, wo in 18° 16' südl. Br. und 127° 37' östl. von Gr. und 8 km südlich von dem 675 m hohen Mount Barrett i) die Wasser des Ord nach Osten und die des Margaret nach Westen laufen, macht sich aber kaum bemerkbar, da das Land von der Meeressfläche ab nur allmählich ansteigt. Mr. Hardman überschritt sie in der Höhe von 404 bis 427 m über dem Meeresspiegel.

Der Ord ist der wichtigste Fluß im Kimberley-Distrikt. Er fließt anfänglich in nördlicher, dann aber in südlicher Richtung, bis er in den Cambridge-Golf, einen vorzüglichen Hafen an der Nordküste, mündet. Der Ord wurde im Jahre 1879 durch Alexander Forrest entdeckt und von ihm nach dem damaligen Gouverneur der Kolonie Westaustralien, Sir Harry Ord, benannt. Wegen Krankheiten unter seinen Reisegefährten und wegen Mangels an Lebensmitteln konnte Forrest damals den Fluß nicht weiter verfolgen. Im Jahre 1885 erforschte Mr. W. J. O'Donnell den Ord von da ab, wo Mr. Forrest gezwungen war, ihn zu verlassen, bis zu seiner Mündung in den Cambridge-Golf in der Nähe von Luoin Hill in 15° 18' südl. Br. und 128° 8' östl. von Gr. und entwarf eine Karte von seinem Laufe. Es war dies eine Länge von 362 km. Der Ord zeigt an seiner Mündung eine Breite von ziemlich 5 km, verengt sich aber 16 km aufwärts, bis wohin er mit Booten befahren werden kann, auf 30 bis 50 m. Im Durchschnitt läßt sich die Breite seines Bettes auf 240 m bestimmen. An manchen Stellen erweitert es sich auf 1000 m, während es auch wieder, wo der Fluß durch rauhes gebirgiges Terrain zu zwingen wird, sehr schmal wird. Namentlich vom östlichen Ufer ab dehnt sich Alluvialland in der Breite von oft 25 bis 32 km und mit dem vorzüglichsten chokoladefarbenen und dunkelbraunen Boden im ganzen Kimberley-Distrikt aus. Das von den Schiffsreisenden so hoch geschätzte Mitchell Gras (Astroblea elymoides) wächst hier in großer Menge.

Zu den Nebenflüssen des Ord zählt an erster Stelle der Etoile, so benannt nach der Gattin des Explorers und jetzigen Kronlandministers der Kolonie Westaustralien, Mr.

John Forrest. Der Etoile entspringt 14 km südlich von dem vorerwähnten Mount Barrett und etwa 8 km vom Ramm der Wassertheide. Er beginnt als ein schmales, unbedeutendes Bächlein, aber schon nach einer Entfernung von 11 km erweitert sich sein Bett zu dem eines Flusses. Nach einem östlichen Laufe von 32 km wendet er sich im Albert-Edmund Range durch eine tiefe, enge und nur in der trockenen Saison passbare wilde Schlucht, deren Wände aus metamorphischen Felsen 100 bis 150 m über dem Bette ansteigen. Hieranfließt er ungefähr 64 km über größtentheils streichbare, aber durch bis 14 m tiefe Entlangungen im Erdboden, Villabonys genannt, häufig unterbrochene Alluvialflächen hin, die sich in der Breite von mehreren Kilometern, bis sie durch Sand- und Kalksteinfelsen abgelpert werden, zu Seiten der Ufer ausbreiten. Zuletzt fällt er in den Pantan R., welcher nach einem weiteren Laufe von 32 km wieder in den Ord mündet. Dies ist die Ausflusss des Regierungsfeldmessers Harry J. Johnston¹⁾, der diesen Fluß im Jahre 1884 entdeckte und benannte. Mr. Ordman dagegen ist anderer Ansicht. Er hält den Etoile, welcher von seinen Quellen ab bis zur Verbindung mit dem Pantan eine Länge von 105 km hat, für den oberen Ord, und den sogenannten oberen nordwestlichen Ord des Mr. Johnston mit einer Länge von 72 km, sonach, wie den im Ganzen 64 km langen Pantan nur für Nebenflüsse des Ord. Der letztere würde nach dieser Annahme, welche die richtige zu sein scheint, eine Gesamtlänge von ungefähr 600 km erhalten.

Der von Westen herkommende Pantan fließt ziemlich parallel mit dem Etoile. Sein rauhes und schwer zugängliches Bett führt durch metamorphische Felsen, welche aus Gneis und Schiefer, mit Quarz durchsetzt, bestehen.

Ein anderer wichtiger Nebenfluß des Ord ist der Regri, ebenfalls von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckt und nach dem Baron Regri in Turin benannt. Der Lauf dieses Flusses ist erst bis 5 km südöstlich von dem 394 m hohen Mount Rapier, auf dem östlich vom Etoile R. gelegenen und vorzüglich begranten Antrim-Tafellande mit basaltischem Boden, bekannt. Auf 64 km fließt er nordnordwestlich, dann wendet er sich westlich und fällt, 209 km südlich vom Cambridge-Golf, in 17° 8' südl. Br. und 128° 45' östl. von Gr. in den Ord. Der Regri hat, wie die meisten Flüsse dieses Distrikts, ein weites und sanftes Bett von oft 100 bis 120 m Breite und wird größtentheils von hohen Ufern mit tiefem Alluvium, unter welchem Sandstein, Schiefer und Kalkstein lagern, eingeschlossen. In der trockenen Jahreszeit zeigen sich in ihm nur hier und dort Böden mit gutem Wasser. An der Stelle, wo er in den Ord mündet, wird aber das Wasser völlig salzig und diese Infusorien bedecken den Rand der Felsen. Gute Weidestücken breiten sich an den Ufern aus.

Der Regri wird durch mehrere Gersteis gespeist. Einer davon dürfte wahrscheinlich die Fortsetzung des Stirling Creek in dem zur Kolonie Südaustralien gehörigen Northern Territory sein. Ein anderer, welcher nordwestlich von dem 22 km östlich von der südaustralischen Grenze isolirt gelegenen und abgeplatteten Mount Pantan, 350 m, hoch, wurde Nelson Creek benannt.

Anderer in den Ord einfallende kleinere Wasserläufe sind die von Süden herziehenden Nicholson, Vincace und Forrest, deren Quellen zur Zeit noch unerforscht sind. Sie münden, kurz vor der Mündung des Pantan und in geringer Entfernung von einander, in den Ord. Der bedeutendste unter ihnen ist der Nicholson, welcher eine Länge von ungefähr 40 km zu haben scheint.

An den Ufern des Ord und seiner Nebenflüsse entlang gemahnt man fast durchweg eine sehr üppige Vegetation. Unter den vielen Akazienbäumen zeichnet sich die schöne

¹⁾ Mount Barrett ist, so viel die Forschung bisher ergeben, der zweithöchste Berg im Kimberley-Distrikt. Der höchste ist der 64 km westlich davon gelegene Mount Malcolm mit wenigstens 705 m.

¹⁾ Crown Lands and Surveys of Western Australia for the year 1884, p. 13 bis 20.

White Acacia von beträchtlichem Umfange und mit prachtvollen Schmetterlingsblumen aus. Die Cajeputbäume (Melaleuca Cajeputi) erreichen öfters eine kolossale Höhe. Eine bis 20 m hohe prachtvolle Fächerpalme wächst am Elvire, und ein boriges Thal, in welchem man auf ein herrliches Bädchen dieser Palme stieß, benannte man Palm Valley. Der Vater Pandanus oder Screw Pine, sowie eine kleinere Art Bambusrohr sind am Ort sehr verbreitet. Am Negri fand man ein dem Zuckerrohr sehr ähnliches Gewächs. Der Calabar, ein dem Eucalyptus rostrata oder Red Gum gleichender Baum, war an den Rebenflüssen des Ort sehr allgemein.

Die Gebirgsformation ist östlich von den Leopold Ranges eine viel complicirtere und dabei rauhere und wildere als auf der westlichen Seite. Mr. Hartman handelt darüber ziemlich ausführlich und giebt den Höhenzügen und Bergen ihre Namen. Am südöstlichen Rande der Leopold Ranges ziehen sich nach Nordost langgestreckt die Mueller Ranges, deren höchste Punkte in Mount Hurley, 563 m, Mount Ball, 575 m, und Mount Malcolm, 705 m, liegen; nach Süden das Daughton Range; nach Nordwest das Albert-Edward Range, ein hohes Sandsteingebirge; und nach Südost, ungefähr 16 km von den Leopold Ranges, das Lubbock Range etc.

Eine 80 km weit nach Nordost sich ausdehnende Hügelreihe wurde Mr. Clinton Ranges und eine 40 km westlich davon gelegene und fast abgeplattete Kette Ramsay Range benannt. In 15° 16' südl. Br. und 127° 37' liegt der schon aus weiter Ferne sichtbare Mount Barrett, 675 m. Von demselben laufen mehrere Ketten aus, unter denen die südwestliche, 475 m, die bedeutendste ist. Ungefähr 25 km östlich vom Mount Barrett erhebt sich in der Richtung nach Nordost ein ziemlich hohes, zur Zeit noch unbenanntes Gebirge.

Auf der östlichen Seite der Leopold Ranges begegnete man nur wenigen Eingeborenen. Sie drohten wiederholt Mr. Hartman und dessen Begleiter, fühlten sich aber zum Angriffe zu schwach. Sie scheinen für den Dienst der Weißen wenig verwendbar zu sein. Am Lubbock Range waren die Männer beschneitten und die Frauen hatten durch ihre durchbohrten Nasenknorpel Stücken Holz gesteckt. Ihre Todten, in Baumrinde eingehüllt, schleppten sie lange Zeit mit sich herum, bis sie zu Mumien eingetrocknet sind, und placieren sie dann in hohlen Felsen, auf Bäumen oder auf der Spitze von Felsen der weichen Aemle.

Die größte Hitze empfand man im September und Oktober, wo das Thermometer im Schatten auf 40,5° C. stieg, während im Juli der Höhepunkt sich nur auf 22° C. belief.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Name des einstigen polnischen Fürstenthums Ruaiolen soll in demjenigen eines neu zu bildenden preussischen Kreises wieder aufleben, und zwar als Süd-Ruaiolen für die südliche Hälfte des bisherigen Kreises Jauerwaslau. Derselbe gehört seinem Areale (165 228 ha), wie seiner Bevölkerung (ca. 90 000 Einwohner) nach zu den größten der Monarchie, in ihm größeren Theile von Polen bewohnt und grenzt auf einer Strecke von mehr als 80 km an Rußland. Dies, sowie der Umstand, daß sich in den letzten Jahren im Kreise Jauerwaslau bedeutende Industriezweige entwickelt haben, lassen seine Theilung in zwei Kreise erwünscht erscheinen. Der Sitz des neuen Landrathsamtes soll Strelno werden.

— Das württembergische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat bei den betheiligten Staaten eine Vereinbarung zu gemeinschaftlicher und gleichmäßiger Vornahme der Tiefenmessungen des Bodensees und Verhellung einer Bodenfestkarte in Anregung gebracht und damit den Vorschlag verbunden, in Friedrichshafen eine Kommission von Sachverständigen zusammenzutreten zu lassen, welche den Auftrag ertheile, über Umfang und Methode der auszuführenden Arbeiten, sowie über die Zeit der Ausföhrung eine Vereinbarung zu treffen. Der schweizerische Bundesrath hat seine Bereitwilligkeit erklärt, diese Kommission zu beschicken und hat diese Anregung begrüßt, um so mehr, als schweizerischerseits der Haupttheil der Arbeit bereits ausgeführt ist.

— Seit 1879 hat sich die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina um 15 Proc. von 1 158 440 auf 1 336 101 Seelen im Jahre 1885 vermehrt. Fast alle Bewohner sind von südslawischer (serbokroatischer) Herkunft und Sprache; der Religion nach gesellen sie aber 1885 in 492 710 Mohammedaner, 571 250 orthodoxe Griechen, 265 788 römische Katholiken (vom griechischen und lateinischen Ritus), 6805 Juden und 648 Anhänger verschiedener Bekenntnisse.

— In einer langen Abhandlung über Capri in der „Allgemeinen Zeitung“ kommt Dr. Reinhold Schöner auch

darauf zu sprechen 1886 Nr. 41, Beilage), daß die blaue Grotte in Tiberius' Zeit keinen Auf besaß, hat, daß kein antiker Schriftsteller sie erwähnt, während sie den Alten doch offenbar bekannt war, wie die Spuren ihrer Benutzung, Reste künstlicher Anlagen augenscheinlich darthun. Es muß ihr eben damals der von uns jetzt bewunderte Reichtum gefehlt haben, der bekanntlich auf der geringen Weite des Grotteeinganges beruht. Mancherlei Anzeichen sprechen nun dafür, daß der Nordrand der Insel, in welchem die Grotte sich befindet, zur Zeit des Tiberius um etwa 6 m höher als heute und dem Meere emporstieg, daß er im Laufe der folgenden Jahrhunderte sich um nahezu 11 m senkte und daß er in der neueren Zeit wieder um fast 5 m sich gehoben hat. Den heutigen Zugang zur Grotte bildet ein ca. 4 m breites, 2 m hohes Loch in der Felswand, das aber nur um 1,07 m über den Wasserpiegel emporragt. Nur 1½ m unterhalb und seitlich dieses Loches nimmt man eine andere gewölbte Oeffnung wahr, welche 16 m tief reicht und 12 m breit ist. Es ist also klar, daß zu der Zeit, in welcher der Wasserpiegel um 6 m tiefer lag, der Eingang nicht durch das kleinere Loch, sondern durch die große Wogenöffnung gebildet wurde, deren jetzt 2,40 m unter dem Wasserpiegel befindliche Wölbung damals 3,00 m über demselben lag. Das Licht konnte demnach frei eindringen und keine ansehnliche Wirkung hervorbringen. — Nach 5 m über dem jetzigen Meeresniveau sieht man an den Wänden der Grotte eine Reihe von Ausbuchtungen, die nur durch das Wasser hervor gebracht sein können. Die Insel muß also in noch späterer Zeit um 5 m tiefer als heute, um 11 m tiefer als im Alterthume im Wasser gestanden und diese Lage Jahrhunderte lang behalten haben. Während dieser Zeit konnte man, da auch der heutige Eingang an 4 m unter Wasser lag, von der Felsenzug der Grotte keine Kenntniß haben, und in der That wird ihrer vor dem Beginne des 17. Jahrhunderts nicht Erwähnung gethan (zuerst 1607 in Capaccio's Beschichte von Neapel).

A f i e n.

— Unter dem Titel „Nordenskiöld's Vegafahrt um Asien und Europa“ (Leipzig, F. A. Brodhaus) hat G. Erman im engen Anschlusse an des Reisenden größeres Werk eine zusammenhängende kürzere Beschreibung jener epochemachenden Reise verfaßt, welche sich an ein größeres Publikum wendet. Nordenskiöld's eigener Bericht ist vielfach durch weit ausfließende Kapitel über die früheren Nordostfahrten und die Schilderung der Naturverhältnisse in den Polarländern der alten Welt unterbrochen, in seine Reisebeschreibung im eigentlichen Sinne, wie solche sich bei G. Erman's Werk finden.

— Rey Elias, bekannt durch seine Reise in der Mongolei, hat soeben eine Erkundungsreise längs des oberen Orus, durch Schiguan und Koshan nach Badakshan, vollendet; er fand überall gute Aufnahme.

Ueber den Ausgang und die zunehmende Versandung der bunakarischen Provinz Karakul (südwestlich von der Stadt Badkhar) berichtet O. Koser in „A travers l'Asie Centrale“ S. 193 Folgendes. Das Land ist zum Theil gut angebaut, aber bei großer Hitze fehlt es an Wasser. In Folge davon, daß sich am mittleren Jerschanfluß, der jetzt in russischem Besitze ist, der Ackerbau ausbreitet, erhält die Provinz Karakul als die letzte, bis wohin die Wasser des Flusses gelangen, nur wenig davon; die Bewässerungsgräben verfallen und zahlreiche Einwohner verlassen ihre Wohnungen, um anderwärts fruchtbareren Boden zu suchen. Einmal, als der Jerschanfluß noch ganz in Badkhar floss, hätte so etwas nicht vorkommen können, da die Verrothung der Arzhs (Räudle) überall auf gerechte Verteilung des Wassers hielt. Heute können sich die Anwohner des Unterlaufes des Flusses nur bei ihrem Emir beschweren, welcher die Klagen periodisch den Behörden in Samarkand übermitteln, wo sie keine Berücksichtigung finden. Denn dort wird in Folge des sich ausbreitenden Ackerbaues jetzt mehr Wasser verbraucht, natürlich auch Kosten der Provinz Karakul, die dergestalt zu einer langsam fortschreitenden, aber gleich Verlangsam verurtheilt ist.

Ueber die Bedeutung der Zinnausbeute in dem britischen Schachtlande Peral (Halbinsel Malakka) macht der französische Ingenieur Errington de la Croix, der das Land wiederholt bereist hat, im „Bulletin“ der Pariser geographischen Gesellschaft (1885, S. 394 ff.) interessante Angaben. 1870 wurden 2054 Tonnen Zinn productirt, 1882 schon 7149, 1884 aber 10272. In dieser raschen Entwicklung hat namentlich die Vollendung des Port Weld und der von dort nach Tchalpang führenden Eisenbahn beigetragen. Bessere Orte selbst, vor wenigen Jahren noch ein Dausen elender Hütten, hat bereits ein ganz civilisirtes Aussehen gewonnen, besitzt breite, von Baumreihen und Ziegelhäusern eingefasste Straßen und in der Mittelpunkt zahlreicher, nach allen Richtungen aufstrahlender Straßen. Heute stehen die Eingemauerten des Staates fast ganz aus der Steuer auf das Zinn, das zudem nicht an seinen ursprünglichen Lagerstätten, sondern nur aus dem Alluvium gewonnen wird; von Ackerbau ist noch wenig die Rede, und gerade der Bergbau ist es, der demselben schadet; denn sobald die Zinnlager erschöpft sind, so ziehen die Arbeiter davon und lassen weite Strecken umgewüthet, sterilen Bodens zurück, die für den Ackerbau ganz ungeeignet sind. Neuerdings hat nun die Regierung der Straits Settlements nach langen Verhandlungen die Aufhebung des Gesetzes erlangt, welches die Ausfuhr von samulischen Kultus untersagt, und erhofft von diesem Erfolge den Anbruch einer neuen Zeit für Peral, das bald einen hohen Platz unter den Ackerbauländern einzunehmen bestimmt ist. Auch die topographische und geologische Erforschung und Aufnahme des Landes läßt sich die Regierung sehr angelegen sein; die Küsten werden vermessen, die Flora untersucht, meteorologische Stationen sind angelegt und in Tchalpang ein naturwissenschaftliches Museum eröffnet worden. — Als Errington de la Croix die Mine von Salak besuchte, mußte er sich den aber-

gläubischen Forderungen der dortigen Chinesen unterwerfen, d. h. seine Schärpe abzulegen und den Sonnenschirm schließen, da diese beiden Dinge die Eigenschaft besitzen sollten, die das Erz im Schooße der Erde bewachsenden guten Geister zu verjagen. Ein Chinese, gegen welchen der Reisende äußerte, daß diese für Europäer sehr unbecommene Maßregel vielleicht nur den Zweck hätte, indisciplinirte Besucher fern zu halten, versicherte ihm, daß dieser Glaube keineswegs unhinnehmlich, sondern malayischen Ursprungs sei. Die Zinnminen gehörten einst den Rajahs des Landes, und die Eingeborenen glaubten, daß die Metalle unter dem Schutze von Geistern (Antu) liegen, welche tief verlegt werden, sobald man das Erz mit Schuppen tritt, nicht anständig bekleidet ist oder einen offenen Sonnenschirm in der Hand hält. Dann verläßt der Geist sofort die Grube und nimmt alles Zinn mit sich hinweg. Diesen Aberglauben haben die einwandernden Chinesen respectiren müssen und haben ihn sich demnach zu eigen gemacht, daß sie bei den Geistern einen eigenen Kultus weihen. Vor jeder Grube steht ein kleiner Altar, auf welchem sie den Geistern Früchte und Thee opfern und Gebeten losbreiten.

— Von Potanin's Expedition, über welche wir zuletzt im vorigen Bande S. 80 berichteten, sind inzwischen mehrere Berichte in St. Petersburg eingelaufen. Er ist nach Kufschotsko gegangen, hat Anfangs August 1884 südwestlich von dieser Stadt den Hwang-ho überschritten, durchkreuzte die Landschaft Ordos, welche den großen nördlichen Bogen des Hwang-ho einnimmt, setzte ein zweites Mal über denselben Strom und traf Anfangs November in Pan-tschon-su ein. Während des Winters machte Potanin ethnologische Studien bei den Saloren und Schorongol-Mongolen im Westen, während der Naturforscher Perzomski sich nach Süden zur Wasserscheide zwischen den Gebieten des Hwang-ho und Jangtschiang wandte. Am 15. April 1885 begab sich die wieder vereinigte Expedition nach dem aus Pribenalest's Reisen bekannten Si-nung-tsu, 199 von dort im Mai südwestwärts, überstieg einen 3600 m hohen Paß und traf am 6. Mai in Chui-hui (2290 m hoch am Hwang-ho gelegen) ein. Dann ging es in südöstlicher Richtung in den Grenzbezirken zwischen Kansu und Tibet über drei Hochplateaus und die dazwischen liegenden Täler nach Min-tschon (in der Provinz Kansu) und weiter südwestwärts die Wasserscheide in das Gebiet des schon dem Jangtschiang tributären Pait-hai. Von der, an demselben gelegenen Stadt Siu-tschu in Potanin's letzter Brief (vom 2. Juli 1885) datirt. — Wo der etwa 55 deutsche Meilen lange Pait-hai sich mit dem Tschien-tschu vereinigt, liegt die Stadt Tschan-hua-hsien, welche früher von Baron Richthofen und Graf Seetzen besucht worden ist.

A f r i k a.

— Teifferene de Port hat bei seinen Forschungen im Jghargar südlich von Taggart gefunden, daß die Versandung dieses Gebietes durch die kolossalen Sanddünen aus dem Dünen erst in neuerer Zeit erfolgt ist. Die Taareg machen die Gegend bis nach Bir-ed-Suf hin immer noch un sicher und der Reisende fand diesen wichtigen Punkt verlassen. Weiter östlich ist seit der Unterwerfung der Wergamma und der Uled Jacob Ruhe geblieben. Der Reisende gelangte über Akud-Rumb, wo er die unentfernbaren Sanden eines einen Kilometer langen Süßwassersees antraf, glücklich nach Gades.

— Herr Kaur, der bekanntlich in dem See Selbia bei Kauran (Tansien) den Puls Tritonis der Alten gefunden zu haben glaubt, hat seine Untersuchungen mit Unterstützung der französischen Regierung auch im vorigen Jahre fortgesetzt und glaubt nun auch den alten phönizischen Hafen am Eingange des Sees gefunden zu haben. Eine Bestätigung bleibt allerdings abzuwarten.

— Die Mailänder Gesellschaft für commercielle Erforschung Afrikas plant eine neue Expedition nach Zeila und

Umgebung, an deren Spitze Graf Peter Porro stehen wird. — Eine andere italienische Expedition, die der Herren Capucci und Cicognani nach Schoa, in gleich zu Anfang auf Hindernisse gestoßen. Ende August vorigen Jahres erreichte sie die Hauptstadt des Stundes von Ansa, der für freien Durchgang von ihr 3000 Mariaterebatholer erpreisen wollte, so daß nach langwierigen Verhandlungen Capucci nach Asab zurückkehrte, um das Geld zu holen. Nachher gelang es, den Sultan mit weniger als der Hälfte zurückzu zu stellen und die Reise fortzusetzen. — In Goshama (Süd-Äthiopien) hat Graf A. Salimbeni die Temsa, die durch den Fluß dem Maun Kil tributär ist (nicht diesen letzteren selbst, wie der Globus Bd. 47, S. 384 berichtet), mit einer dreibögigen Brücke von 4 m Breite und 38 m Länge überbrannt. Es ist das die erste, welche seit der Zeit der Portugiesen in Äthiopien erbaut worden ist; sie wurde im December 1884 begonnen und im folgenden März vollendet, wird von den Einheimischen als Wunderwerk angesehen und hat den König Johannes höchlich aufreuehend.

— Von dem durch seine Reiseverle über Algerien und Montenegro bekannten früheren Pastor Dr. B. Schwarz aus Freiburg, welcher in diesem Winter, irren wir nicht, im Auftrage des Reichsfinanzministers eine Reise in die Hinterlande von Camerun unternahm, erzählt der „Treidener Anzeiger“ folgende Mittheilung vom 27. Januar 1886. „Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen über eine Expedition zur Erforschung der Hinterlande von Camerun, die ich geführt habe, und die allgemeinen Interesse finden dürfte, eine vorläufige kurze Notiz zugehen zu lassen. Ich traf hier Hamburg Anfangs November vorigen Jahres in Camerun ein und brach bald darauf schon an der Spitze von einigen 40 Bahiri-Trägern (aus dem Camerun Gebirge) von Victoria aus nach dem Inneren auf, dabei die von Jöller nur erkannte, aber noch von keinem Europäer in ihrer ganzen Länge durchmessene große Handelsstraße nach dem Gabalar-Flusse einhaltend. Ueber die Flanken des imposanten Camerun-Bergs und ihre gefunden, von reicher Tropenflora umgebenen großen Thäler kam ich zu nach Sabalanland, an die Grenze des bisher bekannten Gebietes, wo ich leider den mir beigegebenen Begleiter, Oberleutnant von Wittlich-Gasson, der hieher am Fieber litt, zurücksenden mußte. Ich selbst drang von da weiter südwärts in eine von Moggisinsti wohl ererbte, aber bislang noch von keinem weißen Manne erreichte, von den auf ihre Handelsprivilegien sehr eifersüchtigen Völkern auch streng bewachte Gegend ein, betreffs derer sich die wenig vorhandenen Karten denn auch ganz falsch erwiesen. Durch endlöse, an Elephanten, Gummipflanzen und wildem Kaffee reiche Urwälder kam ich nach Uebersteigung des Gumbo-Flusses in das an menschenfüllsten Städten reiche Gebiet von Bafio, woher die Küstenvölker ihre Sklaven, Del und Eisenstein beziehen, eine ebenso landschaftlich reizende, als relativ salubrität Dödenzene. Hier wohnen die Aderbau und selbst Viehzucht treibenden Bafaromi, die bisher der Welt nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Es gelang mir, hier ein gut Stück gegen Osten vorzurücken, doch verhinderte mich schließlich ein Angriff durch 500 bewaffnete Neger, den bereits ganz nahen oberen Gabalar zu erreichen. Mittels mehrstündiger Kanonfahrt auf dem ganzen Mango kam ich darauf glücklich wieder an die Küste. Ich hoffe, durch eine spätere größere Veröffentlichung einiges Licht in die bisher so wenig bekannten und vielfach schief beurtheilten Verhältnisse der Hinterländer unserer neuen Kolonie zu bringen. Mit herzlichem Gruß Ihre ergebener Dr. B. Schwarz.“

Australien.

— Ueber die Forschungsreise, welche Mr. David Lindsay in Begleitung von fünf Europäern am 26. Oktober 1885 antrat (vergl. oben, S. 46), sind jetzt die ersten Nachrichten eingegangen. Die Gesellschaft war am Fink River

angelangt und besand sich ohne Ausnahme wohl. Ihre erste Aufgabe, den Verlauf dieses Flusses kartographisch zu bestimmen, sowie nach Spuren des verschollenen Dr. Leichhardt zu forschen, hatte sie beendet. Mr. Lindsay fandte, seiner Aufgabe gemäß, einen kurzen Bericht nach Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandteleggraphen in 25° 55' südl. Br. und 135° 31' östl. von Gr., von wo berichte nach Adelaide telegraphirt wurde. Sein Inzult ist dieser. „Ich habe mit großer Sorgfalt den Lauf des Fink verfolgt und fand, daß er sich in den Sandhügeln, welche östwärts von Dalufo, in 26° 25' südl. Br. und 135° 45' östl. von Gr. liegen, verliert. Bei seitigen Regenflüssen jedoch rießen seine Wasser dem Spring Creek Hiet und dann dem Macumba River zu und breiten sich zuletzt über einer immensen, mit Eucalyptus hemiphloia (box-tree) bestandenen Ebene aus. Das Land am Fink zeigt einen vorzüglichem Graswuchs und Wasser ist in zahlreichen Löhern hinreichend vorhanden. Irgeud welche Spuren von Leichhardt aufzufinden, ist uns nicht gelungen. In der hart bewaldeten Gegend konnten wir unmöglich sämtliche Bäume unteruchen, ob sich eine Fußspur des Dr. Leichhardt daran befände.“

Dagegen meldet der „Melbourne Argus“, daß der Kameeltreiber Willsh, früherer Begleiter des Mr. Mc. Intyre auf seiner Forschungsreise im Jahre 1866, am 10. Januar 1886 von Glenarru aus ein Telegramm an Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne eingelaßt habe, besagend, daß er die Ueberbleibsel der Dr. Leichhardt-Expedition aufgefunden habe. Glenarru, im nördlichen Queensland 30° 40' südl. Br. und 140° 35' östl. von Gr., ist ein Ort mit 250 Seelen im Centrum eines Kuferminen-Bezirks. Weitere Nachrichten fehlen. Henry Greffrath.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie die „Colonies and India“ berichten, hat Dr. Haade, der wissenschaftliche Begleiter der Gerrillischen Neu-Guinea-Expedition, seinen Reisebericht veröffentlicht. Die wissenschaftlichen Resultate sind wohl nicht so wichtig, wie man erwartet hatte, besitzen aber immerhin großen Werth und die Fachleute, welche die zoologische und botanische Sammlung der Expedition beaufsichtigt haben, waren durch den Reichthum derselben angenehm überrascht. Daß die Expedition, wenn man die Sache von geographischen Standpunkte betrachtet, gewissermaßen Schiffsbruch gelitten, muß verschiedene widrigen Umstände zugesprochen werden. Die Jahreszeit war ungünstig für die Erforschung des Küstensaums und Kapit. Everill war mehr oder weniger gezwungen, schon erforschten Boden wieder zu betreten. Dr. Haade's Urtheil über das Land als Weideland ist ganz entschieden ungünstig und, wie es scheint, ist diese Ansicht sehr begründet. Wenn die Expedition ihr Ziel auch nicht erreicht hat, nimmt sie doch ihre Stelle in der Geschichte von Neu-Guinea ein.

— Ueber den neuen Vulkan in der Tongagruppe bringt „Science“ einen Bericht des Premiers Mr. Baler, der mit seiner Familie und einigen Mitgliedern der englischen Kolonie in Tonga die Stelle besuchte. Der Bericht ist leider ein Mißver, wie man eine solche Erscheinung nicht schildert; über den Ausbruch wird eigentlich nur gesagt, daß er „an awful grand sight“ sei. Die Expedition konnte sich der Ausbruchsstelle bei prächtigem Wetter bis auf 1½ bis 2 Meilen nähern; alle 1 bis 2 Minuten erfolgte ein Ausbruch, aber die neue Insel war so von Dampfswollen umgeben, daß man nichts Genauereres erkennen konnte. Doch ließ sich ihre Größe auf 2 bis 3 Meilen, ihre Höhe auf ca. 60 Fuß schätzen. Sie liegt auf der Südseite des Culabra-Riffes der Karte von 1865; die genaue Position wird angegeben mit 20° 21' südl. Br. und 175° 28' westl. L. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses merkwürdige Phänomen nicht ohne wissenschaftliche Beobachtung vorüberginge.

Nordamerika.

— Die Kommission zur Untersuchung der projektirten Eisenbahnlinie von dem Nordende des Winnipeg-Sees zur Hudsonsbai ist am 17. Januar nach Winnipeg zurückgekehrt (vgl. oben S. 144). Sie hat die Reise in Kanooen angetreten, trotz aber mit denselben schon im Oktober ein und mußte von da an Schlitten, von Menschen gezogen, als Transportmittel benutzen. Erst Anfang November schlossen sich auch die größten Seen; am 30. November wurde Fort Hatter, die Endstation, erreicht. Major Jarvis fand für einen Eisenbahnbau nirgends günstige Bedingungen und überall genügend Widerstand; das Land ist bewaldet, ganz oben aus Sand und Kies gebildet; an der Mündung des Nelson-River findet sich ein ausgezeichnetes Flaz für die Endstation. Die ganze Linie würde 310 Miles lang werden.

— Nach einer Statistik von Dr. Poole ist die Sterblichkeit unter den Negern und Mulatten in Washington fast doppelt so stark, wie unter den Weißen; die schlimmsten Monate für sie sind, wie für die Weißen, die Sommermonate. Im Februar übertrifft die Zahl ihrer Todesfälle die der doppelt so starken weißen Bevölkerung.

Südamerika.

— Ueber die hieherigen Reisen des Dr. ten Kate in Surinam (vgl. „Globe“ Bd. 48, S. 16) theilte Prinz Roland Bonaparte in der Sitzung der Soc. de Geogr. de Paris am 22. Januar u. a. Folgendes mit. Nachdem der Reisende einige Studien in Paramaribo gemacht hatte, wo er am 13. Juni angekommen war, begab er sich nach dem oberen Para, wo er Indianerdörfer besuchte und einige alte Bekannte von der Ausstellung in Amsterdam (1883) antraf. Hieraus ging er nach den wenig besuchten Ufern der oberen Gotta und des Palamaca, wo Aufseher und Indianer aufgesucht und reiche zoologische Sammlungen angelegt wurden. Die mühseligen Untersuchungen in der Nähe von Coronie ergaben keinen bedeutenden Erfolg; von dort wurde die Reise nach dem oberen Saramacca zum weiteren Studium der Bushneger (Baka und Muliaga-Stamm) fortgesetzt. Ten Kate konnte hier einige Messungen vornehmen; die Bevölkerung hat jedoch schon viel von ihrer ethnographischen Bedeutung verloren. Am 10. September trat er eine zweite Reise an, welche 78 Tage dauerte; am 11. schon trat er am Capename ein Lager von Indianern, die mit Negern gemischt sind und in Surinam Karibugros genannt werden. Sie geben sich selbst für Kariben aus, zeigen aber eine sonderbare Mischung des Indianer- und Negerscharakters und, da es glückt, viele Messungen vorzunehmen, darf man vielleicht von dort wichtige Resultate erwarten. Weiter wurden verschiedene Indianerdörfer besucht; unter den dort wohnenden Stämmen sind die Aru-was hervorzuheben, die allerdings noch manche alte Einrichtungen, welche an das Glanzen erinnern, bewahren, in ethnographischer Beziehung aber viel von ihren Eigentümlichkeiten verloren haben. Beinahe die ganze Bevölkerung wurde hier gemessen. Der Reisende wendete sich nun mit wenigen Begleitern nach dem oberen Mierie, wo er bis zum dritten Wasserfall gelangte. Da die Gegend sehr bewaldet und ganz unbewohnt ist, und er überdies mit Fieberanfällen zu kämpfen hatte, kehrte er am 7. Oktober nach Atromal zurück, von wo er am 12. über den unteren Mierie den Rückweg antrat, um noch den Korantin (Corontyne) zu besuchen; nachdem die Reise einmal

wegen Krankheit unterbrochen worden war, kam er am 22. nach Orala, der englischen Missionstation. Er reiste über Land nach Georgetown, von wo er am 27. November wieder Paramaribo erreichte. Am 1. December hatte er bereits 106 verschiedene Stämme angehörige Individuen vollständig gemessen.

Vermischtes.

— Dr. Gustav Barred. Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Eine Verurteilung aus christliche deutsche Gewissen. (Beitragen des christlichen Volkslebens, XI, 3 u. 4. Freibrunn, Gebr. Penninger.)

So wenig wir von unserem Standpunkte aus uns mit der Tendenz der vorliegenden Schrift, welche durch den Titel ja genügend scharf bezeichnet ist, einverstanden erklären können, so gehen wir doch gerne zu, daß sie sehr vieles Beachtenswerthe enthält und empfehlen sie unseren Kolonialpolitikern sehr dringend zur Lectüre. Der Verfasser bestritt, daß unsere neuen Erwerbungen überhaupt Kolonien genannt werden können, da sie zum Kolonistien absolut ungeeignet sind. Wir sind also unbedingt auf die Kräfte der Eingeborenen angewiesen und in der richtigen Erziehung dieser Kräfte besteht unser ganzes coloniales Problem. Der Autor reißt den Menschenfremden, die nur Kolonien wollen, um sich an einer großen Civilisationsausgabe zu betheiligen, die Masse mit aller Entschiedenheit ab; nicht um die Civilisation des Regers gilt es den meisten, sondern um Handelsvortheile für uns; das Bestreben des Eingeborenen kommt durchaus nicht in Frage, und noch weniger, ob ihm unsere Befreiungslust nützt; aber die einzige Rechtfertigung für die Befreiung würde darin bestehen, daß der Befreiungswille auch wirklich zum Wohltäter der Eingeborenen wird. Der Verfasser verlangt also Schutz der Eingeborenen gegen die Vergewaltigung durch die Weißen, ihre Erziehung und natürlich ihre Christianisierung, und zwar durch den frommgläubigen positiven Protestantismus. Ist letzterer sich wirklich für den Regern eignet? Für die Schule verlangt Verfasser nur biblische Weisheit, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, und zwar ausschließlich in der Muttersprache. Seine Wünsche gegenüber der Kolonialregierung stellt er in drei Bitten zusammen. 1. Unterstützung der als solche ganz unabhängig stehenden Missionsgesellschaften durch Gewährung freier Fahrt, namentliche Vergabe von Grund und Boden für die Stationen, und Uebernahme der Transportkosten für sprachliche Arbeiten; 2. Anstellung nur positiver gläubiger Beamter oder wenigstens keiner Gegner der Missionen und 3. Unterdrückung des Schnapshandels. Letzteren wenigstens können wir uns nicht entschieden anschließen, denn das Beispiel der mohammedanischen Gebiete in Afrika beweist, daß es ohne Schnaps auch geht. Zwei weitere Bitten an den Großhandel, mehr Geld für die Missionen und Anstellung nur solcher junger Leute, die sich zu einem christlichen Lebenswandel verpflichten, werden schwerlich Beachtung finden, aber einer anderen möchten wir ernstlich die Erfüllung wünschen, obgleich ihre Abreise, „der christliche Adel deutscher Nation“, als ein seltsamer Anachronismus erscheint; sie fordert die Errichtung von Ruherwirtschaften und Industriestellen; wollen die Missionare sich ernstlich diesem Zweck widmen, so wird ihnen Unterstützung, wenn auch nicht vom Johanniterorden aus, nicht fehlen. Ko.

Inhalt: G. Knebel's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XI. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — der Dohbier. Die Samojeden. II. — A. Freyherz von Hammerstein: Die geographischen Bilder für den Landbau im Camerun-Gebiete. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Darbman's Forschungen im Kimberley-Distrikt. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Ozean. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 17. Februar 1886.)

Redaction: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

X.

Ko. Am 4. Oktober war der Stier für die Bewohner von Tasit immer noch nicht abgehandelt, ein Beweis, daß der Abmarsch noch nicht erfolgen werde. Von allen Seiten ließen jetzt Beschwerverden ein, daß man von den Summen, welche der Sultan dem Reisenden abgepreßt, nichts erhalten habe und deshalb der Karawane entgegenzutreten werde. Aber der Reisende ließ sich nicht einschüchtern und erklärte, er werde nöthigenfalls allein, mit seiner Flasse umgürtet und nur einen Kumo — das Holzstückchen, mit welchem die Somali ihre Zähne abreiben — in der Hand, den Marsch zu den Tasits antreten und wolle sehen, ob die Somali's ihren Eid halten würden oder nicht. Wie eine Ironie fügte es sich, daß gerade zu dieser Zeit ein eingebornener Barde erschien und auf dem Plage vor den Hütten des Reisenden und des Sultans dessen Lob und dann auch das des Reisenden anstimmte. Révoil ließ ihn ungerührt singen, so lange er wollte; dem Sultan wurde es zu arg, er sandte zu dem Franzosen und ließ ihn anfordern, dem Sanger durch ein Geschenk den Mund zu küssen, aber der Franzose blieb diehnächtig und Omar Dussuf mußte den Duhm seiner Ahnen selbst bezahlen.

Aber die schweren Sturzregen dauerten fort und nun rühte der Sultan ganz offen mit dem Vorschlage herans, den Abmarsch noch um 14 Tage zu verschieben. Révoil bestand natürlich auf der sofortigen Abreise; wieder begannen erblose Verhandlungen, aber endlich siegte seine Beharrlichkeit. Freilich mußte er die beiden Ballen Zeug für Ganane übernehmen und noch zwei weitere für den Chef der Geser-

Indehs, aber doch nur unter der Bedingung, daß er mit der Leistung seiner Gesorte bei der Ankunft in Ganane zufrieden sei und daß die GeserIndehs schriftlich auf alle weiteren Ansprüche verzichteten. Das einzige Tröfliche war, daß der Sultan sowohl Eden Asseno, den Abgesandten von Ganane, als auch die Elai, welche sich der Gesorte anschließen sollten, in Gelidi zurück behielt.

Nur die Lieblingsfrau des Sultans blieb den beiden Reisenden immer gleich günstig gesinnt; fast täglich kam sie, ihnen Nachricht zu bringen und sie zu trösten, und sehr häufig nahm sie Révoil mit in ihr Haus, wo sich immer eine zahlreiche Gesellschaft von Somali-Damen befand. Er hatte hier Gelegenheit, alle möglichen Kulturstudien zu machen; die Frauen waren mit ihren hässlichen Arbeiten beschäftigt, die eine kardätschte Baumwolle, die andere verspann sie, eine dritte stieß Kaffee, wieder eine andere verfertigte eine Kalebasse oder machte Butter, und zwei Sklavinnen drehten die Wähe, um den in einem Mörtel enthaltene Mais zu mahlen. (Man vergleiche die Abbildung.) Aber die Zusammenkünfte hatten noch in einer anderen Beziehung großen Werth für den Reisenden: von den Frauen erfuhr er ganz genau, was in den einzelnen Stämmen vorging und was die einflussreichsten Leute planten, und er bezahlte darum gern den Kaffee und den Honig, die zur Bewirthung nöthig waren.

Endlich am 9. November konnte der Opferstier geschlachtet werden; den Hammel hatte Omar Dussuf längst anektiert. Die Theilnehmer an der Karawane waren

sämmtlich zum Gastmahle geladen, den Anderen wurden in das Blut getauchte Zweige ins Haus geschleudert. Eine Gesandtschaft aus Bullo, einem etwa zwei Stunden von Gelidi am Wege gelegenen Dorfe, hörte die Festfreude mit der Erklärung, ihr Dorf, obschon zu Gelidi gehörig, habe nichts von dem gezahlten Gelde erhalten und sie würden der Karawane den Weg versperren. Aber Umar Jussuf erklärte ihnen von oben herab, daß er ihre Drohungen verachte und unbeflümmt durch das Feld hinter Belguri marschieren werde, und die anwesenden Wabans und Gohroun fuhren auf und drohten, sie allein würden 500 Bewaffnete aufbringen, die Handab sollen sich nur ganz ruhig halten. Das Wahl wurde gehalten, das Gebet gesprochen, am folgenden Tage sollten die Theilnehmer ihren feierlichen

Eid leisten. Aber nun kamen die vom Abschiedessen ausgeschlossenen Gohroun und begannen Streit, und schließlich schien es zu einem allgemeinen Kampfe kommen zu sollen. Wieder gelang es, die Streitenden zu beschwichtigen, und am 13. November wurde endlich das Signal zum Abmarsche gegeben. Die Kameler wurden herbeigetrieben, aber die besten fehlten natürlich; der Hirte hatte sie, entgegen dem ausdrücklichen Verbote, vermietet und die Reiter dachten nicht daran, sie zurückzugeben. Die beiden Entpörier waren allein, die in Mogbuschi gemieteten Leute weigerten sich angesichts der gefährlichen Situation zu kommen, auch Thuma erklärte, daß er nicht weiter als nach Ganane mitgehen werde. Um 10 Uhr ist noch kein Kamel beladen, kein Mann von der Geforte da. Umsonst befehlt und



Ein Somali-Verhe.

droht Umar Jussuf von seiner Hütte aus; Niemand gehorcht ihm, und schließlich wird der Aufbruch wieder um einen Tag hinausgeschoben. Wieder erhoben sich alle möglichen Anstände, aber diesmal drang Kévoil durch. Noch im letzten Augenblicke hatte Thuma, durch Döman Habichi eingeschüchtert, seinen Dinnit aufgeschoben, aber merkwürdiger Weise den erhaltenen Vorstoß zurückgekehrt. Auch verschiedene Kasthiere fehlten und der Sultan selbst erklärte, er werde erst am Abend nachkommen; nur die Waban waren auf dem Platze und schwuren dem Reisenden unbedingte Treue; dafür solle er ihnen nachher bei Eid Vargald Verzeigung für die Ermordung des Hofsch Indi auswirken. Die Frauen klammerten sich an ihn und wollten ihn zurückhalten, da er in sein Verderben ziehe, aber mit einem fatalistischen „Kof end Allah“ wies er sie zurück.

Seine Klage hatte er Niemand übergeben wollen, sondern sie als Schürpe um den Leib gewickelt und Dolch und Revolver hineingesteckt. Rehn Schiffe riefen hinter einander aus seinem Gras-Gewehrten haben das Reichen, dann setzen er und Inlian sich mit der Karawane in Bewegung, geleitet von dem gefälligen Araber Umar Kassabi. Es erwachte freilich kein besonderes Vertrauen, daß Habichi Döman und Schibrail Nussa, die Kévoil zu seiner Ueberwachung unter seiner Begleitung gesehen hatte, mit Orientierung weggingen, als das Reisegeld angestimmt wurde, aber sein Entschluß stand fest.

Wenn Groß der Karawane sah er zu seiner Ueberwachung Wadi Nur, den wortbrüchigen ehemaligen Feind, der, wie er erklärte, von Mordbe gekommen war, um wieder in seine Dienste zu treten. Sonst waren es meist unbelaunte



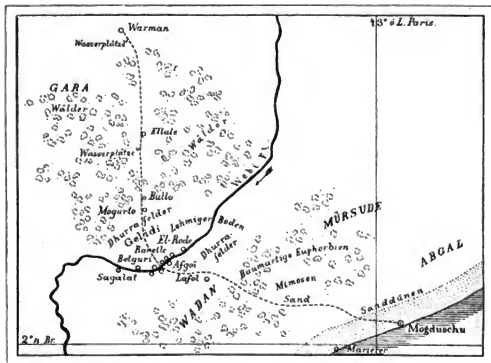
Ein Nachmittag bei der Tischlerfrau des Schiffs der Gubron. (Teilweise nach Photographien.)

Geflücht, unter ihnen viele Abkösch, aber nur auffallend wenig Somali. Im Ganzen waren es 95 Männer und 22 Kistthiere, die sich nun in Marsch setzten, Révoil mit Kompaß und Notizbuch in der Hand an der Spitze. Die beiden Dörfer der feindlichen Hand wurden nach einem zweifelhafthen Marsche erreicht und auf einem kleinen Umwege umgangen. Einige Kilometer weiter gelangte man an eine Stelle, die heute noch Lafo galla, „die Gallaknochen“, heißt; sie bezeichnet das Schlachtfeld, auf welchem die Galla Krust in ihrem ~~Stieg~~ ~~Marsch~~ ~~getrieben~~ ~~und von~~ den Somali nach dem Nordwesten zurück getrieben wurden. Hier stieß Nube Jussuf, der Bruder des Sultans, zu ihnen und übernahm das Kommando; er versicherte nochmals, daß sein Bruder in der Nacht nachkommen werde.

Der Weg wurde nun immer beschwerlicher. Beinahe 5½ Stunden lang wand sich die Karawane im Gänsemarische durch ein Dickicht, wo die Dornen ihre Kleider zerrissen,

während eine glühende Sonne unbarmherzig vom Himmel brannte. Es war unmöglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten, trotzdem wurde ohne ernstlichen Unfall die Richtung von Belgab erreicht, wo am Rande einiger Regenlachen ein paar Beduinenfamilien mit ihren Herden lagerten. Jeder eilte, seinen Durst zu löschen, dann wurde unter einer lichten Akaziengruppe das Lager aufgeschlagen. Umsonst drang Révoil darauf, daß alle Waarenballen zu einem Walle um sein Lager vereinigt würden; jeder Treiber lud ab, was er ~~ihm~~ ~~beliebte~~, und die Kameele zerstreuten sich und füllten ihren Hunger an den jungen Baumtrieben.

Nun verlangte die Gseltorte ihren Kaffee, aber umsonst suchte man nach den beiden mitgenommenen Wällen; sie waren verschwunden mit dem Kameele, das sie trug, und mit zwei Abkösch der Waban, welche es führten. Leider befanden sich auf dem Kameele auch die Arzneikiste und eine Kiste mit Waffen, ein Verlust, den Révoil sehr schwer



Révoil's Marsch von Mogduschu über Gelidi nach Worman. (Maßstab 1 : 100 000.)

empfand. Auch von den Begleitern fehlten gegen 30, unter ihnen auch Nubi Nur, und man sollte bald erfahren, warum.

Noch schimpften und klagten die Männer um den gestohlenen Kaffee, da erschallte aus dem Dickicht das gellende, trillernde Geschrei, das die Frauen ausstoßen, wenn Gefahr droht und die Krieger zu den Waffen greifen. Zwei Beduinenfrauen kamen aus der Karawane zugeeilt, aber noch ehe sie dieselbe erreichten, hatten die Somali Kanje und Schild ergriffen, und die Alten, Abdi Abdillo und den Araber Umar Kassabi an der Spitze, scharten sich um die beiden Franzosen, welche sich natürlich auch schußfertig gemacht hatten.

Die Frauen melbten, daß etwa 200 Somali aus Gelidi unter Anführung der Häuptlinge von el-Rode heranzögen, um die Karawane anzugreifen. Am Ru waren die Kameele zusammen getrieben, das Gepäc auf einen Haufen vereinigt und die Gseltorte im Halbkreise darum

aufgestellt; die beiden Franzosen mit einigen Leuten nahmen ihre Stellung auf den Waarenballen, aber die Alten gingen zunächst dem Feinde entgegen und versuchten mit ihm zu unterhandeln. Nube Jussuf benahm sich dabei so verächtlich, daß Révoil mit seinem Begleiter sich etwas abseits stellte mit der Drohung, Leben niederzuschleßen, der das Gepäc anrühre. Doch sollte es nicht zum Reußersten kommen. Die Leute von el-Rode waren bejenseits drehend beleibigt, weil der Sultan sie von der Gseltorte ausgeschlossen hatte; sie ließen darum mit sich reden und stellten schließlich nur die Forderung, daß die Karawane auch 12 der Ihrigen als Begleiter mitnähme. Als dies angenommen wurde, zogen sie sich etwas zurück, blieben aber in der Nähe gelagert.

Das erregte neues Bedenken, denn man mußte erwarten, daß die anderen Stämme von Gelidi, sobald sie den Aufbruch der Leute von el-Rode erführen, alsbald nachzögen würden, um ihre bei der Karawane befindlichen Angehörigen

zu schüßen; dann wäre aber ein allgemeiner Kampf unvermeidlich gewesen. Wohl oder übel entschloß man sich also, den Lagerplatz trotz der allgemeinen Ermattung und der späten Stunde noch zu verlassen und weiter zu marschiren; die Kameele werden so rasch wie möglich beladen und von Neuem bringt man auf einem saum den Namen verdienenden Pfade in den Wald ein. Bald geht die Sonne unter und die Nacht bricht herein. Der Weg wird immer schlechter, die Dornen der Büsche reißten die Kleider vom Leibe und bohren sich in das Fleisch, alle Augenblicke kommt eine saumpfige Lache, in deren Thonboden man bis an die Knie einsinkt. Die Vasthiere weigern sich, weiter zu gehen, auch die Menschen können kaum mehr, aber die Führer drängen immer weiter, trotz der prächtigsten Lagerplätze, an denen man vorbei kommt, sie wollen um jeden Preis Barman erreichen, wo Einwohner von Gelsibi mit ihren Herden lagern, und mit blutenden Füßen müssen die Reisenden sich mit-schleppen.

4 1/2 Stunden dauerte der schauerhafte Marsch auf einem Gazellenpfade durch den nachtsunklen Wald; die Kameele legen sich nieder und verweigern das Wiederaufstehen, alles ist auf den Tod erschoßt, da wird endlich Barman erreicht. Die Kameele werfen sich nieder und sind selbst zum Fressen zu müde; die Vallen bleiben neben ihnen liegen, umsonst bemüht sich Kévoil, sie in Ordnung zu bringen. Aber nun verlangte die Gesele nach Nahrung. Kévoil hatte darauf gerechnet, daß man an allen Lagerstellen Fleisch, Datteln, Milch, Honig und Fett haben könne; er hatte darum nur für sich zwei Vallen Reis und einen kleinen Vallen Zucker mitgenommen, die in Nothfällen dienen sollten. Aber die Gesele hatte diese Vorräthe gewittert und verlangte stürmisch deren Herausgabe. Er legte die Frage dem Rathe der Alten vor; auch sie stimmten dafür und die Vallen wurden geöffnet. Natürlich wollten die guten Leute von Barman sich die Gelegenheit, umsonst zu solchen Vorräthen zu kommen, auch nicht entgehen lassen; hätte nicht der getreue Araber Kassabi die Rolle eines Föniers übernommen, so wäre der ganze Vorrath bei der ersten Vertheilung daraufgegangen.

Nun schrie man nach Kochgeschirr. Kévoil hatte sein Bestes gethan, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, zwei Kameele waren ausschließlich mit Geschirren beladen worden, aber du lieber Gott, wie hatten die Aeste und Stränder den Vorrath bei dem Nachmarsche zugerichtet! Fast nur Escherben waren noch vorhanden, und um die wenigen ganz

gebliebenen Töpfe rannten sich die einzelnen Glans, von denen jeder eine Kochgesellschaft für sich bilden wollte. Auch die Abösch wollten nicht mit den Sklaven zusammen kochen und essen, tuzum, es entstand ein ganz unbeschreiblicher Wirrwarr. Müde Zufuss saß mittlerweile ruhig auf seiner Matte, und ließ die Dinge gehen wie sie wollten; zum Schlusse nahm er dem Reisenden noch sein Bett und seine Decke ab, da er als Bruder des Sultans nicht, wie die Anderen, auf einer Matte auf dem Boden zu schlafen brauche. Kévoil stellte ihm vor, daß die Karawane solche Märsche nicht aushalten könne; er lächelte nur ironisch und meinte, das ginge ihn nichts an.

Endlich trat Ruhe ein, jeder bettete sich, so gut er konnte, und auch die Reisenden lagerten sich auf ein paar Matten.

Abdi, Omar Kassabi, Hammed Igan und Eben Asseno hatten die Wache bei ihnen übernommen, das Gebet wurde gesprochen, es wurde allmählich still. Wie in Feindtüder gebüllte Feinden lagen die Somalis am Boden, nur die Wächter bei den Kameelen standen aufrecht auf ihre Lanzen gestützt und summten ihre monotone Weise, welche die wiedererkennenden Kameele mit ihrem eigenthümlichen Grunzen begleiteten. Kein Schlaf kam in die Augen der Reisenden. Wohl hatten sie nun endlich Gelsibi im Rücken, aber wie weit konnten sie unter solchen Umständen kommen? Alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die ganze Aus-rüstung verloren gehen werde; aber würde man selbst mit diesem Opfer Ganane erreichen? Die Nacht wollte kein Ende nehmen; es war kalt und feucht und das schwache Feuer genügte nicht, die Frirernden zu erwärmen. Umsonst wartete man auf Omar Zufuss, der bestimmt versprochen hatte, hier zur Karawane zu stoßen; ein paar Schiffe,



Bedaine, seine Kameele bewachend.

die man in der Entfernung hörte, weckten die Vermuthung, daß er auf einem anderen Wege direct nach Dasi geritten sei, aber ein paar Bedninen, die bei Tagesanbruch dort kamen, zerstörten diese Hoffnung und brachten auch sonst sehr unbefriedigende Nachrichten.

Dasi ist ein Dorf wie Gelsibi, und ebenso aus verschiedenen Glans zusammengesetzt. Seine Bewohner scheinen in zwei Parteien gespalten. Die einen, durch fanatische Predigten und geheime Einflüsse aufgehetzt, wollten der Karawane unter allen Umständen den Durchmarsch wehren, die anderen ihn gestatten, aber nur unter unmäßigen harten Bedingungen. Die Alten hofften auf die Ankunft des Sultans, um Verhandlungen anzuknüpfen, aber er kam nicht. Es hätte ganz gut in seiner Macht gestanden, die



Révoil's Zelt und Geleitmännchaft.



Eine Karawane holt Wasser bei Warmau. (Zum Theil nach Photographien.)

Gegner zur Ruhe zu bringen, denn wenn die Dastu auch zweifellos die Nacht hatten, den Weg zu sperren, so durften sie doch nicht wagen, das zu thun, denn die Gubron und Waban konnten ihnen zur Vergeltung ebenso gut den Weg nach Nogduschu und den einträglichen Handel mit der Kiste sperren. Aber Omar kam nicht, und so gingen vier der Ketteften der Karawane nach Dastu, um die Verhandlungen einzuleiten.

Obenfalls mußte man sich darauf richten, den ganzen Tag hier liegen zu bleiben, und Mube Jusuf traf wenigstens einige Anstalten, Ordnung in dem umgebenden Chaos zu schaffen und das Lager zu sichern. Nach Novil, hoch sein Reisezeit an der Stelle, wo er übernachtet hatte, aufschlagen, um sich wenigstens einigermaßen vor den Sonnenstrahlen zu schützen und wartete bei einer Tasse Thee den Augenblick ab, wo in dem benachbarten Nodot oder Viehpark der Beduinen die Kiste gemolten würden. Seine Leute hatten sich mittlerweile für ein paar Maß Reis von den Beduinen Kaffee eingetauscht und gaben sich ihrem gewohnten Genuß in der oben beschriebenen Weise hin.

Warman ist, wie Velgab, eine Pflanzung in dem ausgedehnten Walde, welche eine vortheilhafte Weide bietet. Die Vegetation, ohne gerade übermäßig üppig zu sein, zeigte doch schon den wohlthätigen Einfluß der Regen; die Stränder bedeckten sich mit Blumen und die zerstreuten, mit Farnen überwucherten Baumgruppen sahen wie grüne Inseln in einem Meer von Grün aus. Beduinen vom Stamme der Wares hielten gruppenweise herum und schienen in wichtige Beratungen vertheilt. Der Moor lag ganz nahe an dem Lager der Karawane und die Reisenden gingen hin, um sich selbst die Milch melken zu lassen; sie hatten, an Einzelwägen Schickel sendend, das schon in Gelände immer gethan, um so mehr natürlich hier in der Wüste.

Unmittelbar neben dem Moor befand sich ein großer Teich, der noch Wasser führte, am Anfange der Regenzeit eine solche Seltenheit in dieser Gegend, daß selbst die Leute von Dastu kamen, um hier Wasser zu holen. Von Frauen geleitet, zogen ganze Karawanen von Kamelen herbei, jedes mit vier großen Wassergefäßen beladen, welche durch Röhre vor dem Zerburchen geschützt waren. Unsere Abbildung zeigt eine solche Wasserkarawane.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

III.

Wenn im Frühjahr Menschen, Vierfüßler und Vögel ihre Wanderung nach dem Norden, die Fische in der entgegengelegten Richtung ihre Wanderung vom Nördlichen Eismeere nach dem Süden antreten und in die Flüsse einbringen, wenn auf diesen und auf den großen Landseen das Eis verschwindet, dann übergiebt der größte Theil der Jäger seine wenigen Reuthiere einem Hirten, welcher sie zu den Moosweiden im Norden führt und der Jäger selbst siedelt sich in der Nähe der Landseen, hauptsächlich aber in der Nähe der Flüsse an, um das Jägerleben mit dem des Fischers zu vertauschen. Es beginnt damit die Zeit ihrer Ernte. Die Jagd allein kann sie selten ernähren, sondern die während des Sommers getrockneten oder später hart gefrorenen Fische müssen die Vorräthe für den Winter bilden. Mit ihren Vöten suchen sie geeignete Stellen zum Fischfange auf und stundenlang bis zu den Hüften im eiskalten Wasser stehend, stellen sie ihre Netze. Letztere werden von den Samojeden aus Walf und andern ihnen zu Gebote stehenden Materiale gemacht, häufiger aber, und sobald es ihnen möglich ist, verschaffen sie sich durch Handel Hausschurke. Die zu den Netzen nöthigen langen Seile und starken Schurke stechen sie in den Flußniederungen immer aus Weiden mit großer Geschicklichkeit; dieselben sind überall gleich stark und nicht die geringste Unregelmäßigkeit ist wahrzunehmen.

Wenn auch von den Wäldern geprengt, so haben die Samojeden im Sommer doch nicht mit Nahrungsorgen zu kämpfen; die Flüsse liefern reichlich Fische und auch das an denselben befindliche Flugwild wird viel erlegt.

Wenn im Herbst das Eis die Flüsse und Seen zu bedecken beginnt und einiger Schnee gefallen ist, so hört auch die Fischerei allmählich auf; der Samojede zieht seine Vöte aus Land, um sie an einem geeigneten Orte zu ver-

wahren, oder er packt sie, wie die übrigen Fischereigeräthe, auf einen Schlitten, um alles mit sich zu nehmen. Alle im Winter nothwendigen Sachen, wie Winterbekleidung, Schlitten, Reuthiergeschirr, Wogen, Rollen &c. werden reparirt und in Stand gesetzt und die langsam aus dem Norden zurückkommenden Reuthierherden erwartet. Endlich erscheinen diese, gewöhnlich dann, wenn das Eis der Flüsse sicher ist, und die Fischer können die ihnen gehörigen Thiere in Empfang nehmen. Aber es vergeht noch eine längere Zeit, ehe sie ihre Helle abnehmen, dieselben, wie alle übrigen Sachen, auf Schlitten verpacken und nun je nachdem, wo und wie ihr Wohnort ist, sich einer dem andern anschließen, um in großen Karawanen dem Süden entgegen zu wandern, die dortigen Wälder aufzusuchen und wieder ihrer Winterbeschäftigung, der Jagd, obzuliegen. Fische sie einen guten Fischfang und eine gute Jagd gehabt, so suchen sie, wie die wohlhabenden Hirten, Etborek und Surgut oder andere, an der Reuthiergrenze gelegene russische Ansiedelungen auf, um gegen Fische und Helle Waaren einzutauschen. Die Reisen gehen gewöhnlich langsam; die Samojeden lassen unterwegs da, wo sie viel Moos finden, ihre Reuthiere weiden, welche, wie bekannt, während des ganzen Winters ihr Futter selbst suchen, indem sie mit ihren Klauen den Schnee fortscharen und die darunter befindliche Reuthierfische fressen. Außerdem wird während der Wanderung auch die Jagd nicht vergessen.

Aber nicht immer verlassen die Dinge in der eben beschriebenen Weise; häufig, wenn der Fischer auf die Ankunft seiner Reuthiere wartet, wird ihm die Nachricht zu Theil, daß sie künftlich einer Seuche erlegen sind, sein ganzes Vermögen verloren ist. Nach einer solchen Nachricht wird er „sajungau“ sagen, welches etwa „schade! wehe!“ bedeutet und ein eigenthümliches Schütteln oder Schaudern

seines Körpers folgen, ganz ähnlich dem, welches durch eine heftige Kälte erzeugt wird und auch von denselben Lauten begleitet ist. Weiter wird man aber keine Veränderung in seinem Gesichte wahrnehmen, keine Klagen von ihm hören. Er ist von stiller Jangst der an die Wechselfälle gewöhnt, welche sein Klima und sein Leben mit sich bringen und, wie er nicht dankt, wenigstens nicht mit Worten, so klagt er auch nicht, bittet sehr selten und bettelt nie. Hat er noch etwas von einigem Werthe in Fellen oder Fischen, so tauscht er sich dafür ein paar Renthiere ein und sucht damit seinen Winteraufenthalt oder wenigstens einen Theil die Jagd günstigen Wald zu erreichen, oft aber mit dem auch einen Dienst bei Wohlhabenderen aufsuchen.

Die Lebensweise der Samojeden ist außer der veränderten Beschäftigung im Winter und Sommer und während der Wanderungen dieselbe. Sie essen am Tage gar nicht oder nur sehr wenig, sondern halten am Abend eine große Mahlzeit, welche aber, wenn reichlich Nahrungsmittel vorhanden sind, ein paar Stunden dauert. Die Männer gehen am Tage auf die Jagd oder zum Fischelegen, oder haben mit ihren Renthieren zu thun. Die Frauen sind in der Regel im Hause, um die Kleider und das Fell in Ordnung zu halten, Holz zu holen, die Fische zu trocknen und auf die Kinder zu achten. Die kleinsten Kinder, die Säuglinge, liegen in einer 70 cm langen und in der Mitte etwa 40 cm breiten, ovalen Wiege, welche einer hölzernen Schachtel ohne Deckel ähnlich sieht. Die Wände dieser Wiege sind etwa 13 cm hoch; an denselben ist ein Flügel angebracht, welcher niedergelegt und in die Höhe gezogen werden kann, um die Wiege mit Fell oder Lädern zu bedecken und das Kind im Winter gegen Kälte, im Sommer gegen Mücken zu schützen. Im Sommer in Läden oder Leder, im Winter in Fell gewickelt, ein kleines Kissen unter dem Kopfe, liegen die Samojedensäuglinge viele Stunden, oft den ganzen Tag in der Wiege, ohne ein einziges Mal herausgenommen zu werden. Damit sie einigermaßen trocken liegen, wird in ihre Windeln zerriebenes, altes, weiches (olmiges) Holz gelegt. Sehr früh müssen sich die Samojeden an Unannehmlichkeiten, Geduld und Ausdauer gewöhnen. Wenn nicht allzu strenge Kälte herrscht, werden die kleinen Kinder beim Abnehmen und Umbauen eines Bettes halb bekleidet in den Schnee gelegt. Sie schreien dann zwar, als wenn sie am Spieße stüßen, aber bevor das neue Bett nicht fertig ist, kummert sich Niemand um sie. Wenn die Kinder anfangen zu gehen, bekommen sie dieselbe Kleidung, wie die Erwachsenen, sie laufen später aus freiem Willen in den Schnee und wälzen sich in denselben stundenlang mit dem größten Vergnügen. Sobald wie möglich helfen sie den Eltern bei ihren Beschäftigungen. Ich sah kleine, etwa sechsjährige Kinder, welche schon verlusten, Renthiere mit dem Vasso einzufangen und jedesmal, wenn sie warfen, der Länge nach auf den Schnee niederfielen.

Die individuelle Ausbildung der Samojeden ist nicht gering; er muß Zelte, Schlitten, Böte, Jagd- und Fischereigeräthe verfertigen, er muß Hirt, Fischer und Jäger sein und sich die verschiedensten Kunstgriffe und Kenntnisse aneignen, welche zu allem diesem nothwendig sind. Von Eselbildung ist natürlich keine Rede; nur zwei Samojeden habe ich gesehen, welche Russisch lesen und schreiben können; wenige lernen durch den Umgang mit den Russen Russisch zu sprechen. Dieses Volk hat außer der Erfahrung nur eine große Vehrerin, die Frenge, aber oft so schöne nordische Natur. Sie hat sein Denken gebildet, sie bestimmt sein Thun und Handeln, sie ernährt ihn, aber sie straft auch hart und unerbittlich.

Der Himmel, welcher mit Sonne, Mond, Sternen, Kometen und dem Nordlicht in dieser Zone so oft auf das Großartigste, Wunderbarste und Erleuchtete strahlt, der Himmel mit seinen Wolken und dem Donner, machte den mildigsten und tiefsten Eindruck auf die Samojeden und sie halten daher den Himmel für den höchsten Gott. Weil er ihnen Licht und Wärme spendet, so ist er auch ein guter Gott; groß und gut, und deshalb der beste. Um ihm möglichst nahe zu kommen, wird er besonders auf heiligen Bergen verehrt, aber auch in schönen und schön gelegenen Wäldern. Auch das Wasser, welches durch seine Kraft, Schönheit und Schönheit seinen Eindruck auf dieses Volk nicht verfehlt und ihm die Fische spendet, wird an heiligen Flüssen von ihm verehrt, besonders da, wo heilige Stromwirbel sind. Ueberhaupt an allen durch Schönheit oder ansprechende Lage ausgezeichneten Bergen, Wäldern, Flüssen und Seen verehren sie entweder ihren höchsten Gott, den Himmel, oder wie an den Stromwirbeln, auch das Wasser. Dieses war so zutreffend, daß, wenn ich während der Reise dachte, dieser Berg oder jener am See liegende Wald wird sicher von den Samojeden als heiliger Berg, heiliger Wald betrachtet, ich es in der Regel bestätigt fand. Ebenso macht aber auch alles Eigenthümliche, Wunderbare, Abnorme in der Natur seinen Eindruck; eine plötzliche Vertiefung des Bodens, ein Kreisrander, mit einem regelmäßigen Walke umgebener See, eine Gegend, welche mit lauter kleinen Hügeln dicht besetzt ist und dergleichen mehr. Diesem Eindrucke des Zeitlichen, Abnormen und dem jedem Menschen innewohnenden Egoismus verbannt auch jeder der Fetischdienst seine Entstehung. Während meiner Reise mit Renthieren nach Uzenat sah ich häufig kleine, abgestorbene Bäumchen ohne Rinde und kleinere Zweige, welche durch Einfluß des Windes, Wetters und Bodens so abnorm gewachsen waren, daß sie Kreuze, Armleuchter, Ruchstaben und andre schwer zu beschreibende Figuren bildeten und zwar so eigenthümlicher Art, wie ich sie nie



früher beobachtet habe. Wenn ich tagelang über die baumlosen Schneerebenen gefahren war, nichts als Himmel und Schnee gesehen hatte, beschäftigten diese Figuren meine Phantasie aufs Lebhafteste.

So mag es auch in früherer Zeit dem Samojeden ergangen sein. Wenn der in Farbenpracht leuchtende Himmel, das wirbelnde Wasser schon einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er zu verehren und anzubeten begann, so kann auch die abnorme, wunderbare Figur, welche ein alleinstehendes vertikalgestelltes Bäumchen bietet, eine feststehende Figur, welche einzig und allein dasteht und grundverschieden von den unzähligen normal gewachsenen Bäumen ist, so kann auch diese leicht auf das Gemüth des Naturmenschen wirken. Der Egoismus bestimmt ihn, diese Figur allein zu behalten, im Walde zu verstreuen und allein zu verehren. Später wird eine solche Sache zum Bedürfnisse und zur Gewohnheit, und findet er keine geeignete Figur, so schnitzt und schnitzt er sie selbst; jeder Samojede hat einen solchen Fetisch.

Wenn im Sommer die ungeheuren Stimpfe des nördlichen Sibiriens Milliarden und abermals Milliarden von Wäden gebären, welche in Gemeinschaft mit anderen Inseln Menschen und Thiere aus Furchtbare quälen, wenn diesen Stimpfen die kleine ansteigende Krankheiten, der Epidemien und Seuchen entleeren, denen die Samojeden selbst und ihr wertvollstes Gut, die Renthiere, letztere oft zu Tausenden, erliegen, so muß im Stimpfe dasjenige sein,

was den Samojeden feindlich entgegentritt, von den Sämpfen aus die ganze Erde durchdringt und Allem, was darauf ist, schadet. Aber die Erde spendet auch viel, sie giebt ihnen das Moos für die Reuthiere, das Holz für ihre Hütten, Schlitzen, Böde, Bogen und Pfeile und deshalb ist in ihrer Vorstellung Erde und Teufel nicht so mit einander verwebt wie Himmel und Gott. In ihrer Sprache heißt Himmel numm und Gott numm; die Erde heißt ja, aber der Teufel schrädeba oder mälaka. Der Teufel der Samojeden ist auch kein vollkommener Teufel, denn er ist nach ihrer Vorstellung versöhnlich.

Derjenige, welcher hauptsächlich mir über Religion und Sprache Aufschluß geben magte, war ein alter Mann, dessen Vater zwar Njale, dessen Mutter aber Samojedin gewesen war, und welcher selbst während seines ganzen Lebens unter den Samojeden wohnte. Er war zwar dem Namen nach Christ, innerlich aber noch vollkommen Heide. Er war mit einer aus zwei Njalefürstinnen, zwei Njalen, zwei Samojeden und zwei Kipinen bestehenden Deputation in Omel gewesen, als sich der damalige Großfürst und Thronfolger von Rußland dort aufhielt, und hatte als samojedischer Dolmetscher fungirt. Sein heidnischer Name war Wossiloge, sein russischer Name Iwan. Es wurde mir von Allen versichert, daß er einer derjenigen wäre, welche sich am besten zu meinen Zwecken eigneten. Ich gebe das mir von ihm Gesagte im Folgenden wortgetreu wieder.

Die heidnische Religion der Samojeden und Njalen hat viel Ähnlichkeit; erstere sind noch Heiden, während die letzteren, wenigstens äußerlich, fast alle Christen sind. Die Samojeden glauben an einen höchsten Gott, den Himmel; dieser ist gut und thut ihnen deshalb kein Leid. Eine Person denken sie sich nicht im Himmel, sondern Gott ist der Himmel und der Himmel ist Gott; daher auch der Name numm für Gott und Himmel. Er wird besonders auf heiligen Bergen, deren es eine größere Anzahl giebt, verehrt. Jedemal, wenn sie nach einer langen Reise einen solchen Berg betreten, schlachten sie auf demselben ein Reuthier, verzehren es und hängen den Reuthierkopf an einem dort befindlichen Baume auf, oder an einem in die Erde gesteckten Stode, oder legen ihn einfach auf die Erde nieder; der Wohlhabende schlachtet sein bestes, der Arme oft sein einziges Reuthier. Ebenfalls wird der erste gute Fisch beim Beginne der Fischezeit im Frühjahr auf diesen Bergen verzehrt, und der Fischekopf wie der Reuthierkopf dem höchsten Gott, dem Himmel, geweiht. Einige gewisse Berge dürfen Frauen nicht betreten.

Die Samojeden verehren diesen Gott überhaupt jedesmal, wenn ein Reuthier geschlachtet wird, wo sie sich auch befinden. Sie legen dabei alle zum Himmel hinauf; vor dem Schlachten sagen sie: „Gott, wir haben es hergeführt;“ wenn sie die Schlange umgelegt haben: „Siehst du auch, Gott, was wir thun?“ während des Todens rufen sie: „oooooooooooo“ oder „uuuuuuuuuu“ in eigenthümlicher Weise, wenn sie das Reuthier getödtet haben, sagen sie: „Gott, nimm dieses!“

Gerne verehren sie Gott dadurch, daß sie Gutes thun; wenn ein Reicher dem Armen ein Reuthier schenkt, so hilft er damit Gott und Gott wird ihm wieder helfen. Sie verehren auch, wie schon erwähnt, das Wasser. Ein Stromwirl ist von den Samojeden besonders besucht, in der Nähe desselben befindet sich ein Kaßen, in welchen schöne Fische und andere Kosibarkeiten gelegt werden. Sie schlachten auch hier Reuthiere, lassen das Blut derselben in den Fluß laufen und bitten für sich und für andere, welche viel auf dem Wasser fahren, daß ihnen dieses kein Leid zufüge.

Wenn sich auf einem Berge oder in einem Walde auf fallende Vertiefungen des Bodens finden, so sagen die Samojeden, daß dort ein Gott geboren sein müsse. An einem solchen Orte schlachten sie besonders viel Reuthiere und legen die Köpfe dort nieder, so daß oft 10 Fuß hohe Hügel von Reuthierköpfen entstehen.

Wenn ein wohlhabender Samojede in die Nähe einer christlichen Kirche kommt, so weicht er auch dieser ein weißes Reuthier, schöne Felle oder Geld.

Der Teufel der Samojeden befindet sich in der Erde, besonders in Sämpfen. Er sagt: „Gott, der Himmel, wird uns kein Leid zufügen; wir sind aber an die Erde gebunden und werden vom Teufel belästigt.“ Auch für ihn sind Orte bestimmt, wo er Opfer erhält; in der Nähe von Sämpfen, dort, wo viele kleine Hügel neben einander liegen, und an anderen auffallenden Orten. Ich sah einen Teufelsaltar inmitten einer Gegend, welche viele Meilen weit mit etwa zimmerhohen Hügeln bedekt war. Dieser Altar bestand aus einem über 2½ m hohen Felsen, auf welchem ein 2 m langer Balken horizontal lag; der letztere war mit etwa 20 cm langen Holzjaden, Röhren ähnlich, versehen.

Der Teufel erhält von den Samojeden Opfer, damit er ihnen kein Leid zufügt. Beim Schlachten der Reuthiere erhält er das Blut; wenn dieses auf die Erde fließt, so sagen sie zum Teufel: „Trink das Blut, aber belästige uns nicht.“ Wenn Epidemien, wie die Pocken, unter den Samojeden herrschen, so schlachten sie so viel Reuthiere wie möglich, legen dieselben mit Haut und Haar auf die Erde und sagen zum Teufel: „Hier, nimm Alles, aber verschone uns fernerhin.“

Der Festschiffdienst besteht darin, daß jeder Samojede entweder auf einem Berge oder häufiger in einem Walde seinen Gözen hat. Es ist dieses ein einfacher Stod, auf welchem ein Gefäß roh geschnitten ist. Diesem Gefäß bringen sie alle möglichen Sachen, besonders gern Silbergeld; sie schlachten auch für ihn ein Reuthier, bestreichen ihn mit dem Blute desselben und legen ein Gefäß mit Fleisch vor ihm auf den Boden.

Die Priester der Samojeden, von ihnen selbst Tadibi, von den Russen Schamanen genannt, haben wohl nicht den bedeutenden Einfluß, welcher ihnen zugeschrieben wird. Sie gehören in der Regel den ärmeren Klassen an, sind selbst Jäger und Fische, aber oft kluge Menschen, welche ihr Volk genau kennen. Der Schamane muß immer eine Trommel (pénors) besitzen; dieselbe hat entweder eine kreisrunde oder ovale Form, ist flach und von verschiedner, oft beträchtlicher Größe. Das Trommelfell besteht meistens aus Reuthierhaut, welche straff über den 7 bis 9 cm hohen Rahmen gespannt ist, an letzterem sind zwei sich kreuzende Stäbe locker angebracht. An diesen Stäben wird die Trommel mit der linken Hand gehalten, während mit der rechten Hand der Trommelschlag geführt wird. Letzterer ist mächtig lang und mit furchtaartigem Felle überzogen. Die Trommel muß vor dem Gebrauche etwas erwärmt werden und hat dann einen dumpfen, aber starken und betäubenden Ton.

Sind Abends spät mehrere Samojeden versammelt und ist ein Schamane unter ihnen, so wird diesem gesagt, er möge Gott bitten, ihnen Gutes zu verleihen. Dann beginnt der Schamane zu trommeln und in eigenthümlicher Weise zu singen; in seinen Gesang stimmen auch die übrigen Samojeden mehr oder weniger ein. Der Schamane verbeugt sich hin und wieder vor jedem einzelnen der Anwesenden, um anzudeuten, daß er für sie bittet, und versetzt sich und die Zuhörer in fieberhafte Aufregung. Während des

Trommels tritt der Schamane mit Gott in Verbindung und spricht mit ihm. Gott sagt dann gewöhnlich, die Samojeden möchten ihm Renntiere, Fische oder andere Dinge weihen; wenn sie diesem Gebote nachkämen, so würden sie mit ihren Renntieren Glück haben, ihnen eine gute Jagd, ein guter Fischfang und andere Annehmlichkeiten zu Theil werden.

Ob der Schamane immer ein Betrüger ist, möchte ich bezweifeln; wenn man weiß, wie denselben während des Trommelns der Schweiß aus allen Poren dringt, in welche fieberhafte Aufregung er sich selbst versetzt, und gesehen hat, wie elend und angegriffen er in den Tagen nach einem solchen Gottesdienste ist, so ist die Annahme wohl nicht unberechtigt, daß er selbst glaubt, mit Gott in Verbindung zu treten und sich selbst einbildet, Worte von ihm zu hören. Wenn man nicht hochmüthig auf diese armen Heiden herabsieht, sondern etwas in ihre Denkungsweise eingehen will, so muß man eingestehen, daß man durch ein solches Trommeln und Singen selbst aufgeregt werden kann.

Wemert habe ich schon, wie die in der Schneedecke allein stehenden wunderbaren Figuren, welche abnorm gewachsene Bäume gebildet hatten, meine Phantasie beschäftigten; ebenso kann ich den Einbruch nicht vergessen, welchen der Teufelskult auf mich machte. In einem civilisirten Lande würde ich diese paar kunkel an einander gestülpten Hölzer für einen wunderlichen Wegeweiser gehalten, ihn gesehen und wieder vergessen haben. Hier aber, nachdem ich auf meinem Wege wochenlang nichts von Menschenhand

Geschaffenes getroffen hatte, machte der inmitten schneebedeckter Hügel stehende, am Fuße mit Blut bestrichene Teufelskult vielleicht ähnliche Gefühle in mir rege, wie in dem rohen heidnischen Samojeden, wenigstens die des Grauens; ich sah nur Zähne, nicht kunkellose Holzjoden, um so auffallender, weil mir vorher nichts von dieser Teufelskulte gesagt worden war. Einen ähnlichen Eindruck hatte sie auf meinen Dolmetscher gemacht.

Die Kultur Europas, Griechenland, Italien und einen Theil der angrenzenden Länder ausgenommen, ist noch sehr jung. Nach dem nordwestlichen Deutschland kam das Christenthum vor etwa 1000 Jahren, im Norden und besonders im Osten verbreitete es sich noch viel später. Mit und durch das Christenthum entwickelte sich dann langsam die Kultur. Man weiß, wie lange noch diese Völker im Geheimen heidnischen Gebräuchen huldigten, wie schwer es der christlichen Kirche war, dieselben allmählich anzurufen und wie bis auf den heutigen Tag, wenigstens beim Landvolke vieler Gegenden, noch Anklänge daran zu finden sind. Die alten Sagen im Norden Deutschlands hielten in ihren heiligen Wäldern ihren Gottesdienst ebenso mit der Trommel, wie heute die Samojeden. 600 bis 1000 Jahre gehörten unsere Vorfahren dem Christenthume an, aber wie viele Tausende von Jahren mögen sie einem Heidenthume angehört haben, ähnlich dem der Samojeden. Es mag in den jungen Kulturvölkern noch viel zum Heidenthume Disponirendes liegen, welches beim Alleinsein in großen Wildnissen zum Bewußtsein kommt.

Si Adji panurat und Si Adji pamasa.

Ein Batak'sches Märchen.

Von W. Rüdting.

I.

Vorbemerkung. Die Bataks auf Sumatra, ein kräftiger Volkstamm, unter dem die Rheinische Missionsgesellschaft seit 1861 eine segensreiche Missionsarbeit unterhält, gehören weder zu den rohen Naturvölkern, noch zu den sogenannten heidnischen Kulturvölkern; sie nehmen etwa eine Mittelstellung ein. Ihre Kultur ist hinduistischen Ursprungs und ist vor Jahrhunderten zu ihnen gekommen. Vieles spricht dafür, daß dieses heidnische Kultur und politisches Leben bei ihnen auf einer höheren Stufe gestanden haben, als sie gegenwärtig stehen. Ein gewiß nicht zu unterschätzendes Kulturelement ist ihre eigenartige Schrift und Literatur, obgleich die letztere sehr arm ist und sich auf Baumblätter, auf Bambusblätter beschränkt. Zu brieflichem Verkehr bedient man sich eines Stükes Bomba, in dessen feine Weiche Rinde die Buchstaben mit einem eisernen Griffel oder spitzen Messer eingegraben werden. Auch die so sehr beliebten Erzählungen, Märchen, Fabeln, auch längere Räthsel, findet man oft auf Bambusstangen, bis zu 15 Fuß lang und mehr, eingegraben. Ein solches Märchen ist auch das unten folgende. Obgleich es ein Märchen ist und zwar ein solches, das seinem Kerne nach in früher Zeit aus der Fremde zu den Bataks gekommen sein muß, so steht es doch auf dem Boden des Volkslebens oder besser, es ist so in dasselbe eingedrungen, daß es uns einen

Blick in das Leben, Fühlen und Denken dieses Volkes gestattet und daher auch wohl ethnographisches Interesse hat. Wo es der Text bedarf, werden kurze Fußnoten Erläuterung geben.

Zu alten Zeiten, erzählt die Sage, lebte ein Mann, Radja Somongga, der hatte zwei Söhne: Si Adji panurat (= Fürst Schreiber) und Si Adji pamasa (= Fürst Väter). Eines Tages sprach der Vater zu seinem Ältesten: „Gehe hin, mein Sohn, nimm (kaufe) dir eine Frau, denn deine Mutter und ich — wir werden beide alt.“ „Ach“, antwortete der, „ich mag noch nicht heiraten, loß zuerst meinen jüngeren Bruder heirathen.“ So wandte sich der Vater zu dem Jüngsten: „Nun Väterchen!“, sprach, wolltest du wohl zuerst eine Frau nehmen?“ „Wie, Vater, ist nicht gegen alle Sitte, daß der Jüngere vor dem Älteren heirathet?“ meinte dieser. „Nicht doch, Väterchen, es ist nichts Unerlaubtes dabei, wenn ihr beide einig seid.“ — Daraufhin machte Si Adji pamasa unter Paukenschlag auf der Dorfstraße bekannt: „Ihr alle, Männer dieses Dorfes!

¹⁾ Hässliche Ansprache der Eltern an ihre Söhne: „Väterchen“ an ihre Töchter. Großeltern reden ihre Enkel an mit Großväterchen und Großmütterchen. Unberuigen bedienen sich auch Fremde dieser Ansprachen unter einander.

daß er zuer etwas Anderes vornehme für Morgen; wir wollen Morgen auf die Brautschau zu meinem Theim!) in das Dorf Sonnenaufgang, ihr alle sollt mich begleiten!" Am folgenden Morgen ließ er durch seine Knechte Reis tochen, einen Büffel schlachten und dann die Männer seines Dorfes zusammenrufen. Nach dem Washe sprach er: Nun, ihr liebe Herren, ich habe euch zu mir geladen, damit wir jetzt ansprechen zur Brautwerbung. Keiner von euch lasse sein Gewehr dahinten. — So brachen sie also auf. Allen voraus schritt der Brautwerber, Si Adji pamasa, in gravitätischer Haltung, die Arme stielich schütend. Als sie nicht mehr fern vom Ziele waren, machten sie Halt, zu ruhen und Vettel zu nehmen. Si Adji pamasa aber schmückte sich mit Feinleidern, die mit Goldborten besetzt waren, mit einem feinen, gekämmten Gürtel zum Einsinken des Schwertes, mit dem Dolche Djangga aro?), der da klingelt beim Einsinken und Ausziehen, mit einem Obergewande und Kopfbedeckung aus feinem Stoffe. Nun ließ er die Gewehre losbrechnen: Kupp, rupp, knallte es, wie beim Brennen des gekloppten Bambus auf dem Ader?). Da kamen die Bewohner des Dorfes Sonnenaufgang in Bewegung; sie meinten, es zöge ein Feind heran, ihr Dorf zu bekümmern. Bald aber erkannten sie Si Adji pamasa. „O, mein Herr Adji pamasa, weshalb kommst du in solchem Aufzuge?“ fragte ein Dorfselster. „Ich komme, mein Herr,“ antwortete dieser, „meinen Untel zu besuchen; ich möchte mir seine Tochter zum Weibe nehmen.“ Also gingen sie ins Dorf hinein und traten in das Haus des Häuptlings Usuman. „Nun wohl, Adji pamasa, was ist's, daß dich herführt? ihr kommt in großer Zahl, sehr ich.“ „Nichts anderes, lieber Untel, als mich deine Günst zu erbitten. Unsere Mutter wird alt und da hat sie mir aufgetragen, dich zu besuchen; du wirstest mich wohl deine Tochter geben, meinte sie.“ „Wenn dem so ist, dann gib mir Fleisch zum Nahl, damit wir die Sache fertig machen.“ So sprach Nahlja Usuman. Also gab Si Adji pamasa seinem Theim Fleisch zum Nahl in Werthe von zwei Dollar und ward mit ihm einig über den zu zahlenden Brautpreis. Einen Theil desselben legte er in Gold in seines Theims Hand, zum Zeichen, daß dessen Tochter seine Braut sei. Dann wurde ein für die Heimbefolgung der Brant glänziger Tag gesucht und ward der siebente Tag als gut befunden. Si Adji pamasa machte nun in zwei Schindeln je sieben Knoten; eine derselben gab er seinem Theime, die andere behielt er für sich und kehrte dann mit seinen Leuten in sein Dorf zurück.

Als nun die Knoten der Schindeln auf einen gelöst waren, der bestimmte Tag also nahe gerückt war, schlug Si Adji pamasa die Pause auf der Dorffrage und rief: „Ihr alle, Dorfgemeinen, daß morgen Niemand sonst ausgehe, der Termin ist gekommen, da wir nach meines Theims Dorf müssen.“ Am andern Morgen ließ er durch seine Knechte Reis tochen, schlachtete einen Büffel und lud alle Männer des Dorfes zum Essen. Nach dem Essen frag der Dorfselste: „Was ist die Ursache, daß du und ein Nahl mit Fleisch bereitet?“ „Nichts, als daß ich jetzt gehe und ihr mir folgen möget zum Dorfe meines Theims.“ . . . Nachdem sie nun etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt,

kam ihnen ein Bote entgegen: „O mein Fürst Adji pamasa, kehre um: die Tochter des Häupten, deine Braut — ist tobt!“ Also lehrten sie um, der Bräutigam schweren Dergens. Nach einiger Zeit ging letzterer abermals in seines Theims Dorf und bat den Dorfselsten: „Wie mir deine Tochter, ich bin sehr beschämt, so leer aus eurem Dorfe zurückgekehrt zu sein.“ „Warum sollte ich sie dir nicht geben, mein Herr?“ antwortete der. Also aßen sie Fleisch, bestimmten den Brautpreis und suchten einen glänzigen Tag, der wiederum auf den siebenten fiel. So ging Alles wie zum ersten Male. Auch jetzt kam ihnen, als sie die Braut holen wollten, der Bote entgegen: „Rehret um, sie ist tobt, die ihr holen wollt.“ So gingen zu sieben Malen, nimmer kam zur Hochzeit. Da redete Si Adji pamasa mit seinem älteren Bruder: „Du, o Bruder, heirathe du zuerst. Mir ist's nun so ergangen, daß ich scheits, mein Loos. Bistestest wohl besser, wenn du heirathest.“ Also ging Si Adji panurat auf die Brautsuche, aber zur Hochzeit kam's nicht; kurz vor derselben starb die Braut, zu sieben Malen. „Das ist nun so unser Schicksal, Väterchen; was mag die Ursache davon sein?“ So sprach der Ältere zum Jüngeren. „Eg's uns,“ sprach der, „erst den Zauberpriester!) holen und die Prophetin!) fragen, damit sie uns sagen, worinnen wir gefehlt haben.“ „Gut, so gehe und hole die Prophetin, daß wir sie ihr Orakel!) befragen und unser Schicksal erdanden lassen.“ Als nun die Prophetin zur Stelle war, ließ sie sich vernehmen: „Aus welcher Ursache, Adji panurat, haßt du mich durch deinen jüngeren Bruder holen lassen?“ „O Väterchen, große Prophetin, damit du möchtest dein Orakel befragen.“ „Nun gut, Väterchen, aber ich kann nicht fragen ohne Musik.“ „So machen wir Paukenmusik!“ sprach jener. So spielte also die Musik. Da tanzte die Prophetin ihre eigene Weise; sie bewegte ihre Arme auf ihre eigene Art: sie neigte sich zur Rechten — die Menge neigte sich; sie neigte sich zur Linken — die Menge ebenso; sie neigte sich vornüber — die Menge folgte ihr; sie bog sich rückwärts aber — die Menge ebenso: so hinreißend war ihr Tanz. Dann wurde ihr Tanz hüpfend und trippelnd, wie wenn man mit Palmweine in Büffelhörne?) tanzt. Da fuhr in sie ein ihr Orakel, die Dffenbarerin des Verborgenen, und ließ sich vernehmen: „Was ist, ihr Menschenkinder, daß ihr mich hebeirast und mich einschnen laßt in meine Gefährtin, die mich trägt?“ „O Hüftentochter, daß wir dich hergerufen, das ist's: daß du uns offenbaren möchtest das Schicksal von Si Adji panurat und Si Adji pamasa; daß du uns offenbaren möchtest, was wir gefehlt haben nach der Meinung unseres Gottes, der da in Alles das rechte Maß bringt, der entsihen läßt und schaffet, der da segnet, der das Haupt undet und den Schädel wölbt, der die Augen öffnet und das Ohr dohrt, der den Mund spaltet und die Kehle höhlt, der das Herz zusammenhaßt und die Leber ausbreitet, der die Eingeweide in einander schiebt und die Finger, die zehn, trennt, der uns Menschen in diese Mittelwelt?) sendet. Ach, frage doch auch unsere Groß-

1) Alle Heirathen mit Frauen desselben Stammes sind verpönt. Die Verbindung des Sohnes der Schwester mit der Tochter des Bruders ist am erwünschtesten. Der Theim hier ist also Väterchen Bruder.

2) Ein gewisser Dolch von schlingelnder Form.

3) Beim Verbräuen des Schälges auf einem neu begonnenen Ader verzichtet die Hige das Verplagen der Bambuslieder, welches ein lebhaftes Schnatter hervorruft.

1) In schwierigen Lagen, wie hier, erhält man sich Rath's bei den Seikern. Der Zauberpriester, dazu, erhebt aus Feinden, welcherlei Opfer zu bringen, wie man sich dabei zu verhalten, an wen man sich etwa zu wenden habe.

Die Prophetin, Sibulo, ist eine Person, die einem gewissen Orakel oder überirdischen Wesen, Gijungjan, — wölbt ihr Orakel“ gesagt — als Medium dient. Das Uebrige ergiebt sich aus dem Texte.

2) Wie der Zauberpriester bei einigen Opfern zu thun pflegt.

3) Die Welt besteht aus drei Etodwelen: banua gindjang = Ober: oder Himmelswelt; banua tonga, die Mittel- oder Erdenwelt; banua toru, die Unterwelt.

väter (deren Geister) nach dem, was sie zu essen begehren; frage auch unsere eigenen¹⁾ Geister, damit ich ihnen gebe, was sie verlangen.“ So antwortete Si Abji panurat. Darauf die Prophetin: „Gut, Väterchen, bringe zuvor ein Opfer: ein Hühnerel, Stich, Zahnschwärze (eine Holzstoch) mit Del, eine Plume, Reis mit Curcuma.“ Nachdem sie das Geforderte erhalten, rief sie: „O ihr Väterchen, Rusikanten (Baufenskläger), macht nun Offenbarungsmuß, damit ich erfrage bei unseren Herren, den heiligen Göttern; damit ich erforsche deine Geiste unseres großen Festgebers, was sie begehren, damit wir sie lassen.“ O ihr Rusikanten, meine Gesessen in diesem Dienste: daß ja nicht Disharmonie sei im Tone der Paulen, damit klar laute der Ausspruch der Fürstentochter, meines Orakels.“ Da klangen hell die Paulen und das Orakel ließ sich hören: „Höre, o Väterchen, Menschensind, du mußt erlangen, sagt dein Geist, den geschickt redenden Vogel, dann wirst du glücklich sein.“ — „Gut, o Fürstentochter, möge es der Wille der Götter sein, daß unser Geist uns den redenden Vogel finden lasse.“ So sprach Abji panurat. „Früh sei dein Geist, Väterchen! du wirst den Vogel finden, aber zuvor wirst du noch viel Ungemach zu erdulden haben.“ So schloß die Prophetin.

Am anderen Tage rüsteten sich die Brüder zur Reise. Mit Lebensmitteln und Feuerholz und -stein versehen, brachen sie auf in den Urwald, um zu lauschen nach der Stimme des redenden Vogels. Aber die Zeit lief hin, sie lief in die Wenden, sie lief ins Jahr — und immer hörten sie noch nichts. Eines Tages trafen sie auf einer weiten Fläche an einen Schwidweg. „Nun, was ist das, welchen Weg sollen wir nun einschlagen?“ fragte Si Abji panurat. „Auch ich bin ganz irr.“ sprach der Andere, „laß uns erst ruhen und nachdenken. Auch unser Vorrath geht zu Ende, was langen wir an?“ Da erblickten sie in der Ferne eine Felsbühne, die suchten sie auf und übernachteten in derselben. Am Morgen sahen sie an der Thür der Hütte eine Schrift hängen: „Der Weg links für die Vega (Tämonen, Gespenster); der Weg rechts für die Menschen.“ So lautete die Schrift. Da überlegte Si Abji panurat bei sich selbst: „Wenn wir beide immer zusammenbleiben, dann werden wir den Vogel nimmer finden.“ So dachte er. Als sie nun wieder an den Schwidweg kamen, ließ er sich vernehmen: „Nun Brüderchen, folge du diesem Wege links, und ich folge dem rechts.“ — „O Bruder, daß wir uns doch nicht trennen! wie sollte ich den Weg finden; müßt du mich wegworfen?“ So klagte Si Abji pamasa. „Nicht doch, Brüderchen, ein jeder von uns muß einen anderen Weg gehen, damit wir den redenden Vogel finden. Aber dies: wer ihn gefunden hat, kommt hierher und folgt dem Anderen auf seinem Wege, ich zu suchen.“ „O Bruder, es ist wirklich dein Ernst, dich von mir zu trennen? nun

dann, wie du wilst! o ihr Geister, mein Bruder wirft mich weg!“ „Es ist Ernst, Brüderchen, komm, laß uns theilen.“ Dann theilte er den Vorrath und das Feuerzeug, gab seinem Bruder die Hälfte und versorgte dann seinen Weg, den Anderen am Schwidwege zurücklassend. Der aber klagte und weinte: „O, ihr Geister meiner Großväter und du, heiliger Sombon !), ach, zeiget mir doch den redenden Vogel.“

Si Abji panurat nun setzte seinen Weg fort und kam bald in das Dorf des Rabja Tunggul di djubi (= Held im Spiele). Dort traf er die Krute eifrig am Spielen. „Warum kommst du her?“ frag ihn der Häuptling. „Ich suche den redenden Vogel, mein Herr; ist der nicht hier zu finden?“ „Ach was, redender Vogel! so was giebt's hier nicht; aber komm her, laß uns spielen!“ „Ja, spielen wir!“ sagte jener, und so spielten sie. Da geschah es, daß Rabja Tunggul di djubi alles, was er besaß, an Si Abji panurat verpielte, selbst alle seine Sklaven und alle im Blode liegenden Spielskudner, nur er, der Häuptling, seine Frau und Tochter waren noch frei. Da stieg er aus dem Sopo²⁾, ging hinüber in sein Haus und warf sich verzweifelt auf den Flur. „Warum doch, o Vater, fliehst du dich diesmal so an?“ frag seine Tochter. „O Mütterchen, wie viel schon meiner Gegner im Spiele gewesen sind, nie hat mich einer besiegt; aber dieser Abji panurat hat mich überunden; nun du, deine Mutter und ich, wir sind noch frei.“ — „Und das beschwert dich so, Vater? Wird dir der morgende Tag nicht alles wieder zurückbringen? ruf ihn herein zum Essen!“ so sprach sie. Am anderen Tage stiegen die Männer wieder in den Sopo zum Spiele, die Tochter des Häuptlings aber stieg hinauf auf den Dalfon³⁾ des Wohnhauses, gegenüber dem Sopo, und suchte durch Singen und Kasketten die Aufmerksamkeit des Abji panurat auf sich zu ziehen. Dieser hatte sie bald entdeckt und hatte nun keine Augen mehr für das Spiel. Da kam Rabja Tunggul di djubi: „Früh auf, mein Fürst, spielen wir!“ „Ja, spielen wir!“ sagte jener. Aber o weh! was sein Gewinn gewesen, war bald seine Schuld geworden, denn bei dem Rollen der Würfel hingen doch seine Augen an der Tochter des Häuptlings. Bald hatte sich so gewandt, daß er noch in Schuld blieb. Da hörten sie auf mit Spielen und rechneten. Da kam Rabja Tunggul di djubi: „Da nun die Sachen so liegen, o Abji panurat, — wo ist die Bezahlung deiner Schuld?“ „Ich habe sie noch nicht“, war die Antwort. „Nun, wenn dem so, stehle deine Hände nur in diese Schlinge“, sagte jener. Also band er ihn und legte ihn in den Blod und zwar unter die Leiter, die zum Sopo hinaufführte. „O weh! die Anderen, jetzt meine Gefährten, die du im Spiele überunden, liegen oben im Sopo und mich allein legst du unter die Treppe?“ „Ja so ist's. Die Anderen zu überwinden, hat mir nicht viel Mühe gemacht, bei dir aber bin ich müde und matt geworden.“ Also lag Si Abji panurat im Blode unter der Treppe.

¹⁾ Der Geist, tondi, bildet wohl die Persönlichkeit des Menschen, doch wird er auch als Schuggeist angesehen, aber als ein sehr launischer. Er kann Segen und Unheil verursachen, auch vom Leibe getrennt existiren, was aber für den Menschen gefährlich ist. Strenge Begierden, Niedrigselbstheit, Verwundung, Krankheit, Mißerfolge u. s. w. werden zum Theile als Wirkungen des tondi angesehen. Ihm muß wegen diesem Allem auch geopfert werden.

²⁾ Sonstigt Behausung, als Dalfon; oder Pittosfer. Ueberwinnliche Wäner, wie der hier eingeschaltete Geist, enthalten nur vegetabilische, keine blutigen Opfer.

¹⁾ Ein höherer Geist, der seinen Wohnsitz in Hainen, alten Bäumen, Schluchten oder an sonst schauerlichen Orten hat, wo ihm auch geopfert wird. Er ist gleichsam der Vatersgeist eines gewissen Distrikts.

²⁾ Ein offenes Gebäude, gewöhnlich dem Wohnhause gegenüberstehend, zu allerlei öffentlichen Gebäuden.

³⁾ Ein Ausbau unter dem über die Füsse des Hauses vorspringenden Dachgiebel.

Die Lebensbedingungen der Lärche.

Es ist vielfach versucht worden, die Lärche (*Larix europaea* D. C.), welche wegen ihres vortrefflichen Holzes einer der geschätztesten Waldbäume ist, **ausserhalb ihres Heimathgebietes** anzupflanzen, doch sind die Versuche meist von geringem Erfolge gewesen. Ueber die Ursachen, welche das Gedeihen dieses Baumes befördern, gehen die Angaben der Forstmänner und Botaniker weit aus einander, ja widersprechen sich direkt. Herr Prof. Bühler in Zürich regt daher zu einer erneuten wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes an und macht selber den Anfang dazu mit einem im „Forstwissenschaftlichen Centralblatt“ (8. Jahrg. 1886, 1. Heft) erschienenen Aufsatz: „Streifzüge durch die Heimath der Lärche in der Schweiz.“

Das natürliche Verbreitungsgebiet der Lärche in der Schweiz erstreckt sich nach Bühler auf die Kantone Graubünden, Tessin, Wallis und die der Hochgebirgsregion angehörenden Theile von Waadt, Bern, Uri, St. Gallen und Appenzell. Dasselbe hat etwa 20 000 qkm Ausdehnung.

Die Lärche ist in der Schweiz deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie allein oder in Gesellschaft der Arve oder Zirbelkiefer (*Pinus cembra*) die Wäldungen an der Baumgrenze bildet und bei den neuen Aufforstungen, welche in verschiedenen hohen Gebirgslagen im Gange sind, eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist.

Nach Ehrst ist die obere Grenze der Lärche bei 2300 m, die untere bei 423 m gelegen. Die Jahresmitteltemperatur an der unteren Grenze liegt zwischen 9° und 10° C. (doch 12° im unteren Tessin), an der oberen Grenze zwischen + 1,2° und — 1,0°. Da nun die Temperatur in der übrigen Schweiz und in Deutschland, das Rheinthal ausgenommen, 10° selten übersteigt, so ergibt sich, daß in der Temperatur der Grund des schlechten Gedeihens der Lärche ober ihres Absterbens nicht gesucht werden kann. In Sils Maria, wo sich einer der schönsten Lärchenbestände findet, sinkt die Temperatur oft auf — 25°, in Cassafagna und Martigny steigt sie auf 33° und mehr.

Weiter zeigt Bühler, daß die Regenmenge ohne Einfluß ist auf das Wachsthum der Lärche. Da, wo letztere am besten gedeiht, in Wallis und Engadine, beträgt die Regenmenge im Durchschnitt 60 cm; in Martigny, Sitten, Riedingen geht sie selten über 70 cm hinaus; in Beverö kann sie auf 49 cm sinken und steigt selten auf 80 cm. Sils Maria hat etwas mehr Regen, aber niemals über 90 cm. In Deutschland andererseits beträgt die Regenmenge 55 bis 75 cm und steigt in kleineren Gebieten bis 85 cm. Nur in der schwäbisch-bayerischen Hochebene wird auch dieser Betrag noch überstiegen.

Die Lärche gedeiht auf feuchtem Boden ebenso gut wie

auf trockenem. Vielfach finden sich schöne Lärchenbestände längs der Flüsse. Doch tritt sie mit einer Ausnahme (am **St. von Schupland**) nur an fließendem Wasser auf.

Was nun den Einfluß der Insolation betrifft, so hängt letztere von der Bewölkung ab. Der Grad der Bewölkung wird bekanntlich dadurch ausgedrückt, daß man den bewölkten Theil der Himmelsdecke in Zehnteln der ganzen Himmelsdecke anspricht. Im Verbreitungsgebiete der Lärche schwankt die Bewölkung zwischen 4,4 (Sitten) und 5,9 (Sargans). Nur in Gubris geht sie über diese Grenze hinaus bis auf 6,5.

Dahingegen beträgt in der übrigen Schweiz die Bewölkung fast ausnahmslos 6,0 bis 7,0, steigt sogar auf 7,5. In Deutschland beträgt der Durchschnitt 6,5 bis 6,8. Nicht deutlich treten die günstigeren Verhältnisse des Lärchengebietes hervor, wenn man die Zahl der heiteren Tage vergleicht. Es zeigt sich also, daß in vielen Gegenden der Schweiz das Maximum der heiteren Tage hinter dem Minimum derselben im Lärchengebiete zurückbleibt, und daß auch in Deutschland (es liegen nur die Daten für Bayern vor) die Zahl der heiteren Tage bedeutend geringer ist als im Lärchengebiete.

Die allerdings nur für einen Zeitraum von drei Jahren vorliegenden Windbeobachtungen ergeben, daß die Zahl der Windstille in den Lärchenbeständen im Allgemeinen ebenso steht, wie in den übrigen schweizerischen Stationen. Doch muß man dabei in Betracht ziehen, daß die Intensität der Luftbewegung fast überall von 600 m an erheblich zunimmt, daß also bei demselben Betrage der Windstille in den höheren Regionen der Luftwechsel viel stärker ist.

Die relative Feuchtigkeit übersteigt in den Lärchengebieten nicht 79 Proc. (in Martigny und Gubris 72 Proc., in Cassafagna sogar 64 Proc.), beträgt aber in der übrigen Schweiz meist 80 Proc. und steigt mehrfach auf 85 bis 87 Proc. In Deutschland sinkt sie selten unter 75 Proc., in Bayern beträgt sie meist 77 bis 79 Proc. In Folge dieser geringeren Luftfeuchtigkeit, sowie der stärkeren Bewegung der Luft und des geringeren Trudels im Gebirge, welche Faktoren alle die Transpiration erhöhen, kann die Lärche im Gebirge einen Wassergehalt ertragen, welcher ihr unter geringerer Verbundung verderblich werden müßte.

Das Endergebnis der Untersuchung Bühler's ist folgendes: Der Faktor des Lichtes herrscht das Wachsthum der Lärche. Die übrigen Faktoren mügen noch so günstig sein, sie gedeiht außerhalb ihrer Heimath nur, wenn sie möglichst viel Licht und genügenden Luftwechsel genießt, wenn sie also am Walde- und Landschaftsrande, an Süb-, Ost- oder Westhängen im Einschnitt mit viel ausgebildeter Krone und stets vorwiegend erzeugt wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter den Ländern, für welche die Einfuhr deutscher Waaren die erste Stelle einnimmt, ist nach der „Allg. Z.“ vorzugsweise Norwegen zu nennen. Die Gesamteinfuhr aus Deutschland dahin stellte sich im Jahre 1884 auf 28,8 Proc., während England an der Einfuhr mit 26,5 Proc. und die übrigen exportirenden Staaten in weit geringerem Maße beteiligt waren. Der Gesamtwert der Einfuhr aus Deutschland betrug 45 781 800 Kronen. Steinfogle wird fast ausschließlich von England geliefert. Auch in Metallartikeln genießt England noch eines erheblichen Uebergewichtes. In Lokomotiven und Maschinen hingegen kommt Deutschland dem britischen Wettbewerber schon sehr nahe; in Manufakturwaaren aus Spinnstoffen hat es England überholt, und Kolonialwaaren wurden dem Lande in weit überwiegender Menge aus Deutschland zugeführt, indem der deutsche Import sich hierin mit 9132 000 Kronen, der englische nur mit 4286 500 Kronen bewertete. Die Audeinfuhr nach Norwegen betrug sich in dem gedachten Jahre auf 4776 500 Kronen, woran Deutschland mit nahezu der Hälfte, nämlich mit 2224 900 Kronen, beteiligt war.

— Prof. Dr. F. Umlauf veröffentlicht jetzt unter dem Titel „Die Alpen“ (Wien, K. Hartleben) ein Handbuch der gesamten Alpenkunde, welches im Rahmen eines Kompendiums unter Wissen von diesem Gebirge nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung und die vielfachen Beziehungen des Menschen zu denselben darstellt wird. Die 15 Lieferungen, von denen drei bereits erschienen sind, werden behandeln die Grenzen, die Einteilung, den vertikalen und geologischen Aufbau, die Topographie der Alpen, die Thäler, Flüsse, Seen, das Klima, Lössen und Gletscher, Flora, Fauna, Ethnographie, Straßen und Eisenbahnen, die Alpenforschung, die Touristik, die Kurorte und die Kunst.

— Die Erstigung des Conign, des höchsten Gipfels der französischen Pyrenäen, war seitlich mit großen Schwierigkeiten verbunden und im obersten Teile sogar sehr gefährlich. Der Alpenklub von Roussillon hat im vergangenen Jahre mit Unterstützung des französischen Centralklubs Stufen in den Gipfelfelsen bauen lassen, so daß die höchste Spitze jetzt auch von Tauen ohne sonderliche Gefahr erklimmt werden kann. Die Gernsticht vom Conign ist bekanntlich eine der angedehnten und umfaßt das ganze Gebiet von Marseille und Montpellier bis Toulouse.

— Verneau macht darauf aufmerksam (Revue d'Anthropologie 1886, p. 10), daß sich Schädel mit dem reinen Cro-Magnon-Typus nicht nur unter Völkern, sondern auch in Amerika und in Andalusien und zwar in verhältnismäßig neueren Gräbern finden. Es ist interessant, daß auch die Schädel von Konia bei Dammam Mesopotamien in Nordafrika demselben Typus angehören, und daß der Kabylienschmied der Denbodia, der sich rühmt, von dem Erbauern dieser Dolmen abzukommen, heute noch ganz dieselbe Schädelbildung zeigt.

Ko.

Asien.

— Ueber die Kirgisen giebt Dr. Seeland, Chefarzt der Provinz Semiretschen, in der Revue d'Anthropologie 1886, p. 25 interessante Daten und Körpermessungen, sowohl über die echten Kara Kirgisen, wie über die Kirgis-Kakaten, die nach seiner Ansicht unzweifelhaft nur zwei Zweige eines Stammes sind; der Kaukasidist hat zwar den altaiischen

Charakter seiner bemerkt als der der schwarzen Kirgisen, aber beide Stämme können sich leicht mit einander vermischen. Ihre Gesamtzahl schätzt Seeland auf 1 1/2 Millionen; in jeder Provinz wohnen 540 000, darunter 384 000 Kakaten. Die Messungen ergeben für die Frauen ein im Ganzen günstigeres Resultat als für die Männer und weisen sie einem höheren Typus zu.

— Ueber die giftige Spinne, den Karakurt der russischen Steppen, giebt Seeland, der Chefarzt der Provinz Semiretschen, in der „Revue d'Anthropologie“ (1886, p. 34), einige dankenswerthe neuere Daten. Die Spinne, die bekanntlich derselbe *Loxodectus tredecimguttatus* ist, welcher am westlichen Mittelmeere als *Malmignatte* bekannt ist, ist kaum einen Centimeter lang, ganz schwarz und bösartig; nach Köppen spinnst sie an trockenen Stellen am Boden ein hartes Nest, um ihre Hauptnahrung, die Henschen, zu fangen. Ihr Biß gilt für schlimmer als der der Tarantel und des Skorpions; der Gebissene empfindet sofort einen heftigen Schmerz, bekommt hartes Fieber, Meteorismus des Unterleibes und meistens eine erhebliche Athemnoth. Die Erscheinungen dauern mindestens 8 bis 10 Tage an und können, sich selbst überlassen, zum Tode führen, während bei zweckmäßiger Behandlung meistens Genesung eintritt, doch sind auch dann langwierige Nachkrankheiten, Nöhnungen und chronische Entzündungen nicht selten; die Kirgisen behaupten, daß sich immer temporäre Impotenz einträte. Ihre Behandlungsweise besteht in einem Kreuzschnitte über die Bissstelle mit nachfolgender Anwendung des nationalen Schweißpfostes, eines Ochsenhorns mit durchbohrter Spitze, an welcher der Gessende langt und dessen Öffnung er dann mit einem an der Spitze befestigten Stüchden Waas verschließt. Seeland hat selbst eine Gebissene behandelt, aber von vier anderen Fällen gehört, die alle in Genesung ausgingen. Verden leiden mehr als die Menschen, doch auch von ihnen konnte der Verfasser nur zwei sichere Fälle in Erfahrung bringen, in welchen die gebissenen Thiere eine halbe Stunde nach dem Bisse verendeten. Von gebissenen Rindvieh spricht er nicht; jedenfalls scheinen seinen Daten gegenüber die Angaben Köppen's, daß in den Jahren 1838 und 1839 in Südrussland gegen 70 000 Stück Rindvieh durch den Karakurt getödtet worden, etwas übertrieben. Dagegen behauptet er in vollem Umfange die Immunität der Schafe; schon die Ausdehnung eines Schafstalles soll die Spinne vertreiben, und wenn die Kirgisen an einer von ihr besessenen Stelle ein Lager schlagen wollen, treiben sie erst die Schafherden ein paar Male über den Platz; die Schafe sollen die Spinne nicht nur vertreiben, sondern auch mit Begierde fressen. Hier und da hält es der Kirgis sogar für nötig, seine Jarle mit einem Wassergraben zu umgeben. Die *Malmignatte* gilt am nördlichen Mittelmeere, obwohl sie überall vorkommt, nur auf Korika und Sardinien für giftig; weder an der Riviera, noch in Sicilien, noch in Nordafrika beachtet man sie.

Ko.

— Der gefährteste Orden in Persien ist nach Henri Moler derjenige der Ehrenlosen. Warum? In Folge eines zwischen Frankreich und Persien abgeschlossenen Vertrages dürfen die Inhaber desselben nicht die Hofmannen erhalten, und das ist im Reiche des Schahs ein großer Vortheil.

— In welch furchtbarem Grade die Verri-Verri, jene endemische Krankheit, deren Haupt Symptome in Wuthigkeit, vermindertem oder ganz aufgehobenem Gefühle der Extremitäten, Empfindung allgemeiner Erhörung zc. bestehen, in

der niederländisch-indischen Armee um sich greift, zeigt folgende, der „Indischen Militärzeitschrift“ entnommene Uebersicht. Es sind von Militärpersonen an Berri-Berri im

Jahre	unter Behandlung gekommen	gestorben	für untauglich erklärt worden
1867	—	—	—
1868	19	—	—
1869	135	13	—
1870	260	20	—
1871	819	57	—
1872	568	42	—
1873	408	23	—
1874	519	26	—
1875	776	24	—
1876	574	20	—
1877	1812	145	—
1878	2411	294	—
1879	3602	366	—
1880	3290	221	—
1881	3955	192	—
1882	3025	132	193
1883	3850	194	201
1884	5338	235	842

Die mitgetheilten Zahlen machen jede weitere Bemerkung überflüssig.

Afrika.

— Die Deutsch-Afrikanische Gesellschaft soll durch mehrere Verträge im September und November vorigen Jahres das ganze Somali-Land von der englischen Grenze umweit Berbera an bis nach Warscheid (nördlich von Mogadischu) unter ihre Oberherrschaft gebracht haben; es sind ihr das Handelsmonopol, das Recht auf Ausbeutung von Bergwerken, Grund und Boden, soweit derselbe noch frei ist, Wäldern, Flüssen, Fischereien und auch die weitestgehenden Polizeistricke eingeräumt worden. Wer die Reisebeschreibungen von Hagenmayer, Kéwol, James gelesen hat, kann über solche Ankündigungen nur lachen: giebt es denn im Somali-Lande überhaupt Jemanden, der solche Verträge abzuschließen berechtigt ist und die Macht dazu hat? Und was bedeutet man dort zu heben? Mancht denn jene Gesellschaft wirklich, daß die Verhältnisse im Somali-Lande in Frankreich sich verbreiten läßt? Ende November soll auch die Handels-Gesellschaft, ferner Ubona (?), Wabenge u. s. w. für dieselbe Gesellschaft erworben worden sein. Uebe liegt südwestlich von Niagara zu beiden Seiten des achten Breitengrades, hat Höhen von 6000 bis 7000 Fuß und ein rauheres Klima, eignet sich besonders zur Viehzucht und soll schon jetzt viel Helle exportiren. Uebe ist in der That reich an Vieh, wie J. Thomson, der das Land zuerst durchzog hat (1879), berichtet. Als ein reines Hirtenvolk hängen sie (die Wabehe) in Bezug auf Nahrung fast gänzlich von ihrem Vieh ab, und die Männer geben sich nicht zu Feldarbeiten her. Sie melken jedoch ihre Kühe, wahrscheinlich, um nicht den Weibern die Milch zukommen zu lassen. Letztere trinken sie warm und heben den Rest an, welcher besonders gepriesen wird, wenn er geronnen oder — wie sie sagen — reif geworden ist. Das Fleisch, welches sie genießen wird nur an der Oberfläche gewürmt und dann ver-

schlungen. Sie haben weder Ziegen noch Hühner.“ Der „Globus“ wird übrigens in nächster Zeit bei der Schilderung von Viktor Giraud's Reisen nach dem innerafrikanischen Grenzgebiete Gelegenheit haben, seinen Lesern ausführlichere Nachrichten über die Wabehe und ihr Land mit Abbildungen vorzulegen.

— Dr. Fischer ist nach einem Marsche von 101 Tagen glücklich in Kagehi an der Südspitze des Rithoria-Kongo angekommen und gebet von dort zu Schiffe sein nächstes Ziel, Uganda an der Nordküste des Sees, zu erreichen, da ihm der Weg längs dessen Westufer durch die Landchaft Karogwe in Folge übertriebener Tributforderungen so gut wie versperrt ist. Ueber die schwierigen Verhältnisse in Uganda, wo die Kraber den jungen König Kongo gegen die Europäer ausgeht haben, ist Dr. Fischer zum Glück unterrichtet, wenn er auch von Bischof Hannington's Ermordung noch nichts zu wissen scheint. Man darf sich nicht verhehlen, daß Dr. Fischer jetzt vor einem überaus schwierigen und gefährlichen Abschnitte seines kühnen Unternehmens steht.

— Aus Südafrika kommt die Nachricht, daß Voorn in das Maschona-Land „treffen“, wo ihnen Ländereien bis zum Zambesi hin überlassen worden sind. Eine andere Kolonie von Weißen, Engländern und Boern, ist kürzlich unter dem Namen Uvingtonia im Ovambo-Lande — sibißlich vom mittlern Kunene, nördlich vom deutschen Schutzgebiete in Südwesafrika — entstanden.

— Für die österreichische Congo-Expedition unter Prof. Lenz, welche anfangs wegen Mangels an Trägern nicht recht vorwärt kam, haben sich die Ausfahrten nach den letzten Berichten (abgedruckt in „Mittheil. der I. I. Geogr. Ges.“ in Wien Bd. 23, Nr. 1) sehr gebessert. Ein Brief des Herrn Baumann, aus Leopoldville vom 26. November 1885 datirt, meldet, daß sie nach etwa Monatsfrist von dem Dampfer „Le Stanley“ nach der Station an den Stanley-Fällen beordert worden und von Herrn Wobndorf als Delegierten des Congo-Staates begleitet werden sollten. Wobndorf, der langjährige Begleiter Dr. Junker's und Kenner des Njamun-Landes, wird als solcher für die Zwecke der Expedition voraussichtlich von großem Nutzen sein, wenn es derselben gelingen sollte, die Wasserscheide zwischen Nil und Congo von Süden her zu erreichen und festzustellen. — In den Briefen von Prof. Lenz ist uns besonders aufgefallen, daß viele der bisher auf den officiellen Karten angegebenen Stationen des Congo-Staates als aufgehoben bezeichnet werden, so die Station am Lufu-Flusse, so Banga Matela, so Ngombe, deren Häuser sogar niedergebrannt worden mußten. Die einzige Station, welche Lenz aus dem rechten Congo-Ufer zwischen Kongo-Ango und Ngombe passirte, war Lufungo. „Am oberen Kongo — schreibt er a. a. D. S. 37 — sind auch fast alle Stationen aufgehoben worden; es besteht, so viel ich weiß, nur noch Leopoldville am Stanley-Pool, die Aequator-Station und die Fall-Station in der Nähe des Kravimi. Es scheint, daß man alle verfügbaren Mittel für den unteren Kongo verwenden will, wo die Verlegung der mit enormen Kosten errichteten Hauptstation Vivi natürlich viel Geld und Arbeitskraft erfordert; man will den Hauptort in der Gegend von Wboma anlegen; der Platz ist allerdings günstiger als der ganz unmögliche und schwer zugängliche Fels von Vivi, dagegen sind dort die sanitären Verhältnisse voransichtlich weniger vorthellhaft.“ — Dieser Wechsel der Dinge, über welchen merkwürdiger Weise „Le Mouvement Géographique“ bisher kein Wort berichtet hat, ist außerordentlich auffallend. Hat doch das Brüsseler Blatt, die officielle Quelle über Angelegenheiten des Congo-Staates, in seiner Polemik gegen Schœvel, Wähe, Jöller, Tiesel und Andere selbst zugegeben, daß der untere Kongo wenig werth sei, und immer aus dem Ueberflusse des Stromes als das wahre Eldorado hingewiesen — und nun diese Verlegung des Schwergewichtes an den ungenüßten, armen und unsichtlosen Unterlauf! Dieses Schweigen über die veränderte

Politik! Sollte das vielleicht gar schon der Anfang vom Ende des neuen Staates sein?

Nordamerika.

— Ueber Gletscherspuren auf dem Plateau von Mexiko berichtet Padard im „American Naturalist“ gelegentlich einer sehr interessanten Beschreibung einer Bergreise des Popocatepetl. Allenfalls im Umfang der Stadt Mexiko finden sich Moränen und beweisen, daß die Gletscher von den Vulkanen der Cordillere von Huasteca bis mindestens zu 9000 Fuß Meereshöhe vordrangen. Die Cnatermärten der mexikanischen Hochebene verdrängen offenbar den kälchenden Eismaßen ihre Entstehung. Deutliche Moränen und Blöde mit Gletscherschiffen reichen aber längs der mexikanischen Eisenbahn bis nach Tehuacan, drei Meilen östlich von Cordova, und erreichen (nach Mittheilungen von Herrn Otto Lind) erst bei 2500 Fuß ihre untere Grenze. Das ganze Plateau zwischen Popocatepetl und Tezcuicacalli war offenbar in der Eiszeit von einem stürmischen Eismeer erfüllt. Ein kleiner Gletscherseß hat sich in einer tiefen Schlucht erhalten, wo der zusammengehewelte Schnee nach unten in Eis übergeht.

Südamerika.

— Surinamische Mittel gegen Schlangengift. In dem eben erschienenen ersten Heft des 35. Theiles der Bijdragen tot de Indische Taal-, Land- en Volkenkunde ist ein höchst interessanter Aufsatz des Professors R. Martin über seine Reise auf dem oberen Surinam enthalten, dem wir folgende Mittheilung über Schlangengift und Gegenmittel auszugeweiht entnehmen.

Es ist viel darüber geschrieben worden, ob es ein Gegenmittel gegen Schlangengift, vor Allem auch gegen den Klopferklange gäbe; folgender Beitrag möge daher eine Stelle finden. Am 1. Februar hatte ein Indianer auf Kraba eine Klopferklange für uns gelangen, die wir mit einem kurz vorher erbeuteten Exemplar in einem mit Drahtgitter versehenen Kasten aufbewahrten. Am 28. März desselben Jahres wagte es ein heftigerer Nidhling zu Paramaribo, eine der Schlangen aus dem Käfig zu nehmen. Das Thier, welches gewiß Zeit genug zur Eistanfassung gehabt hatte, biß ihn in die Hand, so daß das Blut hervortrat. Schon nach 10 Minuten begann die Hand zu schwellen und die Anschwellung hatte gegen Abend bedeutend zugenommen, die Junge wurde dick, der Mann war während der Nacht sehr unruhig und brach dunkles Blut aus. Auch am folgenden Tage wurden noch ähnliche Erscheinungen beobachtet, am 30. klagte er über Leibschmerzen. Martin trat seine Reise nach dem Inneren an diesem Tage an und glaubte, daß er den Patienten nicht lebend wiedersehen würde. Dagegen hat dieser Mann wenige Tage später seine Arbeit wieder aufgenommen und nach der allgemeinen Meinung ist er durch ein ihm selbst bekanntes Gegenmittel gerettet worden.

Professor Martin sagt hier richtig: Aus diesem Beispiele ergibt sich entweder, daß das Gift der Klopferklange — man erinnere sich, daß zur Ansammlung von Gift Zeit vorhanden war — nicht immer tödlich ist, oder aber, daß es ein Gegenmittel giebt, welches wenigstens den ärgeren Folgen des Bisses, selbst einer Klopferklange, vorzubeugen vermag.

In dem vorliegenden Falle hatte der Geübte sich schon vor Jahren mit einem aus Pflanzensapfen bereiteten Präparate eingeimpft; als nun trotz seiner vermeintlichen Immunität die geübte Stelle zu schwellen und andere drohende Erscheinungen einzutreten anfingen, impfte er sich aus Neugier, nahm auch innerlich Gegengift, wozu, wie er glaubte, die frühere Eimpfung unwirksam geworden war; ferner aber war er damals krank und weniger widerstandsfähig, denn er hatte kurz vorher in den Goldfeldern bei einem Unwohlsein reines Quecksilber gebraucht und süßte sich seitdem nicht wohl.

Sein Glaube, daß, wenn sein Körper nicht geschwächt gewesen wäre, die frühere Impfung genügt haben würde, ihm Immunität zu verleihen, ließ sich nicht erschüttern und sein Bruder erbot sich sogar, das Experiment zu wiederholen, während der andere Bruder noch als rettungslos verloren angesehen wurde.

Auf Carolina und Phaedra, zwei Pflanzungen, deren Einwohner als im Besitze von Gegenmitteln gegen Schlangengift befinlich bekannt sind, verwendete man als Arznei die Wurzeln und Blätter von drei Pflanzen, deren einheimische Namen auch einigen Beispielen in Paramaribo bekannt sind, die sich also bestimmen lassen würden; denselben werden aber noch Köpfe giftiger Schlangen zugesetzt, die getrocknet und in einem eisernen Topfe verkokt werden. Die Pflanzen werden nur getrocknet, zerhackt und den Resten der Schlangen zugesetzt; die ganze Masse steht dem Regenwetter äußerlich ähnlich; die Reiter des Geheimnisses führen bei jedem Vorrath bei sich und verlaufen ihn gegen hohe Preise. Dies Mittel wird weder eingeimpft noch als Präservativ gebraucht, sondern den bereits Geübten eingegeben. Es muß in Braumwein gelöst getrunken und in ähnlicher Auflösung in die Wunde gelegt werden. Rigot, ein Reiter und Behälter eines Geheimnisses, unterbindet die Wunde noch, behauptet aber, daß diese Operation allein nicht genüge.

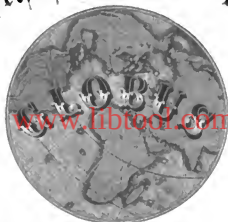
Professor Martin schließt seine Mittheilungen mit folgenden, in jeder Hinsicht richtigen Bemerkungen: „Der Name Nidhling ist so verständlich und so wenig dramatisch von seinem Mittel, daß ich nach Allem, was ich erfahren habe, es als eine vollständige Aufgabe für einen Physiologen bezeichnen muß, die Wirkung desselben zu untersuchen. Es ist leicht zu erhalten und die lebenden Schlangen, welche sich jetzt im Thiergarten von Amsterdamb befinden, könnten gewiß ohne Hinderniß zu Versuchen an Thieren verwendet werden. Wenn sich das Mittel als zuverlässig erweisen sollte, so würde daraus jedenfalls der größte Nutzen gezogen werden können; bis jetzt freilich muß es mit Zurückhaltung angenommen werden, da bekanntlich auch die Aristolochia Serpentina L. früher als sicheres Gegenmittel gegen den Biss der Klopferklange in America galt und später die Richtigkeit desselben zur Evidenz bewiesen worden ist.“

— Die Gebiete, welche die kolumbianischen Truppen im Jahre 1882 südlich von der Stadt Angol den Amerikanern abgenommen haben, sind in den folgenden Jahren mit 3726 europäischen Kolonisten, darunter 1975 Schweizer, 950 Deutschen, 608 Franzosen und 151 Russen besiedelt worden, denen es anscheinend gut geht. Eine Eisenbahn nach Valdivia ist im Bau. Die Einwanderer stehen übrigens unter kolumbianischen Beamten, die sich bemühen, ihre Untergebenen so rasch wie möglich zu Chilenen zu machen; Selbstverwaltung ist den Kolonisten nicht gestattet.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benabit, Somali und Bajun 1882 bis 1883. X. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Die Samoajenen. III. — W. Rüdiger: Si Abi panatut und Si Abi pamaja. Ein botanisches Märchen. I. — Die Lebensbedingungen der Lärche. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 24. Februar 1886.)

Vertheuer: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Et.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Vand XLIX.

N^o 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postämtern zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Venadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

XI.

Ko. Der Moór oder Viehpark der Gares bestand aus länglichen Hütten, wie sie für diese Gegend des Somalilandes charakteristisch sind, während man am Kap Guardafui und am Golf von Aden runde hat. Sie waren ziemlich regelmäßig in Querschnittsform angeordnet und durch einen Zaun aus Dornen verbunden. Auf dem freien Plage in der Mitte lagerten Nachts die Schafe und Ziegen, während Kameele und Rinder an der offenen Seite des Hofes angepöckelt und von Sklaven, deren erbärmliche Hütten hier standen, bewacht wurden. In der Umgebung sah es traurig aus; bleichende Knochen bedeckten den Boden und Geier und Marabuts thaten sich an Kadavern gütlich. Die Viehheerde richtete auch hier ihre Verherungen an. Trotzdem bestand die Herde immer noch aus über 1000 Stück Kinbovie, das der gewöhnlichen ostafrikanischen Zebu- rasse angehört.

Als die Reisenden am Moór ankamen, konnte die ganze Bevölkerung herbei, alle Hände streckten sich aus und von allen Lippen klang der Gruß: Eschma issi, „Gib mir ein Weichsel“. Abhi! riefte, daß ein Mitglied seines Stammes hier bei den Gares lagere, und führte den Reisenden alsbald in dessen Hütte. Als sie den Mattenvorhang öffneten, sahen sie den edlen Mude Jussuf, der sich und die Bewohner mit den Révoil gestohlenen Provisionen traktierte. Der Bruder des Sultans kam aber durchaus nicht in Verlegenheit und hatte sogar die Großmuth, den Reisenden in aller Form zur Theilnahme am Essen einzuladen.

Das Gurgu, welches so niedrig war, daß man darin

kaum aufrecht stehen konnte, bestand aus Rindenhäuten, die über hölzerne Sprünge gespannt waren; andere Häute bedeckten den Boden und dienten der Familie als Lagerstatt. An den Wänden hingen Kalbsknochen mit Fett und anderen Nahrungsmitteln; von Mobilien war nichts zu sehen, als ein paar niedere Stühle. Die Milch wurde vorgeführt; ein Kind hielt ihr ein Brett vor, über welches ein Stück Kalbshaut gespannt war, und während sie dieses leckte, ließ sie sich ruhig messen.

Mit der Milch ins Lager zurückkehrend, fand Révoil daselbst von einer Menge Beduinen erfüllt, welche alle mit frühstücken wollten. Es war aber kaum noch für einen kleinen Theil der Karawane Geschirr vorhanden, und um das allgemeine Murren zu beschwichtigen, gab der Reisende schließlich sein eigenes Rückengeschirr her; er sah es dabei natürlich zum letzten Male.

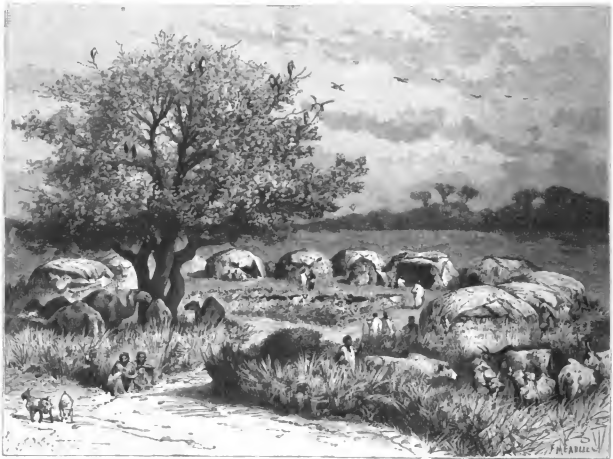
Nach und nach wurde die Haltung der Beduinen etwas bedenklich; ihre Zahl wurde immer größer und schließlich lagerten einige hundert Männer um die Karawane herum. Es wurde nöthig, die im Moór zerstreuten Leute zusammen zu rufen, das Vieh zusammen zu treiben und mit den Waffen in der Hand die Rückkehr der nach Dsist gegangenen Gesandten abzuwarten. Sie kamen erst gegen Mittag zurück und was sie meldeten, war wenig tröstlich. Omar Jussuf war natürlich nicht erschienen; fanatische Scheichs predigten in den Moscheen und erklärten jeden für einen Kafir (Ungläubigen), der die Beduinen geleiten würde. Die weniger fanatische Partei verlangte für die Passage eben so

viel, wie der Reisende an den Sultan von Gelibi gezahlt habe, und sie wußten ganz genau, wie viel das war. Dieselbe Forderung stellten aber auch Dur Hesbi, Armedo, Verdaua, kurz, alle auf der Route zu passirenden Dörfer. Das waren keine günstige Aussichten. Der Abend nahte, die Haltung der Beduinen wurde immer drohender, noch war keine Nachricht vom Sultan da und sein Bruder entsappte sich immer mehr als ein Freigling, der für seine eigene Haut fürchtete. Auch ein Theil der Eskorte verrieth nur zu deutlich, daß sie nur mitgezogen waren, um an der Plünderung theilzunehmen. Aber auch die Araber gaben ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß die Karawane schon am Ende ihrer Reise angelangt sei, und verschwanden den Rest der Vorräthe so rasch wie möglich. Abdi dagegen

und besonders Eden Affeno, der Abgesandte von Gannane, mit zwei Ellais erwiesen sich treu und hielten gute Wache.

Umsonst versuchten die Aeltesten, die Beduinen zum Abmarsche zu bewegen; sie blieben in der nächsten Nähe des Lagers und zündeten ihre Feuer an, noch ganz in der alten Weise, indem sie, wie unsere Abbildung zeigt, ein hartes Stiel Holz auf einem weideren rasch herumtrieben.

Gegen 3 Uhr Morgens kam der Oberflammetreiber mit ein paar Leuten aus Gelibi und brachte die definitive Nachricht, daß der Sultan nicht kommen werde; seine Familie lasse ihn nicht ziehen. Er habe übrigens einen Boten nach Dasiit gesandt und werde auch ein paar Krieger zur Verstärkung der Karawane nachfolgen lassen.



Der Moor Barman.

Noch einmal entschlossen sich die Aeltesten, vier Abgeordnete nach Dasiit zu schicken und mit dem Gesandten des Scheichs noch einmal den Weg der Güte zu versuchen. Névoil gab ihnen unbefchränkte Vollmacht und ließ mittlerweile das Lager zur Verteidigung herrichten. Die Waarenballen wurden labungsweise angeordnet, in ein Gneissen gelegt, dessen Inneres außer den Franzosen nur Rude Fußst betreten durfte; ein paar Abdi bewachten den Eingang und ringen lagerten die verschiedenen Glands der Eskorte mit ihren Kameelen. Diese sind in solchen Fällen die zuverlässigsten Schildwachen, denn beim geringsten verdächtigen Geräusche halten sie mit dem geräuschvollen Wiederkäuen inne, reden die Hälse und blasen die Küstern auf; beobachtet man sie einigermaßen aufmerksam, so kann

sich weder ein Feind noch ein wildes Thier unbemerkt dem Lager nähern.

Die Lage wurde immer unhaltbarer; die Vorräthe waren vergeudet, in Barman war keinerlei Getreide zu haben, man konnte unmöglich länger bleiben. Die Beduinen drohten mit einem Angriffe, wenn ihnen nicht sofort 500 Pfister oder zehn Ballen Kleiderstoff übergeben würden. Schon sprach man von einem schleunigen Rückzuge nach Gelibi, ohne die Rückkehr der Parlamentäre abzuwarten; da trafen etwa 30 Gelibis als Verstärkung ein, geführt von zwei nahen Verwandten von Abdi Abdifero. Sie brachten ein zurückgelassenes Kameel, die Arzneikiste und einen der gestohlenen Ballen, sowie die erfreuliche Nachricht, daß den Leuten von el-Robe eine exemplarische Strafe zu-

bitirt sei. Aber die Ermuthigung dauerte nicht lange; immer offener erhob die meuterische Partei innerhalb der Eskorte ihr Haupt, und Drohungen gegen das Leben der Reisenden wurden offen ausgesprochen.

Wieder brach die Nacht herein; die beiden Franzosen waren, von ihren wenigen Getreuen bewacht, zum ersten Male fest eingeschlafen, da wedte sie ein Alarmsruf und Alles eilte zu den Waffen. Aber es war kein Feind zu sehen und allmählich beruhigte man sich wieder. Erst am Morgen erfuhr man, in welcher Gefahr sie geschwehrt hatten. Abbi und Abu Idu hatten die Wache und lagen nach Somali-weise anscheinend schlafend neben den Wallen, das Haupt mit dem Durnus verhüllt, als sie vier nackte Gestalten, drei Wadan und einen Musfabe, an die Reisenden heraufschleichen sahen. Schon hatten sie dieselben erreicht und einer hob eben den Dolch gegen Julian, als Abbi aufsprang und den

Alarmsruf anstieß. Die Mörder sprangen zurück und waren im Nu unter den alarmirten Kriegern verschwunden. Sie blieben ungestraft, obwohl man sehr wohl wußte, wer sie gewesen, und Kévoil wußte sich darauf gefaßt machen, daß das mißlungene Attentat sich bei der ersten Gelegenheit wiederholen würde.

Die Lage war im höchsten Grade kritisch. Noch einmal kam eine Verstärkung von Gelibi mit der Aufforderung vom Sultan, um jeden Preis nach Dasiß vorzubringen und ihn dort zu erwarten. Aber das war leichter gesagt als gethan. Die kriegerischen Völker gegenüber und angesichts der Meuterei in der eigenen Eskorte. Trotz der beiden Verstärkungen zählte die Karawane nur 70 Mann, der Rest war desertirt und außer den wenigen Getreuen waren fast nur diejenigen zurück geblieben, welche auf die Plünderung der Karawane spekulirten. Die Getreuen schloßen sich um



Wie man in Wadman die Kühe melkt.

den Reisenden; es waren Alles in Allem 16, und nur die Furcht vor den Hinterladern der Europäer gewährte noch einigen Schutz.

Aber nun rückten gegen 80 Wadon in guter Ordnung heran, geführt von einem Fanatiker, der in einer Hand den Koran, in der anderen Bogen und Pfeil hielt. Der Kampf schien unvermeidlich, da sprang Kévoil über die Wallen und ging unbewaffnet den Feinden entgegen. Seine Kaltblütigkeit imponirte ihnen und sie erklärten ihm offen, nicht ihm gelte die feindliche Haltung, sondern den Leuten aus Gelibi, welche seine sämmtlichen Reichthümer für sich allein rauben wollten. Wieder begannen Verhandlungen, an denen auch ein paar Leute aus dem ganz nahen Dasiß theilnahmen. Endlich einigte man sich dahin, daß der Reisende bei seiner Ankunft am Thore von Dasiß zehn Wallen Zeug erlegen sollte, von denen die Wadon die Hälfte zu beanspruchen

hätten. Aber die Alten theilten Kévoil sofort im Vertrauen mit, daß sie den Vertrag nur abgeschlossen hätten, um die Beduinen aus der Nähe des Lagers wegzuschaffen und die Flucht zu ermöglichen; von einem Weitermarsch könne keine Rede sein, aber auch die Eskorte dürfe erst im Momente des Ausbruchs das Ziel erfahren, da sie entschlossen sei, den Reisenden unmittelbar vor Dasiß zu tödten und alles zu plündern. Strengstes Geheimniß sei das einzige Mittel, sein Leben zu retten.

Also wurden alle Anstalten zum Uebernachten getroffen, aber um 10 Uhr gab Nār Ali, der Älteste der Somali, plötzlich den Befehl, die Kameele zu beladen, die Karawane wurde formirt, so gut es ging, und dann erst wurde der Rückmarsch nach Gelibi verkündet. Die Leute murrtten, aber man ließ ihnen keine Zeit zum Ueberlegen. Damar Aufsat hat es befohlen, damit mußten sie sich begnügen, die

Alten zogen selbst die Kameele fort und der Kluchtmarsch begann. Révoil mit seinen wenigen Treuen folgte in einiger Entfernung. Es war ein trauriger Marsch durch die Nacht und das Dicksicht; nur große Eile konnte retten, wenn die Beduinen etwas merkten, war die Karawane verloren. Wo ein Kasthier stürzte oder ein Füllen herabfiel, warfen sich die Somali's wie die Weier darüber her und entflohen mit der Ladung ins Dicksicht; Belgab wurde erreicht, aber noch war die Gefahr nicht überstanden; trotz ihrer Erschöpfung mußten sich die Reisenden weiter schleppen bis Lafo Walla. Dort hielt der Rest der Eskorte an und verlangte südmittl. Bezahlung, da sie von Omar Jusuf doch nichts bekommen würde, und Révoil mußte sich für ihre Bezahlung verbürgen.

Nach zwölfstündigem Marsche war Gelibi wieder erreicht; nur ein paar Kraber beglückwünschten die Heimkehrer und betrübten Derges sammelte der Reisende die traurigen Ueberreste seiner Ausrüstung in seiner alten Wohnung, in welche er sich einschloß. Draußen heulte die Menge, die Knaben bombardirten das Haus mit Steinen,

aber schließlich stürzte des Sultans Viehling'sfrau wie eine Furie aus ihrer Hütte und hieb mit einem langen Rohre so unarmherzig auf die Menge ein, daß es ihr gelang, den Platz zu säubern und Ruhe zu schaffen.

Omar Jusuf war offenbar überrascht, die Reisenden wieder lebendig zu sehen, aber er trug alsobald die nöthigen Anstalten, um sich Said Bargash gegenüber zu rechtfertigen, versprach, die Dast für die Mißachtung seiner Autorität durch Sperrung des Weges zur Küste zu strafen und schlug schließlich vor, Révoil solle allein, mit nur einem Kameele und zehn ausgewählten Leuten als Eskorte nach dem Tschub aufbrechen. Aber ein schwerer Fieberanfall bewies, daß Révoil's Kräfte erschöpft seien, und er sah wohl ein, daß ein neuer Versuch doch nur zu neuen Verlusten führen werde. Zwei Tage lag er im furchtbaren Delirium und die Somali umtanzten seine Wohnung mit dem Freudensruf: „Kukufa Hakim“, „der Doktor stirbt“. Aber seine gute Natur rettete ihn und er erholte sich rasch zur Freude des getreuen Julian, den ein Dhraberg während dieser Zeit beinahe rasend machte. Es galt, die Trümmer der Ausrüstung



Feuererzeugung durch Reiben zweier Hölzer.

zu retten und selbst mit heiler Haut nach Mogduschu zurück zu kommen, und dazu boten Abdi und Kassabi, die sich treu erwiesen, ihre Dienste an. Ganz unter der Hand wurde, wie sich Gelegenheit bot, eine Kameelladung nach der anderen zur Küste zurück spedirt, ohne daß die räuberischen Beduinen von Kasole es merkten. Omar Jusuf sah die Leute seinen Händen entgleiten, ohne daß er es hindern konnte; er und seine Frau, die früher so freundlich gegen die Reisenden gewesen, suchten zu erbeteln, was noch zu erhalten war, und die anderen Besucher stahlen, was sie konnten. Der Sultan verlangte unbedingt eine schriftliche Erklärung, daß Révoil seine letzten Vorschläge zurückgewiesen, und wollte ihm eine Eskorte von 150 Mann mitgeben, aber der Reisende hatte nicht Lust, das abzuwarten und entfloß sich zur heimlichen Flucht, auf der ihn nur Abdi Abditero und Ali Hamad, sowie Schuma und ein Sklave begleiteten folgten.

Am 10. December vereinigte er sich Abends mit Julian und seinen Getreuen im Hause des Arabers Kassabi und brach auf, von einigen Freunden bis über Kigoi hinaus

begleitet, er selbst in Somalitracht mit Schild und Panze, Julian im arabischen Burnus. Es hieß eilen, denn ein Sklave aus el-Kade hatte sie gesehen und drohte, seinen Clan zu ihrer Verfolgung zu wecken. Nach zwei Stunden war die gefährlichste Stelle, das Lager der Kasol, erreicht, aber es gelang, unbemerkt vorüber zu kommen; auch verschiedene Lager der Abgal und Marjude wurden glücklich passiert, und als der Morgen grante, lag Mogduschu vor den Geretteten, und das Haus unter den Palmen, das sie früher beherbergt, nahm sie wieder auf. Das Leben war gerettet, aber der Reiseplan trotz der aufgewandten großen Mittel völlig gescheitert; daß an eine Wiedererlangung der von Omar Jusuf erpreßten Summen nicht zu denken sei, davon mußten sie sich bald überzeugen.

Um sich einigermaßen zu zerstreuen, ging Révoil alsobald wieder an die gründliche Erforschung der Umgebung von Mogduschu, welche des Interessanten noch gar viel bot. Das Hamburger Schiff „Hercos“ ankerte gerade auf der Khebe und bot eine bequeme Gelegenheit zur Verschiffung der Sammlungen. Die Exkursionen durften freilich nicht

allzumeit ausgedehnt werden, denn wie gering die Autorität des Gouverneurs war, sollte sich bald zeigen. Ein Soldat, Manjur mit Namen, war dicht am Thore von vier Abgals, die ihn als Sklaven ins Innere schleppen wollten, angefallen worden und hatte, obgleich nur mit einem alten Säbel bewaffnet, zwei seiner Angreifer zusammengehauen; darauf erhoben sich die Beduinen und der arme Manjur wurde für seine Tapferkeit in Ketten gelegt und die Abgals erhielten nach einer siebentägigen Blockade 250 Küster Entschädigung. Said Baragah, der Sultan von Zanzibar, ist eben in erster Linie Kaufmann und will den Griechen aufrecht erhalten wissen um jeden Preis. Auch bei einer Streitigkeit zwischen den beiden Quatieren der Stadt, die

aus einer Kinderrauserei entstand und zu einer förmlichen Schlacht führte, zeigte der Gouverneur sich kläglich schwach, und so beschränkte Révoil seine Arbeiten auf die nächste Umgebung der Stadt.

Ganz besonders beschäftigte ihn die Erforschung des Bodens der alten Stadt, welche der neuen als Steinbruch dient. Gegen ein Trüfgeid brachten ihm die dort beschäftigten Sklaven, was sie von alten Resten fanden, und es gelang ihm, eine hübsche Sammlung von Töpferwaaren, farbigen Gläsern, Bronzen und dergleichen zusammen zu bringen. Auch ein hübsches Götzenbild fand sich und ein leider zerbrochener Basrelief aus grüner Sapence, der ähnlich, welche man heute noch als Zeitun und Javai



In Mogdusku gefundene Krumbänder, Geschirre, Lampen u. s. w.

im Somalilande kennt. Auch einige chinesische Capeten fanden sich und setzten Révoil in nicht geringes Erstaunen; er ersuhr aber später, daß Dr. Kirt in Zanzibar eine ganze Kollektion ähnlicher befiße, die sämmtlich in Mansia bei Suifoa gefunden wurden. Eine alte Verbindung mit China, allerdings wahrscheinlich durch Araber vermittelt, ist somit außer Zweifel. Die Gegenstände kamen mit Hilfe des „Heros“ glücklich nach Europa, und die beistehenden Zeichnungen von ihnen sind in Paris angefertigt.

Von dem früheren Glanze von Mogdusku zeugen außer dem Berichte des Ibn Batuta über seinen Empfang bei dem damaligen Sultan Abu Belr ibn Abdallah ein paar vom Sande überwehte Manjolen in den Hügel von Vel

Krao, von denen eines das Datum 645 der Hedschra trägt, also aus der Zeit des großen Fetter-Eddin stammt, dem die Erbanung der großen Moschee zu danken ist, deren Mihrab (Gebetsnische) das Datum des April 1269 unserer Zeitrechnung trägt. Von den Gebräuchen, die Ibn Batuta schildert, hat sich noch Manches erhalten; die Stadt aber, die bis nach Canton hin Handel trieb, ist verweht und von den Gräbern, die zum Theil wundervolle, altarabische Arbeit zeigen, weiß Niemand mehr, welchen Heiligen oder Seldsch sie bergen.

Die Bewohner von Mogdusku zeigten sich noch freundlicher, wie früher und waren stolz darauf, die Unsaftlichkeit der Somalis von Gelidi wieder gut zu machen. Hadich

Ali wagte es nicht, sich wieder in der Stadt zu zeigen, und | zurückgezogen. Von seinen Freunden im Quartier Ha-
der Schreyh Auro hatte sich in die Sanya von Brawa | marwin konnte jetzt der Reisende die genaueste Auskunft



Reihe von Gräbern auf den Hügeln von Bet-Traß. (Nach einer Photographie.)

über die gegen ihn gesponnenen Machinationen erhalten | sein Leben in Gelidi beschützt hatte, und daß er sicher ver-
und sich überzeugen, daß nur die Nähe von Mogdushu | loren gewesen wäre, wenn er seine Reise noch einen oder



Höhlen von Mogdushu. (Nach einer Photographie.)

zwei Tagemärsche weiter ins Innere fortgesetzt hätte. Die | er mußte einsehen, daß ein neues Unternehmen ihn dem
Verbrechen hatten auch durchaus noch nicht aufgehört, und | sicheren Tode entgegenführen werde.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

IV. (Schluß.)

www.libtool.com.cn

Etwas der Tausche Aehnliches haben die Samojeden nicht. Ihre Frauen kaufen sie von deren Eltern und geben dafür einige Reuthiere bis zu vielen Hunderten; in der Regel haben sie eine Frau, nur die Wohlhabenderen haben mehrere. Ist ein Samojede sehr krank, so kommt der Schamane mit der Trommel; eintheils wird durch das Trommeln der Teufel gebannt, anderentheils bittet während desselben der Schamane Gott, daß er den Kranken gesund machen möge. Gott sagt dann durch den Schamanen, sie möchten Reuthiere, Fische oder andere Dinge weihen; wird der Kranke gesund, so hat Gott die Gabe gnädig aufgenommen, stirbt derselbe, so ist es die Schuld des Teufels. Die Leiche muß drei Tage unter einem Schlitten liegen und wird dann beigeseht; es wird dabei zum Teufel gesagt: „Hier, nimm nun Alles und friß es.“ Da der Boden während des langen Winters hart gefroren ist und auch im Sommer die Erde theilweise nur 2 1/2 Fuß tief aufthaut, so machen die Samojeden ein etwa 8 Fuß langes, 4 bis 4 1/2 Fuß breites und 2 bis 2 1/2 Fuß hohes Todtenlager, von ihnen tinn genannt, aus Baumstämmen und Brettern. Im Inneren, auf dem Boden desselben, liegen quer 1/2 Fuß starke, kurze Holzstämmen, auf denselben Brettern und hierauf ruht, mit Viechenrinde bedeckt, der Todte. Die Seitenwände sind von behauenen Baumstämmen gemacht, welche die das Todtenlager am Kopf- und Fußende schließenden starken Bretter halten. Bedeckt wird dasselbe mit 8 Fuß langen und 1/2 Fuß starken unbehauenen Baumstämmen. Etwa 6 Fuß hohe, aufrecht stehende starke Stangen sind unmittelbar an dem Todtenlager angebracht, gewöhnlich drei auf jeder Seite. Je zwei sich gegenüber stehende Stangen sind an der Spitze durch Querhölzer verbunden; sie dienen eintheils dazu, um dem tinn eine größere Festigkeit zu geben, anderentheils werden an denselben die Schädel der Reuthiere aufgehängt, welche die Verwandten des Todten zu seinem Andenken schlachten. Beim Todtenlager, zu den Füßen des Todten, steht ein eiserner Kessel, in der Nähe desselben ein Schlitten. An denjenigen Orten, wo sich Samojeden längere Zeit aufhalten, wie an den Rännungen des Taq und Purr, giebt es Befestigungsplätze, welche fast immer auf Anhöhen liegen. In der Nähe russischer Niederlassungen müssen die Todtenlager im Sommer mit Erde bedeckt werden.

Die Samojeden sagen, mit dem Tode sei Alles vorbei; an eine Auferstehung irgend einer Art glauben sie nicht. Indes möchte ich bemerken, daß früher vielleicht eine entgegengekehrte Ansicht bei ihnen geherrscht hat; denn in welcher Idee beruht der Ursprung ihrer Sitte, auf oder neben das Todtenlager einen Schlitten, einen Kessel oder andere zum Leben nothwendige Dinge zu legen, welche allerdings vorher unbrauchbar gemacht werden?

Wie erwähnt, liegt die Leiche vor der Befestigung drei Tage unter einem Schlitten. In diesen drei Tagen wird aus Heilen, besonders aber aus Tuch, eine etwa 50 cm hohe Kuppe gemacht; dieselbe wird dann behandelt wie früher der Todte, im Felde derselben Essen vorgesetzt u., sie wird in einem hierfür bestimmten kleinen Schlitten, wenn ein

Mann gestorben war, vier Jahre lang, wenn eine Frau gestorben war, drei Jahre bei allen Wanderungen mitgeführt und nach Verlauf dieser Zeit zur Leiche gelegt.

So lange Verwandte eines Gestorbenen leben, fahren diese jedes Jahr nach dem Orte, wo derselbe ruht, schlachten dort ein Reuthier und vertheilen es zum Andenken an den Todten; arme Samojeden verpeisen dort Fische. Es unterbleibt dieses nur, wenn sie zu weit entfernt sind.

Für die Frauen, nicht für die Männer giebt es einige Verbote. Frauen und Mädchen dürfen während der Regel nicht über eine am Boden liegende Schur gehen, sondern müssen die Schur entweder über den Kopf heben oder darum hinweggehen; auch dürfen sie dann nicht auf einen Schlitten, ein erhöht liegendes Brett u. steigen. Nächst, Stör und Quappe dürfen die Frauen im Sommer nicht essen und auch nicht berühren, im Winter dagegen hört dieses Verbot auf. Ebenso dürfen die Frauen während der Regel überhaupt keine Fische essen. Haben sie als Unvorsichtigkeit oder aus einem anderen Grunde gegen solche Verbote gehandelt, so sind sie *sachamäi*, d. h. unrein geworden und müssen Räucherungen mit einem Falter vornehmen, welches vom Vider gewonnen sein soll. Da diese Verbote, deren es noch mehrere giebt, aus Gesundheitsrückichten gegeben wurden oder dem Aberglauben zuzuschreiben sind, vermag ich nicht zu entscheiden; wahrscheinlich ist ihr Ursprung sowohl in jeuen, wie in diesem begründet.

Wenn, zwar mit kolossaler Uebertreibung, gesagt wird, daß die Feuerländer in Südamerika nur das eine Wort pescherah haben und sich mit diesem Worte unter einander verständigen, so erscheint es auch demjenigen, welcher zum ersten Male mit den Samojeden verkehrt, daß sie nur *sauwo*, *woiwo* und *handam* sagen, und er kommt deshalb leicht auf den Gedanken, ein in dieser Beziehung den Feuerländern ähnliches Volk vor sich zu haben. Diese Ansicht ändert sich aber, wenn man sich einige Zeit mit der samojedischen Sprache beschäftigt; man bemerkt dann, daß dieselbe nicht allein keinen geringen Wortreichtum, sondern auch eine nicht wenig complicirte Grammatik besitzt; man so Ueberraschender, wenn man die Kulturstufe und die norbische Heimath des Volkes in Betracht zieht. Es mögen hier ein paar Worte und Beispiele folgen:

Mau der Ast; wōjo das Blut; tau das Feuer; tō der Flügel; tōo der See; ihā der Fluß; ihā der Knochen; jā das Land; die Erde; jārū der Mond; hōier die Sonne; ii das Wasser; pii die Nacht. Ich sehe manne mannijee; du siehst paddro mannijerr; er sieht paddro mannijerrde u. Ich sah manne manne u. Ich werde sehen man manitau u. Das Reuthier tūū. Der Kopf des Reuthiers tūūoneiwo. (Der Kopf eiwo.) Das Moos ist dem Reuthiere gut njada tūūnin sauwa. Ich schlage das Reuthier manne tūūem hadangu. Mein Reuthier manne tūūni; dein Reuthier paddro tūūrd; sein Reuthier paddo tūūdi u. 1 ōppoi; 2 a schiddi; 3 nāhor; 4 ti att; 5 eāmblank; 6 malth; 7 aſt u; 8 aēttjerr; 9 hassoju; 10 lūssa; 122 jūrr kaddejangini

nährerjuntutun schidli. Wie schon erwähnt, schreiben die Samojeben nicht, aber jeder Samojebe hat sein Zeichen, welches allen Uebrigen mehr oder weniger bekannt ist; z. B.:



Mit diesen und ähnlichen Zeichen unterschreiben und zeichnen sie ihre Sachen, besonders ihre Renthiere. Wenn das Zeichen der letzteren im Frühjahr geleistet und sie in der Form des Zeichens die Haare entfernen, so werden die neuwachsenden Haare beim hellfarbigen Renthiere dunkel, beim dunkelfarbigen dagegen hell und weiß.

Die Samojeben begreifen sich zu jeder Tageszeit mit dem Worte „andorro“, in der Regel unterbleibt aber die Begrüßung; häufiger sagen sie beim Scheiden „lakombonoojudi“, d. h. etwa: „Lebewohl, in kurzer Zeit ein Wiedersehen.“ Nach dem Essen bei einem Freunde oder Bekannten sagen sie „maleju“, d. h. ich bin satt. Ein Wort, um den Lauf auszubrechen, haben sie nicht, wenn nicht das Wort maleju dafür gelten kann, denn da die Gastfreundschaft sehr gepflegt wird, so kann der Gast dem Gastgeber keine größere Anerkennung sollen, als daß er ihn versichert, er sei gesättigt. Beim Antreiben der Renthiere rufen die Samojeben ei, oi, ei, sos, das ei, oi, ei kurz und stark aus der Brust hervorstoßend. Doch habe ich auch, wenigstens von einem Oshalen, unser nordwestliches Hü gebört.

Die Samojeben haben keine Familiennamen, sondern nur Eigennamen und nennen, wenn sie der russischen Regierung einen Familiennamen angeben müssen, ihren Geburtsort oder denjenigen Ort, wo sie sich im Jahre längere Zeit aufhalten. Vornamen sind: Genna, Jerra, Wessona, Tahana, Attilo, Judi; Nachnamen: Heiju, Seida, Adja, Maissini, Anini, Noiemoni. Mit der Verheirathung verlieren die Mädchen ihre Namen. Hat ein Mann mehrere Frauen, so heißt die älteste Pjadi, die zweite, dritte Tati; des Sohnes Weib heißt Mejaku.

Die Geographie und die Völkerverhältnisse der Samojeben beschränkt sich auf ihr eigenes Land, welches aber jeder einzelne sehr genau kennt, und auf Kenntniß der umwohnenden Völker. Sie nennen sich selbst Haassuwo, ihr Land Mannejau, d. h. unser Land oder Haassuſja; die Russen Lüsse, deren Land Lusseja; die Oshalen Habbu, deren Land Habböja; die Syranen Nossoma, deren Land Nossomoja; die Kypinen (mit den Wogulen verwandte Oshalen) Saitti, deren Land Saittija; die Kantenen (westlich vom Ob wohnende Samojeben) Paikassuwo. Alle diejenigen, welche sie nicht in diese Völker einreihen können, nennen sie Jennase, d. h. vom Genesiei.

Die Verfassung der Samojeben, so weit davon zu sprechen so weit sie noch ursprünglich ist, beruht auf patriarchalischen Grundgesetzen. Der älteste in der Familie ist deren Haupt; der Wohlhabendste und deshalb Mächtigere hat, wie überall, einen größeren Einfluß, doch sucht er sich mit den Ärmern gut zu stellen. Früher und auch jetzt noch hin und wieder üben sie ihre eigene Justiz; der Räuber wurde an dem Orte, wo er die That begangen, wieder erschossen oder ins Wasser geworfen. Indessen müssen sie jetzt größere Verbrecher der russischen Regierung abliefern, sowie auch von größeren Unglücksfällen Anzeige machen. Die Samojeben müssen ihre Gemeinde- oder Stammesvorsteher und deren Vorgesetzten, den Starchina, selbst wählen. Die Stelle der letzteren vertrat früher der Oshalenfürst. Der Starchina schlichtet die meisten Händel unter den Samojeben. Er muß durch die Gemeinde- oder Stammesvorsteher (Starosten) die Abgaben sammeln lassen

und der Regierung in Obdorsk abliefern, sowie auch von den Geburten und Sterbefällen Anzeige machen. Zum Militärdienst sind die Samojeben nicht verpflichtet.

Geschichtliche Traditionen, Sagen und Märchen konnte ich nicht von den Samojeben erfahren; jedenfalls waren sie eines der wildesten, aber auch unglücklichsten Völker des Nordens. Die Russen nannten und nennen sie Samojeben, d. h. diejenigen, welche sich selbst essen, und noch vor einigen Jahren sollen sie während einer Hungersnoth ihre eigenen Kinder gegessen haben. Sie selbst nennen sich Haassuwo, d. h. diejenigen, für welche der Tod gut ist. Die älteren Leute wissen sich noch zu erinnern, daß die Samojeben in Vanden von 50 bis 100 Mann, gut mit Wogen und Pfeil bewaffnet, die umwohnenden Völker, besonders wenn diese beim Fischfange beschäftigt waren, anfallen und ihnen, wenn sie sich verteidigten, alles, wenn sie sich nicht rettheigten, nur die besten Kleider fortnahmen.

Gutgegengeartet lauten die Schilderungen, welche man in jetziger Zeit hört und welche mir die mit ihnen verkehrten Aneländer und die gebildeteren Russen von ihnen machten. Sie nannten sie ein harmloses, gutmüthiges Volk und lobten ihre Achtung vor fremdem Eigenthume, welche ich auch selbst mehrfach zu beobachtigen Gelegenheit hatte. Wenn sie noch unverdorben sind, so werden die Samojeben nie das Eigenthum eines Anderen berühren. Die mit Sachen beladenen Schlitten stehen auf Bergen, während die Eigenthümer meilenweit entfernt sind; die russischen Kaufleute lassen ihre Waaren ebenso unter freiem Himmel liegen, und Niemand wird auch nur eine Kleinigkeit davon nehmen. Selbst ihre Sucht nach Branntwein, durch welche sie sich oft, wenn sie ihn durch Handel erhalten können, vermehren, kann sie nicht verleiten, die Sachen und das Eigenthum Anderer zu durchsuchen. Wahrscheinlich hielten sie diese strengen Keuschheitsgrundsätze in früheren Zeiten nur unter sich, während sie allen übrigen Völkern den Krieg erklärt hatten.

An Geschicklichkeit im Anfertigen von hübschen Gegenständen sind die umwohnenden Völker, wie die viel unter ihnen lebenden Oshalen, den Samojeben überlegen, an Klugheit im Handel besonders aber die Syranen; die Samojeben sind Hirten, Jäger und Fischer. Trotz ihres im Allgemeinen phlegmatischen Temperamentes und ihrer auf fallenden Ruhe sind sie Freunde von körperlichen Übungen. Auf den Hüften rudern sie gern um die Wette, sie ringen und spielen gern. So z. B. bedeckt ein Samojebe seinen Leib oder auch nur seinen Kopf mit einer Thierhaut und kriecht auf allen Vieren herum, indem er die Bewegungen des betreffenden Thieres nachahmt; ein anderer schleicht vorsichtig hinterher, legt mit einem Wogen auf ihn an und schießt, natürlich ohne ihm zu schaden; der das wilde Renthiere, den Wolf oder den Bären vorstellende Mann bricht zusammen, zuckt wie ein erlegtes Wild und bleibt scheinbar todt liegen. Die Zuschauer belustigen sich auf die beste bei einer solchen Vorstellung, lachen und rufen ihr Haassuwa! Haassuwa! d. h. gut! gut! Die Samojeben haben keine bestimmten Väter, sondern sie befehlen alles, was ihnen gerade auffällt, wie z. B. irgend etwas Erlebtes oder irgend eine Person; der Befehl ist sehr einseitig, eine Melodie wird man schwer erkennen können und es müssen mehr die Worte und der Sinn des Liedes sein, was auf die Zuhörer wirkt.

Einige Völkern bringen es zu bedeutender Wohlhabenheit, sie besitzen viele Tausende von Renthiern, schöne Helle und Gelb; keinem dieser Wohlhabenden fällt es aber ein, in einer Stadt zu wohnen oder sich ein Haus zu bauen, sondern sie leben, wie ihre Väter, in Zelten und müssen so

leben, weil sie zum fortwährenden Wandern genöthigt sind. Aber sie machen wohl eine Reise nach Petersburg, um den Kaiser zu sehen. Einer derselben fuhr ganz bis Petersburg mit Renkhieren. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes am Tag-Wusen sah ich etwa fünf der wohlhabendsten Samojeden; diese haben ein mehr würdevolles Benehmen, sind auch höflicher als die übrigen. Sie machten bei der Begrüßung regelmäßig eine Verbeugung, während alle übrigen Samojeden nur vor ihrem Fürsten und vor ihrem Starischina sich verneigen. Einer derselben, welcher gut Russisch sprechen, lesen und schreiben konnte, wollte gerade in dieser Zeit mit seinem Bruder eine Reise nach Petersburg machen; er wollte aber Post und Eisenbahn benützen und nicht mit Renkhieren den ganzen Weg zurücklegen. Da sie reich an schönen Fellen, besonders schwarzen Fuchsfellen sind, so bringen sie solche dem Kaiser und erhalten entsprechende Gegengeschenke.

Die Gegend an der Mündung des Tag und Purr war ein Hauptversammlungsplatz der Samojeden, und deshalb boten sich mir einige sehr interessante und hübsche Bilder, besonders in der Zeit, als die Renkhiere aus dem Norden zurückgekehrt und die meisten Samojeden dort versammelt waren, um sich zu ihrer Wanderung nach dem Süden vorzubereiten. Ich sah große Rüge von Renkhieren auf den Eisflächen des Tag und Purr vorüberkommen. Von den Renkhieren gezogenen Schlitten mit Frauen und Kindern, Zelten und anderen Sachen folgten Renkhierherden, welche die Samojeden, den Tasso in der Hand und ihr ei, ei, ei, ess rufend, im leichten Männer Schlitten umführen. So plötzlich, wie diese schönen Bilder erschienen, so rasch verschwanden sie auch wieder.

Von meiner ersten Fahrt mit Renkhieren zurückkehrend, verweilte ich einige Stunden bei den Zelten des Starischina. Diese waren am Ufer des Tag gelegen, vor denselben, auf dem Eise des Flußes, hingen gegen 100 Schlitten aller Art, beladene und unbeladene; ein paar dieser Schlitten

waren sehr hübsch geschmückt und bequem eingerichtet, rings um den Sitzplatz und vor denselben war das Holz mit gelben Lederbändern umwunden, welche krausenartig herabhingen, im Inneren lagen Kisten mit Ueberzügen von rothem Tuche. Samojeden mit ihren Renkhieren und Hunden waren in Menge versammelt, aber keine Frauen unter ihnen. Der Starischina, ein mittelgroßer, kräftiger Mann, den die Würde seines Amtes gut kleidete, war von einigen der einflussreichsten Samojeden umgeben. Die vor den Zelten Versammelten hatten Klagen und Fragen vorzubringen und nahden der Starischina diese angehört hatte, ging er mit den ihn begleitenden Männern zurück, um sich zu berathen. Als er nach einiger Zeit wiederkam, entwiderte er bei seinen Urtheilen und Antworten entscheidendes Rednertalent, welches ich theilweise an der Betonung und der Art und Weise seines Sprechens, anderentheils an dem Eindrucke, welchen er auf die Zuhörer machte, bemerken konnte. Da noch keine strenge Kälte herrschte, so trugen die Samojeden nur den Kälz mit der hübschen Parka oder den verschiedenfarbigen Tuchüberzügen. Durch diese Trachten bekam das ganze Bild einen eigenthümlich wilden Charakter, welcher aber sehr gemildert wurde durch die Ordnung, mit welcher die Klagen und Verteidigungen vorgebracht wurden, und die Ruhe, mit welcher die Urtheile hingegenommen wurden.

Nach Beendigung dieses Samojedengerichtes wurde die Rückfahrt fortgesetzt; wir passirten eine mit Zwergsträuchern bewachsene Hochebene; die Spitzen der Sträucher ragten noch aus dem Schnee hervor und färbten die Fläche matt-grau; in einem Thale standen Samojedenzelte, eine weidende Renkhierherde befand sich in deren Nähe. Spät Abends erreichten wir den Purr, die hohen, mit Schnee bedeckten Ufer desselben waren vom Monde beleuchtet; noch kurze Zeit auf dem Eise des Purr dahinsafend, und die Faktorei mit den Vlodhäusern und dem Baarenschiffe lag vor uns. Kalte, wilde, aber doch so wunderbare Bilder!

Si Adji panurat und Si Adji pamasa.

Ein Vatskisches Märchen.

Von W. Kadding.

II. (Schluß.)

Was nun den Adji pamasa betrifft, so war der weiter gewandert auf dem Wegwege, fand aber den vedenden Vogel nicht. Als er nun so dahin ging, fand er Rosenäpfel, von Wegus gepflanzt. Die Büume hingen voll der Früchte, und unter ihnen war die Erde damit bedeckt. Da ward sein Herz froh, denn er war hungrig. Er nahm von den unten liegenden, da rief: „die nicht: nimm von denen, die oben sind, die sind besser.“ So stieg er hinauf und wollte pflücken, da rief: „die nicht! nimm von denen, die unten liegen, die sind besser.“ „O Mutter! das ist nun wieder mein Loos. Steht das Entgegengesetzte sagst: es ist ein Weg.“ So sprach er in seinem Inneren und ging weiter. Da fand er zwei Brunnen, einen mit hellem, den anderen mit trübem Wasser. Er gedachte zu trinken und schöpfte aus dem hellen Brunnen. Aber siehe, das Wasser war trübe. Er sah nach dem anderen, das Wasser

war hell. So schöpfte er da, aber plötzlich war dies trübe und das andere hell. So ging er siebenmal hin und her, immer trat das trübe Wasser an die Stelle des hellen. Nun ward ihm Angst und er verließ die Brunnen. Da fand er einen Büffel auf fetter Weide, aber der Büffel war mager; weiterhin sah er einen Büffel auf dürrer, felsigster Weide, und der war fett. „Nun, das sind mir Handebüffel! der auf fetter Weide ist mager und der, welcher die Steine befeht, ist fett, Büffel der Wegus sind, scheint.“ So sprach er bei sich selbst. Weiter wandernd kam er auf einen hohen Berg. Da sah er einen großen Banianbaum, unter dem es lichte und aufgeräumt war. Hier will ich übernachten, dachte er. Plötzlich ließ sich ein Ober hören: „Wer bist du, dessen Füße ich raschlich höre unter der Baniane? ob ich dich verderbe, ob ich dich verschlinge, ob ich dich freße!“ „O Großvaterchen, ich bins. Weinst du

mich fressen zu müssen, dann mach nur schnell, dann brauch ich dies Ungemach nicht länger zu dulden.“ Wunder! das Klingt ja wie deine Stimme, Abji pamaja; sag, was treibst dich hier in diese Geshide?“ „O, mein Fürst! ich suchte den lebenden Vogel, was denkst du, werde ich ihn wohl noch finden?“ „Gefroßt, Väterchen, du wirst ihn finden.“ Bald darauf begegnete er einem großen Vären, der sprach: „Wie kommst du hierher, mein Fürst?“ „Großväterchen, ich suchte den lebenden Vogel; was blüht dich, werde ich ihn wohl finden?“ „Gefroßt, Abji-pamaja, du wirst ihn finden.“ Gut, Großvater, aber bist du unterrichtet mich erst in der Kunst des Bangemachens.“ Also unterrichtete ihn der Vär. Bald darauf begegnete ihm ein großer Affe, der unterrichtete ihn in seiner Kletterkunst. Dann traf er eine große giftige Schlange, die unterrichtete ihn in den schädlichen (heissen) Wissen. Hierauf begegnete ihm ein großer Tiger, pongpang dala saribu (der Lautsende aufhält), der stellte sich zuerst grimmig wie der Eber, lehrte ihn dann aber die Kunst des Springens, des Schwerttanzes und der Staunen und Verwirrung erregenden Rede. Endlich war er oben auf der Spitze des Berges angekommen. Da sah er die Hütte einer Väterterochter, der himmlischen Prinzessin Panabhati (Webserin) oder Panimbangi (Wägerin), welche den Odem der Menschen abmaß. Er sah sie immerzu messen und hörte sie zählen: eins, zwei, zehn; aber er sah nichts von dem, was sie gemessen. Da rebete sie ihn an: „Nun, Abji pamaja, was führst dich hier in unsere Geshide?“ „O, Großmütterchen, ich suchte den lebenden Vogel und kann ihn nicht finden; was blüht dich, wird er mir noch werden?“ „Aber es giebt hier einen solchen Vogel nicht, Väterchen“, sprach Prinzessin Panimbangi. „O woch! aber was denkst du, werde ich ihn doch noch finden?“ „Heil dir, sei frisch und getroßt! du wirst ihn finden. Geh nur, Väterchen, geh!“ „Gut, danke ichin, Großmütterchen! tutu tutu (= wahr, wahr), ninna anduhur (= sagt die Turteltaube), tio tio (= helle, klar), ninna loto (= sagt die Wachtel): wahr sei, was du mir sagst, möge ich nicht anders finden. Aber Großmütterchen, was du da gemessen hast, ich kanns nicht herausfinden, was ist es eigentlich?“ „Nun sieh an! was bist du doch neugierig. Den Odem von Menschen und Vieh, wie sie auf Erden sind unter dem Himmel, messe ich. Hieraus kann man wissen, bis zu welchem Lebensalter ein Mensch kommt. Wenn des Odems so viel als ein Griff mit den Fingerspitzen, dann stirbt der Mensch im Mutterleib; wenn eine Faust voll, dann kommt er ins Säuglingsalter, wenn ein Hals (etwa 1/4 Yiter), bis zum Laufen u. s. w., wenn 8 Yiter, dann sieht er Entelssöhne und Entelstöchter und stirbt alt und lebensfähig. Das ist Väterchen, was ich messe.“ Da bat Si Abji pamaja: „Bitte, messe meinen Odem.“ Da maß sie und zählte und er hörte, daß sie bis zehn zählte. — Danach nun setzte er seinen Weg fort und stieg den Berg, auf dem Himmelsluft wehte, hinab. Auf dem Wege traf er die Schlange Nagawaga sipitu tanduk (= Schlange oder Trache mit sieben Hörnern oder Köpfen): „Wer macht das Geräusch auf dem Wege; ob ich dich verderbe, ob ich dich fresse!“ „O, Großvater, wenn du mich fressen mußt, dann mach nur schnell!“ „Sieh da, du bist, Abji pamaja! Was führst dich in diese Geshide?“ „Ich suchte den lebenden Vogel, den ich immer noch nicht finde.“ „Nun, wenn du so, dann geh nur Väterchen, geh!“ „Gut, Großvater, aber unterrichte mich erst in all deinen Künsten.“ „Wohl denn, nimme dies, diesen Schafferring, eine Feuchte in der Finsterniß, ein Stab aus schlüpfrigem Fode, Arznei gegen Durst am heißen Tage, Wegzeigung auf der Wanderschaft. Heil dir!

sei gesegnet und getroßt! du wirst den Vogel noch finden. Geh nur, Väterchen, geh!“ — Endlich erreichte er den Fuß des Berges und dort fand er einen schönen großen Banianbaum; unter dem übernachtete er. Als er am Morgen erwachte, blühte er nach oben in den Baum, und in demselben Augenblicke spülte Parti di bulan (= Prinzessin im Monde) nach unten und traf ihn gerade ins Gesicht. In demselben Augenblicke begegneten sich aber auch ihre Augen: da lachten sie beide und freuten sich im gegenseitigen Aufsehen. „Warum bist du da unten, o, Abji pamaja, komm hier herauf!“ so sprach Parti di bulan. „D, Fürstentochter, wie soll ich da hinaufkommen?“ Da ließ sie zwei ihrer Haupthaare hinab: „da hänge dich dran, o, mein Fürst!“ So sog sie ihn nach oben. Alsobald gedachte sie daran, daß eben jetzt ihre Mutter, der Vogel Garuda ¹⁾, aufkommen müsse. So zerbrachte sie Abji pamaja in ihrer Hand zu einer Pfefferkörner und steckte die zu anderen Kräutern und Blumen ins Haar. Kaum war sie damit fertig, da hörte sie schon das Rauschen der Flügel. Nun kam Garuda in die Hütte (auf dem Baume): „Hier riechst nach Menschen, Mütterchen!“ sprach sie. „Wie, wo sollten Menschen herkommen, ich bin ja den ganzen Tag hier gewesen.“ sprach die Prinzessin. „Nicht so, Mütterchen, ich rieche Anderes. Sei nicht bange, laß mich den Menschen sehen; ist es ein Weib, dann soll sie deine Schwester sein; ist es ein Mann, dann soll er dein Mann werden. Sei nur getroßt Mütterchen, ich freste ihn nicht mehr.“ Da nahm Parti di bulan die Pfefferkörner aus ihrem Haar, brach sie in der Hand und Si Abji pamaja stand da. Da sprach der Vogel Garuda: „Nun Väterchen, wie heißst du?“ „D, Großmutter, — der seinen Namen nicht weiß?“ „Das ist mein Name.“ „Gut denn, Namenlos, diese meine Tochter soll dein sein.“ „Höre mich, Großmutter, ich kann nicht hier bleiben; ich fühle den lebenden Vogel in diesen Geshiden.“ „Ist das, was du suchst, dann sei getroßt. Wir besuchen den Raja Sihomang ²⁾, der hat den Vogel gefunden.“ Da wurde Si Abji pamaja ruhig. Am folgenden Morgen kamen sie zu Raja Sihomang, und da sah er auf dem Balkon des Hauses den lange geflügelten Vogel, der gerade am Sprechen war: „Asawang simawang simawang mai mit, sali tutu ninna anduhur, sali tio ninna loto, mat mat!“ „Das war seine Rede. Da kam der Vogel Garuda: „Nun höre, mein Herr, Raja Sihomang! daß wir zu dir gekommen sind, es ist wegen dieses Vogels, Raja Somongga wünscht ihn. Dies hier ist sein Sohn Abji pamaja, den hat er gesandt, ihn zu holen.“ „Wenn denn so ist, dann nimme nur den Vogel“, antwortete er. Darauf kehrten sie zurück nach ihrem Baume und dort ließ Garuda den Abji pamaja hochzeit machen mit Parti di bulan. Der aber, Si Abji pamaja, beschäftigte sich stets mit seinem Vogel. Am folgenden Morgen rebete er: „Höre Mutter, ich kehre zurück, deine Tochter bleibe vorläufig hier. Wer weiß, wo mein Bruder jetzt herumirrt, nach Ueberkommen aber muß ich jetzt gehen, ihn zu suchen.“ Da antwortete Garuda: „Sieh die Tage so, dann geh nur Leide, aber hüte dich, daß du niemals meine Tochter weg-

¹⁾ Ein fabelhafter Vogel, etwa der Vogel Greif.

²⁾ Der Vater (der heimische) nennt sie seinen Namen, wenn man ihn danach fragt.

³⁾ Demang, eine Art Fußschleifer, die reiche Schätze hüten und je nachdem den Menschen glünftig sein sollen. Zu überglücken des Volkes haben sie etwa dieselbe Bedeutung, wie die Wächterschlangen in gewissen indischen Teufelskassen.

⁴⁾ Der Zinn ist unerschöpflich. Die Worte bilden den Anfang einer Zauberformel.

wirfst. Uebrigens sei getrost, Väterchen, du wirst Glück haben.“ Da gingen sie an zu wandern und machten denselben Weg zurück, den Si Abji pamasa gekommen war, und so erreichten sie endlich die Hütte und den Scheideweg, wo sich die Brüder ehemals getrennt hatten. Nun brachte Si Abji pamasa seine Frau in die Hütte, drehte den Ring am Finger, hauchte ihn an und sprach: „Schaffe, daß sonst Niemand in diese Hütte kommt.“ Darauf ging er und folgte dem Wege rechts, den sein Bruder gegangen war. So kam er in das Dorf des Nabja Tunggul di djubji und traf dort die Leute eifrig am Spielen. Da sah er die überwindenen Spieler rundum im Sopo im Munde liegen, auch seinen Bruder unter der Treppe entdeckte er. „Warum doch Fremde“, frag er, „liegt ihr alle hier im Sopo?“ „O, unser Fürst! wir haben verloren im Spiele und können nun nicht bezahlen,“ war die Antwort. Darauf ging er zu seinem Bruder und stellte sich fremd gegen ihn, denn er merkte, daß jener ihn nicht kannte. „Und du, Abji pamurat, warum liegst du hier unter der Treppe?“ „O, mein Fürst! zuerst habe er alles an mich verloren, dann aber hat er seine Tochter aus den Falken seines Hauses da draußen gehen, die verführte mich. So kam, daß ich nur sie noch und nicht mehr die rollenden Würfel brotschachte. Dann sagte er, daß ich Alles verloren und rechnete mir große Schuld.“ „So, so“, sagte Si Abji pamasa in seinem Herzen, „so ist also die Geschichte, wart!“ dann ging er hinauf in den Sopo. Da kam Nabja Tunggul di djubji: „Früh auf, mein Herr, laß uns spielen!“ „Woh! früh auf!“ sagte jener. So spielten sie. Bald hatte der Hauptling all sein Geld, seine Würfel und gefuchelten Schuldner an Abji pamasa verloren. Da warf er sich verzweifelt auf den Stuhl seines Hauses nieder. Seine Tochter aber tröstete ihn und gedachte mit ihren Verführungskünsten auch diesen Gegner ihres Vaters zu verwirren. Darum, als die Männer wieder im Sopo beim Spiele waren, hieß sie hinauf auf den Balken und trieb da stark mit ihren Klünften, sie sang auch ihre Lieder und machte ihre Stimme immer stärker, damit Si Abji pamasa sie hören möchte. Der aber that, als hörte und sähe er nichts von ihr, und spielte immer weiter und trieb den Nabja Tunggul di djubji in die Enge. Da kam Si Abji pamasa: „Nun, unser Fürst, wo ist deine Bezahlung?“ „Was ist zu thun“, sagte jener, „ich habe keine.“ „Nun, wenn dem so, dann gib deine Tochter heraus.“ „Wenn du sie verlangst, gut, nimm sie hin.“ Also nahm Si Abji pamasa die Tochter des Hauptlings und gab sie seinem Bruder zur Frau.

Nun gingen sie zurück nach der Hütte, wo Parti di bulan zurückgeblieben war und von dort aus suchten sie den Weg nach ihrem Heimathsorte. Als sie so dahinwanderten, riefen sie durstig, da hörten sie in einer tiefen Schlucht Wasser rauschen. Die Brüder gingen hin, Wasser zu schöpfen. Sie machten einen Schöpfer aus Baumrinde und bestiegen den an einer langen Kante. „Nun Brüderchen, schöpf!“ gebot der Ältere dem Jüngeren. Als sich dieser nun vorbeugte und den Schöpfer hinabließ, hieß ihn jener von hinten, daß er hinabsiel. Er fiel aber auf einen vorpringenden Felsen und das rettete ihm das Leben. Si Abji pamurat aber kehrte zurück zu den Frauen; er gedachte sie beide für sich nach Hause zu führen. „Wo ist dein jüngerer Bruder, Väterchen?“ frag Parti di bulan. „Was weiß ich!“ antwortete er. „Nun, wenn dem so, dann gehst ihr nur. Was mich betrifft, ich gehe nicht. Dazu, ich höre eine Wotschaft von Abji pamasa: er ist nicht todt. Wenn er aber auch durch irgendwen getödtet wäre, wollte ich mich doch von keinem Anderen freien

lassen.“ So sprach Parti di bulan. Darauf gebot sie dem redenden Vogel: „Gehe, Vogel, suche ihn auf! wenn er wirklich gestorben ist, dann kehren wir zurück; lebt er aber noch, dann gib ihm diesen Ring.“ Da flog der Vogel hin und trug den Ring. Er fand seinen Herrn am Fellenabhäng, sitzend auf einem vorpringenden Zweige. Da gab ihm der Vogel den Ring. Er steckte ihn an, drehte und hauchte ihn an und sprach: „Schaffe mir einen Weg nach oben!“ Alsobald hingen die starken Wurzeln eines Parianbammes herab, an denen er hinaufklettern konnte. Sein Bruder aber und seinen Frau waren mittlerweile weiter gegangen; so fand er nur noch seine Frau, Parti di bulan, und den redenden Vogel vor. Als sie nun immer so fortwanderten und des Weges nicht achteten, begegnete ihnen ein Begu in Menschengestalt, der trug einen Knüttel in der Hand. „Woher des Weges, Schwager?“ frag Si Abji pamasa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn!“ war die Antwort. „Aber Schwager, was trägt du denn da?“ „Ein Knüttel ist, den man senden kann.“ „Wenn dem so ist, Schwager: diese meine Frau lieh die deine, dein Knüttel sei der meine!“ „Ja, wenn du so willst, Abji pamasa, da, hier mein Knüttel.“ Also tauschten sie und es ging jeder seines Weges. Als sie sich den Klüden gewandt, befohl Abji pamasa: „O, mein Knüttel, gehe hin und erschlage den, der toeben meine Frau mitgenommen!“ Da ging der Steden und schlug den Begu, daß er starb. Nun gingen die beiden wieder zusammen. Bald begegnete ihnen ein Begu in Menschengestalt, der trug eine Fessel: „Woher des Weges, Schwager?“ frag Abji pamasa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn“, war die Antwort. „Aber was trägt du denn da?“ „Was ich trage? nun eine Fessel ist, die man senden kann, daß sie einem Feinde Hände und Füße bindet.“ „Abji bring her, ich laufe sie. Diese meine Frau lieh die deine, dein Knüttel aber sei die meine.“ So tauschten sie und jeder ging seines Weges. Nachdem sie sich den Klüden gewandt, kam Si Abji pamasa: „Nun, Knüttel und Fessel, geh, bindet und schlage den, der toeben meine Frau mitnahm.“ Da gingen sie, bänden und schlugen den Begu, daß er starb, und brachten Parti di bulan zu ihrem Manne zurück. Nun aber setzten sie ihren Weg fort und gelangten endlich in das heimathliche Dorf. Da erschraf Si Abji pamurat und entfloß in den Wald. „O, Knüttel“, sprach Si Abji pamasa, „gehe hin, suche meinen Bruder, und wenn du ihn findest, bring ihn hierher. Wenn er nicht willig folgen will, dann stoße ihm den Kopf, aber tödte ihn nicht.“ Also ging der Knüttel aus und suchte und fand den Flüchtling. Der wollte aber nicht folgen. Da bekam er Kopfnisse, daß ihm Hüfte und Schen verging, daß sich ihm Alles rumbrehte. Nun folgte er. Als er zu Hause angekommen, drehte Si Abji pamasa seinen Ring, hauchte ihn an und sprach: „Mache schnell meinen Bruder gesund, so, daß er sich ganz wohl fühlt.“ So wurde Si Abji pamurat wieder gesund.

Nachdem nun Alles soweit war, holten sie abermals die Prophetin. „Wie nun, o große Prophetin, ist zu halten mit diesem lebenden Vogel?“ sagte Si Abji pamasa. „Das machen wir so, Väterchen: wir thun ihn auf den Balken deines Hauses, daß er dir sei ein Talisman, ein Familienerschütz, ein Glücksvogel.“ Da trug Si Abji pamasa den Vogel

1) Die zurückgebliebene Wittve soll dem Erben des Verstorbenen, gewöhnlich dem Bruder desselben, zu.

2) Mit Schwager redet man wohl einen Mann anderen Stammes an, dessen Schwester man heirathen könnte, resp. dürfte.

auf den Balken und ließ ihn da singen: „Asaung simawang simawang maitmait, sali tatu ninnu andahur, sali tio, ninnu loto, mat mat.“ Das waren fleiß die Worte des Vogels. Als nun die Dinge so lagen, da

feierten sie Freudenfeste in dem Dorfe und waren froh und glücklich, o ihre Freunde !)

1) Sagt der Erzähler zu seinen Zuhörern.

Volksfeste in Spanisch-Galicien.

www.libtool.com.cn

Nach dem Spanischen des J. Ortega Munilla.

Der Monat August ist für Galicien die Zeit der Freude, die Zeit der Lust und Fröhlichkeit. In jedem Theile der Provinz giebt es da Kirchensfeste und, da dieselben gewöhnlich eine Woche andauern, so hört die Lustbarkeit in jenem weitestgelegenen Theile Spaniens nicht auf. Wenn man in der warmen Augustnacht zu Bigo zum Himmel blickt, dann sieht man im Norden, Süden und Osten die Raketen aufwärts schießen, sie künden an, daß ringsum der Wein in Strömen fließt und der Dodelsack und das Tamburin einander zu überhören suchen.

Den Vorwand zu diesen Festen liefern die Gedenktage der zahlreichen Kapellen, Mariensäulen und Kirchen, welche an die Stelle der alten heidnischen Opferstätten getreten sind. In der vorchristlichen Ära gab es solcher geheiligten Opferplätze viele; die katholische Kirche verwandelte sie in christliche Gebetsstätten, indem sie Gotteshäuser, große wie kleine Kapellen, Heiligenstatuen und Herrgottsbilder dort erbauen oder setzen ließ und, da jedenfalls schon in jener Zeit der August den Dautesten gewidmet war, die man den Gottheiten für die eingebrachte Ernte dankte, so hat auch hier in kluger Weise die katholische Kirche der alten Gewohnheit die Concession gemacht, zu Patronen der neuen christlichen Kultusstätten nur solche Heilige auszuwählen, deren Gedenktag in den gedachten Monat fällt. So brennen in den 31 Tagen des August Tausende von Kerzen und Kerzchen vor den braunen byzantinischen Heiligenbildern, welche getreu den alten Modellen nachgebildet wurden, bis auf den heutigen Tag. Diese leuchtenden Kerzen sind der Vorwand, welcher die Menge von fröhlichen Leuten zusammenbringt, denn bei all ihrer Frömmigkeit wollen sie nur ein klein wenig beten und desto mehr sich amüsiren.

Und in der That keine andere Jahreszeit läßt den Menschen so zu hohem Genuße ein, als der August Galiciens. Dieser Monat, der die Steppen Castiliens verjagt und das vielbesungene Anbalufen in einen Gluthofen verwandelt, prangt hier noch mit einem frischen und salzigen Grün. Das Farnkraut streckt seine ungebleichten Wedel dem Winde entgegen, der mit ihm spielt, und der Kastanienbaum zeigt unter dichten Blätterkronen die reichlichen, schädelbewehrten Früchte; die erst vor Kurzem eingeführten Eucalyptusbäume ragen in die Höhe empor, prächtig gedehnt in der feuchtwarmen Atmosphäre und dem fruchtbaren Boden der Küstenlandschaft, wo sie stämmige Wälder bilden, während die stolzen Ulmeire der Küstenpinie dem Moler zeigen, zum Stützenbuche zu greifen. Die Magnolie und die Kamelie haben hier eine zweite Heimath gefunden, in anderen Gegenden Spaniens muß man sie im Glashause ziehen oder doch wenigstens überwintern lassen, in Galicien aber wachsen sie beide im Freien und erreichen eine baumartige Größe, wie ja auch der Feigenbaum hier am prächtigsten gedeiht: seine Blätter sind größer, seine Früchte süßer als in anderen

Theilen Iberiens. Mitten in dem Grün prangen die schmerzigen Blüthen des Jasmin und die rothen Ranken der Weinrebe. Letztere läßt man nicht, wie in anderen spanischen Provinzen, auf der Erde dahinsinken, sondern an Pfählen oder Stützsäulen emporklettern. Gleichwie das Feigen- oder Nebenblatt die erste Bekleidung der Menschen bildete, so hat hier das dicke Rebendach so manchem jungen Liebespaare den schützenden Thronhimmel zum ersten seligen Beisammensein geliefert.

Galicien ist ein Gebirgsland, in welches seine Fjorde (spanisch: Rias) tief einschneiden, von welchen aus man terrassenförmig das Land zu den Bergspitzen aufwärts steigen sieht: zu unterst erblickt das Auge nur smaragdgrüne Auen, auf welchen Herden stattlicher Rinder grasen; die nächste Zone bilden ausgedehnte Maisfelder, deren leuchtende Kolben das Landschaftsbild angenehm beleben. Aus der Region der Maisfelder gelangt man in jene der Obstkärten: ausgedehnte Paine, ja Wälder von Kastanien-, Birn- und Pflirsich sowie Aprikosengärten bilden den Übergang zur vierten Zone des Weinbäumens, der Stachelbäume und Bohnenfelder und der Gemüsegärten. Die Höhen der Gebirge krönt der majestätische, in dunkeln Farben düster prangende Nebelgipfel. Die Weinrebe hat in allen Zonen ihre Heimath gefunden, sie verschmähet weder die Gebirgslandschaft noch die Ebene. So zeigt sich uns die in Europa so wenig bekannte und noch weniger gewürdigte Fröhlichkeit und Schöne der galicischen Landschaft.

Die Dekoration dieses anmuthigen Bildes wird von vereinzelt stehenden Hütten, Weilern und Dörfern und den Pfaden gebildet, welche den grünen Teppich durchkreuzen. Wie aus schwarzblauen Nachthimmel die glühenden Sterne prangen, so leuchten aus den Smaragdfächern der galicischen Auen die Bauernhäuser hervor. Wie Schwalbennester an der Mauer hängen niedrige, malerische Hütten an den Abhängen der Berge, während um die Walbede und der Thurm einer Dorfkirche entgegengewinkt. Von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf ziehen sich weißblindevnde Pfade dahin, welche unzähligmal sich kreuzend ein wahres Labyrinth von Wegen dem fremden Wanderer zu sein scheinen. Auf diesen Wegen, die bald durch blumige Klären, bald zwischen ephemeranzen besetzten dahin ziehen, eilt die junge Hirschlerin dahin, auf dem Haupte den runden Korb balancirend, der mit der silberglänzigen Beute des Meeres bedeckt ist, oder man erblickt die würdig einhergehende Bauerfrau, die mit ihrem ruhigen Wesen und der erstarrten Körperfülle einen großen Gegensatz zu dem hageren, unruhig blickenden Abogaduelo (Winkeladvokat) bildet, der auf seinem abgetriebenen Gaudium dem nächsten Orte einen Besuch abstatten will, um die Proceßlust eines seiner Klienten von Neuem aufzuwecken.

So ist die Landschaft beschaffen, in welcher der Gallego (Bewohner Galiciens) lebt und seine Feste feiert. Ein

solches fest beginnt schon mit dem Morgengrauen. Als die ersten am Plage stellen sich Krämer und Weinschänter ein; letztere bringen den festlichen Saft der Rebe in riesigen Thontöpfen von antiker Form, wie denn auch die zweirädrigen Karren, welche diese „Cubos“ tragen, nach antiken Mustern gearbeitet zu sein scheinen. Die Gewarenhändler und Carolos bieten in der einladenden Nähe der „Weinquellen“ Kuchen, Zandergebäck, Kefel, getrocknetes Obst, gesottene Fische, Langusten, Krabben, Strabben und Seefische aus, die alle ihre Käufer und Verehrer finden. Eine große Menge drängt sich um die Buden, bis die Glocken die Gläubigen zur Kirche rufen. Die grellen Farben der Weiberkleider könnten leicht den das Gotteshaus besuchenden Fremden in den Zustand des Synopsismus versetzen. Der charakteristische Bestandteil der Tracht der galicischen Bäuerinnen ist der Dengul, ein doppeltseitiger Kragen, der vom Hals bis zu dem Ellbogen reicht und den sich üppigen Busen den Augen der männlichen Jugend verhillt. Außerdem trägt jedes Weib eine Sammetmütze von rundem Schnitt, mit bunten, glänzenden Stickereien. Die Mädchen und jungen Frauen sehen in diesen Kleidungsstücken reizend aus, wie denn die Galicierinnen sich nicht allein durch nette Gesichtszüge, sondern auch durch eine so reiche Entfaltung aller Reize ihres Geschlechtes auszeichnen, daß man unwillkürlich an Feine's „kolossale Weiblichkeit“ erinnert wird.

Aus der Kirche geht es wieder zu den am Waldebrande sich hinziehenden Buden und nun beginnt ein Treiben, das nichts Christliches an sich hat, sondern an die fröhliche ausgelassene Lebensartiger Reiben gemahnt, welche ein Toppelstein zu Ehren des Bacchus und der Venus feiern. Liebeskühnheiten und Küsse werden getauscht und bei den Klängen der Musik, besonders der nationalen Dudelsackpfeife, freit in kommunistischer Weise der Weinbecher von einem Munde zum anderen. Die heidnische Lustbarkeit wird von dem Ragen der Procession unterbrochen, aber auch diese hat einen, wenn ich mich so ausdrücken darf, fideles Anstrich. Dem eigentlichen Zuge voran führt eine Gruppe von Tänzern eine Art Schmetterling oder Fledermauspantomime auf. Die Tänzer sind mit weißen Feinleibern und Tüchern bekleidet, den Leib umgürtet eine rotke oder violette Binde. Der Tänzergeselle folgt die Coca, welche an die Taracaca genannte Figur der Fiedelblumenmähne des übrigen Spaniens erinnert. Die Coca ist ein poppendeckeltes

Ungeheuer, welches die Gestalt der Schildkröte mit jener der Fledermaus verbindet. Das Ungeheuer schließt und öffnet den Rachen, Dank einem Mechanismus, den ein im Innern hockender Knecht dirigiert. Die Coca ist stets von einer johlenden Schaar von Jungen umgeben. Diese nicht christliche Beigabe der kirchlichen Umzüge ist nicht in allen Töfsern und Theilen Galiciens dieselbe; die merkwürdigste hat die Procession des Kirchspiels Reboreda aufzuweisen. Sie verdient beschrieben zu werden, da sie jedenfalls ein Reliquat eines heidnischen Kultus ist. Unter dem Namen Pentikias werden kleine Mädchen (in dem Alter von acht Jahren) in Löss und Gipschmelze (besonders Armpfängen) geschütt, während man ihr Haar mit Blumen bedeckt. Eine robuste Tänzerin nimmt die Pentikia auf die Schultern, mit ihr zwischen der Monstranz und dem Marien-Bildnisse¹⁾ tanzen. Während die Trägerin der Pentikia herumhüpft, schneidet letztere Fragen und macht höhnische Geberden, alles dies mit Begunahme auf die hinter ihr getragene Muttergottes-Statue. Die Pentikia nimmt sogar Blumen aus ihrem Haare, zerprügelt sie und wirft sie der heiligen Jungfrau ins Antlitz, ja sie ballt die Fäustchen gegen das Bild und ahmt (immer grazioser Weise) alle Geberden und Andeutungen des Hasses und der Furcht, ja der Verachtung nach.

Es gewährt einen ganz bestrebenden Anblick in diesem streng katholischen Lande, in einem von Priestern geleiteten Kirchzuge den Irrsinn von einer Pentikia die von allen Katholiken und insbesondere von den Spaniern hochverehrte Madonna verhöhnen zu sehen. Man hat sich verschiedenartige Interpretationen dieses Tanzes zurechtgelegt; eine möge an dieser Stelle Platz finden: An einem bestimmten Tage des Jahres gestattet es die göttliche Vorsehung, daß die Fischer in den Neglen heidnische Nymphen finden. Einmal soll dies auch schon gegliedert sein und die Fischer hätten dann die heidnischen Götinnen gewonnen, vor dem Bildnisse der Jungfrau dem neuen Glauben zu huldigen. Die Pentikias sollen nun diese besiegten Nymphen und deren Haß und ohnmächtige Ruch gegen die Mutter des siegreichen Christengottes darstellen. J. Blumentritt.

¹⁾ In der Procession spielen die wichtige Rolle: die Monstranz von einem Priester getragen und von einem Tragbimmel übertrag, dann die in festliche Kleider gehüllte Bildsäule der Madonna.

Kürzere Mittheilungen.

Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens.

Paul Mantegazza, der berühmte italienische Physiologe, unternahm im Winter 1881 auf 1882 zu ethnologischen Studien eine Reise durch Indien, welche ihn von Bombay nach Madras, in die Nilgiris zu den Todas, zurück nach Madras, Kattia, Cistim, Benares und Lucknow führte. Sein populäres Reisevermerk ist unter dem Titel „Indien“ in deutscher Uebersetzung erschienen (Jena, H. Cohenoble, 1885) und darf als ein Seitenstück zu Haidel's bekanntem Buche über Ceylon angesehen werden. Die ersten 12 Kapitel schildern in blühender, geistreicher Sprache die täglichen Erfahrungen, die letzten acht beschäftigen sich mit der Ethnologie Indiens, hinsichtlich deren er zu folgenden Resultaten (S. 229) kommt. Er unterscheidet in Indien folgende ethnische Typen:

1. Die Hindu mit arischem Typus, wahrscheinlich Abstammung von Arien und nicht genau bestimmten Rassen, die Autoschthonen und älter als viele sind. Für mich sind aber auch die Arier eine historische Wunde, in der sich das Wahre mit sehr viel Rebellhaftem, vielleicht auch mit vielen Irrthümern verbindet. Treu dem alten, fleischlichen, aber vorforschigen Dogma, daß man beim Klassificiren der Rassen so viel wie möglich von ihrem Ursprunge absehen muß, behaupte ich mit großer Reserve, daß es in Indien eine große Masse Menschen mit arischem Typus und schwarzer oder sehr dunkler Haut giebt, aber füge auch gleich hinzu, daß die Wissenschaft heute noch nicht das nothwendige Material besitzt, um diesen Rassen ihren bestimmten anthropologischen Charakter zu ertheilen, ihre Grenzen zu bestimmen oder sie der ethnischen Analyse zu unterwerfen.

2. Die Hindu mit malayenähullichem Typus, die besonders die Küste Malabar und den Süden Indiens bewohnen und welche neben schwarzer oder sehr dunkler Haut die kranologischen und physiognomischen Kennzeichen der malaischen Rasse antworten.

3. Die Hindu mit semitischem Typus, die man im nördlichen Indien und den Kilgiri findet.

4. Die Mongolen mit sehr verschiedenen Spielarten, besonders in Sikkim.

5. Die Hindu Indiens. In Malabar giebt es weiße und schwarze. Die ersten bilden eine ziemlich zahlreiche Gemeinde in Cochim, die anderen leben hier und da zerstreut, vertheilt aber, wie die ersten, die Bibel im hebräischen Texte zu lesen.

6. Die Parsen.

7. Die Muselmänner. Hier kann ich nicht mehr wissenschaftlich sprechen, weil es äußerst schwer ist, sie anthropologisch von den Hindu zu trennen, mit denen sie sich besonders durch ihre Polgamie vielfach getrennt haben. Vielleicht würde ein genaues Studium bestimmter Gebiete in Indien, besonders in Kandam, Kara, Rajam, auch heute noch die Existenz mehr oder weniger reiner turanischer Rassen erkennen lassen. Nebenfalls ist es vorzuziehen, von Muselmännern als von einer turanischen oder afrikanischen Rasse zu sprechen. Auch Hunter bemerkt ganz richtig, daß heutigen Tages der Muselman des Ganges-Deltas sich ethnisch so sehr vom Afghanen unterscheidet, wie der Hindu der niederen Rassen deselben Deltas vom Brahmanen.

8. Eine unendliche Zahl weißer Rassen, die man entweder als Ueberreste der alten autochthonen Völker ansehen kann oder die seit unendlichen Zeiten in Indien angekommen sind und sich rein erhalten haben oder zum Theil barbarisirt worden sind, weil sie sich mit den eroberten Rassen vermischten haben.

Die Ethnographie Indiens kann heute nur in großen allgemeinen Umrissen gezeichnet werden, und wer es wagen würde, in die Einzelheiten hineinzuversetzen, würde riskiren, daß er genöthigt wäre, morgen schon seine eigenen Behauptungen widerrufen zu müssen.

Bei der Klassifikation der indischen Rassen muß man

baher der Sprache, dem Grade der Civilisation und der Religion großes Mitwirken entgegenbringen.

Als wir dem philologischen Kriterium folgten, haben wir das Kartenhaus der dravidischen Sprachen fabricirt, das vor den Thafassen nicht bestehen konnte, und was die Classification betrifft, so giebt es verschiedene weiße Stämme, die von einer Rasse und auf dem Wege des Fortschrittes vorgeschrittenen Rasse umgeben, ohne eigenes Verdienst den Stufen einer gewissen Kultur angenommen haben, der den oberflächlichen oder ungebildeten Forscher leicht täuschen kann, während andererseits intelligente und vielleicht bis zu einem gewissen Grade civilisirte Menschen, die in Folge besonderer Zufälligkeiten zerstreut und isolirt lebten, in einen Zustand wilder Barbarei versunken und darin bleiben konnten. In Bezug auf die Religion braucht man gar nicht anzudeuten, welche Gefahren darin liegen, sie als Grundlage der Klassifikation anzunehmen. Die Christen werden heute von fast allen menschlichen Rassen gebildet und wer heute alle Menschen, die zu Mohammed schwören, unter einen Hut bringen wollte, würde die schöne Verwirrung von der Welt hervorbringen, wenn er unter anderem die Arier mit den Turanern und Mongolen vom reinen Völkern zusammenstellen würde.

Was nun die Abhängigkeit und Verwandtschaft der indischen Rassen betrifft, so glaube ich heute nur dies sagen zu können: Indien hat in den ältesten Zeiten Hunderte und vielleicht Tausende von Rassen befaßt, die sich nach und nach aus eigener Kraft des Fortschrittes und großer, von außen gesommener Eroberungen einander genähert und zum Theil verschmolzen haben. In einem langen Laufe von Jahrhunderten haben sie schließlich eine in den großen Mittelpunkten homogene Rasse gebildet, aus der hier und da in Folge des Abwimmels die alten Typen hervortreten. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß einige Stämme isolirt geblieben sind, weil dicke Wälder und hohe Berge sie getrennt haben, und diese geben uns noch heute eine Idee von dem, was Indien einst in der prähistorischen und prähistorischen Periode war. Wollten wir aber bestimmte Dogmen annehmen oder in genauere Einzelheiten eindringen, so hieße das nicht eine Wissenschaft betreiben, sondern naive ethnologische Märchen schreiben."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zum Gedächtniß des 50-jährigen Bestehens des Museums waltendischer Alterthümer in Kiel hat die Leiterin desselben, Fr. J. Mehnert, ein handliches Bilderbuch „Vor-geschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein" (Hamburg, D. Weisner, 1885) herausgegeben, welches auf 62 Tafeln 765 Abbildungen typischer prähistorischer Gegenstände in Photographie nach Federzeichnungen vereinigt. Die Originale derselben befinden sich zum größten Theil eben in Kiel. Von einer kurzen Vorrede eingeleitet, finden sich zuerst 17 Tafeln mit 149 Objecten aus der Steinzeit, Geräthe und Werkzeuge aus Flint, Dickschorn, Knochen etc. und Tongefäße mit oft schon recht reicher Verzierung; dann folgen 18 Tafeln mit 227 Objecten der Bronzezeit, prachtvollen Schwertern, Dolchen, Gellen, Lanzenspitzen, Sabeln, Herten, Messern, Sägen, Schmudgegenständen, Kannen, Gießen, goldenen Veräben, Irlern etc.; endlich 27 Tafeln mit 339 Gegenständen aus der Eisenzeit, welche in Schleswig-Holstein im letzten, vielleicht auch schon in dem vorherigen Jahrhundert vor Chr. ihren Anfang nahm, und als deren letzte Repräsentanten eine Anzahl Silberene Karf des Großen und

vorgeliefert werden. Das Ganze ist ein vorzügliches Hilfs- und Nachschlagebuch, dem andere Provinzen Deutschlands recht bald Beiläufiges an die Seite stellen sollten.

— Die Göttinger Weltkarte der Wissenschaften hat für das laufende Jahr folgende Preisaufgabe gestellt: Es soll eine möglichst vollständige Uebersicht und kritische Erörterung der Versuche gegeben werden, die Nationalitäten Europas, sei es durch wirkliche Volkszählung nach der Sprache, sei es durch anderweitige Schätzungen, numerisch festzustellen. Daran soll sich ein eigener Versuch, die Bevölkerung Europas etwa im Stande von 1880/81 nach den Nationalitäten zu gliedern, anschließen.

— Paul Rowinski, der bekannte Slawist und Reisende, ist kürzlich aus Montenegro nach St. Petersburg zurückgekehrt und hielt in der ethnographischen Abtheilung der I. russ. geographischen Gesellschaft einen Vortrag über die Westanschauung der Montenegro. Rowinski hat früher bereits das östliche Sibirien und das Amurthal bereist und hat sich jetzt besonders dem Studium der slawischen Volksstämme gewidmet. („Östliche Rundschau 1886, Nr. 6.")

Asien.

— Nach einer Mittheilung von Direktor Wild in St. Petersburg ist, wie Dr. von Danneberg am 6. Februar in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erwähnte, an einem der kältesten Punkte Ostsibiriens, in Werchajanek an der Tana, auf Veranlassung eines der Mitglieder der Expedition (nach den Neusibirischen Inseln, eine ältere Beobachtungsreihe (von 1869) mit geprüften, zuverlässigen Instrumenten wieder aufgenommen worden. Durch diese Beobachtungen an Alkoholthermometern im Januar 1885 sind Temperaturen bis zu — 68° C. herab festgestellt worden, Werte, welche auf die Angaben eines Luftthermometers reducirt, bis — 70° C. betragen. Der Januar hatte eine Mitteltemperatur von — 52,7° C. Das sind die tiefsten Kältegrade, die bis jetzt einigermaßen zuverlässig auf der Erde beobachtet worden und die um 5° niedriger sind als die Resultate der früheren Beobachtungsreihe, die aber ebenfalls bereits Werchajanek zum kältesten bekannten Punkte der Erde gekempelt hatten.

— Vom Frühlinge bis zum November 1885 hielten sich zwei junge Entomologen, E. Merg und Hammerstroem, im Minussinskischen Gebiete auf. Der ihnen von Seite der Universität Helsingfors gegebene Auftrag bezieht in der Sammlung von Materialien zum Studium der Fauna der Birkhölzer des Minussinskischen Gebietes. Die beiden Naturforscher haben sich zuerst mit den Sammlungen des Minussinskischen Museums bekannt gemacht, dann Ausflüge in die Umgebung der Stadt unternommen und die faunistische Kolonie Werchajusk aufsucht. Dann begaben sie sich zum Dorfe Dschatkinoje, bezogen das Gehirge Vorku und durchzogen die Steppe bis Wolanek. Von hier bezogen sie sich über die russische Grenze hinaus in das Thal des Kemschik, folgten dem Flusse bis zu seiner Mündung in den Jemissi und suchten schließlich auf dem Jemissi bis Dschatkinoje. Von Oktober bis November blieben die Reisenden in Minussinsk und suchten so viel als möglich die naturhistorischen Sammlungen des Minussinskischen Museums kennen zu lernen und ihre eigene Kollektion zu ordnen. Im Ganzen haben sie 20000 Exemplare von Insekten und gegen 300 Arten von Pflanzen, eine Anzahl Thiere und Vogelbälge, eine kleine Anzahl Reptilien und Fische gesammelt.

— Aus Albasin (am linken Ufer des Amur) schreibt man der Zeit. Rundschau (1886, Nr. 6): In Seltunga, dem neu entdeckten Goldlager am rechten Ufer des Amur, befinden sich wieder gegen 3000 Menschen, denen auch trotz der ausgekauften chinesischen Vorkasse Vorräthe zugeführt werden; die Chinesen sind dabei auf ihren eigenen Vortheil bedacht. Das Uebelwoll nicht allerlei Volk an: man trifft hier Sträflinge aus Sachalin, Arbeiter von den sibirischen Goldwäldern, entlassene Beamte, Kaufleute — alles verzweifelter Volk. Trotz dieses zusammengekauften Gesindels war die Ordnung in Seltunga bisher eine musterhafte, es wurde fast gar nicht gestohlen. Mit den Säubigen wurde harter Prozeß gemacht, sie wurden unarmbrüchig geprügelt, einige sogar aufgehängt. Dafür kann man in der Umgebung der Goldwälder sehr leicht anfallen und beraubt werden. Räuber wie Dschatkinoje plündern und mordeten; die Wildreize aus Seltunga ist deshalb sehr schwierig. — In der Nähe von Zgalschina am Amur liegen die Ufer der Erishigonen; und ebenso treiben solche auf den Fluten des Stromes. Das Gold in Seltunga kauften anfangs Juden, später nach deren Verjagung russische Kaufleute. Viel Gold kommt auch in die Hände der Braumweinbrenner, welche sich in großen Gesellschaften (Artelle) in der Nähe der Goldwälder einzusetzen haben. Die Glieder der verschiedenen Artelle leben in Feindschaft unter einander; sie schlagen einander todt, um sich Gold und Braumwein zu rauben.

— Die Revue Scientifique zieht folgende Schlüsse aus den Auslagen, welche medicinische Experten kürzlich vor der betreffenden Kommission der schwedischen Kammer über das

Klima von Tongking gemacht haben. Mit Cochinchina verglichen ist Tongking nicht ungesund; von September bis April herrscht dort regerster Frühling, aber von Mai bis Oktober ist die Hitze fast unerträglich. Abgesehen von den Bergen, welche von den Eingeborenen gefährlich werden, und den Wäldern in der Nähe von Hungaa giebt es keine tödtlichen Fieber, wie in Cochinchina, und ebenso keine gefährlichen Diarrhöen. Im Delta des Roten Flusses ist das Klima in Folge von Anbau und Vegetation gesund. Zweifelhaft ist, ob die Cholera in Tongking endemisch ist; die letzte Epidemie scheint von den Pescadorensen aus eingeschleppt worden zu sein und ergriß mehr die Eingeborenen als die Europäer. Häufig dagegen ist Sannepf. Truppen, welche bei ungenügender Verpflegung große Strapazen auszuhalten haben, sollen nicht über zwei Jahre lang im Lande bleiben; doch kann dieser Termin gelegentlich ohne Schaden auf drei bis vier Jahre verlängert werden. Kaufleute und Beamte dagegen dürfen trotz 15 bis 20 Jahre in Tongking verweilen.

— In Nr. 3 des „Journal of the Anthropological Institute“ giebt Mr. Hale interessante Notizen über die Balhämme von Perak, insbesondere die Salsis. Sie wohnen auf dem linken Perak-Ufer, ihnen gegenüber die Semang, ebenfalls ein Aborigines-Stamm, die mit ihnen in fälschlicher Feindschaft leben; von den Malagen werden beide zusammen als Orang-utan oder Orang-buit bezeichnet. Man spricht auch nach von einer dritten, weiter im Innern lebenden Völkerei, die noch im Steinzeitalter verharren soll, doch konnten weder Hale noch Morgan Genügend darüber erfahren. Sie führen das Völkerei mit vergifteten Pfeilen, deren Gift Thiere bis zur Größe des Stomachs rasch tödtet, verheben ausgedehnt, fallen für Thiere anzuzeigen, ermahnen sich aber hauptsächlich von Vegetabilien. Einzelne Stämme kultiviren nur Hirse, die mit den Malagen vertheilt werden aus Tapioca, Malaten und Zuckerrüben. Sie verheben das Jinn aus dem Aluvialboden zu gewinnen und treiben mit diesem den Waldprodukten einen lebhaften Tauschverkehr mit den Malagen. Die Salsis haben keinerlei Seifshait; die Semang bringen ihre Produkte auf Bambuskübeln nach Kivala Kangsar, gehen aber zu Fuß zurück.

Afrika.

— Im „Journal of the Anthropological Institute“ bemüht sich Herr Dallas zu beweisen, daß die Verber zu Negerrasse oder, wie er sie nach seiner neuen Einteilung nennt, zu den Melchoditen gehören. Der Hauptgrund ist freilich, daß die Amasirgen und die Schelg weder zu den Nahren noch zu den Nahren gehören; also sind wir genügend berechtigt, sie zu den true African races zu rechnen. Der Herr Verfasser hat offenbar nicht einen Verber oder eine Abbildung eines solchen gesehen.

— Die Barua, die Bewohner der großen Landstadt Urua am Auslaß, schreibt Paul Richard (f. Verhänd. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1886, S. 117) folgendermaßen. Es sind große kräftige Menschen, mit ansehnlicher breiter Schulter und Brust, jedoch verhältnißmäßig kurzen Beinen, so daß man oft erräthet, daß irgend einer, vom Sten gehandhabt, nicht viel größer ist. Die Hautfarbe ist dunkelbraun mit einem Schimmer ins Rötliche. Die Zähne haben etwas Weibliches, die Augen sind leicht geschloß und nicht man viele schöne Physiognomien. Die Weiber haben, im Gegenstz zu den meisten anderen Stämmen, gut entwickelte Brüste. Auf die Brust verwenden beide Geschlechter außerordentliche Sorgfalt. Die Kleidung ist aus Palmblätterstern hergestell und meist sehr geschmackvoll im Muster zusammengestellt, gelb, roth und schwarz gefärbt mit schön gestochenen Fransen, sowie schönen Wulsten und Füschen an den Händen. Die Weiber tragen über dem Gesichte mit Einschluß der halben vorderen Oberlippe ein spannenbreites

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

№ 15.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

XII.

Ko. Wenn die Regenzeit vorüber ist, ziehen sich die Beduinen mit ihren Heerden nach dem Meeresstrande, der zu dieser Zeit eine ausgezeichnete Weide bietet; sie lagern dann in einer Anzahl von Höhlen und Grotten, die dicht am Meere liegen und durch Einkürze in Folge einer Senkung des Bodens entstanden zu sein scheinen. Sie müssen früher eine sehr bedeutende Tiefe gehabt haben; jetzt hat sie der Flugand zum Theil ausgefüllt, aber sie dringen immer noch ziemlich weit in die Felsen ein; die Felsen werden von ungeheuren Säulen getragen.

Révoil untersuchte diese Höhlen sehr aufmerksam und es gelang ihm in der That, an den Felswänden Spuren von Menschenhand aufzufinden; ein Gewölbobogen mit geraden Pfeilern war, freilich in sehr rohen Umrissen, in den Fels geritzt. In einer ziemlich engen Kammer mit einer eingebauenen Nische zeigte der Boden sich ziemlich gut bearbeitet und Nachgrabungen in der aufgehäuften Masse von Sand und Fiebermankertresten hätten wohl Erfolg versprochen. Aber bei dem Aberglauben der Küstenbewohner war daran nicht zu denken, ganz abgesehen von der Unsicherheit, welche den Gouverneur nöthigte, dem Reisenden selbst für diese kurze Wegstrecke einen Tschemadar mit 30 Mann Soldaten mitzugeben. Dieser Tschemadar, der gewöhnlich 25 Belubischen der Garison unter seinen Befehlen hatte, war eine prächtige Figur, ein Mann voll Muth und Entschlossenheit und so sehr für Révoil eingenommen, daß er ihm öfter sagte, wenn er ein wahrer

Muselman sei und nicht bloß ein Schein-Rechtsläubiger, würde er ihm gerne seine Tochter zur Frau geben.

Mit ihm besuchten die Reisenden die Ruinen von Hamar-Hierir (Klein-Hamar), die ungefähr eine Stunde über die Höhlen hinaus am Wege nach Remo liegen. Ein einziger schöner Bogen steht noch aufrecht. Die Trümmer stammen offenbar aus derselben Zeit, wie die übrigen Städtetrümmer, welche man der Küste entlang findet, also aus dem 14. Jahrhundert, der Herrschaft der Adschuranensultane, der Blüthezeit Hafritas. Révoil hätte gerne ältere gefunden, denn am Kap Guardafui und in seiner Umgebung glaubte er untrügliche Beweise ehemaliger Verbindungen mit Phöniciern entdeckt zu haben, und angespornt durch Dr. Hamy, wünschte er jetzt nachzuweisen, daß das Somaliand das Fund der Hieroglyphen sei, welches die Königin Atafon (Hatshepsut?), die Schwester und Vorgängerin des großen Thutmes III., durch ihre Flotten erobern ließ. Schon in Gelibi hatte er darauf geadelt und glaubte in Tracht und Haltung der Eingeborenen zahlreiche Analogien mit den Hieroglyphen von Dar el-Bachri gefunden zu haben. Die genauere Publikation bleibt abzuwarten, hoffentlich wird die Beweise zwingender, als der, welchen die beifolgende Abbildung einer Somali-Frau liefert. Die Ähnlichkeit mit dem Kopfe einer Sphinx ist freilich auffallend genug, aber jede Nubierin mit in gleicher Weise umgeschlagenem Kopftuche wird dasselbe Bild bieten und es ist durchaus nicht nöthig, ja nicht einmal

wahrscheinlich, daß die Somalifrauen diese Tracht unter dem Einflusse einer ägyptischen Expedition, die doch sicher nur aus Männern bestand, angenommen haben. Von einer Kolonisation von Fant wissen aber die Hieroglyphen im Manileum der Dschachsu durchaus nichts zu melden. Die deutschen Ägyptologen deuten Fant: bekanntlich auf Libyen und bestreiten entschieden die Ansicht von Mariette, daß es auch die Somalifrauen mit umfasse.

Den Beduinen erwiderten Révoil's Forschungen und Nachgrabungen sehr unheimlich, und eines Tages, als er die Steine eines Brunnens, an welchen die Beduinen und andere Beduinen ihre Herden tränkten, genauer untersuchte, machten sie einen directen Angriff auf ihn, weil er ihre Brunnen verheere und vergifte und Schuld an dem großen Viehsterben sei. Der Reisende hatte nur drei Mann Ge-

Am 16. Januar brach der schon oben erwähnte Kampf zwischen den beiden Quartieren von Mogduschu aus. Die Knaben aus Schingani und Hamarwin bekämpften sich schon seit längerer Zeit täglich mit Steinen; diesmal wurde die Sache ernsthafter, die Frauen erschienen auf den Dächern und feuerten durch ihr gelendes Injin die kleinen Kämpfer an; schließlich wurden ein paar schwer verwundet, es mischten sich auch Erwachsene ein und bald riefen die Alarmlumpfen die Krieger zum Kampfe. Es entspann sich eine förmliche Schlacht, welcher Révoil von seiner Dachterrasse aus ganz beghaglich zuschauen konnte. Unversehrt suchten die Weiße Frieden zu stiften, einer von ihnen wurde dabei sogar tödtlich verwundet und nun war sein Halten mehr. Der Gouverneur hatte seine Truppen in ihrem Quartiere und meinte sich nicht ein; er ließ auch die Franzosen bitten, sich ganz neutral zu halten. Die Leute von Schingani waren im Vortheile, denn ihr Scheich hatte einige Sklaven mit Kuntentenen bewaffnet, und vor den Augen haben die sonst so tapferen Somalis einen ganz ungewohnten Respekt. Hamarwin dagegen besaß nur ein Gewehr, das es Révoil verdankte. Die Nacht trennte schließlich die Kämpfenden, von denen 30 mehr oder weniger schwer verwundet waren und die Häufe Révoil's in Anspruch nahmen.

Nun erst mischte sich der Gouverneur ein und verlangte vor Allem von jedem Quartiere, gewissermaßen als Kauion für die einzuleitenden Verhandlungen, vier Sklaven, die auch geliefert und vorläufig ins Gefängniß geworfen wurden. Dann begannen die Sühneverfuche, aber sie

rückten nur langsam voran und schließlich entschied man sich dahin, daß die Kerkerten den Resten bringen und nach Xauzibar fahren sollten, um Said Pargach selbst die Angelegenheit vorzulegen. Am meisten Schwierigkeit bei der Auslösung machten die Ena'shar, die „Zwölfe“ von Hamarwin. Es ist das ursprünglich eine aus zwölf Mann bestehende Schutzwache, zu welcher jeder Clan einen Abköhling stellt, und die stets die Bewegungen der Beduinen und der feindlichen Nachbarn zu überwachen hat; sie werden vom Quartiere unterhalten und erhalten von jedem geschlachteten Stier Fleisch und Kente; außerdem erpressen sie aber auch noch alle möglichen Geldente, die man ihnen, da jeder ihre Streitmacht fürchtet, selten zu verweigern magt. Früher waren sie auch der Schrecken ihres heimathlichen Quartiers und begingen ungestrast alle möglichen Verbrechen; jetzt hält sie die Furcht vor dem Gouverneur und seinen Soldaten einigermaßen in Schranken. Es sind, wie unser nach einer Photographie gefertigter Holzschnitt zeigt, lanter große, kräftige Leute, mit Ausnahme ihres Führers, des kleinen gedungenen Alten im Vordergrund, der in Folge einer Schußwunde in der Hüfte hinkte, aber sich trotzdem rühmt, bei einem einzigen Kampfe zwischen den Somalis und der Garnison neun Menschen getödtet zu haben.

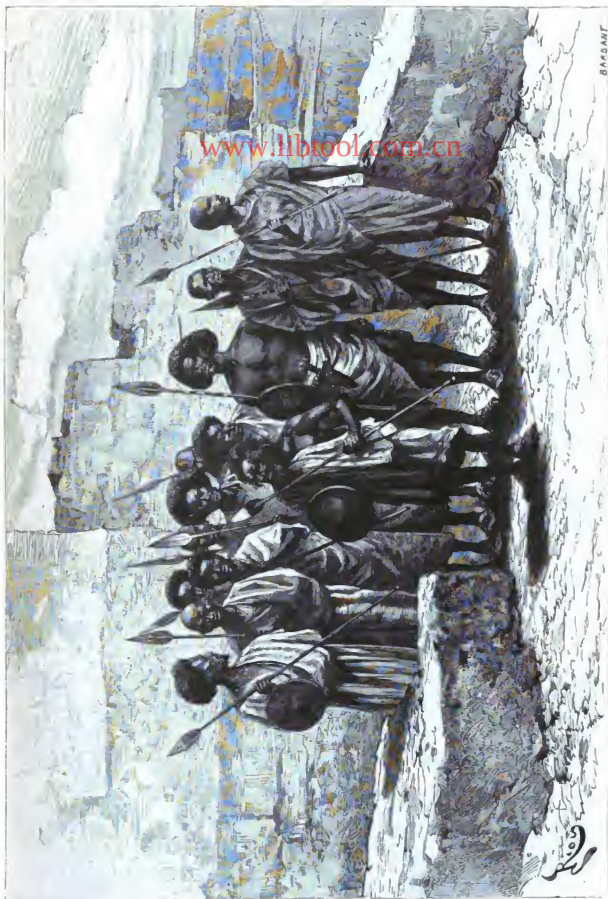
In diese aufgeregte Zeit fiel das große Fest des Scheichs Kues el-Garni, das Hauptfest von Mogduschu, welches mit einem großen Umzuge um die Moschee und einem feierlichen Yab begangen zu werden pflegt. Schon in gewöhnlichen Zeiten kommt es dabei leicht zum Untergießen, da jeder Clan den Vortritt beansprucht. Jedes Quartier feierte darum dreimal das Fest allein; die von Hamarwin waren dabei im Vor-



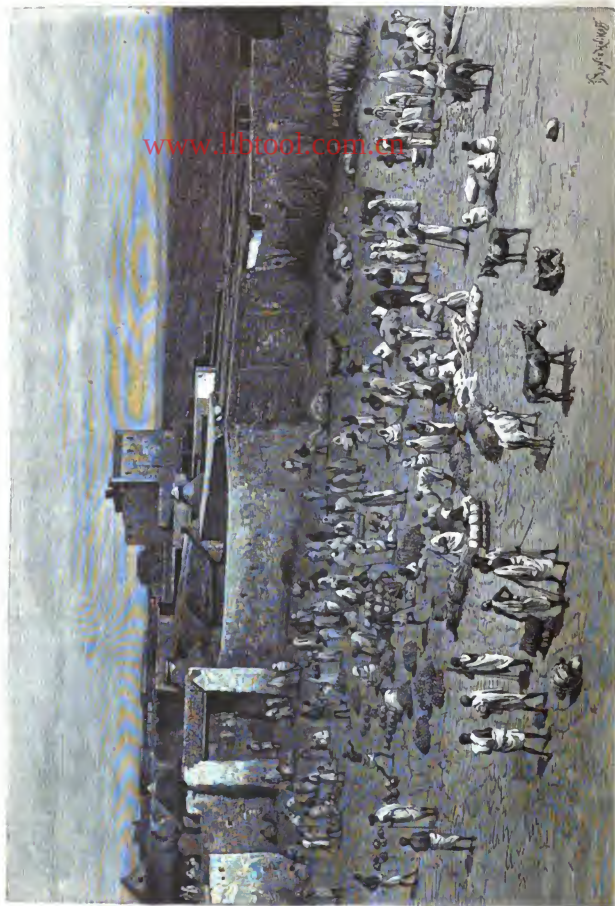
Kopfputz der Frauen von Mogduschu. (Nach einer Photographie.)

theile, denn die Moschee und das Heiligengrab liegen in ihrem Quartiere. Die Garnison war wieder streng in der Beobachtung konsequent, doch verlief der Tag ziemlich ruhig. Révoil hatte seinen photographischen Apparat mitgebracht und hoffte einige Aufnahmen machen zu können, aber die fanatische Menge wurde darüber so aufgeregt, daß er sich zurückziehen mußte.

Während Révoil sich in Mogduschu, so gut es ging, beschäftigte, sandte Omar Injiss eine Botschaft nach der anderen, Scheich Hassan möge doch wieder zu ihm kommen, aber ganz allein, er wolle ihn dann sicher nach Hamarwin geleiten. Der Webermann glaubte nämlich, verschiedenen Unheil, das die Abend und seine Familie betreffen, sei die Folge eines von Révoil über ihn verhängten Fluches und nur dieser selbst könne die Wirkung seines „Il-ganga“ wieder aufheben. Als eine besondere Strafe erschien es



Die Urmänner von Mogadischu. (Nach Photographien.)



Markttag von Hamarwin (Nach einer Photographie.)

dem Sultan, daß in derselben Hütte, in welcher Révoil gewohnt, wenige Wochen nach seiner Abreise M. de Jussuf von einem seiner Espionsgefellen tödtlich verwundet wurde. Die reichen Geschenke, mit denen Abbi und sein Bruder heimgeführt waren, machten auch mitwirken, aber der Reisende kühlte sich wohl, noch einmal ohne Noth in diese Mausefalle zu gehen.

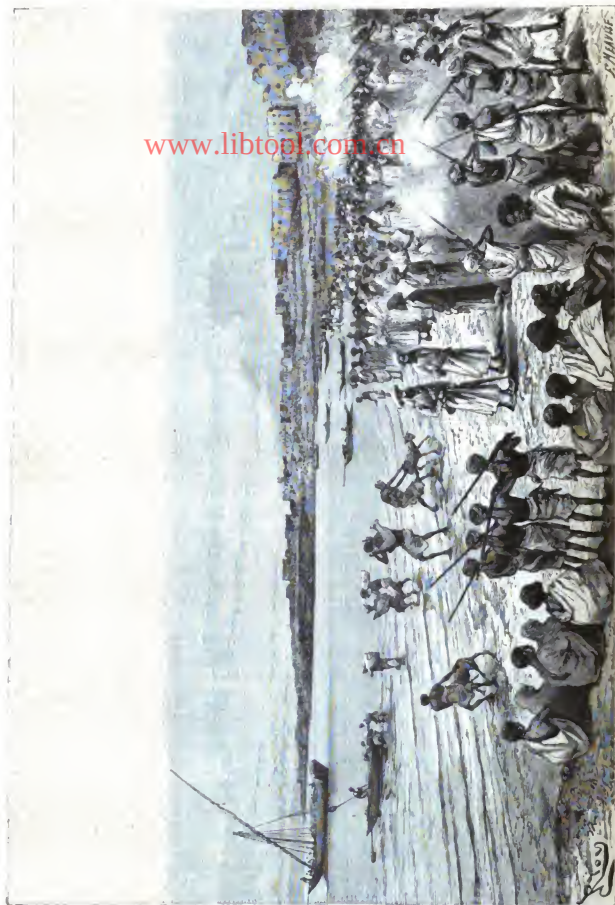
Uebrigens wurden auch in Mogduschu die Beduinen so unterwacht, daß sie dem Reisenden sein bestes Kamel vor dem Palaste des Gouverneurs wohlholten; erst nach einer anstrengenden Jagd, bei welcher sich einige Damaroin-theiligten, gelang es ihnen, den Raub wieder abzujaugen. Seitdem mußte Révoil seine Forschungen auf die nächste Umgebung der Mauern beschränken und durfte sich nicht über Älntenschuweite von Martie hinwegwogen. Der Markt selbst, von dem er eine Photographie aufnehmen konnte (vergl. das Bild), lieferte immer eine reiche Ausbeute an ethnographischen Gegenständen, mitunter auch an Naturalien. Einmal kam sogar ein schwarzschwänziger Adler (*Aquila pygargos*) lebend, wenn auch mit ausgezerrten Schwungfedern, zum Verkaufe und es gelang Révoil, ihn lebend nach Marseille und in den zoologischen Garten dorthin zu bringen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Kraniaometrie für die moderne Wissenschaft erlangt hat, war natürlich Révoil viel daran gelegen, Somalischädel zu erhalten, aber es hieß dabei sehr vorsichtig sein. Schuma, den er ganz in seine Dienste genommen hatte, wurde vorsichtig sondirt, und als es sich zeigte, daß seine Frömmigkeit ihn durchaus nicht abhielt, Geld auf jede mögliche Weise zu verdienen, theilte ihm Révoil offen seinen Wunsch mit, eine Anzahl Schädel zu erlangen. Schuma begie inebsten Bedenten, selbst die Verbeschaffung zu übernehmen, aber er war gerne bereit, wenn Révoil selbst einen ansah, und schaffte schließlich ein paar Sklaven herbei, welche gerne für reichlicheres Material sorgten. Besonders einer derselben, Petito, der auch sonst ein guter Vierzehner aus naturwissenschaftlichen Gegenständen war, erwies sich sehr eifrig, und da die Friedhöfe dicht bei der Wohnung lagen und die Gräber von den Somaliis nur ganz flach angelegt werden, sah sich der Reisende bald im Besitze einer prächtigen Sammlung unzweifelhafter Somalischädel. Einmal theilte er sich sogar, als Somali Isomium, selbst an einer nächsten Expedition, die auch recht erfolgreich war. Aber kurz darauf jagte ihm Petito einen Schreden ein, der ihn von weiteren Gräbererhebungen abstellen ließ.

Der Somali war ebenso abergläubisch wie gelbigierig, und bald sah er sich zur Strafe für sein Verbrechen von bösen Tschin verfolgt und weigerte sich, noch weiter Schädel zu stehlen. Révoil verabschiedete ihn ärgerlich, und zu seinem Erstaunen sah er wenige Stunden später einen langen Zug frommer Männer, Mosabden und Kabi an der Spitze, auf das Haus Petito's zuzuwandeln und darin verschwinden. Im Ru waren die Schädel in eine Kiste verborgen und alles bereit gemacht, um sie in dem alten Brunnen, der allen Unrath aufnahm, verschwinden zu lassen, sobald sich eine Gefahr zeige, aber es blieb Alles ruhig, und als am anderen Morgen Petito erschien, ergab es sich, daß er die Kiste selbst in sein Haus bringen habe, um die bösen Geister zu bannen, die täglich frecher wurden, seine beiden schwarzen Hühner geißelt hatten und ihm sogar in Gestalt einer Schlange sichtbar erschienen waren. Das Geheimniß zu verrathen, hatte er sich wohl gehütet, denn, sagte er, mein Kopf wäre der erste, der dann gefallen wäre. Révoil hielt es inebsten doch für angezeigt, das weitere

Schädel sammeln aufzugeben und das zusammengebrachte Tugend guter Exemplare in einer soliden Kiste und doppelt mit Kiebelhäuten umhüllt mit der nächsten Gelegenheit nach Zanzibar zu speichern. Ein Zufall, den jeder Matrose dieser unheimlichen Fahrt zusehender wird, ließ das Schiff scitern, ein noch felsamerer führte aber die Kiste dem Reisenden auf seiner später zu beschreibenden Küstenfahrt nach Zanzibar wieder in die Hände und so gelangten die so mühsam zusammengebrachten Somalischädel doch noch an ihren Bestimmungsort, in die Schädelammlung des Jardin des Plantes in Paris.

Der Nordostmonsun begann zu blasen und die Küstenschiffahrt in der Richtung nach Zanzibar wurde lebhafter. Die Pilgerschiffe kamen von Mekka zurück und meldeten die Niederlage der Engländer im Kampfe mit dem Mahdi bei Massana und die Befestigung der Franzosen in Chol. Erstere Nachricht erweckte große Freude, denn seit der Unterdrückung des Sklavenhandels sehen die Somaliis in den Engländern ihre schlimmsten Feinde und jeder wünschte den Sieg des neuen Propheten, damit der „Pandel“, wie man hier kurzweg sagt, wieder frei werde. Aber auch sonst wurde der Fanatismus in jeder Weise geschürt. Fast mit jedem Schiffe kam einer der andere Scherif von Mekka nach Mogduschu, hielt sich dort höchstens 48 Stunden auf, um eine Karawane zusammen zu bringen und brach dann mit wachendem, glühendem Banner nach dem Inneren auf, um die neue Kunde dorthin zu tragen und den Haß gegen die Ungläubigen zu predigen. Révoil konnte sich glücklicherweise, noch vorher in Sicherheit gelangt zu sein, ehe ihm dasselbe Schicksal bereitete wurde, wie dem Baron von der Decken durch die Adalabab, Daggenmacher durch die Dolbahanten und Kinkelbach durch seine ehemaligen Wirthe in Selibi, bei deren unglücklicher Ende die Russi oder vielleicht auch die Wahabiten sicher ihre Hand im Spiele hatten. Es scheint in der That, als suchte sich der Islam für die in Europa erlittenen Verluste in Afrika zu entschädigen und als habe er den Schwerpunkt seiner Agitation dorthin verlegt. Für die Erforschung Innerafrikas ist das eine sehr unglückliche Vorbedeutung. Auch in Mogduschu konnte Révoil nun nicht mehr viel thun, und so entschloß er sich, einen kleinen Küstenfahrer zu mieten, um die Küste entlang zu fahren, an jedem zugänglichen Plage anzuhaken und die Umgegend möglichst zu erforschen. Die Zeit war freilich ziemlich knapp und es hieß sich spühen. Ein flachgehendes Fahrzeug, mit dem man unbefragt in dem seichten Wasser zwischen den Inseln und der Küste vom Dschubbella bis Yamo fahren konnte, war bald gefunden und gemietet. Es war mit 12 Arabern von Schere in Emdarabien bemannt und hatte eine Ladung Drille von Warschib und Wnti gebracht, wo diese Richte in großer Menge wächst. Das Hintertheil war überbackt und konnte als Kasse dienen. Bald war das geringe, noch vorhandene Gepäck eingeschiff, die Menagerie, bestehend aus dem Adler, einigen Geierpaaren und einer Anzahl Hühner, untergebracht und am 6. Februar war alles zur Abreise fertig. Ganz Mogduschu war auf den Beinen, der Gouverneur mit seinen Soldaten gab das feierliche Geleit zum Strande von Tchingani, wo die Karte ankerte, und die bescheidenen Araber schlepten als Abschiedsgeschenk soviel Geflügel, Eier und selbst Hammel herbei, daß die Kasse ganz voll davon war. Was wurde Abchied genommen, die Arme harter Klauen ergriffen die Reisenden, um sie in die etwas entfernt ankernde Barke zu tragen, die Ehrensalve der Garnison fragte und dazwischen läute das si anen illah (Gott beschütze dich) der arabischen Freunde, welche ein Gefühl innerer Bernügnung empfanden, daß



Mogadishu von Mogadishu.

Révoil, noch ehe es zu spät geworden, seinen Plan, das verfluchte Land der Somali zu erforschen, aufgegeben hatte.

Ueber Révoil's weitere Erlebnisse werden wir unseren Lesern später berichten.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. Brinder.

1. Die Hottentotten.

Es ist neuerdings viel über Nama- und Damraland in Umlauf gesetzt, auch Mandes, was von Missionaren stammt, die Jahre lang im Lande wohnen und mit allen Verhältnissen genau bekannt sind. Alle diese Schilderungen sind mit großer Vorsicht abgefaßt, in dem Bestreben, das möglichst Beste über Land und Leute zu sagen und den deutschen Kolonisationsinteressen nicht hinderlich zu sein. Auch der Verfasser dieser Zeilen möchte keinerlei Interessen schädigen, hält es aber für Pflicht, da er 22 Jahre im Lande wohnt, die nackte Wahrheit zu sagen und hofft damit Denjenigen einen Dienst zu thun, welchen die Aufgabe zufallen wird, sich mit den Verhältnissen dieser Länder und Völker künftighin zu befassen.

Es sind rotze (gelbe) und schwarze Völkstämme, welche in diesen Ländern neben und unter einander wohnen. Zu den rothen gehören die Hottentotten und Bushmänner, zu den schwarzen die Damra und sonstige Zweige des Bantu-Stammes. Beide Völkstämme sind gänzlich verschieden, nicht bloß in Gestalt und Farbe, sondern auch in der Sprache. Die Sprache der Bantuvölker zeichnet sich aus durch ihre mannigfachen Vokalreihen, und die der Hottentotten durch ihre Schmalzlaute (clicks). Letztere nennen sich selbst natürlich nicht Hottentotte, sondern Nama und koi koin; Hottentotte ist ein wenig sympathischer Name, der aus dem alten holländischen Jargon herübergenommen ist. Die Namen der vielen einzelnen Hottentottenstämme, als Gama nua, Kara gei-foi, Khaa gei u. s. w., pflegen den Europäern völlig unbekannt zu bleiben. Bekannt sind die holländischen Namen Vondelzwart, Veldschotenbragers, Koode nalle u. dgl. Vor 400 bis 500 Jahren waren diese Hottentotten ein verhältnismäßig großes, ganz Südafrika bis zum 21. Grade südl. Br. (also auch das ganze Damraland) bewohnendes Geschlecht. Jetzt ist ihre Anzahl auf 40 000 bis 50 000 Seelen gesunken. Unabhängig stehen unter einander und mit den feindlichen Nachbarn haben sie fast gänzlich aufgerichtet. Sie hatten und haben auch heute noch schöne Gärten und geistige Anlagen, aber eine unüberwindliche Neigung zur Bequemlichkeit und Schen vor starker, wenigstens vor anhaltender Anstrengung haben ihr Emporkommen gehindert. In den Zeiten ihrer Kraft haben sie in dem Norden herbeiziehendes schwarzes Volk, die Bergdama, von denen später die Rede sein wird, unterjocht und zu ihren Knechten gemacht. Ehe sie den Gebrauch der Feuerwaffen lernten, brauchten die Hottentotten die Bergdama zu großen Treibjagden. Denn damals war das Wild des Feldes so reichlich in diesen Ländern vorhanden, daß man es massenweise in große Fallgruben treiben konnte. Da hatte denn der Hottentotte reichlichen Vorrath für lange Zeit, konnte den Vandal nach Belieben füllen und danach sich bequem auf den Rücken legen, so wenig wie möglich denken und so viel wie möglich schlafen,

oder aber der Dachafesse zusprechen. (Dacha ist wilder Hauf.) Die Unfälle des Dacharauchens verdient hier eine besondere Erwähnung, weil sie auf die Hottentotten und ihre Knechte, die Bergdama, die allererschlimmten Wirkungen ausgeteilt hat, schlimmer, als man geneigt ist, zu glauben und zuzugestehen. Vieles von dem, was wir gewöhnlich dem launigen Wesen der Hottentotten zuschreiben, ihre ekstatischen Zustände, Divinationen, Träume, Gesichte werden wir auf Rechnung des Dacharauchens zu legen haben. Heutigen Tages wird der wilde Danch meist nur noch im Wehweinen geraucht und von den Knechten an verborgenen Orten angebaut. Dagegen bringen jetzt Schiffe vom Kap her Dacha an die Küste des Namalandes, wie Schreiber dieses mit eigenen Augen gesehen hat. Die zerstörenden Wirkungen des Dacharauchens sind vielleicht noch schlimmer als die des Opiumrauchens. Sie kramfen nicht bloß den Geist an und schwächen die Seelenkräfte, sondern sie verderben die Leibes-, namentlich die Zeugungskräfte bei Männern und Frauen. Hierin und in den jetzt sich immer mehr verbreitenden venereischen Krankheiten liegt ein Hauptgrund des schnellen und unaussparbaren Verfalles des gesamten Hottentottengeschlechtes. Nur an den Missionsstationen kann man wahrnehmen, wie dem allgemeinen Verderben einigermaßen Einhalt getan und sowohl in sittlicher als in physischer Hinsicht ein segensreicher Einfluß auf die Stationsbewohner geübt wird. Freilich allzu große Erwartungen darf man von der ängstlichen Umgestaltung des Volksebens durch die Arbeit der Missionare nicht hegen. Das ist zweifellos, daß viele Hottentotten, nachdem sie die Predigt des Evangeliums im Glauben angenommen, getröstet und in felsenigen Frieden aus dieser Welt geschieden sind; auch das ist gewiß, daß mancher getaupte Hottentotte als Muster eines braven und echten Christen hingestellt werden kann; aber der äußere Zustand dieser Leute ist doch immer noch sehr mangelhaft geblieben. Auf den Missionsstationen sieht man wohl das Wohnhaus des Missionars und die Kirche, die er erbaut hat, seinen Garten u. s. w. in bester Ordnung, aber die Wohnungen der übrigen Stationsbewohner, ihre Gärten und Viehtrails, zeugen von wenig Nachahmungsginst und noch weniger Ordnungsliebe und Fleiß. Wo einmal, wie das öfter geschehen ist, eine Erweichungszeit über die Leute kam, wo geistliches Leben auf der Station herrschte, da fingen auch die Hände an, sich fleißiger zu rühren, und mancherlei nützliche Arbeiten wurden auf den Stationen begonnen. Aber wenn sich die Hochflut der Erleuchtung verlor, pflegte auch die nützliche Trägheit wieder in ihr Recht zu treten.

Aber nicht allein die Missionare haben an der Kultur des Hottentottengeschlechtes gearbeitet, sondern auch andere Weise, die hinter den Missionaren her ins Land kamen und größtentheils das wieder zerstörten, was die Missionare

erarbeitet hatten, nämlich die Händler. Diese heranzuziehen, den Handelsleuten, die über den Ozeanflug aus der Kapkolonie mit Branntwein und bunten Lappen in das Namaland kamen, haben viel zur Demoralisierung des Volkes beigetragen. Für den mit spanischem Pfeffer gewürzten Fisch, an den sie die rothen Leute gewöhnen, erzielen sie ungeheure Preise; für ein Liter Branntwein wurde ein Esel oder eine Kuh gezahlt, oder auch acht Schafe oder Ziegen. Und diese Preise galten noch als recht. Außer an Branntwein wurden die Hottentotten von den Händlern besonders an Kaffee gewöhnt, der jetzt in fast allen Dörfern im Lande verbraucht wird, und namentlich an Schießgewehre. Jetzt verstehen die rothen Männer bereits vortrefflich mit Gewehren umzugehen und sorgen dafür, ihre Gewehre allewege in gutem Zustande zu erhalten. Merkwürdiger Weise können sie aber nur dann einen guten Schuß thun, wenn sie sich auf ein Knie niederlassen und Gewehr und Arme aus Knie stützen. Wenn sie in Gefechten diese Manipulation hinter einer Deckung ruhig vollbringen können, pflegen sie den unverhofft herankommenden Feinden beim ersten Anlaufe große Verluste beizubringen, hat aber der Feind ihnen ihre Kampfweise abgelernt oder greift sie im offenen Felde an, dann richten sie selten etwas aus und laufen meist geraden Weges wieder zurück. Wie es scheint, haben sie schwache Arme, aber eine sehr entwickelte Muskelkraft in den Schenkeln.

Die Hottentotten sind ein Jägervolk, und leben, wie schon gesagt, früher fast ausschließlich von der Jagd. Aber seit die Feuerwaffen in ihren Händen sind, ist alles Wild bis auf wenige Reste aus ihrem Lande verschwunden. Strauße und Großwild wird man jetzt in Namaland vergebens suchen. Weiße Jagdhunde auf Monate lange Entfernung müssen jetzt in unbekannte Gegenden unterommen werden, wenn man noch Elephanten, Nashorn, Giraffe, Zebra oder Springböcke erbeuten will. Somit ist den Hottentotten ihr bisheriger Unterhalt so gut wie gänzlich abgebrochen. Früher konnten sie sich für auf der Jagd erbeutetes Elfenbein, Straußenfedern u. dgl. von den weißen Handelsleuten Branntwein, Kaffee, Thee und allerlei buntes Hüttenzeug und Schmuckstücke kaufen, jetzt müssen sie Kuh, Ziege und Schaf dafür hingeben, und sind bereits an der Grenze völliger Entblößung. Denn mit Vieh umzugehen verstehen die Hottentotten nun einmal nicht. Unter ihren Händen meißt sich das Vieh nicht, sondern geht zu Grunde. Während man von ihren Nachbarn, den schwarzen Damra, sagen kann: daß, wenn sie auch nur eine einzige Kuh behalten hätten, sie bald wieder im Besitz großer Herden sein würden, heißt es umgekehrt von den Hottentotten, daß, wenn sie auch Tausende von Kindern erbeutet hätten, sie in kurzer Zeit wieder eben so arm sein würden wie zuvor. Die Erfahrungen des letzten Krieges haben das bestätigt. Indes muß man zur Entblößung des rothen Geschlechtes sagen, daß die Natur ihres Landes, des Namalands, so wenig eine ordentliche Viehzucht wie regelrechten Ackerbau zuläßt.

Im ganzen Lande giebt es wenig permanente Duelle. Wenn man alte, die vorhanden sind, zusammenbringen könnte, würden sie noch nicht ausreichen, um ein mäßiges Bauerngut zu bewässern. Denn auf Regen ist nicht zu rechnen. Nur im Oktoberfalle brechen bisweilen in den Monaten December bis Mai starke Gewitterregen über einige Landstriche herein. Da spricht dann in wenigen Wochen eine herrliche Vegetation auf. Aber während der übrigen Monate fällt nirgends ein Tropfen vom Himmel. Das ganze Land ist dürr und faßt, glühend von einer fürchterlichen Wobehige, die unter dem alle Zeit flaren

Sinnel auch die Nächte unerträglich macht. Daß diese Verhältnisse sich bessern sollten, daran ist nicht zu denken. Vielmehr nimmt die geringe Regenmenge immer noch mehr ab, und der ganz regellose, freie Vegetation ermannde breite Küstenstrich wird immer breiter, die wenigen Quellen trocknen mehr und mehr aus, die sparlosen größeren Bäume im Lande, meist Akazien, sterben ab und haben keinen Nachwuchs. — Also wovon sollen die Eingeborenen leben? Es ist für einen Europäer ungläublich, mit wie wenig und mit was für Nahrung sie ihr Leben in diesen Ländern fristen müssen. Im Leben, am Wege, wissen sie immer noch etwas Ekbares zu finden, ein Würzchen, ein dürres Kneblein oder Knüllchen, eine kaum für einen Vogel genießbare trockene Beere, dann und wann eine Maus, Ratte oder Vogel. Das gilt als eine Tagelohn. Der Europäer, wenn er auch so scharfe Augen hätte, um dergleichen kleine Dinge zu finden, würde doch bei solcher Kost verhungern. Leute, die noch Vieh besitzen, leben von der Milch, so lange sie vorhanden ist. Wenn aber die trockene heiße Zeit kommt und die Milch spärlich wird, dann wird sie mit Wasser verdünnt und der Hungertreiben um den Lauch wird täglich fester geknüpft. Wird aber ein Stück Vieh geschlachtet oder fällt es vor Hunger, dann dauert es kaum ein paar Tage, so ist Alles mit Stumpf und Ziel aufgereicht.

Wie wir sehen, ist im Namaland keine Aussicht für die Eingeborenen, noch jemals wieder emporzukommen. Auch nicht, wenn Europäer ins Land kommen. Denn auch diese können ihnen keinerlei Erwerbszweige aufweisen, weil sie selbst keinen finden. Man hat zwar von ergiebigen Erzlagern geredet, aber auch diese finden sich im Groß-Namalande nicht.

Das Land ist eigentlich nur die nach dem Meere hin abfallende Fortsetzung der Kalahari-Wüste, besitzen aus Sand, Dünen und abgeflachten Gerölle. Mit Ausnahme des vulkanartig gebildeten Grootbosdaro-Berges sieht man nichts als niedrige und faule Tafelberge aus kristallinischem Sandstein mit Quarz- und Gneis durchbrochen. Das sind keine Aussichten für Schatzgräber.

Ist es nun wohl zu verwundern, daß die Leute aus einem so armeligen Lande, wo sie mit ihren Angehörigen beständig am Hungertuche nagen müssen, sich hinwegleinen nach einem reicheren Lande, wo es reichliche Nahrung, Wild und Fleisch giebt? Die echten Namahottentotten, das sogenannte rothe Volk, hätten es freilich nicht fertig gebracht; aber als die Orlamhottentotten, die bei den Europäern des Kaplandes Manches gelernt hatten und Pferde und Feuerwaffen mitbrachten, vor etwa einem halben Jahrhundert von den Grenzen der Kapkolonie hervorbrachen, die bereits ansässigen Hottentottenstämme zur Seite warfen, und durch sie hindurch bis nach der Nordgrenze des Landes zogen, gelang es dem kühnen und unternehmenden Führer dieser Orlam, dem Jonker Africander, das ganze Damraland mit seinem reichen Viehbesitz unter seine Herrschaft zu bringen. Etwa zwei Jahrzehnte residierte er auf Windhoof und war der unbestrittene Herrscher von Namaland und Damraland. Aber mit seinem Tode zerfiel sein Reich; die Hottentottenstämme wurden wieder auf das eigentliche Namaland beschränkt, und nur zwei kleinere Stämme finden sich jetzt noch im Norden, nämlich die Topenaar und die Amarbothi.

Die Topenaar scheinen seit uralten Zeiten Bewohner des Küstengebietes Namib gewesen zu sein. Bei Küstengebiet ist hier natürlich nur an die trockenen Gräben oder Flußbetten zu denken, die sich bei starken Regengüssen im Fluß bisweilen auf kurze Zeit mit Wasser füllen. Hier scheinen die Vorfahren der jetzigen Topenaar einst eine mächtige Bevölkerung gebildet zu haben, die bis ans Meer reichte

(an der Walfischbai) und die von Norden hervordringenden schwarzen Stämme zu ihren Knechten machte. Später aber ist ihre Herrschaft in Verfall gerathen. Sie wurden dem vorzudringenden Jonker Africaner unterthan und ihre schwarzen Knechte mußten die Freiheit wieder zu gewinnen. Als im Jahre 1878 die Engländer sich der Walfischbai bemächtigten, wurden natürlich die Topenaar englische Unterthanen. Im Ganzen darf man wohl sagen, die englische Herrschaft war ihnen zum Segen. Sie wurden an Stetigkeit, Fleiß und Ordnung gewöhnt und etwas aus ihrer bettelhaften Armuth emporgehoben. Auch für ihre geistlichen Bedürfnisse wurde durch die Rheinischen Missionare gesorgt. Aber die Grenzen des englischen Walfischbai-Bezirks erstreckten sich nicht weit. Viele Topenaar blieben noch außerhalb. Die verbanden sich zum Theil mit den Zwartbooischen Driamgottentotten und zogen mit ihnen nach dem Kaalo. Wie werden gleich weiter sehen, wer die Zwartbooi sind und wozu nützt, was für ein Bewandniß es hat mit dem Kaalo. Es ist das ein nordwärts von der Walfischbai bis fast an den Cunene sich hinziehendes Bergland, welches nur durch einen schmalen regenlosen Küstenstreich vom Meere getrennt ist. Hüfisse und Wäde finden sich auch dort nicht, hingegen finden sich etwas mehr und stärkere Quellen. Wenn auch nicht für Bodencultur, eignet sich das Land doch wohl für Viehzucht. Nach dem Cunene zu scheint etwas mehr Regen zu fallen; dort bleibt an manchen Stellen das Gras beständig grün. Aber wo in diesen Gegenden die Trockenheit auftritt und die Feuchtigkeits beginnt, da beginnen auch die Fieber. Früher wohnten schwarze Stämme im Kaalo. Als seit 1840 Jonker Africaner seine Herrschaft über diese entlegenen Gebiete ausdehnte, tötete er die schwarzen Bewohner fast vollständig

aus. Der Rest floh nordwärts über den Cunene. So ist der Kaalo fast menschenleer geworden und die Topenaar mit den Zwartboois konnten sich in dem ausgemordeten Lande niederlassen.

Die Zwartbooi sind Driamgottentotten, die unter ihrem Häuptlinge Zwartbooi zugleich mit den Kenten des Jonker Africaner von dem Süden des Namalands nach dem Norden zogen und sich auf der Missionstation Rehoboth (Nuis) niederließen. Sie waren von jeher Krieger und Räuber des Jonker und hielten es beim Kampfe der schwarzen Bevölkerung gegen die Jonker'schen Unterthanen mit den Schwarzen, mußten deshalb ihren Wohnplatz Rehoboth in Namaland verlassen und ins Damraland an die Südgrenze des Kaalolandes ziehen. Dort ließen sie sich in Armei am Grongogebirge nieder, stülzten sich aber in der Nachbarschaft der Schwarzen bald beengt und zogen weiter nordwärts in den Kaalo hinein. Dort trafen sie mit den Topenaar zusammen, machten mit ihnen Jagdaußzüge und Beutezüge, und benutzten beim Wiederaufbruche des Krieges zwischen den rothen und schwarzen Stämmen im Jahre 1880 die Gelegenheit, denn auch ihrerseits über die schwarzen Nachbarn herzuwühlen und sie ihrer Herden zu berauben. Ihr Häuptling ist jetzt Petrus Zwartbooi, Häuptling der Topenaar Piet Heib. Von diesen Häuptlingen haben neuerdings die Agenten der Firma Albers die ganze Kaaloland und die Küste bis Kap Frio für 150 Pfd. St. gekauft. Welches Recht sie dazu hatten, ist nach dem Gesagten leicht zu ermeßen. Würde die deutsche Regierung solche Landkäufe wie diesen anerkennen, so würde sie damit auch die Art und Weise sanctioniren, wie die Topenaar in Jeshontein und die Zwartboois sich durch Raub und Mord in den Besitz des Landes gesetzt haben.

ten Käte's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika').

Kaum wird man unter allen Lesern des „Globus“ einen einzigen finden, für den nicht die eingeborenen Bewohner Nordamerikas einmal von einem eigenthümlichen Numbis umgeben gewesen sind; Rothhäute, Stalpe und Waldläufer haben in der Phantasie der meisten von uns eine gewisse Rolle gespielt und ungern nur haben viele sich alte Erinnerungen durch die Resultate wissenschaftlicher Forschung trüben lassen. Und doch, indem wir diese Worte niederschreiben, fällt es uns wieder auf, wie unbedeutend, wie ungenügend erscheint uns doch gerade in Bezug auf die Eingeborenen Nordamerikas alle Menschenarbeit! Man sollte meinen, daß es für den, welcher die Gelegenheit dazu hat, leicht sein müßte, genaue, positive Nachrichten über ein fremdes Volk zu sammeln, aber gerade das Beispiel der Indianer Nordamerikas lehrt uns, daß dies seine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Bald zum Himmel erhoben, bald unter das Thier hinuntergebrückt, treten die selben in den neueren Beschreibungen auf und darum wagen wir es, einem der neuesten unter den wissenschaftlichen Reisenden das Wort zu erteilen, dessen Ansicht wir zwar nicht als durchaus entscheidend hinstellen wollen, der wir

aber eine hohe Bedeutung beimeßen müssen. Dr. H. ten Käte hat sich für seine Thätigkeit ein ganz bestimmtes Feld ausgewählt, für welches er sich speciell vorbereitet hat, das der Anthropologie. Die Reise nach Nordamerika sollte gewissermaßen als Vorbereitung für spätere Untersuchungen gelten, die er theils schon unternommen (in Surinam), theils geplant hat (in Holländisch-Ostindien). Demnach ist auch das vorliegende Buch in gewissem Sinne eine Vorarbeit und hat dadurch einen eigenthümlichen Charakter bekommen; während der Verfasser die Details für Fachschriften bestimmt, beschäftigt er in dem vorliegenden Werke eine Gesamtübersicht über die erhaltenen Resultate zu geben, die er in Verbindung mit der Beschreibung seiner Reisen dem Leser vorführt, ohne sich dabei viele Abkürzungen auf andere Gebiete zu erlauben.

Sein Besuch bei etwa 20 Stämmen in den Vereinigten Staaten und in Mexiko zeigte ihm, daß alle Indianer sich in einem gewissen Uebergangsstadium befinden und den ursprünglichen Charakter mehr und mehr verlieren. Die folgende Gruppierung, die er annimmt, ist ausschließlich auf die Uebereinstimmung der Lebensweise basirt: 1) Ostliche Indianer, die ganz oder zum größten Theil kultivirt sind; 2) Präriestämme, worunter er diejenigen versteht, welche an eine hecunischweidende Lebensweise gewöhnt waren (Jagd auf Hochwild in den ausgebeuteten Grasflächen), die sie zum Theil aufgegeben haben, um sich dem Ackerbau und der

1) Reisen en onderzoekingen in Noord Amerika van Dr. H. F. C. ten Käte jr. (Met een kaart en twee uitsneden platen.) Leiden, G. J. Brill, 1885.

Viehucht zu widmen. Es sind dies die Stämme, welche jetzt im südwestlichen Indianergebiet zusammengebracht sind: 3) die Papagos, Yumas und Yaquis in Arizona und West-Sonora; 4) die Stämme des Colorado-Thales und 5) die sogenannten Pueblo-Indianer in West-Mexiko und Arizona; die Zuni's und Moquis in den einsamen Wüsten des nordwestlichen Arizona gehören zu den ursprünglichsten Indianerstämmen Nordamerikas.

Wir können den Reisenden natürlich nicht auf seiner ganzen Reise folgen (er kam im November 1882 nach Amerika), sondern greifen nur verschiedne Stellen seiner Beschreibung heraus. Zu Weihnachten besuchte er die Indianercolonie in Isleta del Pajo, deren Bewohner D. Paso zu den Tano rechnet; sie selbst nennen sich Liwa. Diese Indianer, welche sich alle zur katholischen Religion bekennen, vermischen bei der Feier des Neujahrsfestes den Glauben der Väter und die neue Religion in eigenenthümlicher Weise. Schon einige Tage vorher Mittags um 1 Uhr fing der Tanz unter großem Lärme an. Trommeln, Klaffen und Gesänge vereinigten sich zu einem ohrerzitternden Getöse.

Etwas die Hälfte derselben scheinen von rein indianischem Blute zu sein; dieser Typus wird vorherrschend unter den bejahrten Leuten angetroffen; hohe schlanke Figur, scharfe Älge und eine gebogene Nase sind die Kennzeichen. Der andere Typus zeigt eine kleine gedrungene Gestalt, hat eine kleine gerade, manchmal etwas aufgeschlupfte Nase, deren Wurzel sehr tief liegt. Prognathismus des Unterkiefers wird häufig bemerkt. Bei beiden Typen findet man kleine braune Augen in verschiedenen Nüancen.

Der Ausdruck „Kothhaut“ ist ganz unrichtig, die Indianer Nordamerikas sind ebenso wenig rot wie die Hindus, Malayen, Japaner oder Polynesier, sondern man kann alle Färbungen der genannten Rassen bei ihnen vertreten finden, ja viele Personen, unter anderem bei den Moqui- und Zuni-Indianern, namentlich Frauen, sind heller als Süd-Europäer. ten Kate zufolge hat der Name Kothhaut sein Entstehen der Gewohnheit, das Gesicht mit rother Farbe zu bestreichen, zu verdanken.

Ihre Eigenenthümlichkeiten haben diese Indianer größtentheils aufgegeben, nur tragen die Männer das Haar hinten in einem fest zusammengekehrten Kopfe. Von der genannten Niederlassung führte der Weg über die Sierra Madre; zu Deming, einem erst seit ein paar Jahren bestehenden, beinahe ausschließlich von Männern bewohnten Orte, brachte der Reisende einen einsamen Sylvesterbau zu und setzte am Neujahrsfeste 1883 seine Reise nach Tucson fort. Von da aus wurden die Papago-Indianer von San Xavier aufgesucht. Französische Missionare haben seit 1859 das Erbe der alten spanischen Mission, welche dort am Ende des 17. Jahrhunderts von den Jesuiten gestiftet wurde, angetreten. Die Indianer sind wenig von der mexicanischen Bevölkerung zu unterscheiden; dagegen stehen sie sehr glänzend von ihren wilden, in der Umgegend wohnenden Stammesverwandten ab. In den Reservationen selbst trifft man gewöhnlich nur einige hundert Papagos an; etwa ¹⁹/₂₀ der Angehörigen des Stammes haben sich in der Umgegend niedergelassen. Die amerikanische Regierung bekümmert sich wenig um das Schicksal der Leute und sie empfangen weder Lebensmittel noch Geschenke. Ihren Unterhalt erwerben sie durch eigenen Ackerbau und durch das Verkaufen des Ueberflusses, sowie des Goldes aus den Reservationen an die Europäer. Das Dorf in der Nähe von San Xavier besteht aus etwa 90 Wohnungen, wovon etwa die Hälfte in der alten Form, nämlich der eines stumpfen Vierecks, gebaut war; mit beinahe rundem Grundrisse, einem

kleinen bogenförmigen Eingange von etwa 1 m Höhe, der durch eine kleine, aus Zweigen geflochtene Thür abgeschlossen wird. Eine der Thüren, welche gemessen wurde, war 2,30 m hoch, 4,70 breit und 4,80 lang. Die übrigen sind aus Baumzweigen in vieredriger Form erbaut. Das Hausgeräth ist sehr einfach. Körbe und Töpfe eigener Fabrication, Steine zum Mahlen des Weizens und Kornes sind das gewöhnlich vorkommende Hausgeräth, daneben trifft man hölzerner Koffer und leinene Säde und auch leere Blechbüchsen und zerbrochene Flaschen. Einer der vornehmsten Geschäftsleute besitzt sogar einen Tisch, aber bis zu einem Bette hat er sich noch nicht aufgeschwungen. Mit den angrenzenden Netherverwandten stehen sie auf dem Kriegsfuße und bis vor Kurzem noch sind sie Feinde der Weißen gewesen. Nicht ohne Mühe glückte es, einige Papagos zu bestimmen, sich den anthropologischen Messungen zu unterwerfen. Sie sind nicht nur Feinde von Tabak, sondern auch von geistigen Getränken, die sie sich trotz der strengen Strafe, mit welcher der Verkauf derselben an Indianer bestraft ist, zu verschaffen wissen. Diese Papagos besitzen zwei Begräbnisplätze; der eine ist für die eigenen bestimmt, welche das Christenthum bekennen, der andere für die, welche dem alten Gottesdienste treu geblieben sind. Die letzteren finden ihre letzte Ruhestätte zwischen den Gräbern ihrer Vorfahren. Die Leiche wird in sitzender oder hockender Stellung gebracht und mit einem Steinmale umgeben, der etwas höher als der Kopf aufgeschlunzt wird; hierauf werden starke Hölzer quer über die Höhlung gelegt und darauf mit Wurzeln ein gedeckt, auf welche zum Schluß schwere Steine kommen. So sieht das Ganze einem Steinhau von 1 bis 1½ m Höhe gleich. Manchmal findet man auf den Steinen eingetragne Figuren, häufig zwischen den Gräbern Opfergaben für die Todten.

Wir wollten den Reisenden auf seinem Zuge durch die Halbinsel Kalifornien und durch Sonora nicht weiter begleiten und nur die Beschreibung der Pasaola, eines Tanges der Yaquis, folgen lassen. Sie wird von einem einzelnen Manne, der ganz nackt ist und nur die Hüften mit einem Tuche umwickelt hat, zu den Tönen einer Violine und einer Flöte getanzt. Das Gesicht ist mit einer hölzernen Maske bedeckt, auf welcher weiße Figuren, darunter ein Kreuz auf schwarzem Grunde, angebracht sind. In der rechten Hand hat der Tänzer ein Sonagó, eine Art länglichen Tamburins, mit welchem er sich von Zeit zu Zeit auf die linke Hand schlägt; am die Knöchel trägt er die Tenebó, die bei der Bewegung der Hüfte ein leises Geräusch, nicht unähnlich dem der Klapperschlange, erlösen läßt. Sie besteht aus einer Schnur von dicht an einander gereihten Hülzen einer Saturnia-Art, in deren jede man ein kleines Steindünge gelegt hat. Der Tanz besteht hauptsächlich in starken Drehungen und Bewegungen des Körpers, ohne daß der Tänzer die Stelle verläßt; die Melodie des Gesanges scheint spanischen Ursprungs.

Bei den Yaquis, welche sich schon seit sehr langer Zeit in Kalifornien befinden, kann man zwei Typen unterscheiden, deren eine — hohe Gestalt, scharfe Älge, vorpringende Nase — an manche Indianer der Prairie erinnert; die andere zeigt kleinere, gedrungene Gestalt, breitere, gröbere Älge und oft eine gerade, einigermaßen platte Nase. Alle Yaquis sprechen Spanisch, was nicht auffallen kann, da sie seit langer Zeit unter dem Einflusse der spanischen Priester stehen und alle zum Katholicismus bekehrt sind; daher haben sie auch alle christliche Taufnamen neben einem Familiennamen, der häufig von einem Thiere oder einer Pflanze hergenommen ist.

Interessante Mittheilungen verdanken wir dem Aufenstallte in der Mohave- und Chemehueve-Agency

(Postbureau Parker) in Colorado, welche wie ein verlorenen Felsen der Civilisation in einer unendlichen Wüste liegt. Ein niedriges Gebäude von Adobe mit flachen Dache und Verandas ist auf allen Seiten von Nebengebäuden umringt und die Einförmigkeit der Gegend wird nur durch einige Baumwoolenbäume unterbrochen. Nach dem Berichte von 1882 waren 1026 Indianer, größtentheils Mohaves, auf der Station anwesend. Die Hualapais, die vor einigen Jahren zur Niederlassung dort gezwungen wurden, haben nach Abzug der Truppen sofort ihre geliebten Berge wieder aufgesucht. Beide Stämme unterscheiden sich in ihrer Erscheinung, ihrem Charakter und ihrer Sprache von einander. 14 Chemehueve-Männer ließen sich, nachdem ihnen vorgeredet worden, daß die Regierung ihnen Hülfe zu geben beabsichtige, messen; sie waren alle stark brachycephal. Viele von ihnen haben einen dünnen Schnurrbart, der nur in den Mundwinkeln stehen bleibt; die meisten haben das Haar abgeschnitten und tragen Hülfe; von ihren Eigenthümlichkeiten haben sie in der Kleidung beinahe nichts mehr bewahrt. Schöne, beinahe wasserfestes Flechtwerk und Töpferwaare, welche der der Yumas gleicht, gehören zu den Erzeugnissen ihrer Industrie.

Sie sind stark von der Kultur betört, die meisten sprechen etwas Spanisch und Englisch; zu den Dingen, die sie gewöhnlich zuerst von der europäischen Kultur annehmen, gehören auch die Spielarten; als ten Kate ihren Hühnling aufsuchte, fand er denselben in Gesellschaft einiger Fremde mit roth bemalten Gesicht, aber einem schwarzen Hute auf dem Kopfe beim Kartenspiele im „Schwighaus“ (siehe unten).

Der Hühnling der Mohaves, ein Vordruckempler eines Indianers, war 1,86 m hoch und wog 220 Pfund; auch die anderen Mitglieder seines Stammes, namentlich die jüngeren Frauen, zeichneten sich durch gute Körperbildung aus. Beide Stämme leben in Polygamie; bis zur Heirath genießen die jungen Mädchen vollkommene Freiheit. Halbblütige werden unter den Mohaves nicht angetroffen, da dieselben solchen Verbindungen entstammende Kinder sofort tödten; anders bei den Chemehueves, wo man viele Nestlinge findet, während auch viele Frauen ihren Stamm verlassen, um in einem europäischen Lager zu leben. Bei den Mohaves werden die Kinder sehr lange gesäugt, wohl um die Zahl der Geburten zu vermindern. Von den vielen Mittheilungen, die ten Kate über diese Stämme macht, können wir nur Einzelnes hier anführen. Die Mohaves und Yumas reinigen sich ihr Kopfhaar durch Schlamm aus dem Fluße; das Haar wird losemacht und ganz mit einer grauen, nassen Schlammmasse bedeckt, dann so hoch wie nur möglich aufgebunden und so einige Tage getragen, bis es ganz trocken ist. Darauf wird das Haar losemacht, sorgfältig ausgebürstet und ist jetzt glänzend, schwärzer als je, und befreit von allen unwillkommenen Güssen; während der Reinigung sieht es aus, als ob es gepulvert wäre.

Die in der Agency eröffnete Schule wird jetzt ziemlich häufig besucht, obwohl die Indianer im Anfange wenig geneigt waren, ihre Kinder dorthin zu schicken; manche derselben, Knaben in höherem Maße als Mädchen, zeigen gute Anlagen; einzelne Kinder sind auch musikalisch, und ein Mädchen zeigte Befähigung zur bildende Kunst.

Ihr Hausgeräth ist sehr einfach: einige Steine zum Zerreiben von Mais oder Weizen, ein hölzerner Mörser zum Durchsieben der Mezquite-Bohnen, einige bemalte Töpfe und verschiedene Körbe ist alles, was man bei ihnen findet. Aus den Blättern einer Weidenart bereiten sie ein süßes Getränk. Eine Delikatesse, die sie aber nur selten bekommen, ist Mauleschwein für sie. Wiederholt sie keine eigentlichen Jäger sind, ist doch kein Thier ohne ihren Nach-

stellungen sicher, sie jagen Kaninchen, Ratten und Springmause und essen dieselben vermutlich auch; wegen Futtermangel hatten sie verhältnismäßig wenig Pferde und einzelne Kühe, daneben auch Hühner.

Ebenso wie die Yumas verbrennen die Mohaves ihre Leichen. Nach der Beschreibung des Arztes der Agency, Dr. C. C. Webb, wird über die Feiertaglichkeit Folgendes berichtet: Nachdem er mit einiger Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, derselben beizuwohnen, bemerkte er die von etwa 300 Indianern umringte Leiche, welche, ganz in Leinwand gehüllt, so daß man weder Kopf noch Gliedmaßen unterscheiden konnte, vor einer Hölle lag. Die Anwesenden traten etwa zum dritten Theile als Leidtragende im engeren Sinne auf, d. h. sie lagen flach ausgestreckt auf der Erde oder knieten und bewegten den Körper hin und her, oder erhoben in stehender Haltung die Arme über den Kopf, während sie anhaltend die Hände zusammenzuschlugen. Ein Mann hielt unter wilden Geberden eine Axt an die versammelte Menge, die anderen umgaben die Scene in zwei Reihen geordnet; nach etwa einer Stunde nahmen sechs Mohaves die Leiche auf und trugen sie langsam nach dem Scheiterhaufen; die Leidtragenden folgten unter lauten Trauerklagen, die von heftigen Gebarden begleitet waren. Am Scheiterhaufen wurde die Leiche dreimal emporgehoben und dann in eine Vertiefung flach auf den Kloden gelegt und mit Aschen bedeckt. Alle Anwesenden bildeten nun einen doppelten Kreis um den Holzstoß und bewegten sich dreimal um denselben; dann wurde er angezündet und, als das Feuer gut brannte, alles Eigenthum des Verstorbenen in die Flammen geworfen. Sein Leichnam wurde dreimal um den brennenden Holzstoß geführt und darauf ihm die Halsadern geöffnet; man ließ es in der Nähe des Scheiterhaufens verbluten, um es dann gleichfalls auf denselben zu verbrennen. Während der ganzen Vorgänge wurden die Trauerklagen und die Bewegungen des Körpers fortgesetzt.

Die Needles, eine bekannte Vergggruppe am linken Ufer des Colorado, werden von den Mohaves als der Aufenthaltsort der Geister betrachtet; sie genießen da ewige Jugend und erfreuen sich an saftreichen Wassermelonen. Ob auch die Asche der Verstorbenen dorthin gebracht wird, ist ungewiß, sicher aber ist es, daß die Lebenden sich von Zeit zu Zeit dorthin begeben, um Gaben für die Verstorbenen niederzulegen. Es war unmöglich, mehr über ihren Gottesdienst und ihre religiösen Vorstellungen zu erfahren, da sie durchaus nicht dazu zu bringen waren, derartige Fragen zu beantworten. Der Glaube an das „böse Auge“ ist bei ihnen allgemein, viele Unschuldige sind demselben schon als Opfer gefallen.

Zur Heilung von Krankheiten bedienen sie sich hauptsächlich der Schwighölzer und der Massage; die ersten werden in einer besonderen Schwighölzer vorgenommen, einem großen, halb unterirdischen Raume, der aus Ästen und Sand gebildet wird. In diesem Raume werden große Haufen Steine glühend gemacht und mit Wasser übergossen, so daß heißer Dampf den ganzen Raum erfüllt und bei dem Patienten sich ein ausgebreiteter Schwelz einstellt; übrigens dient die „Schwighölzer“ nicht selten auch den Rathoffnungen des Stammes.

Wäslung sei bemerkt, daß Fort Mohave, welches zu Dampfschiff erreicht wurde, wohl einer der heißesten Orte auf der Erde ist; die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats beträgt 34,2°C.; 50°C. wurden mehrfach beobachtet und in der Nacht sinkt die Temperatur nur selten unter 32°C.

Aus dem Folgenden entnehmen wir einige Beiträge zur

Vertheilung des Verhältnisses der Weißen zu den Indianern. Nachmittags gegen 3 Uhr kamen wir nach San Carlos, heißt es. Das finstere, mährische Gesicht des Regierungsagenten, Richter W., wurde noch mährischer, als er den Empfangsbefehl der Regierung empfing. . . . Dieser Richter war der Typus des Indianeragenten im ungünstigsten Sinne: hartnäckig, grob, hündisch gegen seine Untergebenen und gierig über alle Maß. Er haßte und verachtete die Indianer mit allem Feuer seiner Hanteseele und befand sich in dieser Hinsicht in schönster Uebereinstimmung mit dem Colonel, der auch ein großer Vorgesetzter der Negere emancipation war. Der Richter war gleichzeitig Theilhaber an dem Trader's store, wo sein Schwiegervater der Trader war. Was dies in einer Agency bedeutet, wo gleichzeitig Vorrathsmagazine von Waaren sich befinden, die für Rechnung der Regierung wesentlich an die Indianer ausgetheilt werden, dürfte Jedem deutlich sein, der Professor Warf's „A statement of Affairs at Red Cloud-Agency, made to the President of the U. S.“ gelesen hat.

In den San Carlos-Reservationen leben etwa 4000 Indianer, zu dreiviertel Apachen, Angehörige des Stammes, welcher den Weißen wohl am meisten bekannt ist, die sich stets durch ihre unzählbare Art, durch Kampf und Raub bemerkbar gemacht haben. Vom eisigen Norden bis in die heiße Wüste von Mexiko haben sich diese paar Wilden immer kämpfend, immer wandernd, ausharrend im Glücke wie im Unglücke, einen Weg gebahnt und ihr Name wird fortleben, auch wenn der letzte derselben zu den glücklichen Jagdgebieten seiner Vorfahren eingegangen ist.

Die Zeit der Romantik ist vorbei, die vormalige Wildnis des Westens ist auf ein Gebiet beschränkt, welches so klein ist, daß es den umherziehenden Stämmen nicht einmal mehr genug Wild zur Nahrung liefern konnte, und diese buchstäblich gemangenen sind, das ihnen von der Regierung gebotene Gnadenbrot zu essen. Der stolze Stolz wurde nach und nach gebrochen und, wenn auch die Möglichkeit besteht, daß manche Zustände so gewesen sind, wie sie uns Cooper, Kimard, Ferry u. A. beschreiben, daß die Tugenden ihrer Helden der Wirklichkeit nachgebildet sind, man erwarte jetzt nichts mehr zu finden, was einen Hauch von Poesie trüge. ten Käte geht mit den Romanicern streng ins Gericht, soweit er seine eigenen Beobachtungen mit ihren Schilderungen vergleichen kann. Cooper bleibt also außer Betrachtung. Kimard ist seiner Ansicht nach, sowohl was die Beschreibung der Lokalitäten als die der Sitten betrifft, am unzuverlässigsten; am günstigsten urtheilt er über Wayne Reid.

Da nun, wie wir gesehen haben, unser Reisender gerade keine übertriebene Portion für die „ritterlichen“ Indianer zeigt und die Zustände überhaupt nichtern genug aussieht, so fällt das, was er über die Behandlung, die sie von Seiten der Amerikaner erfahren, mittheilt, um so schwerer ins Gewicht. Eine einzige Probe möge hier etwas verfürzt mitgeteilt werden¹⁾. Im Februar 1871 kam ein junger Apache-Säugling mit einem Gefolge von 25 Indianern nach Camp Grant und gab seinen Entschluß zu erkennen, sich dort friedlich niederzulassen; der kommandierende Officier, Lieutenant Whitman, rief dem Säugling, sich nach den White Mountains zu begeben; dieser Vorschlag wurde jedoch zurückgewiesen; die Indianer wünschten im Lande ihrer Väter zu leben und zu sterben. Der Officier gab nun seine Zustimmung und bald befand sich in der Nähe von Camp Grant eine Indianerneubildung, in welcher etwa

500 Apachen lebten. Der Lieutenant hatte sich an seine Vorgesetzten mit der Frage gewandt, was er mit den armen, nackten und hungerigen Indianern anfangen sollte; nachdem er länger als sechs Wochen gewartet hatte, empfing er als einzige Antwort die Mittheilung, seine Frage sei nicht in der richtigen Form eingeschickt worden. Er hatte inzwischen den Indianern, soweit er es vermochte, geholfen und diese hatten sich durch kleine Dienstleistungen der Garnison nützlich zu machen gesucht. Am 30. April wurden sie durch eine Truppe Amerikaner und Mexicaner aus Tucson überfallen und, ehe Whitman dies verhindern konnte, größtentheils niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft weggeführt. Vergebens flagten die wenigen übrig gebliebenen Indianer, vergebens trat der amerikanische Officier für sie ein; er mußte bald nachher seinen Posten verlassen, er hatte wohl den Indianern zuviel Sympathie beigeigt. Ein Jahr später kam General Howard an den Ort der Katastrophe, die Indianer zeigten ihm die Gräber der Ermordeten, die Lebersteine ihres Lagers. Sie erzählten von ihrer Anhänglichkeit an Whitman, der ihnen so viel Gutes bewiesen, und baten um die Beseitigung derselben; es war umsonst, der Lieutenant hatte seinen Abscheu vor dem Gemetzel so deutlich gezeigt, „obwohl dieselbe durch hochgestellte und einflussreiche Personen im Territorium gebilligt worden war“.

Vorgänge, wie der eben beschriebene zu Camp Grant, sagt Herr Wampenny, stehen durchaus nicht vereinzelt da. Expeditionen ähnlicher Art sind oft unternommen und mit ebenso unbarmherzigem und barbarischem Ergebnisse zu Ende geführt worden und Leute, welche in ihrem Wohnorte den Tod angaben, haben daran theilgenommen. Selbst die Gouverneure von Territorien haben Corps gebildet, um die Eingeborenen zu verfolgen und zu tödten, wo man sie fand, um ihre Dörfer zu vernichten, ihr Hab und Gut zur Kriegsbute zu machen und für jeden indianischen Sklav eine Belohnung zu empfangen.

Haben wir in dem Vorigen versucht, einige Proben von dem zu geben, was ten Käte in verschiedener Richtung seinen Feiern bietet, so liegt es uns noch ob, die wissenschaftlichen Resultate, die er erlangt hat, hier kurz zusammenzustellen. Er spricht sich mit einer gewissen Zurückhaltung und in vollkommener Erkenntnis der schon von Waik hervorgehobenen Schwierigkeiten, bestimmte Rassen-eigenheiten der eingeborenen Amerikaner anzugeben, dahin aus, daß man unter der indianischen Bevölkerung des südwestlichen Theiles der Union und des nordwestlichen Theiles von Mexiko wenigstens fünf, anthropologisch scharf getrennte Haupttypen unterscheiden kann, welche alle zu der gelben oder mongoloiden²⁾ Rasse gehören. Die Frage über die Abstammung der Indianer willst er offen zu lassen, weil er glaubt, daß noch nicht Material genug vorliegt, um das Schlüsselwort zu sprechen. Sehr viel läßt sich für die Theorie sagen, daß Amerika von Asien, Oceanien oder von Europa aus bevölkert ist, aber ebenso sprechen verschiedene Thatfachen dafür, daß wir es mit einer Bevölkerung von Autochthonen zu thun haben.

Weiter bemerkt ten Käte, daß die von ihm aufgestellten fünf Grundtypen und die durch Vermischung entstandenen Zwischenformen in sehr ungleichem Verhältnisse auf die verschiedenen Stämme vertheilt sind; nirgendwo jedoch trifft man einen Stamm an, der ein und denselben

¹⁾ Vergl. George W. Wampenny: Our Indian wards. Cincinnati, 1880.

²⁾ ten Käte versteht hierunter die ursprünglichen Bewohner Amerikas, die Bevölkerung von Süd- und Ostasien, die Nordasien und ihre Verwandten in Nord- und Ostasien, die Malaien und die Polynesier.

Typus zeigte. Unter denselben ist der „kalifische Typus der Nothhaut“ mit vorspringender, stark gebogener Nase und edigem Gesicht am weitesten verbreitet, scheint jedoch häufiger bei den Stämmen im Osten des Felsen-gebirges als bei denen, welche westlich von denselben wohnen, vorzukommen. Unter den Frauen der verschiedenen Stämme herrscht im Allgemeinen mehr typische Einheit, als unter den Männern; in einzelnen Stämmen findet sich zwischen Männern und Frauen größere Ähnlichkeit als bei anderen; im Allgemeinen tragen Frauen und Kinder der verschiedenen Stämme mehr mongolische Züge als die Männer. Diese anthropologischen Kennzeichen stehen mit den Unterschieden der Sprache in keinem Zusammenhange. Wie es scheint, hat einmal im Süden der Halbinsel Kalifornien eine Rasse gelebt, die an die Rasse von Yagoo Santa, andererseits an die Melanesier erinnert¹⁾. Die Pueblo-Indianer sind nicht als Nachkommen der Azteken zu betrachten; sie bilden vom anthropologischen Standpunkte aus zum Theil eine der vorhistorischen Rassen, deren Typus wir bei den alten Moundbauern, den Clifff dwellers und ähnlichen wiederfinden. Der Farbeninn der Indianer ist

gut entwickelt, wiewohl ihnen gewöhnlich die Namen für manche Farben fehlen; abweichend von der durch andere Reisende ausgesprochenen Ansicht behauptet den Rasse, das wenigstens einige der amerikanischen Sprachen ein Wort für den Kollektivbegriff „Farbe“ besitzen.

Ginsichtlich des Verschwindens der Rassen eigenthümlichkeiten sowie der Ursachen des Aussterbens der Indianer (nämlich durch Absorption) schließt er sich den wohl jetzt allgemein herrschenden Ansichten an. Im Ganzen scheint ihm die Annahmestellung der Indianer in der Vereinigten Staaten ungünstiger als ihr Zustand in Kanada zu sein, doch glaubt er, daß das System, welches in der Union befolgt wird, gute Früchte tragen könnte, wenn die nothwendigen Verbesserungen vorgenommen würden, wozu vor Allem größere Vorsicht bei der Wahl der Indianeragenten gehört.

Ueber das Aussterben der Indianer sprechend, schließt den Rasse sein Buch mit den Worten, welche ihm ein weiblicher Sachem bei den Iroquesen über dies Thema gesagt hat: „O weither Bruder, vergieb mir, daß ich mich über einen Gegenstand verbreite, der mich immer traurig stimmt; es macht mich traurig zu wissen, daß mein Volk verschwindet, wie der Sommer in den stürmischen Winter übergeht!“

¹⁾ Bull. Soc. d'Anthrop. de Paris 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Zusammentreffen mit Botocuben.

Dr. Dr. Ehrenreich trat am 6. Februar 1886 der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin über Land und Leute am Rio Doce¹⁾ vor und schilderte dabei ein Zusammentreffen mit den Botocuben, die nach heute die unbesrittenen Herren eines großen Theiles des Rio Doce-Gebietes (zwischen 11° und 20° südl. Br.) sind, wie folgt (Ber. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 13, S. 105 ff.):

„Am 17. April vorigen Jahres befanden sich unsere Canoos an der Mündung des Rio das Pancas, als wir ein mit mächtigen Jacarandabäumen rechts und links beschwertes Boot gewahrten, in dem sich zwei völlig nackte Indianer befanden. Bei unserem Anblicke suchten sie sich zu entfernen, wurden jedoch zuträuflicher, als unser Dolmetscher sie ansprach, ihnen etwas Tabak reichte und ihnen mittheilte, wir seien gekommen, um ihren Stammesbrüdern an den Stromschnellen des Flusses einen Besuch abzustatten. In Begleitung des bald gleichfalls anlangenden Holzjägers, dem das Boot gehörte, führten wir das amnuthige, von prachtvoller Vegetation umstammte Flößchen hinauf zu den Mandos, die an dem Wasserfälle des Flusses auf einer breiten Sandbank lagen. Hier erwartete uns der Häuptling dieser Tribus, der Nip-Nip, d. h. die Leute, die „hier“ sind, Namens Junat. Bei einem Besuche mit dem Bugres bravo's erlitt in solchem Maße in der Regel auch der Kopf: durang jakijam nuk, „wie sind heute nicht müde“. Doch hatten wir hier nichts zu fürchten, da einige unserer jähnen Indianer mit den Wilden vermischt waren.

Der Chef begrüßte uns nach botocubischer Sitte, indem er Jeden umarmte, ihm dreimal mit der flachen Hand auf den Rücken klopfte und ihn leicht in die Höhe hob. Dann erschienen auch seine Leute, einige Jüngling an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren sämmtlich absolet nackt und zeigten nicht einmal das sonst wohl an Stelle des flachen Feigenblattes übige Helionien-Blattutercal. Die Männer waren mit Bögen und Pfeil bewaffnet, trugen den linken

Untersarm mit Bast umwickelt und primitive Messer an einer Schnur um den Hals gebunden. Einige Männer, sowie mit einer Ausnahme die Frauen, hatten den Hinterkopf gekoren, alles Haar am übrigen Körper abkratzt, selbst die Augenwimpern abgeschnitten, was den Gesichtern einen eigenthümlich fremdartigen Ausdruck gab. Die Weiber trugen ihre Kinder in Wandschlingen an dem Rücken, wobei die Hüfte jedes Kindes um den Hals der Mutter zusammengebunden waren. Uebrigens waren fast alle, namentlich die Männer, schöne elegante Gestalten von guten Körperformen, ohne jene übermäßige, fast thierische Entwicklung der Muskulatur, wie sie oft der Neger besitz. Ihre Bewegungen zeigten jene natürliche Ungeradenheit und Annuth, wie sie der Heidertragende Kulturmenschen längst verlernt hat. Glühender Weite trug keiner den barbarischen, entstellenden Rationalismud der großen Holzflöße in Lippe und Ohren. Dieser Gebrauch ist im Pancasgebiete im Verschwinden und nur noch bei wenigen Horden üblich, wogegen die feindseligen Wilden öftlich von der Serra dos Rimorós diese Sitte noch allgemein haben. Ich sah diese Entstellung nur bei alten Leuten der Aldeamentos. Die Weiber zeigten an verschiedenen Stellen des Körpers spannenlange Narben von Schnittwunden, die ihnen von den Männern zur Strafe für mangelhafte Vorgehen gelegentlich beigebracht wurden. Einen fommischen Anblick gewährte es, als auf ein gegebenes Zeichen die Weiber mit ihren Kindern auf dem Rücken in unser Boot sprangen und sich um die von uns mitgebrachten Hobbas (türbische Früchte) balgten und dieselben in ihren Aert geflochtenen Ambirafräden forstschleiften. Wir theilten Lebensmittel unter die Wilden aus, und diese tanzten nun mit unseren mitgebrachten Indianern die ganze Nacht an unseren Feuern ihre von einträglichem Gesange begleiteten Ringtänze.

Oberhalb der Kasabden lag die Hütte der Wilden, ein einfaches schräges Dach von Palmblättern auf einem Stangenrohr, vorn und an der Seite mit Palmblättern angeheftet. Vor der Hütte hing ein langer Typo von einem Baume herab,

an dessen unterem Ende eine Embirachslinge angebracht war, die so eine Art Schaukel darstellte, begnügt zu gymnastischen Übungen für die Kinder. Letztere ergreifen bei unserer Annäherung sogleich die Haken und wurden erst mit Mühe zurückgebracht, nachdem wir ihnen versichert hatten, daß wir nicht gekommen seien, um sie ihren Eltern abzukaufen. Die Holschurker tanzen nämlich gern gegen Kiesel und Messer Kinder ein, um sie in einer Art Holschurerei im Hause zu halten. Dieser leiser sehr häufige Handel muß über kurz oder lang zu Streitigkeiten führen, die aus diesen Leuten schließlich erbitterte Feinde der Weißen machen.

Die vier Familien der **Yorubas** lagerten nicht amouder, durch ihre Feuer getrennt. Zum Angedenken der letzteren bedienten sie sich des alterthümlichen, aus zwei Holzstäben bestehenden Feuerquirls, den ich von ihnen gegen ein paar Schachteln schwedischer Streichhölzer eintauschte. Auch ihre hübsch geflochtenen Korbhüte, sowie Bogen und Pfeile handelten wir ihnen gegen Tabak, Messer und Angelhaken ab. Am dritten Tage verabschiedeten wir uns unter Darreichung einer Quantität Gachacha von unseren braunen Freunden, um nach dem Alkament von Mutum zurückzuführen. Ein Verkehr mit der weiter westlich wohnenden Stämme der Poschaba und Latrat Kraf ist bei ihrer absolut feindseligen Haltung augenblicklich unmöglich. Noch vor drei bis vier Jahren bestand ein leidliches Verhältniß mit ihnen, als sie noch in

der Nähe des Alkaments von Mutum von Zeit zu Zeit erschienen. Nachdem es dort zu blutiger Fehde mit den daselbst angesiedelten jähren Indianern gekommen war, haben sie sich nach Zerstörung des Alkaments weiter in die Wälder zurückgezogen, wohin ihnen Niemand zu folgen wagt.

Dies Wenige möge genügen, um den außerordentlich niedrigen Kulturentstand dieser Leute zu charakterisieren. Auch ihre Tage sind, wie die so mancher Naturvölker, geprägt. Erstlich erst der Pfiff der Kolonist und der Artischlag heiliger Kolonisten durch die schweigenden Wildnisse des Rio Tago, so werden auch die Almoros dahingehen, wie jenes unbekante Volk, dessen Religionen wir in Gestalt von Steininstrumenten, Topfscherben, ja ganzer Leidenurnen an verschiedenen Punkten des mittleren und unteren Stromlaufes unter der Erde antreffen, nur mit dem Unterschied, daß wir von ihnen nicht einmal die Spuren ihres früheren Daseins mehr erkennen werden. Es spricht Manches dafür, daß jenes prähistorische Volk der weit verbreiteten Nation der Tupi angehört, die, von Südwesten kommend, das ganze Litoral und einen großen Theil des Amazonas-Tieflandes bevölkerten. Im ganzen Verbreitungsgebiete der Tupi finden wir die nämlichen Artikel, riesige Urnen oder Jagacabas und Steinwerkzeuge mannigfacher Art und rohe Pfeifen aus getrocknetem Thone, die den rohen Botocudos ursprünglich fremd waren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das Großherzogthum Mecklenburg Strelitz, einer der menschenärmeren unter den 26 Staaten Deutschlands, besteht nach der „Allg. Ztg.“ außer einigen kleinen Landhäuten fast nur aus großen adeligen Rittergütern und ebenso großen Forstböden des großherzoglichen Domänen und kennt einen freien, wohlhabenden Bauernstand, außer im Fürstenthum Rügen, kann dem Namen nach. In Folge davon ist es trotz seines im Allgemeinen sehr fruchtbaren Bodens und der günstigen geographischen Lage in der Nähe von Berlin und Stettin der schwächstbevölkerte Staat in ganz Deutschland; er zählt nur 34 Einwohner auf den Quadratmeter und zudem hat sich die ohnehin geringe Bevölkerung noch durch Auswanderung verringert. Während dieselbe in den Jahren 1875 bis 1880 um 4596 Seelen auf 100,269 angewachsen ist, nahm sie von 1880 bis 1885 wieder ab und beträgt jetzt nur noch 98,100. Diese Erleichterung steht in Deutschland einzig da.

— Nach Forschungen von Kinkelin, zu welchen die Aufschlüsse beim Frankfurter Hofenbau und der Mainanalsirung Anlaß gaben, muß das ganze Terrärgelände östlich des Taunus als ein Senkungsfeld betrachtet werden, das in der Mitteloligozänzeit um 100 bis 300 m niedersank. Die Senkung hat weiter westlich noch bis in die späteren Perioden fortgedauert, auch treten sehr bedeutende Versenkungen auf, die noch in der postpliocänen Zeit fortgedauert haben und deren Linien ganz den Rheinpalten entsprechen. Nördlich vom Main sind auf eine Strecke weit noch ganz moderne Senkungen nachzuweisen, welche das ältere Tertiär in gleiche Linie mit dem jüngeren gebracht haben. Die Senkungen hängen offenbar mit den miozänen Basaltanbrüchen zusammen. Von Frankfurt bis Hanau ist das Mainthal nur durch Ersten gebildet, dann bis Kilsberg ein zweites Senkungsfeld, das offenbar mit den Basaltgräben von Großsteinheim in Beziehung steht. (Verdikt Sendeb. Gef. 1885.)

— Ueber den Kanal durch den Isthmus von Korinth verbreitet Lloyd's Agent in Athen folgende An-

gaben. Derselbe wird oben 22 m, an den beiden Einfahrten 50 bis 60 m breit und 8 m tief werden. Gegenwärtig sind etwa 1000 Menschen mit den Ausgrabungsarbeiten beschäftigt. Von den 12 Millionen Kubfuß Erde, welche einer Verrechnung zufolge ausgegraben werden müssen, sind bis jetzt 2 1/2 Millionen ausgegraben, und nach der Weise, wie die Arbeiten jetzt betrieben werden, wird die Vervollendung des Werkes noch fünf Jahre in Anspruch nehmen.

— In Rußland scheint man einem der „Allg. Ztg.“ zugegangenen Berichte nach die Kolonisierung des Nordens, namentlich der bisher von Norwegen und Engländern ausgebeuteten Murman-Küste, endlich in Angriff nehmen zu wollen. Ein im Ministerium des Inneren ausgearbeitetes Projekt bezieht, dort und auf der Halbinsel Kola überhaupt die Aufstellung von russischen Unterthanen, aber auch nur von solchen, unter sehr günstigen Bedingungen zu fördern; auch in den Wäldern des Gouvernements Archangel und eines Theiles des Gouvernements Wologda werden den Annehmern nach freier Wahl und löstfrei Vieh angekauft, welche sie binnen 10 Jahren, während welcher sie keinerlei Abgaben zu zahlen haben, urbar machen müssen. Bau- und Brennholz erhalten sie frei und 40 Jahre lang brauchen sie von dem urbar gemachten Lande keine Grundsteuer zu entrichten.

Asien.

— Mr. A. D. Reed, ersterer Lieberhaber bei der Regierung in Madras, hat seinen vorläufigen Urlaub benutzt, um das bisher unbekannte bergige Gebiet zwischen Kaimin und Hamadan in Persien, den Karaghan-Tarif, zu durchwandern, und zwar ohne seine ostlichen Gesandten mitzunehmen. Denn dadurch hätte er das Volk, mit welchem er in näheren Verkehr treten wollte, nur abgelenkt, da es alsdann genöthigt gewesen wäre, ihm ohne Entgelt alle seine Bedürfnisse zu liefern; darum besahnte er, was er brauchte, und ließ fast überall fremdländische Kaufleute. Der höchste Punkt seiner Route lag 9700 Fuß, fast 3000 m hoch. Das

Land ist weit fruchtbarer und bevölkerter als z. B. das Gebiet längs der großen Straße von Teheran nach Isfahan oder an den Ufern des Persischen Meeresbusen; Nees ist geneigt, die Gesamtbevölkerung Persiens auf etwa 10 Millionen zu schätzen, während man sonst nur fünf bis sechs annimmt. — Obgleich eigenthümlich in die vollstämmliche Ansicht der Perser über englische Inländer; sie glauben z. B., daß dort zwei Parteien, „Bis“ und „Zoor“, heftig sich einander bekriegen, während die „Urn“ (Klassen) viel vernünftiger regiert werden, nämlich durch einen Schah, der seinen Bürgerkrieg gestattet. Andererseits scheinen die Perser trotz oder vielleicht auch in Folge ihrer Unwissenheit den Europäern gegenüber besser gesinnt zu sein als die meisten Asiaten. Das Wort „Farangi“ (Franke) in Persien hat nichts Verächtliches an sich, wie Feringhi im Indien. Dagegen sollte sich nie ein Europäer selbst als „Kafir“ (Ungläubiger) bezeichnen; als Nees einmal im Scherz die Engländer so nannte, wurde ihm dies mit den Worten verwiesen: „Die Anhänger von Seiner Heiligkeit Jesus — Friede sei mit ihm! — sind nicht Kafir.“ Warum wollt ihr euch eine Bezeichnung zulegen, die selbst eure Feinde euch nicht geben würden? — Von dem herrlich gelegenen Samanab mit seinen Weingärten, Feuchtsümpfen, Reisfeldern, rauschenden Bächen und seinem köstlichen Klima ritt Nees durch Kurbisan über Kermanischah nach Bagdad.

— Einem Bericht der Ostindischen Mittheilung der I. russischen geographischen Gesellschaft in Jersak (Vestl. Rundschau 1886, Nr. 6) entnehmen wir über die Expeditionen des Jahres 1884 Folgendes: J. P. Dubrow hat eine Expedition gemacht, um die Wälder bei Jersak und in Transkaspien in ethnographischer Hinsicht zu untersuchen. Im abgelaufenen Jahre hat er aber nur die Wälder hubirt. W. K. Sastrowky hat die bereits 1883 begonnenen geologischen Forschungen in der Umgebung der Stadt Krasnojarsk fortgesetzt; er hat den größten Theil des Bezirkes Krasnojarsk und denjenigen Theil der westlichen Hälfte des Bezirkes von Kasak unterzucht, welcher an der Maslauer Heerstraße liegt. — J. T. Samonow bereiste im Juni die Ufer des Flusses Ana, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Jenissei, bis zur Grenze der Bezirke von Kasak und Krasnojarsk, um die daselbst an sieben Stellen befindlichen Inschriften zu kopiren. Außer den bereits im Jahre 1875 notirten Inschriften wurden noch zwei neue entdeckt. Weiter bereiste Sawonow den Bezirk von Minusinsk und zwar besuchte er die Steppengegend an den Flüssen Kistis, Kutenbulun und Ubat, welche in den Abatan, einen linksseitigen Zufluß des Jenissei, fallen. Hier besichtigte er viele Kurgane und Grabhügel, welche einst schon Urmenschen besaßen. Ein nicht allzu großer Kurgan wurde ausgegraben und ein Skelett mit verschiedenen kyprien Gegenständen gefunden. Eine eingehendere, von Zeichnungen begleitete Beschreibung der Resultate wird folgen. Eine große Menge von Alterthümern, darunter 700 Steinwerkzeuge, sind gesammelt worden.

— Chinesische Strafe. Im Frühling 1885 wurden in Ussassutai (Mongolei) mehr als 30 Umräucher, welche aus Kuntischl eingehührt waren, für Raub und Diebstahl hingerichtet: man schlug ihnen die Köpfe ab. Im August oder fand die Hinrichtung eines Umräuchers statt, der seine eigene Mutter ermordet hatte. Man verurtheilte daher folgendermaßen: Man cuttelte den Körper, führte ihn zu einer Säule und band ihn mittels seines Kopfes und verschiedener Stride fest an die Säule. Dann verastete man ihm den Mund durch Watte, welche mit Pflanzwein befeuchtet war, indem man die Watte mittels zweier dünner Stäbchen hineinschob. Ebenso wurden beide Ohren und Nasenlöcher durch Watte verstopft. Dann packte der Henker die Stirnhaut mit einem eisernen Haken, schnitt hinein und löste einen Lappen ab, welchen er über die Augen deckte. Der Gehirne des Henkers befeuchtete die blutende Stelle mit einem weißen Pulver, so daß die Blutung sofort stand. Weiter schnitt der

Henker dem Schlachtopfer die Weichteile der rechten, dann der linken Brust ab, die Wunden wurden abermals befeuchtet. Jetzt begann der Henker die Brust des Unglücklichen mit einer kleinen Lanze, aber nicht sehr tief, zu durchbohren — es schien das furchtbare Schmerzen zu verursachen. Der Unglückliche schreute, machte tragend, daß er gebunden war, heftige Bewegungen, so daß er sich den Kopf abriß. Dann schmitt der Henker dem Verurtheilten den Leib auf, so daß die Eingeweide vorfielen. Jetzt löste man die Wunden, der Körper fiel und wand sich in Zuckungen — man schlug nun dem am Boden Liegenden den Kopf ab und packte denselben in einen Kasten, um ihn in die Heimat des Mörders zu schicken.

(Vestl. Rundschau 1886, Nr. 4.)

Afrika.

— Die Kolonialpal. Korr. macht folgende Mittheilungen über die Vorbereitungen der ostafrikanischen Gesellschaft für die Verwerthung des von ihr erworbenen Gebietes: In Jansibar ist eine Station der Gesellschaft gegründet und eine geordnete Geschäftsführung eingerichtet worden. In Ulogara sind zwei Stationen angelegt (die Simanotai und Riora). Mit der ersten ist eine Versuchsgärtnerie verbunden, die unter der Leitung des Gartenbauers Schmidt und dessen Assistenten Lichte steht; auf der zweiten ist eine Faltarie angelegt und der Ingenieur Rohde betreibt von dort aus die Vermessung und Aufnahme von Ulogara. Eine dritte Station wird zur Zeit in Ulogara angelegt, zwei weitere im Kilimandscharogebiete, und eine letzte für das Uamabarogebiet ist ebenfalls bereits hinangeschickt. Daneben ist die Erforschung des Landes nach verschiedenen Gesichtspunkten hin in Angriff genommen. Im Kilimandscharogebiet arbeitet der Geologe Dr. Schmidt im Auftrage der Gesellschaft. In Ulogara unternimmt der Gartenbauers Schmidt die notwendigen Voruntersuchungen. Aus Somaliland hat Herr v. Anderten statistische Materialien und Aufzeichnungen beschickt. Mit den letzten Expeditionen ist eine Reihe von wissenschaftlichen Instrumenten hinausgegangen, welche ebenfalls zur Zeit bereits für die genaue Aufnahme und Bestimmung des Landes verwendet werden dürften. In dieser Richtung sollen von nun an die weiteren Arbeiten der Gesellschaft zunächst ausschließlich fortgesetzt werden.

— Das Neue hier am Stanley Pool — schreibt Dr. O. Lenz aus Leopoldville, 16. December 1885 — ist, daß das kassänbische Handelshaus in Banana, das bedeutendste überhaupt in Südwest-Afrika, bei Kinshasa (am Südufer des Pool) ein Stück Land erworben hat, um eine Faltarie resp. ein Warendepot zu errichten. Mr. Greshoff aus Mboma war sehr hier, und die erste Karawane mit Gütern ist bereits unterwegs. Das Haus wird auch einen großen Dampfer heranzuführen, um damit am oberen Congo und besonders an den Zuflüssen Einkäufe zu machen und Zweigastationen anzulegen. Es ist dies der erste derartige Versuch, und bald werden die anderen Häuser an der Küste diesem Beispiele folgen müssen. Auch die englische Baptistenmission in Leopoldville verlegt ihre Niederlassung nach Kinshasa und man spricht davon, daß überhaupt die ganze Station Leopoldville dorthin verlegt werden soll. Es ist dort ein besserer Boden zur Anlage von Gärten und Plantagen; auch sind die Wasserverhältnisse für die Dampfer günstiger. Dagegen sind die eingehenden Käuflinge mit der Anlage von Faltarien am Pool wenig zufrieden. Bisher wurde fast alles Eisenblech von den Wajonk-Lenten zu Kgalimo, dem Chef von Kintama, gebracht. Dieser verkaufte es an die großen Häubler Mafutu, Pedro Congo und andere, und von da kam es erst in die Faltarien am unteren Congo. Kammen nun die europäischen Kaufleute selbst nach dem Pool, bringen Dampfer herauf und kaufen das Eisenblech direkt von den Stämmen des Inneren, so sind die eingeborenen

Händler natürlicher Weise mehr oder weniger ruinirt. Das ist diesen Leuten auch vollständig klar; aber Lenz glaubt nicht, daß sie die Macht haben, in gewaltthamer Weise den Handel der Wägen zu stören, etwa durch Verweigerung von Trägern oder durch Angriffe auf die Trägerkarawanen; dazu ist die Furcht vor Bula Matadi (Stanley's Beiname, jetzt für den Congopfad gebraucht) doch zu groß.

Am 6. März hat das englische Unterhaus den Vertrag mit der Kaiserin und der brasilianischen Submarine Telegraph-Compagny wegen Herstellung einer unterseeischen Telegraphenverbindung zwischen St. Vincent und der Insel St. Jago, Vahiana an der Westküste von Afrika, Sierra Leone, Afrika, Lagos und der Nigermündung angenommen.

Australien.

An den Ufern des in 15° 46' südl. Br. und 136° 44' östlich von Gr. in den Carpentaria-Golf einmündenden Mc Arthur R., welcher im Jahre 1883 durch Javenc, Crawford und Andere entdeckt wurde, breitet sich schönes Weideland aus. Ein großer Theil desselben ist jetzt bereits von Squatters in Pacht genommen und mit Vieh besetzt worden. Die Regierung der Kolonie Südastralien, zu deren Territorium das Gebiet des Mc Arthur gehört, hat im December 1885 in der Nähe der Mündung dieses Flusses, welcher ungefähr 40 km weit schiffbar ist, eine Stadt unter dem Namen Porraloola angelegt. Die Stadtparzellen wurden zu guten Preisen rasch verkauft, und man glaubt, daß der Ort schnell aufblühen werde.

Den Niedergang der Kolonie Südastralien konstatirt auch die starke Auswanderung von dort. Am Schlusse des Jahres 1885 belief sich die gesammte Bevölkerung erst auf 320241 Seelen. Es trafen während des Jahres 1885 von auswärts 12185 Personen (8469 männliche und 3716 weibliche) ein und 18876 (12903 männliche und 5973 weibliche) verließen die Kolonie. Dies bedeutet einen Verlust von 6691 Personen. An die Kolonie Victoria gingen davon allein 5410 verloren. Dennoch steht es jetzt fest, daß am 20. Juni 1887 eine in Adelaide, der Hauptstadt, abzuhaltende internationale Weltausstellung eröffnet werden soll.

Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne glaubt, daß die Gebirge, welche kürzlich der Kameltreiber Vilasch Right, ein Afghane, im nördlichen Queensland am Cloncurry River aufgefunden hat, wirklich die der verhassten Leichhardt-Expedition seien. Im Jahre 1865 wurde in 29° südl. Br. in der Nähe des Flinders ein Baum mit den Initialen L. L. (Ludwig Leichhardt) entdeckt, sowie zwei Pferde angetroffen, welche zu jener Expedition gehört hätten. Wahrscheinlich, meint Baron von Müller, war es in dieser Gegend, wirklich vom Cloncurry, wo die Reisegesellschaft ihren Untergang fand. Weitere Nachforschungen sind im Gange.

Der Naturforscher Dr. von Lendenfeld besitzte Anfang Januar 1886 mit zwei Gefährten auf bisher unbekannten Floden den Mount Wogong in 36° 44' südl. Br. und 147° 6' östlich von Gr. Es ist dies der höchste Berg in der Kolonie Victoria mit, wie Dr. von Lendenfeld konstatierte, 6508 engl. Fuß oder 1934 m. Die Befragung nahm drei Tage in Anspruch, und man verblieb auf der Höhe einen

ganzen Tag. Es wurden interessante geologische Beobachtungen gemacht und auch Spuren von Gletschern aufgefunden.

Südamerika.

Der „National-Zeitung“ wird aus Chile geschrieben, daß der bolivianische Kongreß am 28. October 1885 die Summe von 256 162 Bolivianos (zu 4 Mark) für die Erbauung einer Fahrstraße von Sucre nach Puerto Pacheco, wo der Rio Willesmano schiffbar zu werden beginnt, angewiesen hat. Der Präsident Gregorio Pacheco hat sich an die Spitze der Truppen gestellt, welche seit einigen Monaten an dieser Straße arbeiten; nach Verabreichung der Arbeit soll jeder Soldat oder Unterofficier 25 bis 40, jeder Lieutenant oder Hauptmann 60 bis 100, jeder höhere Officier 125 bis 300 ha des von der Straße durchschnittenen Landes angewiesen erhalten. Die Regierung der argentinischen Republik fördert das Unternehmen nach Sträßen, da speziell Buenos Aires durch diesen neuen Handelsweg sehr gewinnen würde.

Mit Freuden ist die Thatsache zu begrüßen, daß sich in Santiago in Chile ein deutscher wissenschaftlicher Verein ausgethan hat, und daß derselbe die interessanteren Vorträge und Mittheilungen in seinen „Verbandlungen“, von denen uns das erste Heft vorliegt, veröffentlichten will. Hoffen wir, daß darin auch die Erd- und Völkertunde die ihr gebührenden Plätze einnehmen werden, fäher, in denen Chile unter allen südamerikanischen Staaten fast das meiste (wir erinnern an das Anuario Hidrografica de la Marina de Chile) geleistet hat.

Der sechste deutsche Geographentag.

In den letzten Tagen der Dierwoche soll in Dresden der sechste deutsche Geographentag abgehalten und mit demselben eine Ausstellung der literarischen Erzeugnisse auf dem Gebiete der Erdkunde verbunden werden. Zur Ausstellung sollen gelangen:

- 1) Bezüglich der allgemeinen Geographie nur die Literatur des letzten Jahres (1885 und 1886);
- 2) Die gesammte Literatur über die deutschen Kolonien;
- 3) Geographische Referatmittel aus dem letzten Jahre, bei denen sich jedoch die Ausstellungscommissionen vorbehält, mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum, eventuell eine Auswahl zu treffen. — Die Ausstellung findet in den Räumen des Königl. Polytechnikums statt; für genügende Beaufsichtigung, Versicherung gegen Feuergefahr u. s. w. wird bekümmert werden. Autoren bezw. Verleger, welche die Ausstellung besichtigen wollen, werden gebeten, die auszuwählenden Gegenstände unter der Aufschrift:

„Zur Ausstellung des sechsten deutschen Geographentages bestimmt“

in der Zeit vom 20. März bis 1. April an Karl Adler's Buchhandlung (M. Hübner) Dresden, portofrei gelangen zu lassen. Sorgfältige Verpackung und freie Rücksendung wird verbürgt.

Inhalt: G. Heynolds's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajan 1882 bis 1883. XII. (Mit vier Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — H. Vrinck: Die Bewohner des Nama- und Damrlandes. I. — ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika. — Kürzere Mittheilungen: Ein Zusammenstoß mit Votocuden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Der sechste deutsche Geographentag. (Schluß der Beschriftung: 11. März 1886.)

Verkauf: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Finkenstraße 11, III Et.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

№ 16.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postämtern zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Porto Novo.

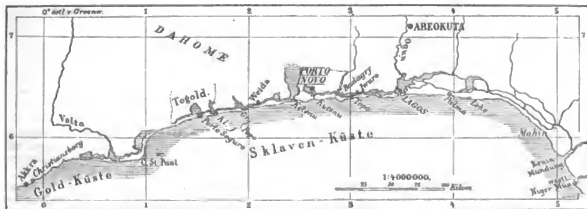
Von Dr. Pauli.

(Die Abbildungen nach Original-Photographien.)

Ueberall, wo wir in Afrika auf größere Regerräbte stoßen, ist ihr Entstehen entweder dem Einflusse der Europäer oder dem der Araber zuzuschreiben. Der Handelsgeist dieser beiden Völker und ihre Sucht nach Gewinn schuf jene Sammelpunkte, von denen heutzutage mehr und mehr

afrikanische Produkte auf den Weltmarkt gebracht werden, während früher von dort ein lebhafter Export von schwarzem Menschenfleisch betrieben wurde.

So war seit alter Zeit für weiße und schwarze Händler Lagos ein sehr bekannter Sklavenmarkt; dieser Ort wird



in diesem Jahre als englische Kolonie sein 25 jähriges Bestehen feiern. Vergeblich haben sich die Engländer bemüht, das im Norden etwa 100 km davon am Ogounflusse gelegene Abeokuta mit nahezu 100 000 Einwohnern unter ihre Vollmähigkeit zu bringen. Vorläufig hat sich Abeokuta energisch der Einwirkung der Briten widerseht

und nur probeweise einigen Sendboten der englischen Episcopalische und Baptistenmission gestattet, dauernd dort Wohnung zu nehmen, um sich zu überzeugen, ob Weiße christen, die den „armen Schwarzen“ nicht durch Vergewaltigung zu knechten suchen würden. Denn der Küstenneger willtet in jedem Weigen mindestens einen Kaufmann,

der des Schwarzen Vortheile schmälern will, und der Neger des Inneren ist nur zu oft gewohnt, den Weißen für einen Sklavenhändler zu halten.

Ebenso wenig konnten die Engländer von Pagos aus ihre Macht auf das nach Westen in gleicher Entfernung liegende Porto Novo (29° 30' östl. L. von Greenwich) ausdehnen, welches nach dem Eindringen des Islam unter einem Theile seiner Bewohner gleich Absoluta große Fortschritte im Handel, stellenweise auch im Gewerbe zu verzeichnen hat. Das einzige, was sie im Januar 1852 zu Stande brachten, war ein Vertrag mit den Königen und mit den Häuptlingen von Porto Novo betreffs der Sklavenausfuhr. Dadurch, daß in einem Artikel (§. 9) des Ver-

trages auch der Regierung Frankreichs ein gewisser Einfluß zugesichert war, ist es wohl gekommen, daß sich der jetzige König Tofah von Porto Novo entschloß, sich mit seinen Unterthanen 1884 der Oberhoheit der Franzosen zu unterstellen. Indessen ist, wie wir weiter unten sehen werden, dieser Umstand weder in Bezug auf Civilisation der Bewohner, noch für Frankreich selbst zur Zeit von großem Vortheile.

Porto Novo liegt nämlich nicht unmittelbar am Geslade des Atlantischen Oceans, sondern ist von demselben durch einen zu einer halben geographischen Meile breiten Küstenstrich, sowie durch eine darauf folgende, dort etwa 1000 m breite Lagune getrennt. Den Küstenraum selbst mit dem Neger-



Fetische.

der Ketenu beanspruchen die Engländer für sich — wie sie auch thatsächlich dort Zollbeamte mit dem nöthigen Schutze installiert haben, damit ein Einschmuggeln von Waaren in das Gebiet von Porto Novo verhindert werde. Das gegenüber von Porto Novo am südlichen Ufer der Lagune befindliche Negerdorf Ketenu gehört den Franzosen; jedoch kann auch der Besitz dieses Ortes ihnen momentan wenig nützen, da derselbe mit dem Meere nur durch einen kaum passibaren Creek in Verbindung steht, welcher englisches Gebiet durchzieht. Die englischen Steueroffizianten wachen aber mit Argusaugen.

Doch abgesehen davon droht den in Porto Novo wohnenden weißen Händlern beim direkten Kösen ihrer Waaren

von See aus noch große Gefahr durch die eigenartige Brandung, die sogenannte Galeina, da diese wegen einer schnellen Aufeinanderfolge und eines oft unberechenbaren Ueberstürzens der Wellenberge mit Recht gefürchtet ist.

Vom Volta-Flusse, der die Goldküste von der Sklavensküste trennt, bis weit über die Nigermündungen hinaus zum Groß-Fluß, westlich vom Cameroondegebirge, wird die ganze afrikanische Küste in Creek, Aestuarien und Lagunen zerpalten. So zieht auch von Pagos nach Porto Novo parallel dem Meeresstrande in der Richtung von Osten nach Westen die oben erwähnte Lagune, welche im Süden durch den meist sumpfigen Landstrich mit oft undurchdringlichem Gestrüpp begrenzt wird.

Wir bot sich Gelegenheit, auf einem kleineren, sogenannten Brandstammer, welcher nicht tiefer als acht Fuß ging, Mitte des Jahres 1885 die Fahrt von Lagos nach Porto Novo zu machen.

Auf beiden Vaguenussfern finden sich Cocos- und Delpalmen durch Wärme und Feuchtigkeit zu üppiger Vegetation gebracht, sowie feingefiederte, bannartige Farnen, nur überlagert von den Rieseneibernen der Baumwoolbläume, die in ihrer Vereinsamung Schildwachern gleichen. Auf dem nördlichen Ufer kommen noch zahlreiche Pflanzhaine hinzu, welche, wie überall sonst, ein Produkt menschlicher Kultur sind. Größere und kleinere Negerdörfer heben sich malerisch von der immer grünen Landschaft ab. Vor allem wichtig ist der große Handelsplatz Iwuro, weil hier wöchentlich zweimal von dem weiter im Inneren wohnenden Negeru Palmkerne und Grundbüsse zum Verkauf gebracht werden. Hier sind wir Mitte Weges nach Porto Novo hin. Nun zeigen sich auch Papyrusbüschel am Strande. Doch erst



Fischhjn.

betritt man immer ein öder, und eine düstere Monotonie wirkt erdöbend auf den Fremden ein. Ebenso wenig erblickt man schon lange vor Sonnenaufgang aus dem kleinen Thürmchen das Varmen der Wächter jeder Moschee zu hören, wenn er gegen Osten sein Gebet herausgeschreit und dann nach allen Windrichtungen hin die Gläubigen mit lauter Stimme zur Andacht mahnt.

Die Mohammedaner gehören zum größten Theile zum Stamme der Yoruba; die übrigen sind Heiden und Fetschverehrer, wie die Popo und Ewe, deren Menge in Porto Novo wohnt, und deren Gebiet sich nach dem Königreiche Dahome, den Orten Groß- und Klein-Popo erstreckt. Die Einwohnerzahl der Stadt Porto Novo wird von dort ansässigen weißen Kaufleuten, welche ein bedeutendes Palmöl- und Kerngeschäfts betreiben, auf 35 000 geschätzt. Für das Feld etwas größere Lagos, das 1881 nach einem Census 37 452 Einwohner hatte, wird man, ohne sehr zu gehen, als Bevölkerungszahl jezt, 40 000 annehmen dürfen. Denn von 1871 bis 1881 hatte es sich um 8934 Personen vermehrt.

Das Vaguenussfer bei Porto Novo fällt nicht scharf zum Wasser ab, sondern nur allmählich wird ein Uebergang durch kumpfiges Terrain vermittelt. Das Festland besteht aus rothbraunem Thon- und Sandmergel von zelligem Gefüge und steigt weiter binnenlandes sanft an.

Abgesehen von den Gebäuden, die Europäern gehören, und zwei vom schwarzen Kanabesönige Tofah bewohnten Häusern fallen die Stützen der Eingeborenen durch ihre Gleichmäßigkeit auf. Sie sind sämmtlich aus dichten, großen, rothbraunen Thonklumpen in Vogen- oder ediger Form angeführt und von einem weit überstehenden, aus vielen Mattenlagen zusammengesetzten Dache geschützt. Fenster und Thüren sind äußerst einfache Holzklappen und finden sich in einem Hause nie zu mehreren.

Um sich gegen die zahlreichen Schauern der mannigfaltigen Ammen und Tummeln zu schützen, bestreichen die Schwarzten den unteren Theil der Außenwände und den Fußboden ihrer Behausung mit Rußmisch, so daß, falls sich einmal ein Sonnenstrahl in die Wohnung einzufallen vermag, das veränderte Dach doppelt düster und dunkel vom Grün des Bodens absteht. Man denke aber nicht, daß durch dies Verfahren, das des öfteren wiederholt werden muß im Jahre, Unsauberkeit oder auch nur übler Geruch entstehe.

Vielmehr ist dasselbe so wirksam, daß jene Insekten namentlich auf die Umgebung der Stützen beschränkt sind und nun eine Deute der buntengezeichneten kleineren Eingeborenen werden, deren ich an keinem anderen Orte der Westküste so viele sah.

Da ein Theil der Bewohner von Porto Novo sich zum Islam bekennen, existiren hier auch Moscheen und zwar fünf an der Zahl, welche vortheilhaft durch ihre größere Banart von den anderen Häusern der Eingeborenen abweichen, aber auch schon durch einen Koranpsalm in arabischer Sprache über der Thür und durch den Namen des Musä, des zugehörigen Priesters, kenntlich sind. Das Innere der Moscheen bietet im Vergleiche mit denen im Oriente nichts Bedeutendes und Auffallendes, um so weniger, weil wir keine Ver sinnbildung des mohammedanischen Glaubens vorfinden. Grün ist die Farbe des Propheeten, weshalb grüne Mäntel und Vorhänge, grüne Ketten und Schnüre zur Dekoration seines Heiligtums beliebt sind. Doch bleibt

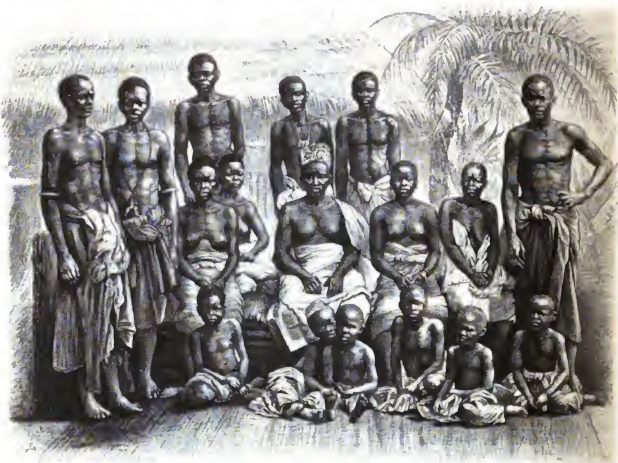
der Raum immer ein öder, und eine düstere Monotonie wirkt erdöbend auf den Fremden ein. Ebenso wenig erblickt man schon lange vor Sonnenaufgang aus dem kleinen Thürmchen das Varmen der Wächter jeder Moschee zu hören, wenn er gegen Osten sein Gebet herausgeschreit und dann nach allen Windrichtungen hin die Gläubigen mit lauter Stimme zur Andacht mahnt.

Natürlich lassen wir bei dieser Aufstellung die Nachbarschaft und die umliegenden Distrikte beider Städte außer Augen, denn mit diesen wies Lagos damals schon eine Bevölkerung von mehr als 75 000 Einwohnern auf.

Außer den etwa zwölf in Porto Novo aus Handelsinteressen wohnenden Weißen befinden sich hier noch die Mitglieder der englischen Baptisten- und einer französischen, katholischen Mission; die der letzteren rekrutiren sich aus mehreren romanischen Nationen. In ihren langen, weißen Gewändern — oft mit rothem Kreuze auf der Brust — den wenig fleisamen Tropenhelm auf dem Haupte, einen wichtigen Stod in der Hand, sind unter den Weißen nur Gestalten, die, wie der Italiener Pater Caremo, als Gottesstreiter auf Weiße und Schwarze einen zweifelhaften

Eindruck gemacht haben. Der Erfolg beider Missionen ist bislang nur ein geringer: Christenthum und Deidenthum, Mohammedanismus und Fetischismus stehen einander schroff gegenüber.

Der Fetisch wird von Einzelpersonen, oder von einer Familie, oder gar von einem ganzen Stamme, immer aber mit viel Singen und Lärmen angebetet. Durch Schläge glaubt der Einzelne seinen Fetisch zur Erfüllung eines Lieblingswunsches zu bringen. Pflanzen- oder Thierdienst, wie derselbe ja in dem benachbarten Königreiche Dahome in der Schlangenverehrung und vielfach entgegentritt, habe ich in Porto Novo nicht beobachtet. Vielmehr besteht der Fetisch in einem Steine, Zahne oder Polylinde, einer roh aus Metall geschmiedeten Figur oder umgekehrt aus Holz



Der Caboshir (Distrikthauptling) Rao mit seiner Familie.

geschuhten Puppe. So hatte eine Familie, welcher der eine von jüngst geborenen Zwillingen gestorben war, aus Holz eine dem Verstorbenen natürlich möglichst wenig ähnelnde Gestalt mit größeren Gliedmaßen gezimmert. Von der guten Conservirung dieser Puppe, die dann von der Familie als Heiligtum verehrt wurde, glaubte man das Wohlergehen des lebenden Kindes von nun an abhängig. Doch auch von Seiten des ganzen Stammes findet auf größeren abgelegenen Plätzen, woselbst Fetische in kleinen überdachten Hütten oder im Schutze der Bäume aufbewahrt werden, zu Ehren dieser ihrer selbstverdachten Gottheiten ein gemeinschaftlicher Dienst statt, welcher bei der wüsten Sinnlichkeit und wilden Phantasie der Neger häufig in blutigen Menschenopfern zur Erscheinung tritt. Erlosa

ist der Name eines solchen Fetischplayes bei Porto Novo.

Vom Könige selbst sollen oft ähnliche kabbalistische Festlichkeiten noch bis vor Jahresfrist veranstaltet worden sein, wofür ein Verweis das zu solcher Zeit an die Weißen von ihm erlassene Verbot war, nicht aus ihrer Wohnung zu gehen. Der Europäer soll nämlich nicht über die bei jenen Festen verübten Grausamkeiten orientirt werden, ob schon die im Graben vor der Stadt nach derartigen Orgien vorgefundenen, schrecklich entstellten Leichen beiderlei Geschlechtes deutlich genug nach Ansehen der dortigen Europäer gesprochen haben. Unglücklichen Frauen, die durch das Verbot von Fetischpriestern der Bekunde anheim fielen, schnitt man bei solchen Gelegenheiten Nasen, Ohren und Brüste

ab und ließ sie dann erbarmungslos verbluten. Ein dem Hauptpalais des Königs gegenüber gelegenes Haus, dessen Seitenwände sehr defect sind, zeigt uns viele Schädel von den auf diese Weise getödteten Personen oder Kriegsgesangenen. Männer spießt man auf zugespitzte Pfähle. So sah man noch zu meiner Zeit in gewissen Abständen am Ufer auf Pfählen, welche das Ufergebüsch weit überragten, sechs gebleichte Schädel im Winde wackeln, in denen die fehlenden Knochen herabgefallen und vom Lagunen-schlamm verschwemmt waren.

Zur Zeit dieser Feste pflegte der König seinen mohamedanischen Unterthanen Geschenke von **Rum zu machen**, den dieselben trotz des Verbotes des Propheten recht gern genießen, in der Meinung, weit ab von seinem Grabe zu sein und ohne Sorge, etwa von den sieben Himmeln ausgeschlossen zu werden. Als ich einst einen mohamedanischen Neger aus dortiger Gegend auf sein Vergehen aufmerksam machte, antwortete derselbe wenigstens, Allah und Mohammed könnten nicht bis dorthin sehen.

Bis zum Jahre 1877 unternahm der König von Dahome mit seinen Schaaren stets größere Raub-, Brand- und Plünderungszüge nach Abefuta und Porto Novo. Für Abefuta, das dadurch mit seiner starken Bevölkerung oft einer Hungersnoth nahe kam, sind die Engländer in der Weise eingetreten, daß sie auf Grund eines älteren Vertrages von 1852 dem Dahomekönige mit Willkür und Geldstrafen drohten, wenn er wieder Sklavenjagden und -Verkauf unternähme. Nun freilich nach der Küste zu und in der Richtung auf Abefuta und englisches Gebiet hat sich der Herrscher der Amazonengarde nicht wieder sehen lassen, allein in den Razzias liegt für ihn ein zu großer Reiz, weshalb er mit König Tofah einen Compromiß geschlossen hat. Nach diesem veranstaltet das schwarz aussehende und schwarz planende Fürstenpaar gemeinschaftliche Ueberfälle nach Norden, indem sie unvermuthet über einen Stamm herfallen und neben der Erbeutung von Vieh und Plünderung des betreffenden Ortes sich möglichst vieler Gefangenen zu bemächtigen suchen. Bei diesen Razzias sichert sich natürlich der König des mächtigeren Reiches den Hauptanteil.

Es wird noch langer Zeit bedürfen, ehe Mächte von Kulturländern nach dieser Richtung hin Abhilfe schaffen können. Denn Sklavenhandel nnd, in engster Beziehung damit, die Vielweiberei sind zu tief in der Regematur eingewurzelt, da das Weib für den Schwarzen hauptsächlich ein Sklave oder ein Lastthier ist, welche zu arbeiten haben, in dessen der Mann den Wüßtgänger spielt. Nach der Anzahl der Frauen und Sklaven wird der Reichtum und damit das Ansehen eines Schwarzen geschätzt. Eine Zitte oder ein Gebot in Porto Novo — wodurch

natürlich der Polygamie Vorschub geleistet wird — besagt noch, daß ein Weib nach erfolgter Entbindung drei (Monat-) Jahre lang nicht von einem Manne berührt werden dürfe. Damit hängt es auch zusammen, daß die Kinder erst sehr spät, selten vor dem dritten Jahre entwohnt werden.

Kauft sich ein Herr eine neue Frau, so wird dieselbe von den bisherigen Weibern gern aufgenommen, da diese ihnen bei ihrer Arbeit und bei ihren Diensten gegenüber dem gemeinsamen Manne Hülfe und Erleichterung bringt. Ebenso müssen wir bei dem Begriffe Sklavenenthum von dem Begriffe abstrahiren, als ob zwischen Häuptling und Sklave ein sehr flechtiger, ceremoniell beständige und ständig der Sklaven Blut fließt. Beide Gebräuche der Porto Novo-Neger erscheinen und stellenweise wohl mehr erscheidend, als sie in Wirklichkeit schrecklich sind.

Auch in anderen Sitten sollen sich die Herrscher von

Dahome und Porto Novo gleichen. Viele ganz ähnliche Bestimmungen giebt es, die einem jeden von beiden durch Festhischpriester vorgeschrieben sind, und die von ihnen genau beobachtet werden müssen, da ihnen sonst die Gefahr der Vergewaltigung, respektive der Vergiftung droht. Denn durch diese Mittel wird von schlaunen Zauberkoloren der Aberglaube der Neger genährt, in Folge dessen Angst und Furcht vor übernatürlichen Mächten und Ursachen sich wie ein rother Faden durch das Linn und Treiben der Schwarzen zu Porto Novo zieht.

So lautet eine Vorschrift für den Amazonenfürsten, daß er das Meer nicht sehen dürfe, weil sonst seine Dynastie zusammenbrechen würde. Dem Könige Tofah, welcher ständig auf die Lagunen sehen muß, auch von einer seiner beiden Wohnungen auf das atlantische Meer zu blicken vermag, ist es wenigstens verboten, in einem Schiffe oder Canoe zu fahren; er darf niemals festen Erdboden unter seinen Füßen verlieren, es sei denn, er besteige eine Hängematte, um mit großem Pompe und mit viel Gefolge in eines Weigen Kalkorei als Besucher einzuziehen. Als seiner Zeit die Firma Gaiser aus Hamburg einen Dampfer „King Tofah“ kaufte und derselbe vor Porto Novo landete, soll der König Tofah, trotz aller Verlockungen durch Speise und Trank an Bord des Schiffes, nicht zu bewegen gewesen sein, dasselbe zu betreten.

Wie schon erwähnt, besitzt der König Tofah in Porto Novo selbst zwei größere Gebäude, einen Sommer- und einen Winterpalast, wenn anders man für die Tropen die Regenzeit (Juli bis Oktober) mit unserem Winter identifiziren darf. Seine Hauptwohnung ist das mitten in der Stadt gelegene von mir Sommerpalast genannte Haus, welches man zum Theil aus europäischer Materialien hergerichtet und mit Wellblech gedeckt hat. Keinem der königlichen Unterthanen, selbst nicht den Priestern oder den



Das Thor zum Königshause.

fünf Distrikthauptlingen, die ich Ministern vergleichen möchte, ist es gestattet, sein Haus anders als mit Matten zu decken.

Das zweistöckige Königshaus liegt in der Ecke eines großen von einer Kolumbarum umgebenen Hofes, in welchen nur eine Türe hineinführt. Dieselbe ist höchst originell und interessant wegen ihrer Schnitzereien, weil letztere Thiere, Fabelthiere, Arabesten als Reliefs darstellen.

Hier hält der König seinen aus 300 Weibern bestehenden Harem, durch dessen verweichlichendes Wohlleben er ebenso herabfällt wie durch das Laster des Trunks, dem er sehr ergeben ist.

Die ganze Stadt wird von einer mehr als mannes hohen, zwei Fuß hohen Kolumbarum und von einem tiefen Graben umschlossen. Augenblicklich ist jenes Banwert sehr dem Verfall nahe, doch nicht so, daß die zur Stadt Ein- und Auswandelnden einen anderen Weg nehmen könnten als den durch die Thore. Dieselben sind von Thorhütern be-

setzt, welche kontrolliren, wie viel Produkte des Könige Unterthanen zur Stadt und dann zum Verkauf an europäische Kaufleute bringen. Haben die von dem einzelnen Schwarzen importirten Produkte eine gewisse Summe erreicht, so hat derselbe einen bestimmten Bind zu zahlen. Auf diese Weise sichert sich der König einen Theil seiner Einnahmen von seinen Untergebenen. Dazu kommen noch Abgaben von den dort angelandeten Weigen, die der König dafür erhebt, daß sie in seiner Stadt Handel treiben dürfen. Von einem mir glaubwürdig erscheinenden Deutschen wurden seine so erzwungenen Revenüen auf mehr als 100 000 Mark jährlich geschätzt. Umal der König häufig genug in einer der dortigen sieben Faktoreien (drei deutsche, vier französische) erscheint und um Geschenke bittet.

Als Zeichen ihrer Würde tragen die Thorhüter und die sonstigen königlichen Diener, welche vor den Faktoreien auch den Einlaß an europäischen Waaren seitens der Schwarzen überwachen — um auch davon dem Könige einen Zoll zu



Frau vom Markte kommend.



Lamtamtschläger.

sichern — eine Peitsche, einen Hufeisenstock oder einen dicken Knüttel, welche alle durch Messingbeslag oder Schnitzereien verziert und gekennzeichnet sind.

Ich habe den König nur aus der Entfernung gesehen, als die Untergebenen bei seinem Herannahen sich vor ihm auf die Erde warfen; in dieser Lage, ohne zu ihm aufzublicken, verharrten sie, bis der ganze Zug vorüber war. Nach den einstimmigen Aussagen verschiedener vertrauenswürdiger Europäer, wie auch nach den Äußerungen Dr. Nachigal's, ist König Tofah ein kühner, reizbarer und grausamer afrikanischer Tyrann.

Als seiner Zeit Dr. Nachigal von Lagos aus Porto Novo besuchte, um die Lage der dortigen deutschen Handelshäuser kennen zu lernen, erwartete König Tofah, daß jener erst feierlich ausfragen würde, ob ihm der schwarze Fürst eine Audienz bewilligen würde. Das geschah aber nicht, sondern der deutsche Generalkonsul ging, da es gar nicht in seiner Absicht lag, den König kennen zu lernen, auf eine bringende Aufforderung des französischen Residenten mit

leichterem zum Könige, der jedoch eine sehr wenig gnädige Wiene bei der Visite zur Schau trug.

Dem französischen Residenten — damals einem Marineoffizier — steht eine kleinere Macht von 15 schwarzen Soldaten aus Senegambien zur Verfügung, ohne daß König Tofah viel Rücksicht auf jene Macht nimmt oder dieselbe bei Ausübung seiner Willkürlichkeiten fürchtet. Muß doch die schwarze französische Soldateska außerhalb der ummauerten Stadt laferieren!

Nur der kummmandierende Weige hat seinen Sitz in der Stadt selbst, oft ein Spielball der Vanden des Könige, welcher sich wohl bewußt ist, daß die Franzosen ihn nicht allzu schnell maßregeln können. Denn über Lagos werden die Engländer niemals ein französisches Kriegsschiff nach Porto Novo kommen lassen, andererseits kann durch den schmalen bei Ketten fließenden Creek keine erhebliche Macht durch französische Landungstruppen auf einmal entsandt werden. Da nun Frankreich bisher nicht mit dem nöthigen Nachdruck seinen Beiz zu regieren vermag, so ist es ihm

unmöglich, der Selbstüberhebung und Barbarei von Seiten des Königs Tofah zu steuern. Dieser Uebelstand ist für die anderen dort von Geschäften wegen weilenden Weißen, ganz besonders aber für die Deutschen sehr empfindlich. So hat der König einmal mehrere Wochen lang eine deutsche Gasterei für geschlossenen Tisch, so daß in derselben weder eingekauft noch verkauft werden durfte.

Nein durch Mitleid und tugend Ueberlegung gelang es einst einem deutschen Kaufmann, sich vor der Unbill und den drohenden Schlägen des angetrunknen Königs zu schützen und ihn ohne üble Folgen von sich fern zu halten, als Tofah ganz untermüthet an dem europäischen Waaren zu erpressen suchte. Als bei dem dadurch verursachten Vorn ein Theil des herbeigeeilten königlichen Harems sah, wie der Weiße entschlossen schien, nicht nur sein Leben, sondern auch die geringste körperliche Mißhandlung in böser Weise an ihrem gemeinschaftlichen Herrn zu rächen, suchten sie ihren todbenden Gatten zu beschwichtigen und abzuführen, was ihrem vielzähligen berebten Einflusse auch für dieses Mal gelang. Zur Verantwortung und Rechtfertigung wegen dieses „Palavers“ wurde König Tofah von französischer Seite nicht gezogen, weil das Protektorat damals zwar schon bestand, aber in Wirklichkeit noch nicht offiziell erklärt war.

Von einem anderen Herrscher in Porto Novo, dem etwa in der Nacht eine Art Straßenpolizei oblag, haben mir glaubenswerthe Deutsche keine Angaben gemacht; auch habe ich während eines zweimaligen längeren Rundganges in der Stadt zu nächstlicher Stunde nichts von einem „König der Nacht“ bemerkt.)

Die Straßen der Stadt sind eng und schnurgerad, bieten aber ebenso wie größere Marktplätze (welche denen des mittleren Sudan wie Vorn auffallend gleichen müssen) mit den einheimischen Produkte und europäischen Artikel feilhaltenden Weibern, mit den stridenden und flechtenden Männern, mit den feierlichen Begräbnissen der Mohammedaner ein buntes und bewegtes Bild.

Der König allein gekrönt sich außerhalb seiner Wohnung den Luxus europäischer Kleidung und einheimischer Holzsandalen oder gekleideter Felle. Seine Unterthanen haben kurze, bis zum Knie reichende Hosen, schlagen ein großes Tuch über die Schultern und tragen auf dem Haupte eine Art Kappe oder Zipfelmütze, die, wenn man sie aus weißem Zeug fertigt, der Kopfbedeckung weiterer inländischen Röhre oder Kombitoren gleichen würde. Die Frauen gehen mehr oder weniger in Lächer eingehüllt, mit den verschiedensten Abwechslungen im Faltentwurf. Gemeinsam ist ihnen allen das Tragen ihrer Sänglinge — oft auch dreijähriger Kinder —, die durch ein Tuch auf dem Rücken der Frau festgehalten werden, so daß die Arme der letzteren umgibt, jedliche Arbeit verrichten können. Will das Kind trinken, so wird es etwas seitlich herangeschoben.

Bei beiden Geschlechtern sind Fingerringe beliebt. Männer tragen mit besonderer Vorliebe um den Oberarm Ringe von Tauben- oder aus Glas, Thon oder Metall. Importirte Perlenketten sieht man seltener. Tagogen tragen

Mann und Frau auf dem nackten Körper um die Hüften Perlenhütre oder Seilgangelketten, auf Fäden gezogen, schmieglame und elastische Röhren, an denen allerlei Aumlette, wie Leopardenhäute oder Krallen, Mäuse oder Hölzchen verschiedener Form, als Schutzmittel gegen Krankheiten und Dämonen oder als Privatkeitszeichen hängen.

Männer schuuln sich seltener als die Frauen unterhalb der unteren Augenlider in Centimeter-Breite mit einem Bleierz, das vom oberen Riger über Vagos gekommen ist und durch ein Loch in der Haut gesteckt wird. Von dem auch dort vorkommenden Moschnethiere nimmt man ein Stüchchen Fell, um damit das pulverisirte Blei aufzutragen, wodurch man sich zugleich je nach Geschmack angenehmen parfümirt. Alle diese Schmuckutensilien bewahrt man in Nischen auf, die aus Ziegenfell hergestellt sind. Manchmal sieht diese Art der Färbung höchst interessant aus, da durch Anlegen derselben die dunkle Farbe der Regenbogenhaut (um die Pupille herum) sich von dem „Weißen des Auges“ noch mehr abhebt. Eine andere Art der Tatuierung wird wenig ausgeübt. Doch sieht man bei vielen Vertretern beider Geschlechter auf jeder Wade drei nach dem Rundwinkel hinziehende narbige Einschnitte. Die Träger dieser Zeichen gehören meist dem Stamme der Yoruba an, deren Idiom auch als das hauptsächlich gesprochene anzusehen ist. Als Umgangssprache mit den Weißen bedienen sich die bedeutendsten schwarzen Händler trotz der französischen Besitzergreifung des Englischen.

Bei einigen Völkern fanden sich auch (lange des Nigars) auf beiden Seiten quer und kreuzweise laufende Narben vor, welche durch Einreiben eines schwarzen Rasthaars besonders hervortreten. Als Schmuck in den Ohren trägt das weibliche Geschlecht in den allmählich ausgeweiteten Ohrschlägen markthüßgroße rothgefärbte Holzstüchchen.

Die in Porto Novo gemischt wohnenden Stämme der Yoruba, Popo und Ewe sind von äußerst vortheilhaftem Wuchs: selten sind ihre Nasen hervorragend aufgeführt oder haben sie platte Füße oder leiden an Wadenlosigkeit. Im Ueberricht, man findet eine Menge anziehender Gesichter, die auch von Intelligenz zeugen. Doch läßt bei ihnen die Keiligkeit sehr viel zu wünschen übrig.

Die männlichen Vertreter des Islam kleiden sich abweichend von der eben beschriebenen Tracht. Ältere Mohammedaner pflegen sich das Haupt mit langen schmalen Tüchern turbanartig zu umwickeln, von denen eine Torte unter dem Kinn hindurchgeführt. Am Oberkörper tragen sie faltenreiche Hemden mit weiten Ärmeln. Das zu oberst getragene Gewand ist meist aus heimischem Zeug angefertigt und auf der linken Brustseite mit zahlreichen Stickereien versehen, ebenso wie ihre Hosenböhlen. Verschönerungen von Einreue, Sterne und Arabesken werden meist als Muster gewählt und vorwiegend in Grün ausgeführt. An den Hüften tragen sie Lederhülle oder Holzandalen, welche beim Betreten einer Moschee abgelegt werden. Der Preis eines solchen mohammedanischen besetzten Anzuges beläuft sich auf mehr als 100 Mark.

Er begegnet uns einzeln der schwarze Muselman, nach Weise der Katholiken eine Art Rosenkranz an bunter Schnur



Frauen mit Schnüren um den Hüften.

1) Von einem solchen berichtet H. Zeller in seinen „Fortsetzungserien in der deutschen Kolonial-Gesellschaft“ I, S. 66. Red.

durch die Finger ziehend, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß derselbe Suren aus dem Koraan herleitet. Treffen geringere auf mächtigere Glaubensgenossen, so fallen sie in die Knie, beugen den Kopf bis zur Erde und eine endlos lange Unterhaltung beginnt mit einem untergeordneten Gruß, der quäbisi erwidert wird. Bei bedeutend höher Stehenden ist die Ceremonie nur eine kurze. Sonst aber macht die Frage: „wie geht's deinen Kindern?“ den Anfang; es folgt die Erlaubung nach dem „ältesten Sohne“, im Speziellen nach den „Frauen“ und den „Viehherden“. Hat der Fragende geendigt, so beginnt seitens des Gefragten das gleiche Spiel. In Bezug auf den Gruß der Weiber gegen ihre Glaubensbrüder glaube ich das Gleiche bemerkt zu haben; jedenfalls habe ich sie gegen höher gestellte Mohammedanerinnen, die ebenso wenig wie die Anderen verschleiert gehen, den Fußfall machen sehen.

Die Weissen betreiben hier nur Engros-Geschäfte, indem sie die üblichen und bekannten Waaren einführen, welche aus dem afrikanischen Markt für Waarenprodukte gefordert werden. Unter sich sieht man die Schwarzen neben Stroh-hölzern, Thonwaaren wie Teller, Tassen, Töpfen, Messer, Bindfaden, Tabak, Ziegen auch einheimische Sachen ver-lausen: Erdnüsse, Mais, Pflaumen, Erbsen, Bohnen, Zucker-rohr, geräucherter Fisch; ferner selbst geschnittene Strohmatten und Pflaster mit einem tollkühnen Rande, so daß sie sowohl als Regen-, als auch als Sonnenschirm sehr praktisch sind. Außerdem verfertigen sie aus dem Bast der Fijung oder Savannengräser sehr dauerhafte größere und kleinere Körbe, Matten und Decken, aus Palmrinden Stühle, aus Rindenellen große Räder und Schuhe, welche geschmackvolle Stulereien aufweisen. Der in Porto Novo anässige Weiße sucht wohl dann und wann derartig ethno-graphisch wichtige Dinge zu sammeln, aber als ein Handels-zweig kann ein derartiger Kauf nicht bezeichnet werden.

Der Schwarze arbeitet auch aus Kupfer Räder und Messer, welche mit subtilen Eingravirungen versehen sind oder auch eiselnit werden. Schmiedeten sie früher Ringe aus Silber, das aus dem nördlichen Inneren kam, so sammeln sie heutzutage das von Weissen in ziemlicher Menge importierte englische Silbergeld in selbst gebrannten thöner-nen Gefäßen ein, schneiden in Holzstücke Rinnen, aus denen sie dann das ausgeflossene, saure erstarre Metall nehmen und zu Finger- oder Armingen verarbeiten. Außerst geschmackvoll sind die Ringe geriffelt und verziert. Dabei be-dienen sie sich der Säure zerschnittener Limonenschneiben, um durch Reiben eine Politur des Kupfers zu erzielen. In gleicher Weise stellen sie aus Kupfer, Bleierz oder einer Metallmischung ihre Gefäßfiguren her.

Kann man in den Straßen von Porto Novo die Regier bei ihren einzelnen Beschäftigungen beobachten, die ihnen im kleinen Maße ein gewisses Verdienst sichern, so trifft man auf freieren Plätzen auch ihre Doktor mit den vor ihnen auf Matten ausgebreiteten Instrumenten. Kleinere Messer, eiserne Spizen, zum Schröpfen bestimmte kleine Hörnchen von Ziegen, Antilopen oder Gazellen, Schmir, Kräuter und Tränkschen machen ihren medicinischen Apparat aus. Derselbe wird von der großen Menge und den Patienten, die sich an Ort und Stelle von ihnen behandeln lassen, mit Ehrfurcht angefaßt.

Weil an barem Gelde das Silber dem Gelde bei Weitem vorgezogen wird, so ist im Kleinhandel neben Silber große Nachfrage nach Kauri-Muscheln. Es werden diese kleinen, 2 cm langen, gelblichweißen Porzellanmuscheln der Kamtschmoneta (Cypraea moneta) aus dem Indischen Ocean in Säden von der Ostküste Afrikas aus dem Senegal um das Kupf der guten Hoffnung herumgebracht. Solch ein

importierter Kauri, der 24 000 Stück enthalten soll, kostet den Weissen in Porto Novo etwa 9 Mark. An diesem Orte werden aber 2000 Stück einer Kauri gleich gerechnet, so daß der Kaufmann einen Reingewinn von 25 Proc. erzielt. 20 000 Kauri machen einen kleineren Sad an, wogegen man in der Jorubasprache okekan nennt (oko, Sad, okian, einer).

2000 Kauri heißen egbah = 1 bead

40 „ „ ogaji = 1 string
200 „ „ igbawo = 5 „

40 Kauri würden also einen Werth von zwei Pfennigen repräsentiren. Und doch sieht man oft ein paar Kauri die Marktweiber feilschen! Ein anderes heiteres Bild kann man oft beobachten, wenn die Händlerinnen Abends bei einer Lellampe, deren Inhalt, dickflüssiges Palmöl, einen Docht von Baumwolle preßt, ihren Tagesverdienst zusammen-rechnen und mit Reid bei Anderen einen reichhaltigeren Erfolg wahrnehmen. Daß es dabei auch nicht an Weiber-geheiß und Geleise, Gezänk und Geschimpf fehlt, braucht kaum bemerkt zu werden.

Hat Schachern und Handeln sein Ende erreicht, so suchen sich die Regier in Porto Novo durch Spiel und Tanz zu ergötzen. Klappernde Schellen, die im ausgehöhlten Calabassen gehängt sind, der einformige Ton des Taumtan oder der laute Rhythmus einer größeren Trommel er-müden das Ohr des Europäers. Weiber habe ich nicht tanzen sehen; doch wird es in gleicher Weise der Fall sein, wie bei anderen Negervölkern. Sehr beliebt ist ein Brett-spiel, das von selten mehr als zwei Personen mit Wäffen, Kernen, Muscheln oder Steinen gespielt wird. Aus weichem Holze schneidet man ein ca. 25 cm breites und 1 m langes Brett, welches dann zu zwei Reihen mit je sechs faustgroßen Ausbühlungen versehen ist. Die Spieler setzen dann mehrere Steine in die ersten Röhren und scheinen sich dann analog unserem Dammbrettspiel zu schlagen zu suchen; doch vermag ich nicht genauer die Punkte des Spiels anzugeben.

Als Arbeiter für die Weissen werden in den Faktorien auch in Porto Novo Krueger von der libanionischen oder Pfefferküste verwendet, welche aber nach Jahresfrist ihrer Heimath wieder zufließen. Dagegen haben sich aus Afrika und von der Goldküste einige Kanti angesiedelt, um sich durch Ausbildung eines Handwerkes einen Verdienst zu er-worben. Einige sind mit Porto-Novo-Frauen verheirathet, andere haben sich aus ihrer Heimath ihre Weiber nachkommen lassen. Oft genug sind noch Wima, welche aus der Goldküste stammen, beim Verladen der Schiffe thätig: ein Stamm, der ebenso schmutzig als träge ist, so daß bei eiliger Arbeit gar häufig noch Porto-Novo-Neger herangezogen werden müssen. Da es sich hierbei um Völkern von Waaren aus Europa und Läden von einheimischen Produkten han-delt, die vom Vagantenstolz der Faktorei oder umgekehrt transportirt werden müssen, so haben der besseren Kontrolle wegen einige Faktoreien Münzen oder Marken mit ihrer Firma prägen lassen, deren einzelner Werth einer einzelnen Arbeitsleistung entspricht. Halbweidliche Jungen und Frauen mit ihren Kindern drängen sich dann, um zuletzt die er-worbenen Geldstücke entweder gegen Waaren und Kauri-muscheln einzutauschen, oder sie, da dieselben durchgehört sind, auf Fäden zu ziehen und als Halskette zu tragen.

Wie schon bemerkt, sind die Monate Juli bis Anfang Oktober die regnerischen, daher auch die kältesten. Damit hängt auch die in diesen Monaten beobachtete größere Sterblichkeit der Schwarzen und die leichtere Disposition der Weissen zu Erkrankungen zusammen. Unenträglich

trocken und heiß soll es im December, Januar und Februar sein, wo Nachts ein heisser, Sand mit sich führender Wüstenwind, der Harmattan, und tagsüber nur eine unbedeutende Strebse weht. Während meiner Anwesenheit in Porto Novo im Juli schwante das Thermometer zwischen 26° und 31° C. Die dort anfassigen Reigen hatten meines Erachtens zumest ein ungesundes, gelbliches Kolorit.

Außerhalb der Stadt Porto Novo sehen wir auf dem fetten lörmigen Schuttboden Kulturgewächse üppig gedeihen. In großen Reihen sind die Vegetationsformen hier vor uns ausgebreitet. Zunächst bemerken wir Weizen, an denen verhältnismäßig großes Kündweiz, viele Schale und Ziegen weiden; weiter dem Inneren zu steigt der Boden allmählich an und weiß schöne Palmenhaine auf, während im Hintergrunde der tropische Hochwald das Bild abschließt. Wie der Jäger in dem Schilde der Vagunen auf reiche Beute an Wildenten rechnen kann, ganz abgesehen davon, daß er zum Schusse auf Krotobile kommen kann, die hier wegen des Reichthums der Vagune den Menschen weniger gefährlich sein sollen, so ist dem Jäger und vorsichtigen Schützen stets gute Jagd an Rebhühnern im Felde, an Wildtauben und Affen in den Palmenkonen, an scheuen Antilopen und flüchtigen Gazellen, listigen Fuchshunden und besessenen Leoparden im Umrade zu garantiren. Tagsüber sieht man auch an den Baumzweigen vereinzelt stehender Baumwoll- und Affenbrotkäume eine Unzahl fliegender Hunde hängen, die Nachts mit viel lautenäullichem Geschrei in den Anpflanzungen der Pflanzengärten oft großen Schaden thun.

Will man jedoch ein gutes Pelzwerk oder einen vollständigen Balg oder ein möglichst wenig ladirtes Skelett seiner Thiere erlangen, so muß man immer selbst zum Gewehr greifen, da die Eingeborenen die Klauen, Duse oder Krallen gern als Amulette und Fetische für sich selbst behalten und in roher Weise vom übrigen Körper trennen.

Während meiner Anwesenheit ereignete sich bei solch einem Jagdzuge leider ein unangenehmer Zwischenfall: Ein eifriger und ausgezeichneter Schütze deutscher Nationalität, der niemals ohne erhebliche Jagdtrophäen heimzukehren pflegte, war bei einem Auszuge auf der Vagune seines Gewehres und Geldes, seiner Uhr und Beute (15 Enten) beraubt. Im schwankenden Canoe zwischen Schiff und Moor sah er sich plötzlich vielen Schwarzen gegenüber; er mußte, weil er allein war, der Uebermacht weichen und sich in sein Schidial ergeben. Der französische Resident hat auf energisches Drängen der Deutschen die Hauptplattener ansehnlich zu machen gewußt und sie mit Schlägen angeblich bestraft, ohne daß König Zofah remonstrieren hätte. Auch wurde der Weise wieder in den Besitz seines geraubten Eigenthumes gesetzt.

Aus all dem bisher von Porto Novo Bekannten können wir erkennen, daß nicht nur über den düsternen Wäldern und über dem geheimnißvollen Inneren Africas ein schwer durchdringlicher Schleier ruht, der Diebstahl, Raub und Mord verhüllt, sondern daß auch nahe der Küste gelegentlich alte Sitten der Eingeborenen zum Durchbruch kommen, welche abzuschaffen das Ziel aller civilisirten Nationen sein muß.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

VII.)

Ko. Die Reisenden verließen Kairuan wieder in Begleitung der topographischen Brigade und unter der Eskorte einer Kompanie, welche der unsichere Zustand im südlichen Tunesien noch nöthig machte. In einer guten Stunde erreichte die Kolonne das vollständig ausgeetrodnete Bett des Ued Zerud, welches die Kameele ohne große Schwierigkeit überschreiten, nur einige Tamarindenstämme und einige verkümmerte Oleanderbüsche deuten an, daß hier sonst Wasser fließt. Auf der anderen Seite geht es weiter durch den Buschwald, einer kaum erkennbaren Pfadspur folgend, durch völlig unbewohnten Land. Dann und wann erkennt man in der Ferne Mauerreste, aber wenn die Archäologen im Galopp hinein, sind es die Trümmer irgend eines Gurdio oder eines Oekonomiegebäudes aus neuer Zeit. Gegen 2 Uhr wird der erste Vagerplatz erreicht, der Henschir Dab'sch el-Ain, aber auch hier sind die Ruinen sehr unbedeutend, ein halberstörtes Mausoleum, halb ausgefüllte Wasserbehälter, weiterhin ein paar Mauerreste ohne erkennbare Form. Ein paar Quellen von geringer Wasserfülle und mit schwach salzigem Wasser haben der Stelle den Namen gegeben, der sich übrigens auch an einer nicht weit entfernten Lokalität an der Straße nach Gaffa findet.

Am anderen Morgen geht es wieder durch die Einöde weiter, aber bald belohnt die Entdeckung einer wohl erhaltenen Römerstraße den Eifer der Reisenden. Es ist die alte

Straße von Thysdrus (el-Djshem) nach Zicca Beneria (Kef) durch das Thal des Merdsch el-Lil, deren genauere Richtung bis heute noch unbekannt war. Man konnte ihr leider nicht folgen, sondern mußte sie gerade kreuzen. In geringer Entfernung davon war ein Brunnen ganz mit den Trümmern antiker Werkstücke gebaut, aber woher sie stammen mögen, blieb unklar, denn auf viele Stunden im Umkreise kennt man keine antike Trümmerstätte. Wenig weiter traf man ein ausgebreitetes Kaktusbüschel, dessen reife Früchte den arabischen Theil der Karawane so sehr anzogen, daß man sie kaum weiter bringen konnte. Die Franzosen konnten sich mit der faden, fernreichlichen Frucht nicht befremden; man lernt sie, wie so manche andere südliche Speise, erst bei längerem Aufenthalt am Mittelmeere schätzen. Bei der Knecht der Sidi bu-Ahmer Hadjela wurde auf einem mit Ninnen bedeckten, kleinen Plateau übernachtet; auch hier findet sich nichts Interessantes.

Der dritte Tag bringt nur eine ganz kurze Etappe zu einigen Dglets (Wasserlöchern), die man nicht eigentlich als Brunnen bezeichnen kann; es ist Nachts erheblich kalt und die Soldaten zünden gewaltige Feuer an, um sich zu erwärmen. Die Reisenden besuchen mit Ali und zwei Soldaten die nahegelegenen Trümmer der Soupa des Sidi Mohammed el-Gebini und erkennen sie als die Reste einer christlichen Basilika aus der späteren Kaiserzeit mit einer dreifachen Apsis im Glockenthor. Am anderen Morgen wird schon früh aufgebrochen und gegen 11 Uhr

¹⁾ Vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 353.

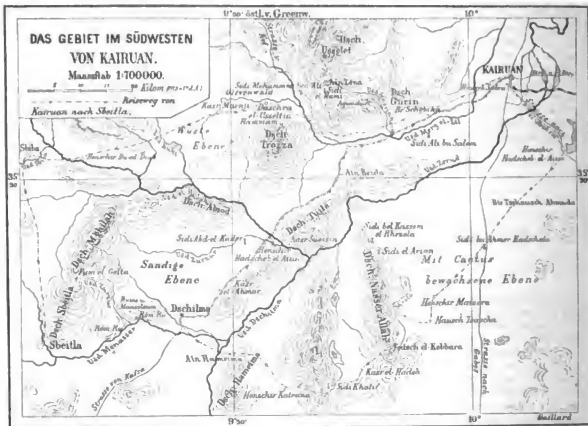
Globus XLIX. Nr. 16.

das Reiseziel, der Henschir Raizera (Raizra) erreicht, die Reste einer kleinen Festung, wahrscheinlich aus der Zeit der Vandalen oder Justinian's, mit einem noch wohl erhaltenen, 40 m tiefen Brunnen. Kaum ist das Zelt aufgeschlagen, so brechen die Reisenden schon wieder zu einem Ausfluge nach Süden auf, wo die Metropole von Hausch-Tafsa zu einem Besuche loht. Bald erkennen sie auch im Buschwalde die vieredigen Grabhügel, ganz ähnlich denen von Sidi el-Dani und Kasf Talga. Die meisten Mausoleen sind indess Halbkugeln aus Blockwerk, welche der Länge nach auf einem Unterbau von zwei oder drei Stufen liegen; sie sind länglich ausgeplündert, aber genauer Grabgruben könnten unter Umständen doch noch gute Resultate ergeben. Dazwischen stehen aber auch vieredige, zweistöckige Denkmäler, ebenfalls aus Blockwerk, aber mit einem dicken Stude überzogen, aus welchem Pilaster, Nischen und andere Ornamente gebildet sind. Das untere Stockwerk

enthält die Grabkammern, das obere eine Nische, in welcher früher die Bildsäule des Verstorbenen stand. 200 m entfernt liegen die Reste einer ausgedehnten Ansiedlung, eine rechteckige Umfassungsmauer, ein Wasserbassin und ein paar Brunnen: es ließ sich aber auch nicht die geringste Andeutung über die antiken Namen des Ortes entdecken.

Die folgende Etappe war Ain Mrota am Fuße des gleichnamigen Berges, umgeben von ausgedehnten Kaktuspflanzungen, in denen ein paar Reiserschütten der Eingeborenen standen. Rechts vom Lager öffnet sich eine enge, schmale Schlucht, in welcher ein schwacher Faden salzigen Wassers floß; die Quelle liegt 2 km weiter oben im Gebirge, giebt aber augenblicklich so wenig Wasser, daß die Soldaten einen Damm aufwerfen mußten, um wenigstens die Thiere tränken zu können.

Dier wird Neujahr gefeiert und die feste Gans geschlachtet, welche die Reisenden schon seit Monastir mit sich



herumführen; die Soldaten erhalten eine Extralohnung und wer Geld hat, kann von den italienischen Händler, welcher der Kolonne seit Kairuan folgt, sogar alle möglichen Weine erhalten, die freilich sämtlich aus einem Kasse stammen und von den der Chemie tugendigen Mitgliedern der Expedition mit gelindem Schander betrachtet werden. Auch die Araber, obgleich ihr Jahr zu einer anderen Zeit beginnt, sind klug und civilisirt genug, um die Bedeutung des Festes zu begreifen, und verlangen mit solcher Ausdauer ihr „Grennes“, daß die Reisenden nicht umhin können, ihnen ein kleines Ballschisch zu bewilligen.

Die Lagerstätte bei Ain Mrota lieferte einen prächtigen Beweis, mit welcher Sorgfalt die Römer selbst die kleinsten Wasserfäden nutzbar zu machen verstanden, und erklärt, warum diese heute wüstenartigen Steppen einmal ein blühendes Kulturleben ernähren konnten, ohne daß die klima-

tischen Bedingungen damals andere waren als jetzt. Die Quelle, die freilich im Winter Räder sprudeln mag, wurde durch einen in den Felsen gehauenen Kanal zu einem Staudamme geführt, dessen aus Bruchsteinen aufgeführte und mit Blockwerk ausgekleidete Mauern noch aufrecht standen, und von hier aus führte eine Wasserleitung das gesammelte Wasser am Berghange hin bis zum Henschir el-Damel und vielleicht sogar bis Hausch Tafsa. Alle Kamine auf dem Wege waren sorgsam überbrückt. Ähnliche Sammelbassins und kleine Leitungen findet man überall und man könnte nichts Besseres thun, als sie wieder in Stand setzen. Sie haben fungirt bis zum Einfall der Vandalen oder wahrscheinlich bis nach dem Untergange des Vandalenreiches, denn diese Eroberer hielten das Land im Stande. Erst als nach Vellisar's Sieg die wilden Bergberber Herren wurden, brachen sie vom Tifgebel Hisslet herunter über diese

Ebenen herein und zerstörten alle Spuren der Kultur; dem Araber aber war die Steppenebene, die sich im Winter mit üppigem Grün bedeckte und seinen Herden eine prächtige Weide bot, willkommener als Gärten und Fruchtgefilde, und so blieb das Land als Einöde liegen bis auf unsere Tage. Aber der Boden hat seine alte Fruchtbarkeit bewahrt und unter einer vernünftigen Regierung wird er wieder reiche Ernten bringen.

Am 3. Januar zog die Kolonne durch sich immer gleich bleibendes Land nach Fed sch el-Kebbara, wo sich eine Art natürlicher Cisterne befindet, und von da am folgenden Tage nach der Kubbah des Sidi Khalif. Hier beginnt ein wichtiges Defilé, zu dessen Verteidigung schon die Byzantiner ein Schutzwerk errichtet hatten, dessen Trümmer noch erhalten sind. Die enge, steilwandige Schlucht wird von einem Dache durchrieselt, den dichten Gebüsch verhillt; ein paar hohe Palmen erinnerten an bessere Zeiten und dienten Schwärmen von kleinen Vögeln zum Aufenthalt. Aber auch dieser Bach führte magnesiabaltiges Wasser, und Suppe wie Kaffee wollten bei aller Gefährlichkeit des Rochs nicht sonderlich schmecken.

Am anderen Morgen wurde das Defilé durchzogen; der einzige Ausgang schlängelte sich in steilen Serpentinum am Abhange empor, so daß ihn kaum zwei Personen auf einmal passieren konnten. Doch gelang es, die gefährliche Stelle ohne jeden Unfallsfall zu überschreiten, und nach einer Stunde etwa befand sich die ganze Karawane auf dem Plateau, das sich langsam gegen eine ungeheure Ebene hin senkte. Aus dem Dickicht der dornigen Krustbeerbüsche blickten ein paar Mauertürme hervor und die beiden

einmal brachten ein paar Gazellen etwas Leben in die Scene, aber sie waren verschwunden, ehe nur Jemand sein Gewehr schußfertig machen konnte.

Erst ziemlich spät wurde An Hammeima, die einzige Quelle weit und breit, erreicht, deren Wasser zwar spärlich, aber doch endlich wieder einmal klar und süß war und an dem man sich zum ersten Male einmal wieder seit Wochen satt trinken konnte. Hier trennte sich die topographische Brigade von den beiden Archäologen und wandte sich südwärts, während Cagnat und Saladin dem französischen Vager zuritten, das in geringer Entfernung bei Dschilma aufgeschlagen war. Nur von ihren drei arabischen Dienern begleitet, passierten sie mit einiger Schwierigkeit den Schlammboden, welchen der ausgetrocknete Fluß hinterlassen hat, und streben einem Gebäude zu, das Ali für das Karawanenlager von Dschilma erklärt,



Sauwa Sidi-Mohammed el-Gebui. (Nach einer Photographie.)

während es den Reisenden als die Ruine eines noch ziemlich wohl erhaltenen Tempels erscheint. Ein französischer Officier, der den Van leitete, hat die originale Idee gehabt, ihm eine antike Fronte zu geben, deren einzelne Architekturstücke von den Trümmern des umliegenden zusammengeholt sind; er hat aber den Schnitzer begangen, eine Säule in die Mitte des Frontons zu setzen, wovon dem Architekten natürlich die Haare zu Berge stiegen.



Mausoleum in Haus Tajsha. (Nach einer Photographie.)

Archäologen ließen ihre Escorte allein weiter ziehen und eilten einem häusartigen Gebäude zu, das sich bei genauerer Betrachtung als der Ueberrest eines Mausoleums erwies, an dessen Fuße noch die Trümmer einer schön gearbeiteten Statue lagen. Die übrigen Reste, welche von den Eingeborenen Denshir Katrana genannt werden, erwiesen sich als die Ruinen eines unbedeutenden Oekonomiehofes, und ziemlich enttäuscht kehrten die Reisenden zu ihrer Escorte zurück, welche am Fuße des Dschebel Zuber (oder Hammeima) über die völlig kahle Ebene dahinzog. Nur

Dschilma liegt nicht besonders interessant inmitten einer Ebene, welche nach Nordost vom Tuila und vom Trozza, nach Nordwest vom Ngilah begrenzt wird; Krustbeerbüsche erfüllen mit Ausnahme des von den Franzosen angelegten Gartens die ganze Umgebung, aber in allen Richtungen finden sich Mauerreste, die auf eine andere Beschaffenheit im Alterthume hindeuten. Eine ganze Woche

durchstreifen die beiden Forscher, welche in dem noch unbekannten Vagarethe ein gutes Quartier gefunden haben, die Umgebung, aber sie finden auch hier nur die Trümmer landwirtschaftlicher Gebäude, von denen aus vielleicht einst die ganze Domäne durch Sklaven bewirtschaftet wurde, nicht eine Spur von Ueberresten, die künstlerischen oder wissenschaftlichen Werth gehabt hätte. Sie wären darum gern nach dem nur einige zwanzig Kilometer entfernten Sbeitla aufgebrochen, dessen Erforschung auch auf ihrem Reiseprogramme stand, aber es war ihnen vorgeschrieben,



Die Treppe des Mausoleums von Sidi el-Bach. (Nach einer Zeichnung von Saladin.)

möglichst das ganze Terrain zu erforschen, und sie mußten darum auf einem anderen Wege nach Kairnan zurück und von da durch raubes und unfruchtbares Land nach Ebiha, wo die zu den Ausgrabungen nötigen Vorrichtungen sie erwarteten. So brachen sie schon ganz früh am Morgen auf, um das 46 km entfernte Ain Weida zeitig zu erreichen; vier Späße sicherten den nötigen Respekt bei den Araberstämmen. Sie passierten die Trümmer einer kleinen byzantinischen Kirche, von den Arabern Kasr el-Ahmar, das rote Schloß, genannt, dann einen förmlichen Wald wilder Delbäume, die ersten Bäume, welche seit sie Kairnan verlassen, und frühstücken an einer Quelle, die auch wieder Hadjeb el-Ain heißt. Diese ist aber wasserreicher als ihre gleichnamige Schwester an der Straße nach el-Tscham und giebt einem nie versiegenden Bache den Ursprung; Trümmer einer römischen Festigung beweisen, daß sie schon im Alterthume von Bedeutung war. Auch hier standen wilde Delbäume und das Land war weniger oder als in der Küstenzone; mehrfach traf man friedlich weidende Herden mit ihren Hirten. Der Ueb Jazur wird erreicht und bald nachher der Uad Zerub, mit dem sich der erste wenig unterhalb vereinigt; beide sind noch ganz wasserreicher. Dann geht es weiter, immer dem Abhange des Tula entlang, von dem unzählige Ravins herabziehen und den Pfad kreuzen, nur einmal sieht man die Reste eines

unbedeutenden Römersorts, Kasr Suëssu, aber es bleibt keine Zeit zum Untersuchen, wenn man noch vor Nacht das Reiseziel erreichen will. Endlich erscheint das Gehäß von Kallus und Oliven, hinter welchem das ersehnte Ain Weida liegt, und die Zelte werden am Rande eines Sumpfes aufgeschlagen, in welchem zahlreiche Frösche für Nachtmusik sorgen. Die Araber zünden ihr Feuer in einer antiken Cisterne an, die ihnen Schutz vor der kalten Nachtluft bietet.

Manche Autoren setzen Ain Weida an die Stelle von Kande Regia; aber die Ruinen scheinen den Reisenden denn doch nicht angedeutet genug für diese immerhin ziemlich bedeutende Stadt. Die Karawane bricht darum ziemlich früh auf, um bei guter Zeit das nur 24 km entfernte Kairnan zu erreichen. Bald bemerkt man, daß man sich bewohnten Orten nähert; ein Arm des Werdj el-Kil ist abgeleitet und bewässert einige Gerstenfelder, man begegnet einzelnen Arabern, ein toller Heiß liegt am Wege, alles Sagen, die in der Wüste so leicht nicht vorfinden. Am Brunnen von Schebila wird ein langer Dast gemacht und gefrühstückt, eine Stunde später ist Kairnan erreicht. Indes die Reisenden denken nicht daran, ihr altes Quartier diesmal auf längere Zeit zu beziehen; in aller Eile werden die nöthigsten Geschäfte besorgt und schon der andere Morgen sieht sie wieder bereit zum Aufbruche nach Ebiha.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. Brinder.

II. Die Buschmänner.

Die Buschmänner finden sich im Groß-Namalande nur vereinzelt und auch im Damralande nur in wenigen Familien, anger im Nordosten des Landes. Ihr Hauptwohnort ist die Kalihari-Wüste und der ganze wasserlose Distrikt, der sich zwischen Damraland und Ngami-See bis hoch hinauf nach Norden hinzieht. Hier fühlt sich der Buschmann in seinem Elemente. Wo es ein Europäer keine fünf Tage aushalten könnte, kann der Buschmann recht ungekört seines Lebens sich freuen. Wasser scheint er gar nicht zu bedürfen. Wenige flache Wurzeln, Kanten und Knollen genügen ihm; Vögel, Mäuse und sonstiges Gehir wehrt er geschickt zu fangen und zur Nahrung zu bereiten, selbst Honig und allerlei Süßigkeit weiß er in der Wüste aufzuspiiren. Ein Uebach hat er nicht und mag er nicht; frei schwärmt er in der Wüste umher, kaum daß er dann und wann in Erdhöhlen sich aufhält. Der Wüstenreisende gewahrt nirgend eine menschliche Wohnung, nirgend eine Spur menschlichen Daseins, und siehe, plötzlich sieht er sich umgeben von einer Anzahl Buschmänner, als wären sie unmittelbar aus der Erde hervorgetreten. Klein, unter mit vollen Formen, schmächtig, fast nackt, mit Hagen und verzögerten Pfeilen im Körper erscheinen die Männer; die Frauen ausgezeichnet durch Häßlichkeit und unwillige Hinterbacken, ihre Kinder in Karossen (Stellen) auf dem Rücken tragend. Dem Fremden nähern sie sich vorsichtig und misstrauisch. Auf seine Fragen gehen sie nur ungenügende oder gar keine Antwort. Auch für die verlockendsten Geschenke verachten sie nichts vom Zustande ihres Landes und ihrer Lebensweise, am wenigsten vom

Wasser, wenn irgendwo in einer Felspalte oder Schlucht etwas vorhanden sein sollte.

Die echten Buschmänner sprechen eine eigenthümliche gurgelnde und näselnde Sprache mit Schnalzlauten, die in der Regel gebildet werden. Von der Namaspache ist sie sehr verschieden, denn ohne Dolmetscher versteht sie kein Namahottentotte. Doch soll in einigen Dialekten der Buschmannsprache sich manche Ähnlichkeit mit der Namaspache finden. Ein Europäer wird sie schwerlich lernen, eben um des Mißtrauens willen, welches ihm der Buschmann entgegen bringt. Gelingt es auch einmal einem Europäer, sich die Fremdsprache eines Buschmannes zu erwerben, so wird er ihm zwar nach Kräften beistehen und ihm von seiner päpstlichen Klost halbes, aber schwerlich wird er ihn in die Geheimnisse seiner Sprache einführen.

Es sind neuerdings im mittleren Afrika zwergartige, in Wäldern wohnende Völker bekannt geworden, die sogenannten Batua, deren Anzahl noch nicht bestimmt werden kann. Diese Batua sind nach unserer Ansicht nichts anderes als Buschmänner. Wir hatten die Buschmänner-Batua für die Ureinwohner des mittleren und südlichen Afrika. Nach ihnen kamen andere rothe Völker, die Hottentotten, und danach erst kamen die schwarzen Bantu-Völker. Alle diese Nationen sind vom Norden her nach dem Süden vorgezogen und haben alle ihre Zeit des Wachstums, der Größe und des Verfalls gehabt. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, wie die schwarze als die härtere Rasse nach und nach alle rothen Völker unterdrückt hat und noch ferner unterdrücken wird, bis sie selbst

durch das noch stärkere europäische Element zu Grunde gehen wird.

Unsere Völker haben nachweisbar die Eigenthümlichkeit, daß sie Gestalt und Form der Hausthiere und stülpchenpflanzen in zunehmendem Maße verlieren. Rinder, Esel, Ziegen, Schafe, wenn sie nicht immer wieder durch neu eingeführte fremde Gattungen aufgefrischt (verbastert) werden, verlieren von ihrer Größe und Triebkraft und werden zwerghaft; dabei bleiben sie jedoch zähe und ausdauernd. Sämereien von Gartengewächsen müssen alle drei bis vier Jahre neu aus der Kapkolonie bezogen werden, sonst werden sie zu klein und die Pflanzen zu schwach und zierlich. Mit den Menschen verhält es sich ebenso. Die Bushmänner sind im Laufe der Zeit zu halben Zwergen, aber zähe und ausdauernd geworden. Die Hottentotten sind auf dem Wege, dasselbe Schicksal der Verkleinerung zu erleiden; sie würden auch an Zähigkeit und Ausdauer zunehmen, wenn nicht die europäische Kultur ihnen Genüsse verschafft hätte, die das gerade Gegentheil bewirken. Auch die Bantuvölker werden diesem Schicksale nicht entgehen.

Der Gedanke liegt nahe und ist vielfach ausgesprochen, daß die Bushmänner oder Batus überhaupt gar kein selbstständiges Geschlecht, sondern nichts als herabgekommene Hottentottenstämme seien. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß einzelne arme Hottentotten mit ihren Familien ganz in die Art und Lebensweise der Bushmänner eingegangen und zu Bushmännern geworden sind. Auch das ist richtig, daß bei Kreuzungen zwischen Hottentotte und Bushmann die Kinder durchgängig die Bushmannnatur an sich tragen. Um letzteren aber muß man sagen, daß die echten Bushmänner sich gänzlich von allem Verkehre mit anderen Völkern fern zu halten pflegen, was keineswegs auf eine nahe Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit schließen läßt. Wenn sich in der Bushmannsprache hier und da Ähnlichkeiten mit der Namaspache finden sollten, so ist das kein Beweis für die ursprüngliche Einheit beider Sprachen. Beide Sprachen haben gewiß lange Zeit unmittelbar neben einander bestanden und manches von einander herübergenommen. Uebrigens ist die Bushmannsprache noch zu wenig bekannt und wird auch wohl für's erste nicht viel bekannt werden, um Bestimmtes darüber sagen zu können. Interessant wäre es zu wissen, ob zwischen der Sprache der Bushmänner in der Kalihari und ihren nördlichen Aeltern und der Sprache der Batus im mittleren Afrika irgend welche Ähnlichkeit besteht, oder ob die Batus sich die Sprache der umwohnenden Bantuvölker angeeignet haben, ebenso wie die Bergdama die Sprache der Hottentotten.

III. Die Bergdama.

Die Bergdama (auch wohl Schuupdama, und von den Nama Hau-Khoim! genannt) sind ein räthselhaftes Völkchen, jetzt nur noch höchstens 60 000 Seelen zählend, und von allen übrigen Bewohnern des Landes höchlich verachtet. Sie leben wie eine Art Baria mitten unter den Herero und den Hottentotten, sprechen die Hottentottensprache, wiewohl mit einem etwas fremden Accent, haben zum Theil auch die Sitten und Gebräuche der Hottentotten angenommen, dabei aber doch allerlei Eigenthümlichkeiten behalten. So z. B. ist bei ihnen das Abschneiden des halben linken Fingers der linken Hand allgemein; sie befehlen sich mit allerlei Zauberkram, wovon die Hottentotten nichts wissen, geben ihre Mädchen von 8 bis 10 Jahren in die Ehe, haben äußerst lockere und unästhetische Familienverhältnisse und sind ungemein tief in Fleischlichkeit ver-

sunken. Das Völkchen des Hanfrauchens haben sie mit den Hottentotten gemein; ebenso auch die Unlust, sich mit Viehzucht zu beschäftigen; dagegen haben sie Neigung und Geschick zu Ackerbau und Bockenkultur. Nur können sie als ein verachtetes und gejaagtes Geschlecht nirgend sich in Ruhe dem Ackerbau widmen.

Die Bergdama scheinen zu den ursprünglichen Negerstämmen zu gehören, welche vor Alters diesen Theil von Südwest-Afrika bewohnten. Als dann später von Norden her und aus dem Inneren Afrikas heraus andere Negerstämme, die sogenannten Bantuvölker, nach dem Süden drängten, wurden die Bergdama genöthigt, nach Westen und nach Süden auszuweichen. Dadurch geriethen sie in das Land und unter die Gewalt der Topenaar, die damals stark und mächtig gewesen zu sein scheinen. Die Topenaar, ein Hottentottenstamm, machten die Bergdama zu ihren Knechten und gaben auch ihren Verwandten, den weiter südwärts wohnenden rothen Stämmen, Antheil an dem neugewonnenen Besitze. So kamen die Bergdama truppweise und familienweise unter die Namahottentotten zu wohnen und waren für sie ein sehr willkommene Dienstpersonal. Auf diese Weise zwischen lauter Hottentotten wohnend und ihnen unterthan, verloren die Bergdama gänzlich ihre Neger Sprache und lernten dafür die Sprache ihrer Herren. Als dann später die Bantuvölker immer weiter vorrückten und die Herrschaft der Topenaar und anderer rothen Stämme schwächten oder ganz überwältigten, benutzten auch die Bergdama diese Gelegenheit, machten sich frei (doch nicht alle) und flohen in die unzugänglichen Berge an der Grenze des Nama- und Damralandes, und besonders zahlreich in die Berge und Schluchten des Kaoko-landes, wo sie sich mit den Resten der Topenaar in den Fels thielten. Von ihren Bergverstecken aus haben die Bergdama fleißig die Gelegenheit benutzt zum Viehdiebstahl bei ihren rinderreichen schwarzen Nachbarn, den Herero. Dabei sind dann manche in deren Gefangenschaft und Knechtschaft gekommen, andere haben sich freiwillig als Knechte eingestellt, um den Genuß der Milch und der Abfälle von den Herden zu haben, haben sich auch wohl mit armen Hererofrauen verbunden, wodurch ein verachtetes armseliges Geschlecht, die Dvathimba, entstanden ist.

In der Zeit der Kämpfe zwischen den rothen und den schwarzen Völkern wußten die Bergdama die Gelegenheit wohl auszunutzen. Wo ein Ueberfall gemacht, wo ein Prutezug angestellt wurde, waren sie bei der Hand, um hinter den Siegern her zu rauben und zu plündern. Besonders an den zahlreichen Viehherden der Herero haben sie sich gütlich gethan. Zu Tausenden haben sie sie geschlachtet und ihren immer hungrieren Mägen einmal gründlich füllen können, was sonst selten der Fall ist. — Gleichwohl haben die bereits christlichisirten Herero ihnen hier und da ein ruhiges Wohnen auf ihren Stationen gestattet, und die Rheinischen Missionäre haben nicht gesäumt, den Versuch zu machen, sie in kleinen Gemeinden zu sammeln. Auf der Station Dhimbingue ist dies bereits gelungen, und auf Etombaba hofft man eine noch größere Anzahl zusammenzubringen. Bei einer Neugestaltung des Landes durch die deutsche Schutzherrschaft werden die Bergdama als Ureinwohner im Lande immerhin mit zu berücksichtigen sein.

IV. Dvagherero und Dvambandiera.

Daß die hier genannten Völker zu den schwarzen Bantuvölkern gehören, erkennt man sogleich aus ihrem Namen. Die Vorjüngsten Ora (bei anderen Völkern Ba, Wa, Ma, etc.)

bezeichnen den Plural. Man schreibt jetzt oft Herrero, mit Weglassung des Da, aber Mbambieri ebenfalls mit Weglassung des Da zu schreiben, daran hat man sich noch nicht gewöhnt. Es ist schon gesagt worden, daß diese Vantastämme vor mehreren Jahrhunderten aus dem Inneren Afrikas hervortraten und dies Damraland in Besitz nahmen, indem sie die Vergdamta und die hinter ihnen sitzenden rothen Völker vertrieben. So ganz schnell ging es mit dieser Besitznahme nicht. Vom Kunene her rückten, wie es scheint, zuerst Doambo (die hier nicht weiter in Betracht kommen), neben ihnen, weiter westlich, Doambambieri, und hinter diesen Doaherero in das Kaotoland. Aber dies gebirgige Land wurde ihnen bei ihrem Herdenreichthum bald zu eng, deshalb zogen zuerst die Doambambieri weiter nach Südosten und kamen in die Gegend des Njofob. Hier erging es ihnen übel. Hottentotten und Buschmänner fielen über sie her und trieben den größeren Theil des Stammes auf. Den Rest der Doambambieri nahm der Orlamhauptling Amraal bei sich auf, der auf Gwabib saß am Flußbette des Njofob. Amraal war ein verlässiger Mann und ein getaufter Christ, und schaffte den schwarzen Fremdlingen Ruhe und Sicherheit unter seinem Volke. Als aber eine böse Seuche ihn und die Aeltesten seines Stammes schnell hinter einander weggerafft hatte, fielen die jüngeren Leute wiederum mit Mord und Raub über ihre Schützlinge her, so daß der Rest der Doambambieri zu seinen früheren Genossen, den Doaherero, zurückfloh.

Auch die Doaherero hatten es im Kaotolande fauer gehabt, sich gegen die beständigen Angriffe und Raubereien der Vergdamta und der rothen Stämme zu wehren. Der größere Theil von ihnen war deshalb weiter südwärts in offeneres Land gezogen, wo sie für ihren Herdenreichthum besseres Gras und bessere Quellen fanden. Die Vergdamta, um die Gelegenheit zum Viehdiebstahl nicht aus den Händen zu lassen, verfolgten nicht, ihnen auch dahin zu folgen und sich nach ihrer Gewohnheit in den schwer zugänglichen Bergschluchten festzusetzen, um von da aus bald diesen, bald jenen Viehposten der Herero zu überfallen und in die Berge zu treiben, wo man sie nicht leicht verfolgen konnte. Indes die Herero kümmerten sich nicht viel um diese Viehdiebe. Sie schlugen sie todt, wo sie mit ihnen zusammentrafen, mochten sie geflohen haben oder nicht. Es sahen ihnen ebenso selbstverständlich, die Vergdamta todtzuschlagen, wie die Tiger und Wölfe, die in ihre Herden einbrachen. Nun ist schon erzählt worden, wie die Herero, da sie weiter und weiter mit ihren Herden nach dem Süden zogen, vor etwa 50 Jahren mit dem Orlamkapitän Jonker Akrilaner auf Windhof zusammentrafen und von diesem vollständig besiegt, unterjocht und zu Knechten der Hottentotten gemacht wurden.

Von jetzt an pflegten und züchteten die Herero ihre Vieh nur für ihre rothen Unterdrücker, die sich an Kosten ihrer Untergebenen wohl sein ließen. Jonker ließ sich an dem gewonnenen Reichthum noch keineswegs genügen, sondern durchzog das Damraland nach allen Richtungen, schlachtete Menschen und Vieh und kloßte Wortlaut, draug auch in den Kaotol und vernichtete alle dort zurückgebliebenen

Schwarzen. Dieser ganze Landestheil wurde förmlich ausgemordet. Ein Theil der Herero hatte sich bei diesen Raub- und Mordzügen ganz auf Seiten des Eroberers gestellt und sich vom Jonker als Spür- oder Bluthunde gegen die eigenen Stammesgenossen brauchen lassen. So waren dies die Tjamauba unter ihrem Häuptlinge, dem sogenannten Kopperfoot, als Jonker geflohen war, waren es gerade diese Tjamauba, welche sich zuerst gegen die Hottentottenherrschaft erhoben und unter Maharero, dem Sohne des Kopperfoot, ihre Freiheit wieder zu gewinnen suchten. An ihre Spitze trat damals ein Europäer, der Schwede Andersson, der schon viele Jahre im Lande weilte, als Forschungsreisender, als Handelsmann, als Industrieller und auf der Station Oymbingue einige Gebäulichkeiten besaß für Waarenmagazine und zum Betriebe einer Wagenmacherei. Hierhin hatten sich die tjamaubafchen Herero mit ihrem Vieh geflüchtet, und hierhin verfolgten sie ihre bisherigen Herren, die Hottentotten. Dank der Hülfe Anderssons und einiger anderer Europäer wurden die Hottentotten geschlagen (Juni 1864). Sie zogen sich dann aus dem Damralande zurück, südwärts nach Windhof und nach weiteren Niederlagen noch mehr südwärts nach Oslamaas und der alten Grenze des Namalandes. Der Kampf zwischen den rothen und schwarzen Stämmen dauerte dann noch fort bis zum Jahre 1870. Dann wurde unter Vermittelung des Missionars H. Hahn Friede geschlossen. Auffallender Weise und zum Aerger der Herero wurde damals Windhof dem Sohne des Jonker als Wohnsitz eingeräumt. Er selbst und seine hottentottischen Bundesgenossen im Namalande hatten freilich ein noch viel größeres Stück des Damralandes begehrt, bis an den Ausfluß des Tsoaub (Schwachaub), und auch jetzt erhebt Jan Jonker noch immer die gleiche Forderung. Die Herero dagegen kümmerten sich gar nicht um den Friedensschluß, sondern trieben ihre Viehherden wie vor Zeiten weit über Windhof hinaus bis nach Oslamaas. So blieb der Anlaß zum Streite bestehen und ebenso der tiefe Haß zwischen Nama und Damra, zwischen den rothen und den schwarzen Völkern. Ein friedliches Beieinanderwohnen der beiden Rassen erscheint fast als Unmöglichkeit. Vom Jahre 1880 bis 1885 war der Krieg zwischen ihnen wieder im vollen Gange. An 1000 Menschen mögen auf beiden Seiten in diesem Kriege gefallen sein. Besonders an den schlecht bewehrten Doambambieri wurden von den Hottentotten schändliche Greuel verübt. Aber auch die Herero haben den Orlam mit gleicher Münze heimgezahlt. Diesen Dingen nun abzuheilen und die nötige Ruhe und Sicherheit im Lande zu schaffen, wird die nächste Aufgabe der deutschen Regierung sein. Vielleicht würde sie am besten thun, den streitigen, südlichen Theil des Damralandes, der seit fünf Jahren ganz unbewohnt ist, für neutrales Gebiet zu erklären, die beiden zunächst in Betracht kommenden Häuptlinge Maharero und Jan Jonker mit einer kleinen jährlichen Rente abzufinden und eine kleine Polizeimacht in das neutrale Gebiet, vielleicht in Windhof, zu postiren. Die Vastards, von denen jetzt weiter geredet werden soll, würden sich vortrefflich zu Grenzpolizisten eignen, wenn sie unter deutsches Kommando gestellt würden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am 13. Februar sind die Russen feierlich in das ihnen zugesprochene Pendschik eingedrungen und haben dort ihre Behörden eingesetzt. **Wichtig** wird berichtet, daß eine Abtheilung von Sarot-Türken, deren Gebiet an Afghanistan gefallen ist, nach russischem Gebiete auszuwandern ist.

— **Bastian, M.**, Indononesien oder die Inseln des malaisischen Archipels. II. Timor und umliegende Inseln. Mit zwei Tafeln. Berlin 1885. LXXIV und 116 Seiten. Die zweite Fieferung von Bastian's Indononesien enthält außer einem 70 Seiten starken, rein philosophischen Vorworte (Metaphysische Prolegomena für die Pseudologie als Naturwissenschaft) das auf Timor und Umgebung (Tanah-Payna, Kottli, Zentimber, Karu und Kev) bezügliche, theils selbst an Ort und Stelle erstandene, theils aus der Literatur gesammelte Material. Ein unentbehrlicher Reichthum verbürgter Thatfachen macht das Buch zu einer Fundgrube für den Arbeiter auf dem Gebiete der Völkerpsychologie, aber viele Leser wird es kaum finden. Freilich ist das auch nicht sein Zweck; „*non perlegant, sed ut quisque desiderabit aliquid, id tantum quaerat*“, mit diesem Güte aus Plinius verzieht der Autor selbst darauf und bezeichnet scharf, was er mit seinem Buche will; etwas finden wird in den einzelnen Kapiteln und in den damit nur locker im Zusammenhang stehenden Anmerkungen wohl Jeder.

Afrika.

— Der Bericht über die Sendebürgische Gesellschaft für 1885 enthält die von Dr. G. Schmidt gehaltenen Gedächtnisreden auf den verstorbenen Senior der Missionaren Dr. G. W. Appell. Derselbe bringt vieles seitdem unbekanntes Material aus ungedruckten Quellen; die von Appell entworfenen Notizenarten sind in photolithographischer Nachbildung beigegeben.

— **Boudas, D.**, Ethnographie de l'Algérie. (In „Bibliothèque ethnographique publiée sous la direction de M. Léon de Rosny.“ Vol. 5.) Ein kleines Büchlein in 12°, das, ohne wesentl. Neues zu bringen, das über die algerische Ethnographie Bekannte in übersichtlicher Form zusammenstellt. Wir machen auf es besonders deshalb aufmerksam, weil die darin enthaltenen Abbildungen eines Bergvolkes, eines Hühnerwobers und eines Arabers mit den besten Typen dieser Rassen sind, die wir noch gesehen haben. Der Verfasser glaubt, unter den Völkern einen blonden und einen braunen Typus unterscheiden zu können, die nicht bloß in der Farbe der Haare verschieden sind; der blonde herrscht in Marokko vor.

— Die politischen Zeitungen enthalten ein Telegramm aus Kairo vom 15. März, wonach in „Gebetzen“, einer „Ortschaft“ an der Küste des Roten Meeres, eine mächtige Petroleumquelle entdeckt worden ist. Gemeint ist der Oebel Zeit (s. als weiches s zu sprechen), d. h. eben „Oelberg“, welcher der Südspitze der Sinai-Halbinsel gegenüber liegt und durch seine Erdölquellen schon lange bekannt ist.

— Ein englisches Kanonenboot unter Major Hunter,

dem politischen Agenten in Aden, hat in Laß Gori, einer Stadt an der Nordküste der Somali-Halbinsel in 48° 10' östl. L. Br., die englische Flagge gehißt. Laß Gori liegt bereits an derjenigen Küste, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (vergl. oben S. 207) von den Sultanen der Somali erworben zu haben behauptet.

— Dr. Fritcher berichtet vom 8. Januar vom Victoria-Nyanza über Janzibar, daß nach einem Briefe Dr. Schnitzler's (Emin-Pascha) an den englischen Missionar Madan — das Datum dieses Briefes wird leider nicht angegeben — die drei so lange vermissten Europäer, Dr. Junter, Dr. Schnitzler und der Italiener Casati sich wohl in der Nähe von Unjoro befänden, daß ihnen aber der Durchgang durch Unjoro verwehrt werde. — In der Nähe von Unjoro, soll wohl bedeuten „an der Nordgrenze des Landes“; es ist das ein Reich im Norden und Nordwesten von Uganda (in weld letzterem sich englische Missionare und Jesuiten befinden). Im Norden wird es vom See Albert Nyanza und dem Someret-Nil begrenzt.

— Lieutenant Wismann hat nun leider doch seine neuen Reisen im südlichen Congothale (vergl. oben S. 127) aufgeben müssen. Auf dem Wege von Vivi nach dem Stanley-Pool ist er ernstlich erkrankt und wird in Folge dessen nach Europa zurückkehren müssen.

— Die Leutenants Kumb und Tappenbeck, die am 9. August 1885 von Leopoldville am Stanley-Pool nach dem Inneren aufbrachen, sind nach der W. Presb. Ztg. am 29. Januar dieses Jahres datselbst wieder eingetroffen. Lieutenant Kumb unfähig zu gehen, im Canoe liegend, in Folge einer Weiltwunde. Sie haben den Kuango, Kaffai, Sambara überschritten und sich dann an einem Fluße, der unterhalb des Sambara in den Kaffai geht, Ganoos gebaut. Den größten Theil ihres Weges hatten sie fortwährend Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen. Bei einem Ueberfalle durch Eingeborene hatten sie ihre Munition und Provianten verloren. Viele Verluste und die Verwundung des Herrn Kumb hatten sie zur Umkehr gezwungen.

Nordamerika.

— Die britische Regierung hat gegenwärtig eine Frage von großem Interesse in Erwägung, welche mit dem vorgeschlagenen Pacific-Politiklinie und der Eröffnung einer neuen Route nach Ostasien in Verbindung steht. Falls die von der kanadischen Pacific-Eisenbahngesellschaft jetzt unterbreiteten Vorschläge angenommen werden, wird der Postdienst, welcher gegenwärtig über See zwischen England und Hongkong 34 bis 37 Tage, nach Shanghai 39 bis 42 Tage und nach Yokohama 43 bis 46 Tage in Anspruch nimmt, nur beziehungsweise 29%, bis 31%, 28 bis 30 und 24 bis 26 Tage ersparen. Ueberdies kann England im Falle eines Krieges und bei der Möglichkeit der Schließung des Suezkanals mit Sicherheit und schnelligen Truppen nach Indien senden. In Verbindung mit obigem Plane besteht die Absicht, Halifax zur größten britischen Flottenstation in Amerika zu machen.

Inhalt: Dr. Pauli: Porto Novo. (Mit sieben Abbildungen und einer Karte). — Gagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. VII. (Mit drei Abbildungen und einer Karte). — Dr. Prinder: Die Bewohner des Rama- und Damralandes. II. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 20. März 1886.)

Redakteur: Dr. A. Riepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

N^o 17.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunisien.

VIII.

Ko. Zur Römerzeit führte eine vielbegangene Heerstraße von Susa am Meere nach Suses, dem heutigen Sbeba, und sie muß in der Nähe von Kairuan vorbeigekommen sein; sie wieder aufzufinden, war der Hauptgrund, welcher die Reisenden wieder in die heilige Stadt zurückgeführt hatte. Sie schlugen die Richtung an dem früher erwähnten Lusthause Dar Farit und seinen prächtigen Gärten vorüber nach den Bergen zu ein und erreichten gegen 11 Uhr den Fuß des Dschebel Qurin, des äußersten Ausläufers der gewaltigen Bergmasse des Dschebel Ifselet. Hier bogen sie in ein seinem Fuße entlang laufendes Thälchen ein, welches von dem Wed Scherischer a durchrieselt wird. Unter den Resten einer Wasserleitung wird der Schlüsselhalt gemacht; vier mächtige Bogen überspannen das Bachbett und die Fortsetzung läßt sich etwa 3 km weit verfolgen. Es ist das ein Römerwerk, das, wenn auch nicht Kairuan, so doch die Ebene einst mit frischem Gebirgswasser versorgte und so gut erhalten ist, daß man ernstlich daran denkt, es wieder in Stand zu setzen und so der chronischen sommerlichen Wassernoth der heiligen Stadt ein Ende zu machen. Die Quelle, welche damals das Wasser lieferte und es heute wieder liefern soll, heißt, wie der Bad, Ain Scherischer a; sie liegt einige Kilometer weiter oben und auf der ganzen Strecke sieht man die Spuren der alten Leitung, streckenweise sogar in den Felsen gehauen.

Den ganzen Tag hindurch geht es durch ein verwideltes System von kleinen Thälern, und es wird Abend, ohne daß man Menschenspuren bemerkt. Indef die Reisenden sind guten Muthes, denn der alte Tschauß (Polizeisoldat), den

man ihnen in Kairuan als Führer mitgegeben, kennt das Land wie seine Tasche und scheint durchaus nicht geneigt, auf die abendliche Dissa (Wahlzeit) zu verzichten. Von Ruinen sieht man nur hier und da die Trümmer römischer Mauerwerke, die beweisen, daß auch dieses Bergland einst in seiner ganzen Ausdehnung besiedelt war. Heute begegnet man keinem Menschen, erst gegen Abend lenkt der Tschauß vom geraden Wege ab und bringt die Expedition zu einem ziemlich bedeutenden Araberdnau. Sie wird freundlich aufgenommen, ein Zell wird für die Leute errichtet, die Pferde können sich an Stroh und Gerste gütlich thun und die Gorte nicht minder an dem Kuelassa, welcher in einer riesigen Felschüssel aufgetragen wird.

Den Reisenden ist aber klar geworden, daß in diesem bebushen Gewirre von Bergen und Thälern die Römerstraße ganz gewiß nicht zu finden ist; sie stellen das dem Führer vor und er scheint sie auch zu begreifen. Am folgenden Morgen ändert er darum die Richtung und wendet sich dem Dschebel Trozza zu, dessen mächtiger Rücken schon längst zur Linken sichtbar ist. Der Fels zieht sich durch ein endloses, langweiliges Thidicht von Ventilien und Thuja hin, in dem man stellenweise kaum weiter kann; aber nach und nach wird das Land flacher, man nähert sich wieder der Ebene. Der Wed Berg el-Lil, der hier das ganze Jahr hindurch Wasser führt, wird ohne alle Schwierigkeit überschritten, dann folgt man dem Fuße des Trozza. In halber Höhe wird eine große Felspalte sichtbar; nach Angabe des Führers führt sie in eine geräumige Höhle, welche das ganze Jahr hindurch mit Wasserdampf erfüllt ist und die man darum Hammam (Bad) nennt.

Der Dschebel Troza erhebt sich ziemlich isoliert in der Ebene und kann darum nördlich wie südlich umgangen werden. Die Karawane schlägt die erstere Richtung ein und zieht zwei Stunden lang auf einem Kraberspade am steilen Bergange längs einer tiefen Schlucht dahin; dann steigt sie in bequemer Senkung hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf zum kleinen Berberdorf Tafscha el-Usseltia. Tafscha liegt äußerst romantisch, fast auf einer Insel, denn eine tiefe Schlucht umzieht es auch auf der anderen Seite und, wenn in der Regenzeit beide Wildbäche Wasser führen, sind die Einwohner ganz von der Außenwelt abgeschlossen. Daß die Einwohner Berber sind, beweist nicht nur der Name ihres Dorfes (Tafscha bedeutet ein Dorf aus festen Steinhäusern im Gegensatz zum Duar, dem Zeltendorf), sondern auch eine ebenso einfache wie sinnreiche Celpresse, deren Konstruktion sicher vorrömisch ist. Unsere Abbildung giebt eine gute Vorstellung davon. Ein

Baumstamm ist mit seinem einen Ende an einem zwischen zwei Bäumen befestigten Querbalken festgemacht, das andere Ende ist frei und kann durch Steine oder durch Menschenkraft beschwert werden. Unter seinem ersten Drittel ist eine kreisförmige Vertiefung mit Steinen ausgelegt; auf ihr werden die Oliven in den bekannten lötförmigen Köben aufgeschichtet und durch Herabziehen des freien Endes ausgepresst. Das Öl sammelt sich in der Vertiefung und kann von da durch eine Rinne in ein tieferes Gefäß fließen, aus dem man es ausschöpft. Diese primitive Vorrichtung ist ganz ähnlich derjenigen, welche man in Deutschland vielfach bis in dieses Jahrhundert hinein beim Keltern benutzte; sie hat sich aber nur hier und da in abgelegenen Gegenden erhalten; in der französischen Kabylie sieht man überall die Kelterpresse mit Schraubenspindel.

Bei Tagesanbruch wird der Weitemarsch nach Sbibia angetreten. Zur angenehmen Uebersichtung der Reisenden



Wasserleitung im Wed Scherichera. (Nach einer Photographie.)

bildet der Nordabhang des Dschebel Troza einen schroffen Gegenatz zu der bisher durchzogenen Ebene, ein förmlicher Olivenwald bedeckt ihn bis zum Berg el-Lil herab. Felder mit Gerste und Weizen sind überall angelegt, nach der Wegseite geschützt durch Kalksteinheiden, kurz, man ist im Kulturgebiet. Stellenweise könnte man sich im Sabel bei Hammamet oder Enfa glauben. So wird bannen Kurzem das ganze Bergland wieder ausfallen, wenn die französische Regierung seinen Bewohnern nur Schutz gegen die Plünderer in Tunis gewährt. Auf der Straße herrscht ziemlich lebhafter Verkehr; es kreuzen sogar zwei Hunderte, in denen man eine Tasse Kaffee und nöthigenfalls sogar Unterkommen finden kann.

Veider dauert aber die Fruchtbarkeit nicht lange; schon das vom Wed Gattar durchströmte Seitenthal ist weniger gut bebaut und durch wild zerissenenes Land gelangt man bald wieder in die vollständige Wüste. Am Kasr Maraji

wird gestrichelt; es sind die Trümmer einer unbedeutenden Befestigung, nur 10 m im Quadrat, offenbar in den letzten Tagen der Königherrschaft in aller Eile zur Abwehr eines feindlichen Ueberfalles errichtet. Zwei Stunden weiter erreicht man den Wed Kufi, in dessen breitem Sandbette ein Kraberspade sein Zeltcamp aufgeschlagen hat. Die Reisenden nehmen hier Nachtquartier, nicht ohne einiges Bedenken, denn ein Vulkanebruch oben in den Bergen hätte sie und ihre Gastfreunde in eine sehr bedenkliche Lage bringen können. Eine benachbarte Ruine stellt sich auch als der Ueberrest einer kleinen Befestigung, eines Vorhofs, wie man das jetzt nennen würde, heraus; das Hügelgeseus trägt den Löwen von Juba und den Plan; der Bau stammt also aus christlicher Zeit.

Vom Wed Kufi führt der Weg in südwestlicher Richtung zum Wed el-Gatob und eine Strecke weit in dessen sandigem Bette entlang; eine eigenthümlich auf einem Hügel

hängende Ruine, der Henschir Bu ed-Diab, bleibt zur Rechten, und nach weiterem zweitägigem Marsche über eine wüste Ebene ist das vorläufige Reiseziel, der große Henschir von Sibia, erreicht.

Es ist wenig genug, was wir über das antike Sufes wissen; ein paar Inschriften und Statuenbasen beweisen, daß es schon zur Zeit des Augustus existierte; sonst erfahren wir von ihm eigentlich nur, daß es in christlicher Zeit ein Bischofssitz war. Nur als 399 n. Chr. der Kaiser Honorius die Christen ermächtigte, den Heiden ihre Tempel wegzunehmen und die Götterbilder zu zerstören, machte die Stadt für einen Moment von sich reden. Sie besaß ein hochverehrtes Heiligtum des Herkules, wohl also des Melcart, was sie als eine phönizische Gründung erscheinen läßt, die vielleicht bis in die Zeit der Auswanderung der Kanaaniter zurückreicht. Im Tempel stand eine Bildsäule des Gottes und, als die Christen sie zu zerstören versuchten,

setzten sich die Heiden zur Wehre und erschlugen 60 Christen. Der heilige Augustinus schrieb deshalb einen salbungsvollen erbitterten Brief an die Bewohner von Sufes, der uns erhalten geblieben und so ziemlich das einzige Dokument ist, welches uns von der alten Stadt Nachricht giebt; die erschlagenen Fanatiker wurden natürlich heilig gesprochen und die Kirche feiert noch das Andenken der Märtyrer von Sufes am 30. August. — Später wird die Stadt nur noch einmal genannt; in ihrer Nähe bei Memis fand die große Entscheidungsschlacht statt, wo Kuschaile ben Schaban, der mit den Griechen verbündete Verberkönig, durch die Araber unter Zobeir ibn Kais eine schwere Niederlage erlitt.

In der Umgebung der Stadt fällt zunächst eine Anzahl kleinerer Befestigungen auf, offenbar aus der Zeit stammend, wo die Verber nach dem Untergange des Vandalenreiches sich die Gelegenheit zu Raube machten und die Ansiede-



Delvresse in Dschra el-Ustetia. (Nach einer Zeichnung Saladin's.)

lungen bis unter die Mauern der großen Städte plünderten. Aber es sind auch noch wichtigere Gebäudereste erhalten. Ausgedehnte Mauern in Mauerwerk deuten auf eine Thermenanlage, in welcher noch die für die Aufstellung von Statuen bestimmten Nischen erkennbar sind. Dann fallen die Ueberreste eines hufeisenförmigen Nymphaeums in die Augen, ebenfalls aus Mauerwerk, aber mit schönen Quadern besetzt; Bruchstücke von ionischen Säulen und von Statuen sind noch vorhanden, und man sieht deutlich den vieredigen Wasserbehälter und die Öffnungen, durch welche das Wasser in den Brunnen abfloß; auch von der zuführenden Wasserleitung sind noch einige Reste erhalten.

Die wichtigste Ruine ist indeß die von den Arabern als Dschama Sidi Uba, die Moschee Sidi Uba's, bezeichnete. Innerhalb einer hohen Umfassungsmauer stehen sechs Reihen antiker Säulen, deren sorgsam ausgearbeitete ionische Kapitäle in scharfem Gegensatz stehen zu dem

elenden Mauerwerke, das sie umgiebt. Sie sind offenbar einem viel älteren Bauwerke entnommen und haben ihre jetzige Anordnung von mohammedanischer Hand erhalten, denn in der Mauer ist als gewöhnlicher Mauerstein eine Konsole eingemauert, welche Weintrauben und Ähren, also ein häufig wiederkehrendes christliches Emblem, trägt. Der arabische Name könnte also ganz gut berechtigt sein und es ist dies wahrscheinlich die Moschee von Sibia, die El-Bekri in seinem Reiseberichte erwähnt.

Es lag nicht im Plane der Reisenden, in Sibia genauere Nachforschungen anzustellen; Sbeitla bot dafür ein viel lohnenderes Feld und schon nach zweitägigem Aufenthalte brachen sie dorthin auf. Ihre Marschrichtung folgte jedenfalls der einer alten Römerstraße, aber es ließ sich keine Spur mehr von derselben entdecken; auch sonst bot die ziemlich kurze Strecke keinerlei Interesse und ohne jeden Zwischenfall wurde die Stätte des alten Sufetulae er-



Temple Ebn Cito in Sbeita. (Nach einer Photographie.)

reicht. Ehe die Reisenden hier aber einen längeren Aufenthalt nahmen, machten sie noch einen Vorstoß, um die Römerstraße von Susculae nach Aquae Regiae aufzusuchen. Durch den wohl erhaltenen Triumphbogen, den unsere Abbildung zeigt, zogen sie nach einem Plateau, das sich den Bergen entlang erstreckt, und fanden hier auch die unzweifelhaften Spuren der gesuchten Straße, welche sie auf eine geraume Strecke hin verfolgen konnten. Dann wandten

sie sich links, um die berühmte Quelle von Fum el-Getta zu erreichen.

Mitten in dem hügeligen Lande erscheint plötzlich eine Felsenmaße, durch eine gewaltige Kluft gespalten, und an ihrem Fuße liegen zwei große Wasserbeden, durch eine Felsenmauer, welche das Thal durchzieht, aufgestaut. In die Felsenmauer ist von Menschenhand eine Kerbe gehauen, durch welche das Wasser in eine Leitung tritt, welche es in



Triumphbogen von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

ein Sammelbeden von 30 m Breite bei 38 m Länge führt. Dieses Sammelbeden, dessen Mauern durch Widerlager gestützt werden, ist vollkommen wohl erhalten und hat ungeachtet des angesammelten Schlammes und des seit Jahrhunderten hingeworfenen Sandes und Staubes immer noch eine Tiefe von 2 m. Ein Aquädukt scheint von hier aus ein paar Dörfer in der Ebene, deren Trümmer man noch sieht, versorgt zu haben: er ist zerfallen und heute stürzt das Bergwasser in einer Kaskade über den Rand des

Beden's und verschwindet nach kurzem Laufe in einer dicken Sandschicht. Die Umgebung der Beden ist mit Oleandern und allen möglichen Bäumen bewachsen; aber auch der Bergabhang jenseits der Felsen trägt ein dichtes Grün von Wacholderbäumen, über welche sich einzelne Strandlefern erheben.

Im Schutze der Bäume wird die Nacht verbracht; am anderen Morgen steigt die Karawane durch eine enge Schlucht hinab, in deren Grunde der dem Bed Menasser

tributäre Wed Zbeitta fließt. Oleanderbüsche erfüllen das Thälchen so dicht, daß die Pferde Mühe haben, sich durchzuarbeiten. Am Ausgange biegt der Weg um eine Felsenecke und nun erhebt sich vor den Reisenden auf ein



Zum el-Gelta. (Nach einer Zeichnung Saladin's.)



Wasserleitung in Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

mal das Plateau von Sbeitla, und an seinem Rande, gerade über ihnen, der Triumphbogen des Konstantin. Da neben liegen die Trümmer der drei Tempel und ihr Peribolus, und etwas weiter hin die Mauern des Theaters. So weit

das Auge reicht, trifft es Ruinen aller Art; nur hier und da sprossen ein paar dürftige Kräuter oder ein dorniger Busch des wilden Rebbaumes oder eine verkümmerte Strandpflanze. Der Gesamteindruck ist ein gewaltiger, besonders wenn man die Ruinen in der Abendbeleuchtung, vom Strahle der sinkenden Sonne vergolbt, zum ersten Male erblickt.

In Scheitla gedachten die beiden Archäologen sich längere Zeit aufzuhalten und wenigstens einige Nachgrabungen vorzunehmen; sie mußten sich darin noch einem etwas besseren Nachbarn umsehen, als ihre engen Zelte boten, besonders da die Witterung nicht übermäßig viel Gutes versprach. Ein paar neuere Gebäude, welche die Araber auf der Ruinenstätte errichtet hatten, konnten nothdürftigen Schutz gewähren. Inerst quartierten sich die Reisenden in einem Gebäude ein, das der Marabut Sidi Ibrahim einstmals neben der Ruine eines Tempels erbaut hatte. Dann siedelten sie aber definitiv in ein neueres Gebäude über, das ein reicher Eingeborener aus der Dasis von Nefsa, südlich von Gassa, Sidi Mustapha ben Auz, vor etwa 20 Jahren errichtet ließ. Derselbe hatte den für einen Tunisier wirklich ansehnlichen und hübschen Gedanken, Scheitla wieder zu kolonisiren, und hatte dazu eine Anzahl seiner Leute abgehandelt, welche sich zunächst daran machten, ein Wohnhaus, freilich auf Kosten einer ganzen Anzahl antiker Kasse, zu erbauen. Das Vorwerk blieb aber unvollendet, denn die benachbarten Konnabensäume bezogen gar keine Lust, innerhalb ihres Gebietes eine feste Ansiedlung entstehen zu lassen und plagten die Kolonisten so lange, bis diese sich entschlossen, ihre Pläne anzugeben.

In den Trümmern richtete die Expedition sich häuslich ein, so gut es eben ging. Der große Hof war als Stallung für die Lastthiere sehr willkommen, denn wenn auch Kambthiere hier nicht zu befürchten waren, den arabischen Nachbarn war nicht allzufern zu trauen. Die eigentliche Wohnung bestand aus zwei noch nothdürftig erhaltenen Zimmern, zwischen denen ein drittes mit eingestürzter Decke lag. Die beiden Reisenden nahmen das eine für sich und verstopften die Löcher in den Mauern, so gut es ging; das Zell wurde als Thür verwandt, und so hatten sie schließlich ein Dach, das ziemlich genügenden Schutz gegen die Tageshitze

wie gegen die Kälte bot. In dem anderen Hause wurden die acht Soldaten untergebracht, welche sowohl als Gefolgte, wie als Arbeiter bei den Ausgrabungen fungiren sollten. Durch ihre Unterstützung wurde es den beiden Archäologen möglich, etwas genauere Forschungen anzustellen als ihre Vorgänger.

Die antike Stadt liegt auf einem Plateau, welches der Bed Scheitla in einer tief eingerissenen Schlucht umfließt. Dieser Bach entspringt nordwestlich der Stadt in einer gewaltigen Felsenspalte, deren Wände sich gegen 60 m hoch erheben; sie läuft gegen einen Kilometer weit nördlich und endet an einer Felsenmauer, über welche in der Regenzeit die vom Hochplateau herabkommenden Gewässer in einem prächtigen Wasserfälle herabstürzen. Eine ganze Anzahl Quellen führen ihm ihr Wasser zu, so daß er auch im Hochsommer nicht ganz versiecht. Eine der reichsten hatten die Eingeborenen bei dem Kolonisationsversuche Sidi Mustapha's gesamt und durch eine Mauer aufgestaut, um sie der neuen Stadt zuzuführen; sie ist etwas wärmer als gewöhnlich, und man konnte selbst im Januar recht gut in ihr baden; das seltsame Bild ihres Abflusses bot prächtige natürliche Badewannen.

Die Quellenschicht bietet einen wunderbar großartigen Anblick. Ihre beiden Felsenwände verlaufen völlig gerade, aber sie sind von Zeit zu Zeit durch tiefe senkrechte Spalten zerissen. Nur hier und da sprossen im Bette des Baches ein paar Oleander, am Abhange einzelne Wacholder- und Kaktusblüthe. An einigen Punkten wird die Wand von kleinen Seitenthälchen geschnitten, die besser bewachsen und von zahlreichen Rebhühnern bevölkert sind, und in den steilen Felsen findet die blaue Felsenstaube ein sicheres Versteck. Näher an der Stadt treten auch auf dem Grunde des Thales Felsen hervor und hier, ganz nahe der Wohnung der Reisenden, überschreitet es die Wasserleitung, welche dem alten Zufutale die frischen Quellwasser vom Tschabel Scheitla zuführt. Noch ungefähr einen Kilometer weit windet sich der Bach bald zwischen steilen, bald zwischen flacheren Ufern, dann erreicht ihn das Schicksal aller feiner Genossen in dieser Gegend: er verschwindet im Sande und vermehrt das unzulängliche Grundwasser, das irgendwo tiefer unten, mit den köstlichen Substanzen des Bodens gesättigt, wieder zu Tage tritt.

Die Houbirg.

Eine keramische Studie.

Vortrag, gehalten am 30. December 1885 in der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg von deren korrespondirenden Mitglieder Dr. C. Mehlis.

Vei Nürnberg, eine Stunde östlich vom reizenden Gebirgsstädtchen Streubach entfernt, erhebt sich das über 600 m hohe Plateau der Houbirg oder in hochdeutschem Sinne des Houberges. Sein Plateau, welches vom Bappurger Bache und dem zur Regnitz mündenden Kieselbache in tiefgeschnittenen Thälungen umzogen wird, umgibt eine der großartigsten Wallungen der Vorzeit. Derselbe umgibt einen Flächenraum von ca. 90 000 qm und erhebt sich, aus Kalksteinen und Erde geklümmt, an den höchsten Stellen fast 11 m hoch über den die Verschiebung umschließenden Wallgraben. Näherhaft ist nicht der Zweck der weitgedehnten Mauern

burg der Vorzeit, wohl aber die Zeit, in welcher sie von Menschenhänden gebaut ward. Die Ausgrabungen, welche ich selbst vor mehreren Jahren ausführte, lieferten kein entscheidendes Resultat¹⁾. Wohl fanden sich Scherben verschiedener Art, sonst die Zeugnissen der Archäologie, wohl ein Bronzeing und ein Eisenheil, wohl Überzähne und Reithoehen. Aber von wem rühren diese Altkaden her?

¹⁾ Verh. d. Archiv für Anthropologie, XI. Band, 1879, die Houbirg im Verzeichnisse von Dr. C. Mehlis, mit Plan, S. 189 bis 213.

gehen¹⁾. Das Centrum dieser Bevölkerung aber lag aller Wahrscheinlichkeit nach am Nordrande der Alpen oder in den Nordalpen. — Welcher Schling aber ergibt sich hieraus für unsere Homburg? Auch hier finden sich im „Hohen Jele“, am Hochfels und am Karwinel die bezeichneten roten und ornamentierten Hallstätter Scherben. Aus vorstehenden Thatfachen ist zu schließen, daß die Homburg nicht älter ist als die Scherben, welche sich im Walle selbst vorfinden. Diese Gefäße aber gehören der Hallstätter Periode an (manche davon, vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band, S. 196, mögen allerdings der älteren la-Tene-Zeit angehören), folglich muß der Wall zur selben Zeit, in der Hallstätter Periode gethürmt worden sein. Die ersten arischen Stämme, waren es nun Keltier oder Gallier (dem Verfasser ist das erstere wahrscheinlich), welche aus dem Osten nach Mitteleuropa kamen, banten im ersten Jahrtausend v. Chr., erste Hälfte, sich, ihren Familien, ihren Herden zum Schutze solche riefige Baue errichteten, wie sie längs der Donau und des Rheines sich vorfinden. Schon Tacitus kennt diese Lagerplätze in seiner „Germania“ cap. 37, castra ac spatia. Er schreibt sie den gewaltigen Kernen zu, welche sieben Römerheere vernichteten — den Cimbern und Teutonen.

Aber die Scherben der zweiten roten Art mit den primitiven Ornamenten! Welcher Periode gehören sie an? — Lange, ich muß es gestehen, war der Forscher bei ihrem Anblicke unentschlossen. Endlich ließ ihm die vergleichende Ornamentik ein Licht aufgehen. Es war vor mehr als einem Decennium, als Director Hammer zu Nürnberg mit den Archäologen Tisch und Worsaae auf dem Slavlande der Insel Jütland²⁾ nach Schügen der Vorzeit eine Entdeckungsgreise gemacht hat. Er hat es uns soeben mitgeteilt, daß sie damals im Lande der Rannen, auf der Insel Rama, wie Kügen slavisch heißt³⁾, dem Hauptstige der Nordalpen bis ins 11. Jahrhundert, Gefäße desselben Ansehens mit Glimmerplättchen und mit den nämlichen Formen und Verzierungen angetroffen haben. Zu Schweigen, einem Decennium am linken Pegnitzstrande zwischen Lauf und Nürnberg, hat 1884 die anthropologische Section einen Hügel aufgedeckt⁴⁾. War es nun ein Grabhügel oder der Rest einer Festsiederei, in ihm traf man die vorstehende, mit

rohen Wellenlinien verzierte Scherben an, deren Form und Material abermals genau mit der zweiten Art vom Karwinel übereinstimmt. Aus der Vergleichung der Scherben von Kügen und Schwegen mit denen der zweiten jüngeren Art vom Karwinel ist der archäologische Schluß zu ziehen, daß alle drei Produkte zurückgehen auf den letzten von Osten eintreffenden Zweig der Arier, das Volk der Slaven. Pegnitz und Rednitz selbst sind slavische Flußnamen; von den Katanzwinidi hat der ganze Gau den Namen Katanzgan erhalten. Siglshof bei Erlangen giebt ihren westlichen Verposten an Pegnitzufer an. — Im fünften bis sechsten Jahrhunderte n. Chr. nach und in den Stürmen der Völkerwanderung brangen diese Vöden von Nordosten her in den Nordgau ein. Die alte Volsburg, welche vor ihnen Keltier, Gallier oder Germanen besetzt hatten, die Homburg, bot ihren Schauern in Zeiten der Kriegesgefahr, wenn deutsche Kriegsvölker vom Westen herzogen, gleichfalls Schutz und Sicherheit, es so ward zum zweiten Male die Baucenburg auf der Homburg als Refugium benutzt und zwar von den Rednitzwenden. Das verstanden uns diese Scherben mit klarer Stimme.

Birchow und Voss haben bekanntlich für die meisten Ringwälle der oberen Lausitz, für die an der Schwarzen Elster gelegenen und für manche andere in den Landen östlich der Elbe bis zur Weichsel aus den gefundenen Scherben den Beweis geführt, daß diese Wälle zweimal bewohnt waren, zur germanischen oder gallischen Zeit in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. und in der slavischen Periode ein Jahrtausend später. Die Kunde aus der Homburg beweisen, daß diese These auch für unseren, südlich des hercynischen Waldgebirges gelegenen Ringwall Geltung hat. Auch er ward mit Sicherheit zweimal von Völkern arischer Abstammung bezogen und vertheidigt in zwei Perioden, die circa ein Jahrtausend von einander getrennt liegen. Auf älterer Grundlage ruht auch dieser Ringwall, und Slaven benutzten nach dem Abzuge der Markmannen und Karier die verlassene Schutzstelle zum zweiten Male.

So beweist sich die verachtete, aber dauerhafte Scherbe nicht nur als Zeitmischel der Archäologie, sondern bei vergleichender Behandlung der keramischen Produkte erhebt sich die Scherbe zum Chronometer für der Vorzeit dunkle Perioden. Sie wird zum sicheren Prüfsteine für die Vergleichung der verschiedenen Kulturperioden und deren Höhegrad, und aus der Identität der Gefäße an verschiedenen Stellen, wie z. B. Altendorf, Homburg, Pullach, Hallstatt und andererseits Kügen, Homburg, Schweigen folgt der Schluß auf Identität von Volk, Kultur, ja Periode und Zeit. In meo signis vinces! — so ruft die Scherbe dem Forscher der Urzeit zu.

¹⁾ v. Erbslitz: „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden“ S. 94 bis 95.

²⁾ Vergl. „Waltische Studien“, 24. Jahrg. 1872, S. 234 bis 240, mit Tafeln.

³⁾ Vergl. Scharfart: „Slavische Alterthümer“, II. Band, S. 573 bis 576.

⁴⁾ Vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band, S. 205.

Die Bewohner des Rama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. Brinder.

III. (Schluß.)

V. Die Vastards.

Dieses Mischlingsgeschlecht, welches im 17. und 18. Jahrhundert durch Vermischung von Europäern mit Hottentotten (Glebeu XLIX. Nr. 17.

und anderen Bewohnern Südafrikas entstanden ist, könnte bei richtiger Behandlung sehr wichtig für die deutsche Kolonie werden. Diese Vastards haben zwar nicht die Energie und Zähigkeit ihrer holländischen Väter und haben vieles von

den afrikanischen Völkern geerbt, was nicht gerade lobenswerth ist, jedoch stehen sie im Allgemeinen den Europäern näher als den Negern und Schwarzen dieser Länder. Sie sind leider nicht im Stande, sich selber recht zu regieren und vorwärts zu kommen wegen der Uneinigkeits, Unschlüssigkeit, Langsamkeit und Gattlosigkeit, die ihnen von ihren Vätern her noch immer anhaftet; aber unter europäischer Leitung würden sie Thätiges leisten.

Aus der Kapkolonie verdrängt und ausgestoßen, mußten sie über den Drangefuß ziehen und ihre Existenz im Nama-lande suchen. Anstatt aber in möglichst geschlossenen Heiden zu gehen, an einander zu halten und für das gemeinsame Interesse Sorge zu tragen, zerstreuten sie sich und der eine Trupp zog hier hin, der andere dort hin im Nama- und Damralande. Ein größerer Theil nahm von der Station Rehoboth Besitz, die von den Zwaarboois verlassen war. Ein anderer Theil ließ sich an Grootfontein im Nama-lande nieder, mußte es aber bald wieder aufgeben wegen der Räuberereien der Hottentotten. Ein dritter Theil hat sich in die Wüste verloren und scheint ganz aus einander gesprengt zu sein. Die Bastards auf Rehoboth an der Grenze zwischen Nama- und Damraland wurden sehr gegen ihren Wunsch und Willen mit in den Krieg verwickelt, der im Jahre 1880 aufs Neue zwischen Herero und Namahottentotten loobte. Anfangs hielten sie es mit den letzteren, aber die Freundschaft dieses hungergebeirischen Geschlechtes wurde ihnen lästiger als ihre Feindschaft, und so stellten sie sich unter den Schutz der Herero und zogen mit ihnen gemeinsam gegen den Jan Jonker und seine Räuberbande. Aber auch das brachte ihnen keinen Vortheil. Jan Jonker, der schlauere Jüngling, hatte seine unangenehmen Verluste in den Gabelbergen! Von dort aus machte er seine Beutezüge, überfiel die Herden der Bastards wie der Herero, verzehrte den Raub rasch in seinen Bergen und brachte den Rest nach der Walfischbai zu den weißen Handelsleuten, um sich aufs Neue mit Schießgewehr und Munition zu versehen. So wird es auch zunächst wohl weiter treiben.

Gelänge es nun der deutschen Regierung, Jan Jonker zur Ruhe zu bringen, dagegen die zerstreuten Haufen der Bastards zu sammeln und als eine geschlossene Nation unter ihren direkten Einfluß zu bringen, so würde sie die neutrale Zone zwischen Herero und Nama-Hottentotten mit diesen Bastards besetzen können. Von Rehoboth bis Grootfontein müßten alle Plätze ihnen übergeben werden. Dann wären die Vöster unter ihnen als Grenzwachter zu bestellen mit der Aufgabe, jeden Zusammenstoß der Schwarzen und der Rotzen zu verhindern. Auf diese Weise könnte der Friede im Lande als gesichert gelten.

VI. Ausichten für Europäer.

Daß im Nama-lande die Ausichten für europäische Kolonisten gleich Null seien, sahen wir schon. Etwas besser steht es im Damralande. Es giebt da etwas mehr Quellen, auch etwas mehr Niederflur. Die Regenflüsse Wachab und Omaruru enthalten ziemlich viele Quellen, die den Grund, der meist aus seinem Sande besteht, feucht erhalten. Dieser feuchte Grund kann, wenn er etwas gebüngt wird, mit Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und anderen Feldfrüchten besät werden. Von Mai bis December pflegen diese Flüsse nicht zu laufen; in dieser Pflanzzeit müssen Saat und Ernte beendet sein. Das gesammte Siedland in den genannten Flussetten kann im günstigsten Falle 1700 Mad aufbringen (Mad zu 200 Funb). Dann muß aber auch jede feuchte Stelle sorgfältig bedüngt und bearbeitet werden, und es dürfen keine Unfälle eintreten, wie zu frühes Pflanz-

des Flusses, Nachtfrost in der Blüthezeit u. dgl. Bei der jetzigen Art der Bearbeitung, wie sie durch die Missionäre eingeführt ist, werden jährlich durch Bastards, Bergdama und Herero ca. 1000 Mad erzielt, dazu auch allerlei Gartenfrüchte wie Mais, Kürbisse, Wassermelonen, sogar Bohnen, Erbsen und allerlei Kohlkarten, mit welchen die Missionäre glänzende Versuche angestellt haben. Jedoch ist dabei ein Uebelstand. Rann kann die Gärten und Felder nicht anders gegen das liberal einbrechende Viehvieh schützen, als durch starke Hegege von Dornbüschen. Diefem Zwecke fallen alle Dornbüsche zum Opfer. Daher ist der größte Theil des Landes schon fast ganz entholzt, und namentlich alle Stationenplätze sehen ganz kahl und öde aus. Außer diesen fruchtbaren Stellen giebt es wohl nur noch zwei Plätze, wo man Vobenskultur treiben könnte, Windhof und Waterberg. Vielleicht ließen sich hier und da im südlichen gebirgigen Theile des Damralandes Hangbäume anlegen, bei denen man kleine Gärten und Felder anlegen könnte. Sogar an ein paar Stellen des Groß-Namalandes wäre solches möglich, aber immer nur mit viel Mühe und großen Kosten. Jedenfalls, wenn es gelänge, mehr Wasser ins Land zu schaffen, so wäre es gar so übel nicht. Auch die Viehzucht würde alsdann mit noch größerem Erfolge zu betreiben sein.

Allen der Europäer, der im Lande Gewinn sucht, denkt nicht sowohl an Viehzucht und Vobenskultur, als vielmehr an Kupfer und Minenbetrieb. In der That scheinen im Damralande unter gewissen Breitengraden mächtige Erzlager zu liegen; hauptsächlich im Gebiete der Regenflüsse Kuifib, der in die Walfischbai mündet. Ein zweites Erzlager findet sich auf der Breite von Kap Eröb östlich bis nach Dabi. Hier sollen dem Kupfererz sogar einige Procent Silber beigemischt sein. Diese Mine ist schon seit 100 Jahren und darüber von den nordwärts wohnenden Damba ausgebeutet worden. Die Besudmänner waren von ihnen abgedrückt, ihnen das Erz ins Land zu bringen. Jetzt hat ein englischer Handelsmann sich die Mine von den Herero scheuten lassen. Um das reiche Erzlager im Kuifib zu erwerben sich schon seit längerer Zeit mehrere deutsche Gesellschaften. Die Anobachtung dieser Lager wird aber große Summen erfordern. Das Gestein, welches durchbrochen werden muß, ist harter, grobkörniger Granit. Die Bergzüge sind von beträchtlicher Höhe und durch Herrien mit einander verbunden. Hangbäume ließen sich hier mit großem Vortheile anlegen; für Viehzucht wäre die Gegend ausgezeichnet; wie weit der Minenbetrieb lohnen wird, muß sich erst noch zeigen. An anderen Stellen des Landes soll auch Graphit, Blei und Eisen gefunden werden. Es giebt auch noch andere Kupferlager. Aber wahrscheinlich werden das bloß sogenannte Kester sein.

Auf großen und sicheren Gewinn dürfen also die Minenunternehmer im Damralande schwerlich rechnen. Diefes mehr rechnen sie auf den Dandelgewinn, und es ist traurig zu sagen, den Hauptgewinn erwarten sie vom Branntweinverkauf. Kaum haben sich einige Deutsche in der Walfischbai niedergelassen, und schon stehen bei ihnen 2 m hohe und weite Fässer mit Träber-Branntwein gefüllt, an denen täglich die Flaschen der Lopenara und anderer Eingeborenen gefüllt werden. Einige dieser formidablen Fässer sind so gleich mit großer Mühe auf Ochsenwagen ins Innere transportiert und im Hofe eines Europäers in Omaruru aufgestellt worden. In Folge dessen hört man bereits von einer Generalsauktion nicht bloß der Weigen, sondern leider auch der Bastards und der Schwarzen. Früher führten englische und schwedische Händler ihren „Gin“ in Kisten und Flaschen mit sich; die jetzt eintretende deutsche Aera

scheint es gleich mit großen Hässern betreiben zu wollen. Ein böses Omen für die Zukunft! Wo jetzt ein Weißer hinter den Brauntweinschäubern her durchs Land reist, da wird er bereits angebettelt: „Gieb uns bitteres Wasser.“ Selbst die geizigen Herrero geben ihre geliebten Kinder für Branntwein. Hottentotten und Vastards fehlen nie, wo Gelegenheit zum Trinken ist, die Topenaar an der Balfischbai vertreiben ihren Verdienst beim Schiffsladen, und die Prostitution wird durch etliche Klasken aus jenen großen Hässern eingeleitet. Das ist das Vorbild. Der weitere Erfolg wird sein, ein wildes Durcheinander und beständige

Lebensgefahr der Weißen. Denn die trautschäftigen Eingeborenen sind unberechenbar und viel gefährlicher als Europäer. Sollen kulturelle Unternehmungen in diesem Lande gedeihen, dann wird als erste Regel gelten müssen: kein Brauntwein an die Eingeborenen. Dadurch wird man sich viel Herzleid und Unruhe ersparen und den Segen einer solchen Einrichtung bald erkennen. Wo aber das Gegenteil geschieht, da wird man bald genug erfahren, daß die dadurch herbeigeführten Verwidelungen und Mißthäte allen Gewinn verschlingen und nur desto größere

Dr. Stoll's Buch über Guatemala.

In diesen Blättern ist schon zweimal (Bd. 46, S. 270 und Bd. 47, S. 176) auf die Guatemala betreffenden linguistischen Arbeiten des Dr. Otto Stoll, jetzt Dozenten an der Universität Zürich, aufmerksam gemacht worden; wir freuen uns jetzt, ihn weniger geographisch als ethnographisch und kulturhistorisch bedeutsames Reisewerk über diese wenig bekannte mittelamerikanische Republik anzeigen zu können, das in seiner Art ebenso treffliche Belehrung bietet, wie die selbster Arbeit des fleißigen und vielseitig unterrichteten Mediciners. Es führt den Titel: „Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883.“ (Mit 12 Abbildungen und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.) Stoll hat Jahre lang im Lande gelebt und ist als praktischer Arzt mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung gekommen; besser als er sind also gewiß nicht viele gewesen, ein fremdes Volk zu schildern. Doppelt dankbar aber muß man es anerkennen, daß er es in einem so lehrbaren und interessanten Bande gethan hat, und einzig zu bedauern bleibt nur, daß er nicht mehr und weitere Streifzüge durch das Land hat unternehmen können.

Ueber Fauna und Flora, über die Krankheiten und die Sprachen, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung spricht er mit gleicher Sachkenntnis, wie über die gränzlöcherne Geschichte des unglücklichen Landes. Man kann nicht leicht etwas Widerwärtigeres, Empörenderes und dabei Lehreicherer und Interessanteres lesen, als die betreffenden Abschnitte in Kapitel 16, 23 und 25. Welche Fülle von Brutalität und Gemeinheit, Schurkerei und Spitzbüberei haben der Präsident Barrios und seine Spießgesellen dort 14 Jahre lang verübt! Was ahnet ordentlich erschreckt auf, wenn man S. 429 liest, wie seine eigenen Kreaturen ihn verrathen, und auf S. 487, wie er schließlich menschenfressend über den Haufen geschossen wird. Die Indianer werden noch heutigen Tages von der Regierung nicht viel anders behandelt als wie von den Conquistadoren. Heute noch giebt es indianische Ortschaften, wo die Weiber und Kinder beim Anblicke eines Weißen eilig die Flucht ergreifen und lechzende rufen: „Da kommen die, welche uns fressen wollen.“ Die Greuel der Conquista — sagt Stoll — halten noch in dieser feldischen Rede nach. Und wie hinterließ Barrios das Land? „Sammtliche Rassen waren vollkommen leer und fast alle Einkünfte für das laufende und das nächste Jahr im Voraus verpfändet worden; aber sein eigenes Vermögen päßte nach Millionen und soll die gesammte ängere und innere Schuld des Landes (8,7 Millionen Pesos) noch übertroffen haben. Und wir haben jene Unterthanen ihn gefeiert als „Vater des Vaterlandes“, als den „Außer-

lichen und ums Vaterland Wohlverdienten“, als den „privilegierten Genius von Mittelamerika“ u. s. w., ihn mit Jesus Christus verglichen, wie oft haben seine Minister, die Deputirtensammer, die Officiere der Armee, die Beamten aller Grade in den Departements, die Aerzte, Advokaten und Geistlichen der Hauptstadt, die Schulmeister auf dem Lande, die Handwerker und selbst die Gefangenen der Cuarteles in den friedlichsten Ausdrücken ihn ihrer unbedingten Ergebenheit versichert. Alles aus Furcht vor der Keitpeitsche des Präsidenten, vor plötzlicher nächtlicher Verhaftung, vor Geißelung und einem qualvollen Tode im Gefängnisse. Mehrere Hunderte mißliebiger Bürger hat das Schenkel dort während seiner 14jährigen Tyrannei zu Tode martirt lassen.

Guatemala (der Name ist spanische Verkümmelung des merikanischen Quauhtemallan, d. h. „Ort der Holzhausen“) ist kein sonderlich reiches Land; an Metallen ist es geradezu arm (S. 456) und ebenso an Menschen: 1880 zählte es auf 121 000 qkm anähernd 1 224 602 Einwohner, also nicht viel über 10 auf den Quadratkilometer. Ganz besonders menschenleer aber ist die atlantische Seite der Republik, was Stoll durch die Raubzüge erklärt, welche die Spanier, besonders von der Insel Cuba aus, im 16. Jahrhundert zur Gewinnung von Sklaven für ihre Pflanzungen an jenen Küsten betrieben. Tene ¼ Millionen zerfallen, abgesehen von 1466 aus Europa und Nordamerika eingewanderten Weißen, einigen Chinesen und Negern, in zwei Haupttheile, die herrschende Klasse der Vadosos (oder Wisklinge zwischen Weißen und Indianern), 379 828 Köpfe stark, und die beherrschte der Indianer mit 844 774 Köpfen. Ueber erstere urtheilt Stoll (S. 311) folgendermaßen: „Vom Präsidenten bis zum Stallburgen treffen wir die Vadosos in allen Lebensstellungen, als Handwerker, Landwirthe, Geistliche, Aerzte und Juristen, und es ist sicher, daß in der Wisklingbevölkerung ein äußerst fruchtbares, lebenskräftiges und lebensfähiges Element gegeben ist, dem nur noch der eiserne Zwang äußerer Verhältnisse, ein schwierigerer Erwerb der ersten Lebensbedürfnisse fehlt, um auf den verschiedensten Gebieten erfolgreich mit anderen Völkern zu concurriren. Die von der Natur gegebene Verstandesanlage ist schon im jungen Vadoso-Kinde eine erstaunlich gute, aber die Schule des Lebens ist in jenem dünn bevölkerten Lande noch nicht hart genug, um die gute Anlage zur vollen Reife zu bringen.“

Mit offenkbarer Vorliebe aber verweilt Stoll an den verschiedensten Stellen seines Buches bei den Indianern und schildert uns ihr Äußeres, ihren Charakter, ihren

Glaubten, ihre Sitten u. s. w. eingehend und mit Verständnis. Der noch nicht durch Branntwein und Knechtung verderbte Indianer ist gegen viele, die er in sein Herz geschlossen hat, auch aufrichtig ergeben, zuverlässig und dem einmal gegebenen Worte treu. Eigenschaften, welche dem phrasenreichen, verbindlichen Vabino glänzlich fremd sind. „Der Indianer liebt den Menschen, der ihn gut behandelt, auch wenn er ein Weiser ist, anständig; der Vabino dagegen kommt nie über den Fremdenhaß hinaus, der ihm tief im Herzen wohnt, und Unaufrichtigkeit gegenüber dem Fremden liegt in seinem ganzen Wesen. Den Vabino und das tiefe Bedürfnis der indianischen Natur bildet die willige Anerkennung der berechtigten Autorität der Älteren, der Obrigkeit, des Landesheeren. Sie kennt kein „servil“ und kein „liberal“ (Namen der beiden, sich feindselig gegenüberstehenden Parteien Guatemalas), und wie sie sich seiner Zeit mit abgöttischer Verehrung an den Serenlos Carrera hängte, so hat sie auch sich den Liberales Partidos im Jahre 1869 die Kastranen aus dem Feuer geholt. Die Bürgerkriege der Vabinos aber lehren und hinlänglich, daß für sie im Affekte des Parteihasses kein Gesetz und keine Autorität und keine Bande der Natur heilig sind, denn wie oft haben sich Mitglieder derselben Familie mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden, wie oft haben Vabinos um selbstthätiger Rache willen ein einmal bestehendes Regiment gestürzt und sich selbst an dessen Stelle gesetzt! Nach meiner auf persönlichen Erfahrung gestützten Ansicht ist als Charakter der Indianer von Guatemala bei Weitem der bessere Menschenhaß als der Vabino, obwohl dies nicht so zu verstehen ist, als ob jeder Indianer besser sein müßte als jeder Vabino. Es giebt leider genug verroffene, überleibte Subjecte unter den Indianern, aber sie sind direct oder indirect durch den Einfluß der Weißen und Vabinos so geworden und haben seinen Grund, mit Liebe und Anhänglichkeit an diese besonders verdammenswerth umzugeben.“

Als Dr. Stoll von Huepeltanango, das auf dem Hochlande liegt, nach Retalulan auf einem der schlechtesten in der an schlechten Wegen reichen Republik hinabstieg, hatte er so recht Gelegenheit, die Quallerei der Indianer kennen zu lernen, welche auf ihren Rücken Frauen, Kranke und große Gegenstände, die nicht von Maulthierern transportirt werden können, hinauf- und hinuntertragen müssen. Er habe, schreibt er S. 69, niemals einem auf diese Weise beladenen Indianer begegnen können, wie er leidend und mit prall gefüllten Hals- und Kopfen, jeden Muskel seines schwermütigen Körpers aufs Äußerste angespannt, sich mit seiner Last diesen Weg hinaufarbeitete, ohne von tiefem Mitleide mit dieser zum Vasthiere herabgewürdigten Rasse ergrißen zu werden. „Die Indianer des niederen Volkes waren an den harten Dienst des Tragens von Lasten schon in der vorspanischen Zeit gewöhnt gewesen, unter der spanischen Herrschaft aber hatten sie reichliche Gelegenheit, sich darin zu vervollkommen. Laufende sind in Folge von Ueberbürdung unterwegs zu Grunde gegangen, und selbst die menschlicheren Bestimmungen der Kuevas Leyes sind bei der Unbesinnlichkeit und Echntheit ihrer Begriffe den Indianern niemals ernstlich zu Gute gekommen. Ihr hartes Loos blieb noch Jahrhunderte lang dasselbe. Worüber ich mich aber wunderte, war, daß selbst fremde Pflanze gegenüber diesem unglücklichen Volke zu einem hinlänglichen Grade von Rücksichtigkeit gebracht haben, um ihre Indianer gelegentlich bis an die äußerste Grenze der menschlichen Kraft zu beladen und um den ärmlichen Lohn von drei Reales (1 1/2 Mark) per Tag auf diesen Wegen bergauf und -ab zu jagen. Man klagt über die Verkommenheit dieses Volkes, welches Jahrhunderte lang seinen Kopf zu

nichts Anderem als zum Lasttragen gebraucht durfte; die Presse der Vabinos steht in den Indianern das größte Hemmnis für den geräumten „Progreso“ und „Desarrollo“ des Landes, und spricht es offen aus, daß ihr Untergang ein Glück wäre; man wundert sich über die Gleichgültigkeit des Indianers gegenüber den „Segnungen der Civilisation“, und doch, was ist seit der Eroberung ernstlich für die Indianer gethan worden? Wenn diejenigen Pueblos, welche von der Verhütung mit Fremden und Vabinos noch relativ frei geblieben sind, dem Andrängen der „Civilisation“ alle in ihren Kräften stehenden Hindernisse in den Weg legen, wenn die Indianer bei der Volkszählung von 1880 zu Hunderten die Dörfer verlassen und in den unzugänglichen Monte flohen, wenn ganze Departemente sich der Durchführung des Census drohend widersetzen und ihn vereiteln, so ist dieser Widerstand im Interesse der Sache zu bedauern, aber er ist begründet.

Die Indianer wissen aus der Erfahrung von Jahrhunderten, daß alles Interesse an ihrer Nationalität schließlich immer auf irgend eine Verödung und Quallerei hinausläuft. Wenn die Indianer der Pflanzungen und der Dörfer, welche dem zersetzenden Einflusse der Vabinos mehr ausgesetzt sind, jeden Anlaß, Hochzeiten, Todesfälle und religiöse Feste benutzen, um sich bis zur vollständigen Sinnlosigkeit vollzustauen, wer kann es ihnen im Ernste verargen, daß sie im Rausche Vergessenheit suchen für das infimist empfindende Glem, dem sie ihr Leben lang anheimgefallen sind? Wenn die Indianer nicht die moralische Kraft besitzen, dem verderblichen Einflusse des Trunkes zu widerstehen, wer ist dafür anzulasten als eine gewissenlose Regierung, welche um schänden Gewinnes willen auf jede Weise versucht, die Moral der Indianer zu untergraben und den indianischen Puerlos die Zügel auszubinden und Chichirasis mit allen Mitteln zu otftronieren? Die Regierung zog aus dem Monopol der alkoholischen Getränke im Jahre 1882 die Summe von 1266042 Pesos, was kann sie dafür, wenn die Indios brutas, diese „animales sin razon“, sich daran zu Tode tranken? Ohne Aguardiente und Chida kann einmal der Indianer nicht leben; schon die Mütter tanzen, selber halb betrunken, den Finger in die Aguardienteflasche und stecken ihn den Säuglingen in den Mund, damit sie sich bei Zeiten an diesen Genuß gewöhnen.“

Die Indianer sind zwar zumeist dem Namen nach Christen¹⁾, in Wahrheit jedoch glauben sie an zwei Götter, nämlich den „Dios de la iglesia“ (Gott der Kirche), den Gott der Weißen und Vabinos, der mit brennenden Ketzen, dem Zeichen des Kreuzes, der Gemislerion und verschiedenen Gebeten verehrt wird, der sich aber nm die Indianer wenig kümmert. Diese haben ihren „Dios de la montaña“ (Gott des Waldes), den „Daeño del palo“ (Herr des Baumes, d. h. der Ceiba), der nm für die Indianer sorgt, verhäßt, daß sie auf giftige Schlangen treten, ihren geliebten Waid aufgehen läßt, ihre Jagd segnet und ihre Weiber fruchtbar macht. Dafür bringen sie ihm unter den heiligen Ceibas Brandopfer vom Ertrage der Jagd und des Heides bar und verbrennen ihm auf dem Opfertische Copal, wobei sie zu ihm beten. Außerdem giebt es noch andere Wesen, die

¹⁾ Der Census von 1880 unterzeichnet folgende Religionen in der Republik: Katholiken, Protestanten, Jevaiten, Freidenker, Nationalisten, Befenner der Einto-Religion, Anhänger des Confucius, Angehörige der Anglikanischen Kirche, Befenner der Natur-Religion, Leute ohne Religion, Abkömmlinge, Anhänger des Brahmanismus, Drähen, Griechen, Kutteraner, Wokamendner, Indifferenten. Man muß sehen, daß sich unsere deutsche Volkszählung in dieser Hinsicht viel weniger Räthe macht.

man jücheln und verehren muß, nicht eigentliche Gottheiten, sondern böse Geister, welche Höhlen und Höhlen, Berge, Wälder und Flüsse bewohnen. Sie sind Urtierthemen des „Dueso del palo“ und führen dessen Befehle aus; wenn man sie jedoch nicht respektirt, so schädigen sie auf eigene Faust Leib und Leben, verderben die Maiernte, tödten die Kinder durch Krankheiten und dergleichen mehr, weshalb es gut ist, ihnen dann und wann an ihren Wohnorten zu opfern. Bei solchen Gelegenheiten sollen die Indianer die sonst sorgfältig geheim gehaltenen Götzenbilder in den Wald hinaustragen und verehren. Einige dieser alten Statuetten sind aus reinem Thon gemacht und hohl; die Höhlung soll dazu dienen, um darin das aus Copal bestehende Räucheropfer zu verbrennen.

Im engen Zusammenhange mit dem alten Götzendienste steht das hohe Ansehen, dessen sich die Amtsnachfolger der alten heidnischen Priester bei den Indianern zu erfreuen haben. Dieselben zerfallen in zwei Klassen, die Ähig oder Zauberer, welche Anderen Böses zufügen, namentlich ihnen unappetitliche oder gefährliche Kephile in den Leib zaubern, und die Ähigil oder Wahrsager, welche zu ermitteln haben, wer den Verletzten verurtheilt hat. Leider war es Dr. Stoll trotz aller Anstrengungen nicht vergönnt, näher in diesen Maanen oder — wenn man will — Aberglauben einzudringen. Nur so viel hat er ermittelt, daß diejenige Art des Christenthums, welche die Spanier den Indianern Mittelamerica's brachten, um nichts besser war, als ihr ursprünglicher Götzendienst. Der Indianer sollte seine angestammten, guten alten Götter, denen er vertraute, die er kannte, und die, wie er meinte, ihn kannten, gegen fremde, ungewohnte vertauschen, deren Verehrer ihn und seine Familie ausß Schändlichkeiten befehlten. „Wer es nicht glauben will, daß es sich für den Indianer bloß um einen Tausch der eignen gegen fremde Götzenbilder handelte, der besuche die Kirchen und Kapellen vieler indianischen Pueblos und sehe sich die schändlichen Götzenfiguren an, welche Christus am Kreuze und die Heiligen darstellen und an den Häften herumgetragen werden. Er vergleiche damit die indianischen Götzenbilder aus polirtem Stein oder feinem, bemaltem Thon, welche die mitleidige Erde der Zerstörung entzogen, und er wird mir recht geben und begreifen, daß die Indianer ihre eignen Götter für besser hielten“ (S. 232 f.).

Vielleicht der lebhafteste Anblick an die altheidnische Zeit hat sich in den „Bailes“ oder Maentänzen erhalten, welche in allen Indianerdörfern Guatemalas bei gewissen religiösen Festen im Centrum der Republik (Departement Quiché) in der ersten Hälfte des Mai ununterbrochen Tag und Nacht abgehalten und viele Wochen lang vorher eingelbt werden. Es sind theils Pantomimen, theils wirkliche Dramen, in welchen die handelnden Personen in langer Wechselliebe auftreten, welche von Musik und Tanz unterbrochen wird. Die Zahl dieser Bailes ist ziemlich groß und beträgt über ein Tausend, z. B. der Hennen-, Regier-, Ketz-, Mauren-, Trutzhahn-, Affen-Tanz, der Tanz der Eroberung, der Tanz der Stummen u. s. w. Stoll sah im Dorfe Uspantan nur den Ketz- und den Mauren-tanz (baile del venado und baile de los moros).

Der baile del venado (S. 372 f.) bestand in einem Contretanz, den acht verkleidete Männer nach dem Takte ihrer Marimba aufführten. Ihr Kostüm war folgendes: Auf dem Kopfe ein runder, mit rothem und weißem Tuche garnirter Strohhut mit einem hohen Busche von rothen, blauen, gelben und weißen Vogelfedern; vor dem Gesichte eine unserer gewöhnlichen Kastnachschneisen, deren lange Haardlöcher bis auf die Schultern herabfielen; auf den Schultern ein kurzer, gelber, goldgesähter Mantel, dessen

Kand mit langen Goldstrangen besetzt war. Die Beine trafen in rothen Reinfleiden europäischen Schnittes, welchen vier weiße oder gelbe Querbänder in der Mitte des Oberschenkels und am Knöchel als Besatz aufgenäht waren. Schwarze Mocassins bekleideten die sonst nackten Füße der Tänzer, die in der einen Hand eine kleine bleichene Schelle und um das Handgelenk ein niederhängendes Tuch geknüpft trugen. Am dem Tanz der so kostümirten Männer nahmen auch vier Knaben theil, die, in lange, goldgefähten Mäntel und rothe Röcke eingekleidet, auf dem Kopfe eine hölzerne Waste in Gestalt eines braunbemalten Kestopfes trugen. Sie tanzten, sich vor jedem der übrigen Tänzer verneigend, zwischen denselben herum. In derselben Gruppe befand sich ein Knabe, dessen Kopf in der Waste eines Affen sat und der die Rolle der „lustigen Person“ zu spielen schien. Er wurde bei diesem Tanz nichts gesprochen, doch soll es eine „Relacion“ dazu in spanischer Sprache geben.

Zu gleicher Zeit wurde vor einem andern Hause von acht Männern der baile de los moros, ein Tanz spanischen Ursprungs, aufgeführt, der einen sagenhaften Krieg Karl's des Großen gegen Amerlan vorstellte. Das Orchester bestand aus einem Indianer, der das K'ohon schlug, und einem zweiten, der die Chirimia blies. Diese Instrumente bilden den Kern des altindianischen Orchesters, während die Marimba fremden (afrikanischen) Ursprungs ist. Der K'ohon ist eine große Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten Stübe Baumstamm von ca. 3 Fuß Höhe und 2½ Fuß Durchmesser, die mit zwei Schlägeln geschlagen wird. Ueber die Höhlung ist oben und unten ein Stüd Fell gezogen und die Bänder beider Felle sind an den Seiten des Cylinders durch Gledzacksnäure verbunden. Die Chirimia ist eine Rohrflöte von ca. 30 cm Länge, die sich in sehr hohen Tönen bewegt und auf welcher wilde, ansehnend regellose Melodien geblasen werden.

„Etwa um 8 Uhr Morgens, auf ein Zeichen der Kirchenglocken, trat eine Paule in den Baile ein. Das Volk von Uspantan sammelte sich auf dem Plage vor der Kirche, aus welcher einige wunderbar ausgestattete Heiligenbilder in Procession herausgetragen wurden. Die hervorragende Rolle unter denselben schien ein gekreuzigter Christus zu spielen, wenigstens schloß sich das Personal der beiden Bailes demselben an; ebenso trat die Marimba, der K'ohon und die Chirimia als Orchester in den Zug ein, der sich langsam durch das Dorf bewegte und bald wieder auf die Plaza zurückkehrte. Nun begann ein toller Spectakel. Kasketen klangen empor und plagten krachend am reinen blauen Morgenhimmel, die buntestgekleideten Tänzer der Bailes begannen im großen Sonnenstrahl, unter dem lauten Schalle ihrer Orchester, einen frenetischen Rundtanz, und ein Heiliger nach dem andern wurde in die Kirche zurückgebracht. Zuletzt blieb nur die Christusfigur übrig, deren Träger sich mit derselben von links nach rechts im Kreise zu drehen begannen. Um das also rotirende Christusbild aber tanzten in umgekehrter Richtung, von rechts nach links, die bunten Maeken, Moros und Cipacoles, Venados und Jäger, schnell und immer schneller, begleitet vom dumpfen Dröhnen der großen Trommel und dem schrillen Jodeln der Chirimia; die Marimba schwieg. So mochten vor Jahrschnenden die Bewohner von Uspantan das Bild ihres Gottes Erbalangen, bevor sie ihm Thiere und Menschen opferten, will trunken umtänzt haben.“

Nachdem auch das Christusbild in der Kirche verschwunden war, trat Stille ein, der Weisthile hielt die Messe ab inmitten der fremdbartigen Schaar bizzar gekleideter Heiligen und Maeken. Nach Beendigung der Messe begannen die Bailes auf's Neue vor der Kirche, die Moros

wiegen, um dann die wirtschaftliche Seite der Frage zu betrachten, und daraus den Schluss zu ziehen, daß schon mit Rücksicht hierauf der Versuch einer Kolonisation mit holländischen Bauern keine Aussicht auf Erfolg haben dürfte. Beiläufig erwähnt wird, daß solche Projekte doch manchmal ohne alle Sachkenntnis gemacht werden, wenn z. B. in einigen Aufstößen, welche die Aufhebung von holländischen Bauern in Indien bestritten, davon gesprochen wurde, durch eine solche ganz nebenbei dem Kriege ein Ende zu machen, oder wenn geographisch noch unerforschte Gegenden, wie z. B. die Hochflächen (?) von Neu-Guinea als ein Vorabgeschildert, diese Insel selbst als ein Aushalter der Zukunft hingestellt wird.

Afrika.

— Das Petroleumlager am Gebel Zeit (vergl. oben S. 256) ist nicht zufällig entdeckt, sondern von einem belgischen Bergmann, Debon, auf Kosten der ägyptischen Regierung nach schwedisch-englischer Arbeit erhoben worden. Die Stelle liegt nur 30 Farsos vom Meere entfernt und liegt bei einem guten Aufseerplatz. Eine englische Kommission von Fachleuten hat sich über den Fund in hoffnungsvollem Sinne ausgesprochen.

— Wie der „Katal Mercury“ berichtet, geht es der neuen Buren-Republik im Zululande, Freiheit genannt, wenigstens in materieller Beziehung sehr gut. Die Grenzen sind festgelegt mit 800 Postellen, jede von 3000 Acres, den Buren für ihre dem Könige Dinizulu erwiesenen Dienste zur Verfügung gestellt worden. Man hofft, daß sich bald 1000 Familien in diesem höchst fruchtbaren und schönen Theile Afrikas niedergelassen haben werden; das Land ist zum Theil schon bearbeitet und bebaut; die Postellen liegen sehr beinahe an die Vucabai hin und erreichen auch in anderer Richtung den Ocean. Hoffentlich wird das nördliche Zululand durch die Unternehmung der Buren der Segnungen der Civilisation theilhaftig.

Bekanntlich hat die niederländische Südafrikanische Gesellschaft an Ort und Stelle unterstehen lassen, durch welche Mittel es möglich sein würde, die zwischen den Niederlanden und dem Transvaal bestehenden Beziehungen enger zu knüpfen. Der Bericht des Delegierten Dr. G. F. Jonkman, der vor Kurzem vernommen ist, macht in dieser Hinsicht folgende Vorschläge: 1) Veränderung des Gesetzes betreffend den höheren Unterricht, um die Studenten von England ab- und nach Holland hinzuziehen (hat bereits stattgefunden); 2) Schaffung eines Fonds, um Studenten aus Transvaal Unterstützung zukommen zu lassen; 3) Herausgabe einer Zeitung, in welcher unter Mitwirkung von Südafrikanern die Interessen beider Länder besprochen und vertreten werden; 4) das Veröffentlichen guter Schulbücher, die in holländischer Sprache geschrieben sind und in Holland erscheinen, aber den Bedürfnissen der Afrikaner Rechnung tragen, und 5) Sammlung einer guten, für Südafrika bestimmten Volkseidyllat.

— Die Arbeiten der französisch-portugiesischen Grenzkommission in Westafrika sind beendigt: Frankreich hat den Bezirk von Massaba, welcher nördlich von der Wüchse des Tschibongo-Flusses liegt, an Portugal überlassen und dieser tritt dafür seine Enclave Bigninhor in Senegambien an Frankreich ab. Bigninhor liegt im Vinnenlande am Flusse Calamance und war bisher von Garabane, welches sich bereits in französischen Besitze befindet.

— Ausführlicher Nachrichten über die Reise der Lieutenanten Rund und Lappenberg in das Innere des Congo-Staates enthält anfallender Weise (wohl durch eine Indiscretion) das Brüsseler „Mouvement Geographique“ vom 21. März. Danach stellt sich dieselbe als ein tiefer Vorstoß vor recht in den unbenutzten Theil des Congo-Beckens dar, so daß diese anfangs so unglückliche Expedition zuletzt doch

noch einen schönen Erfolg davongetragen hat. Vorausgeschickt wird sie nun nach Europa zurückkehren. — Die beiden Reisenden verließen am 9. August 1885 mit 88 Negern von der Loango-Rüste Leopoldville am Stanley-Pool und zogen in südöstlicher Richtung durch bisher unbekanntes Gebiet zum Kuango, den sie am 6. September etwa unter 6° südl. Br. überschritten. Dann wandten sie sich östwärts, wobei durch nie betretenes Gebiet zum Kasai, freuten drei ansehnliche, nach Nordnordwesten fließende Ströme, Wambo, Saie und Kulu mit Namen, erreichten den Kasai am 19. Oktober unterhalb der Mündung des Zuebo, zogen einige Tage an seinem linken Ufer abwärts und überschritten ihn dann. Dann ging es nach Nordosten zu dem Lufata, dem sie ziemlich weit aufwärts nach Osten (etwa bis 21° südl. L. Gr.) folgten und dann vom 14. Januar an hinunter fuhren. Derselbe fließt anfangs dem Sankuru, dann dem unteren Kasai parallel und stellt sich zuletzt als der Oberlauf des Kuni (welchen Stanley aus dem Leopold-See kommen läßt) heraus. Am 28. Januar trafen die Reisenden, welchen die Eingeborenen wiederholt feindlich entgegengetreten waren, wieder in Leopoldville ein.

Inseln des Stillen Oceans.

— In Kaiser-Wilhelms-Land am Neu-Guinea sind bis jetzt drei Stationen von der Neu-Guinea-Kompagnie errichtet worden: in Hinkelhafen, in Friedrich-Wilhelms-Bay und Dalmanhafen. Die Berichte über die Fruchtbarkeit des Landes und das Verhältnis zu den Eingeborenen lauten sehr günstig, aber bedenklich ist, daß die von Java mitgenommene Molayen sehr unter dem Wechsel des Klimas leiden, mehr als vorläufig die Europäer.

— Die Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land bringen einige sehr interessante Beobachtungen von J. Weiser, welcher mit der „Odine“ die Küsten besuch. Wenn man die Küstenstraße von Port Konstantin an befährt, übersteht man die ganze Finsterrückseite mit ihren 11 000 Fuß hohen Gipfeln; eine scharfe Scharte trennt sie von dem isoliert aufragenden Bismarck-Gebirge und scheint einen Paß zu den dahinter liegenden Hochgebirgen zu bieten. Die Küste ist auf der ganzen Strecke ein parkartiges, nach ansehnlichem Grasland von ca. 30 Seemeilen Breite. Weiter östwärts kommen zahlreiche Gewässer von den Bergen herab, das Land steigt in Terrassen an, die bei Fortifikation in Point ganz wie Stufenwerke aussehen. Das ganze Gebiet von Port Konstantin bis an den Friedrich-Wilhelms-Bay ist neugehobenes Land und fällt an der Küste einige Meter hoch steil ab, so daß hier Mangroven und Sümpfe nicht existieren und das Land wahrscheinlich gesund ist. Die Erhebung hängt wahrscheinlich mit den nun erloschenen Vulkanen von Kooz Island bis Vulkan zusammen; früher tauchte die aus Urgebirge bestehende Finsterrückseite direkt ins Meer und war mit Korallenriffen umgeben; jetzt sind keine Riffe mehr da und das Wasser ist dicht an der Küste 200 m tief. Der Boden ist längs der Küste fruchtbarer Humus, an den Fußmündungen sogar sehr ähig, im Inneren ist der Korallenboden noch fast unverwittert und trägt nur spärliches, hellgrünes, mannshohes Gras.

— Kapitän John Strachan, als Leiter einer Expedition, welche die Inhaber der in Melbourne erscheinenden Zeitung „the Age“ 1881 nach Neu-Guinea schickten, bereits bekannt, unternahm im November 1885 auf eigene Faust eine zweite Expedition dahin, von welcher er Anfangs Januar zurückkehrte. Er hatte sich zuvor mit dem am 3. December 1885 verstorbenen Ober-Kommissar Sir Peter Owen Strachan verständigt, um nicht mit den in Bezug auf Neu-Guinea erscheinenden sehr regalen Regierungen in Konflikt zu geraten. Es wurde ihm durch Rogers das

Vorrecht auf zwischen der holländischen Grenze in 141° östlich von Gr. und der westlichen Küste des Papua-Golfes gelegenes Land, welches er von den Eingeborenen an sich bringen würde, aufgehoben, ferner die Berechtigung, dort wertvolles Holz zu fällen und zu exportiren, und sich und seine Gefährten nach Fischen auszurüsten und zu bewaffnen. Kapitän Strachan begab sich dann in Begleitung von Mr. Kerr, Mr. Voett, einem alten östindischen Planzer, dem Photographen Gershenfora n. s. w. auf dem Schoner „Herald“, mit einem kleinen Flugschiff im Schleppan, nach der Mündung des Mai-kassa oder Xaxter. Man fuhr denselben über 100 Meilen oder 160 km. hinan und lief anch in einige der vielen Nebenflüsse, wie in den Prince Leopold River, ein. Snags, d. i. im Flusse lagernde Baumstämme, verhinderten die Weiterfahrt. Der Dampfer blieb hier nun einige Zeit liegen, und kleine Portieen der Gesellschaft unternehmen Ausflüge ins Innere in der Dauer von drei bis vier Tagen und bis zur Entfernung von 40 Meilen oder 64 km. Der Planzer Voett versichert, daß er dabei über das schönste Land kam, wie er es je in seinem Leben sah, und daß auf solchem Boden alle tropischen Gewächse in Fülle gedeihen würden. Das vorzüglichste Land lag nach dem südlichen Ufer des Flu. Man verließ dann den Xaxter, fuhr an der Meeresküste bis zur westlichen Küste des Papua-Golfes entlang und entdeckte fünf kleine Flüsse, die man aber doch immer noch 10 bis 30 Meilen (16 bis 48 km) weit mit dem kleinen Dampfer befahren konnte. Auch unternahm man Erkundungen über Land in der Länge von 50 km. Man brachte von der Reise Proben von wertvollen Göltern und Bodenerzeugnissen mit, sowie auch eine umfangreiche Sammlung von Geräthschaften und Kuriostäten der Eingeborenen. Unter letzteren erregt ein schlauer großer Hüh, welcher den von den Gons-Eingeborenen verehrten Gott Zeger darstellen soll, ein besonderes Interesse. Es war mit vieler Schwierigkeit verfaßt, sich in den Besitz desselben zu setzen und hätte leicht verlohren worden können. Der Hüh wird nunmehr einen Platz im Museum in Sydney einnehmen. Kapitän Strachan ist mit dem Erfolge seiner Reise sehr zufrieden.

D. Gresslath.

— Unter dem Titel „New-Guinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885 von James G. Halmers und W. Wyatt Gill“ (Leipzig, H. A. Brockhaus, 1886) ist jetzt die von uns bereits (Bd. 48, S. 128) angekündigte Uebersetzung des englischen „Work and Adventure in New-Guinea“ erschienen. Wir verweisen unsere Leser auf die ausführliche und empfehlende Besprechung des Buches von Emil Metzger, welche sich auf S. 60 und 74 des vorigen Bandes des „Globeus“ findet („Aus dem südöstlichen Theile von New-Guinea“ I, II).

Nordamerika.

— Im vierten Annual Report of the United States Geological Survey* (Washington 1884), der vor Kurzem erschienen, findet sich ein sehr interessanter Auszug von J. G. Russell über die abhässliche Region des Great Basin und seine Seenerie. Das ganze Gebiet ist ein ungeheures Totland, das durch kolossale Verwerfungen in ein wild zerstücktes Bergland verwandelt wurde; fast alle Erhebungen, wenn sie nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt als Berg zwischen zwei abgetauchten Tafeln als Horste stehen bleiben,

zeigen nach der einen Seite hin einen steilen, oft unerschließlichen Abhang, der 3. B. bei den Stein Mountains einige tausend Fuß beträgt, nach der anderen Seite dagegen ist das ganz allmählich in eine Senkung ab, deren tiefsten Punkt ein See oder die Spur eines ehemaligen Sees einnimmt. Die abhässliche Binnenregion erstreckte sich früher ansehnlich über das ganze Gebiet zwischen der Sierra Nevada und der Cascade Range; aber in der letzten sendsten, wahrscheinlich quaternären Periode haben die Gewässer vom Lake Klamath Zeit gefunden, die trennenden Riegel so tief einzuschneiden, daß ihr Gebiet auch jetzt noch dem Ocean tributär ist. Verschiedene Unterabtheilungen, die jetzt abhässlich sind, würden schon bei einem ziemlich geringen Steigen Verbindung mit benachbarten Flüssen bekommen, so Lake Malheur mit dem Shoshone, Goose Lake, wie er sie noch bis vor Kurzem hatte, durch Pitts River mit dem Sacramento. Wie die ungeheuren Ränge von Lava, Kieselstein und vulkanischen Tuffen, welche früher den ganzen nördlichen Theil des großen Beckens (200 000 bis 300 000 square miles) in einer geschlossenen Kasse bedeckten, entstanden sind, vermag auch Russell nicht zu erklären; er nimmt Spaltenausbrüche (fissural eruptions) an, sagt aber selbst, daß er außer Stande sei, Beweise dafür beizubringen. Die Verwerfungen sind theilweise offenbar ganz neuen Datums; an den Warner Lakes sind die Bruchflächen so frisch, als seien sie erst gestern gebildet. Sie sind aber auch durchaus noch nicht abgeschlossen; auf der großen Bruchlinie längs der Wahlatish-Berge wie längs der Sierra Nevada sowohl, wie auch auf vielen kleineren Bruchlinien haben noch in den letzten Jahren merkbare Verschiebungen stattgefunden und heisse Quellen springen überall längs dieser Linien. — Eine interessante Beobachtung wurde am Sumner Lake und Albert Lake gemacht. Das mit Alkalien gesättigte Wasser dieser Seen verwandelt sich, wenn vom Sturme gestreift, rasch in eine Schaummasse, die mitunter mehrere Fuß hoch wird; der Wind trägt diese weit über's Land, und die Wälder in der benachbarten Wüste sehen dann aus, als seien sie mit Wüste bedeckt. Die Seen sind übrigens nichts weniger als konstant, manche sind in der letzten Zeit zu Wasser eingetrocknet, dagegen sind Harned Lake und Malheur Lake getrocknet und haben sich zu einem Becken vereinigt, Goose Lake hat seine Ufer überschwenkt und Thorne Lake und Silver Lake haben sich vereinigt und sind, obgleich früher hochgradig alkalisch, jetzt süß geworden. Letztere Erscheinung ist sehr wichtig. Schon in dem Berichte für 1881 machte Gilbert bei der Erforschung des quaternären Lake Bonneville auf die Erscheinung aufmerksam, welche er „the freshening of inclosed lakes by desiccation“ nannte, scheint aber wenig Beachtung gefunden zu haben. Trodnet ein mit Alkalien beladener See ganz aus, so können die ausgefallenen Salze durch den zuletzt sich bildenden Plava-Schlamm so ganz abgeschlossen werden, daß später wieder zuströmendes Wasser süß bleibt, und dieser Vorgang kann sich, wenn trodene Perioden mit feuchteren abwechseln, beliebig oft wiederholen. — Von großem Interesse ist, daß Russell trotz sorgsamem Nachforschen kein Spur einer allgemeinen Verlescherung im großen Becken finden konnte. Auch Spuren lokaler Gletscherbildung fehlen, ausgenommen in der Gash-Sumbehoit Range; und Russell spricht sich mit aller Bestimmtheit dahin aus, daß, seit die Gegend ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, also seit dem Beginne der Quaternärzeit, Gletscher hier nicht bestanden haben.

Inhalt: Gognat's und Saladin's Reisen in Lunellen. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. G. Mehlis: Die Hongkong. Eine keramische Stadt. (Mit einem Plane.) — G. Brinder: Die Bewohner des Rana- und Damaralandes. III. (Schluß.) — Dr. Stoff's Buch über Guatemala. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Indien des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 26. März 1886.)

Herausgeber: Dr. A. Kirpert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Musirle Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

IX.

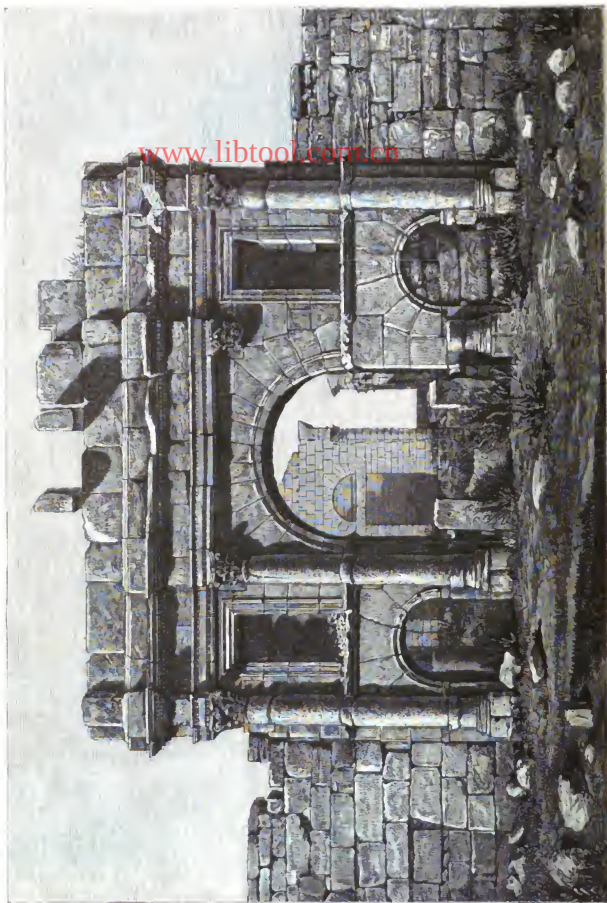
Ko. Zusetzlae wird trotz seiner Bedeutung von den alten Autoren nie erwähnt; nur in den Itinerarien und in den Bischofsverzeichnissen tritt der Name auf und aus in Lambessa gefundenen Inschriften wissen wir, daß die dritte Region dort Nekruten ausübte, die Einwohner also das römische Bürgerrecht genossen. Genauerer weiß nur der arabische Geograph Ebn Chordadbeh zu berichten. „Zbeitla, sagt er, war vor dem Islam die Residenz des Gerges, des römischen Königs in Afrika; sie zeichnete sich aus durch ihre Ausdehnung und ihre Schönheit, ihren Ueberfluß an Wasser, ihr mildes Klima und ihre Reichthümer; sie war umgeben von Gärten und Baumplantagen. Die Anselmänner eroberten sie in den ersten Jahren der Hedschra und erschlugen den großen König Gerges. Der König Gerges aber, wie ihn andere arabische Schriftsteller nennen, Tschirdschir, ist der byzantinische Patriarch Gregorius, welcher sich von Byzanz losgerissen hatte und seine Provinz, auf die Aferel, die Mauren, gestützt, ganz unabhängig beherrschte, sogar Männen mit seinem Wilde schlagen ließ. Er sammelte, als er 647¹⁾ den Aufruf der Araber unter Abdallah erhob, ein großes Heer und trat den Eindringlingen entgegen, nach dem Tode von Zbeitla, nach Anderen der Jacobin. Seine schöne Tochter fielt an seiner Seite und er verlor ihre Hand und 100 000 Goldstücke Dem, der ihm den Kopf Abdallah's brachte. Auf den Rath des jungen Robert ibn Raïs setzte Abdallah aber genau denselben Preis auf den Kopf des Gregorius. Der Kampf dauerte mehrere Tage und wurde jedesmal beim

Beginne der eigentlichen Mittagsheige abgebrochen. Am dritten Tage aber führte Abdallah nur einen Theil seiner Leute ins Gefecht und ließ die andern in ihren Zelten zurückbleiben; als dann die Byzantiner zur Mittageruhe in ihr Lager zurückgekehrt waren, überfiel er sie ganz unerwartet und brachte ihnen eine schwere Niederlage bei. Gregorius wurde von Robert erschlagen und seine Tochter, nachdem sie mehrere Araber über der Leiche ihres Vaters getödtet, gefangen und Robert als Sklavin überliefert.

Die Sieger führten Zbeitla unmittelbar nach der Schlacht und machten dort so reiche Beute, daß nach Abzug des dem Schatze zukommenden Fünftels jeder Krieger 1000, jeder Knecht 3000 Goldstücke erhielt. Doch führte dieser Sieg noch nicht zur definitiven Eroberung des Landes; die Sieger fanden es gerathen, vor der drohenden Haltung der ihnen anfangs freundlichen Einwohner mit ihrer Beute abzuweichen. Zusetzlae blieb in Ruinen. Allen Anschein nach versuchten die überlebenden Einwohner nach dem Abzuge der Feinde die Stadt wieder zu begründen und in verteidigungsfähigen Stand zu setzen, aber die Einfälle wiederholten sich bald, der Berberkönig Anshile so wenig wie seine Nachfolgerin in der Führung gegen den Islam, die Rahina, waren den Ständen der Mauren freundlich gesinnt. Die Bergflamme verbrannten schließlich das Land der Araber und ein paar Erdbeben ließen nichts mehr anrecht als den Triumphbogen, die Tempel und ein paar Mauerreste. Die Lage am Kreuzungspunkte mehrerer Straßen, der fruchtbare Boden und der Wasserreichthum versprechen übrigens einer etwaigen Kolonie ein rasches Gedeihen.

¹⁾ Richtiger wohl 602, im Jahre 44 der Hedschra.

Globus XLIX. Nr. 18.



Triumphbogen vor dem Tempel von Eshel. (Nach einer Photographie.)

Der Boden der Römerstadt liegt nach den Ausgrabungen der Reisenden etwa anderthalb Meter unter dem heutigen, die Araberspuren aus der Zeit der Zerstörung einen Meter. Die Stadt lag wesentlich auf dem rechten Flußufer; auf dem linken sieht man nur unbedeutende Reste, anscheinend von Villen und Sommerwohnungen, von denen eine, die man vor einiger Zeit ausgrub, recht hübsche Mosaikböden ergeben hat. Die oben erwähnte Wasserleitung durchschneidet diese Vorstadt und verband sie gleichzeitig als Brücke mit der eigentlichen Stadt.

Kommt man von Süden her, wo sich heute noch wie zur Römerzeit die Wege von der Syrtenküste und den Saharaoasen her vereinigen, so trifft man zuerst auf den noch gut erhaltenen Triumphbogen, welcher nach einer In-

schrift dem Kaiser Constantin und seinen Mitkaisern gewidmet wurde. Er war 11 bis 12 m lang, die Pforte 6 m breit und 8 m hoch. Wie die meisten afrikanischen Triumphbögen hat er auf jeder Langseite vier Säulen und zwischen diesen je zwei Nischen, die aber kaum so tief sind, daß sie zur Aufstellung von Bildsäulen dienen haben können.

Eine wohlerhaltene Straße, stellenweise noch mit großen Platten gepflastert, führt in die Stadt, zunächst zu den Trümmern einer Befestigung, deren gefallene Mauern offenbar in der größten Eile und zum Theil unter Verwendung von Leichen- und Knochsteinen angeführt wurden. Ein paar ähnliche Umfassungsmanern liegen in der Nähe; sie wurden vermuthlich nach dem ersten Arabereinfalle er-



Seitenansicht der Tempel von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

richtet, nun die Stadt gegen Süden zu sehen, während im Nordwesten die Tempel in eine Citadelle umgeschaffen wurden.

Weiterhin finden sich lange, unkenntliche Trümmerhaufen, deren Bedeutung man nur durch völlige Ausräumung feststellen können würde. Dann sieht man vor sich das wichtigste Monument Sbeitlas, die drei Tempel. Daß das aus dem benachbarten Lager von Tschilma gefandten Soldaten konnten hier Ausgrabungen vorgenommen und die Baupläne in allen Details festgestellt werden. Man gelangt zu den Tempeln durch den Triumphbogen, den unsere Abbildung zeigt; er ist nicht so majestätisch, wie der des Constantin, aber sein Stiel beweist, daß er einer besseren Zeit entstammt. In der That lehrt eine Inschrift, daß er

dem Kaiser Antoninus Pius zur Zeit seines zweiten Consulats gewidmet wurde. An beiden Seiten stehen Inschriften zu Ehren des Marcus Aurelius und des Lucius Verus, der Adoptivsohn des Kaisers Antoninus Pius. Der Bogen ist dreithürig; die große Mittelöffnung führt auf den Haupttempel, ohne indeß genau in seiner Nähe zu liegen. Der Boden war fast 2 m hoch mit Schutt bedeckt; nach dem Begräumen desselben erkannte man eine Treppe von mehreren Stufen, welche zur Fläche des Innenhofes hinaufführte. Die Fassade ist mit vier korinthischen Säulen geschmückt, deren Kapitäle eine sehr gute Arbeit zeigen; an beiden Seiten sind über den kleinen Thorbögen Nischen angebracht. Man nimmt gewöhnlich an, daß auf dem Triumphbogen in der Mitte eine Quadriga gestanden

haben, doch ist die Tiefe des Bauwerkes dazu viel zu gering; dagegen sieht man an beiden Seiten noch die Wäfen von Statuen.

An den Triumphbogen schließen sich an beiden Seiten Seitenmauern, welche wahrscheinlich zu einem nun zerstörten Portikus gehörten, von dem nur noch ein paar zerbrochene Säulenschaft, die im Hofe liegen, übrig sind. Der Hof hat 160 m Länge und 70 m Breite; mit seiner durchschnittlich 4 m hohen Umfassungsmauer bildete er einen letzten Zufluchtsort für die Bewohner der Stadt, der vermutlich auch bei der Eroberung durch die Araber eine wichtige Rolle gespielt hat. Die Mauer ist offenbar mehrmals zerstört und in größter Eile wieder aufgebaut worden; es sind Steine mit Inschriften hinein vermauert worden,

welche nach der Art der Buchstaben und ihrer schlechten Ausführung wahrscheinlich der Vandalenzeit angehören. Auch im Inneren sieht man die Spuren eilig errichteter Bauwerke, welche wahrscheinlich den Vertheidigern zur Wohnung dienten; unter den Trümmern ist noch das schöne alte Maltenspflaster erhalten. In einer Ecke steht die Ruine einer Kirche und ein Ban mit Gewölben, vermutlich aus der Zeit stammend, wo Gregorius den Tempelhof in eine Citadelle umschloß¹⁾.

Die Tempel von Zusefulae waren alle drei tetrastyle, d. h. sie hatten vier Säulen in der Fronte, aber die Seiten waren bei den beiden äußeren Tempeln nur mit Pilastern, bei dem mittleren mit eingebauten Säulen verziert. Die Frontsäulen und die Vorder-



Rückansicht der Tempel von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

mauern der Cella sind aber längst gestürzt und Gestein sproßt zwischen ihren Trümmern. Die Hinterfronten dagegen stehen noch aufrecht und machen einen ganz imposanten Eindruck; man sieht, daß sie durch Zwischenräume von 4 m Breite getrennt, aber durch Bögen verbunden waren. Der mittlere Tempel gehörte einer zusammengefügten Widmung an, die beiden äußeren sind femininisch; die Verzierungen erinnern einigermaßen an die Tempel von Baalbel.

¹⁾ Die Citadellen in den wichtigsten tunesischen Städten sind sonst fast sämtlich von Valerius Salomon errichtet; sollte die von Zusefulae eine Ausnahme machen? Die jetzige Mauer konnte freilich jünger sein, als die arabische Festung. Ko.

Die beiden Archäologen begnügten sich, den Raum zwischen dem linken und dem mittleren Tempel, der offenbar bei der Befestigung absichtlich verammet war, aufzuräumen; eine völlige Säuberung des Bodens würde eine kolossale Arbeit erfordern, da es sich um Blöcke von beträchtlicher Größe handelt; die Arbeiter des Sidi Mustapha ben Aïus haben es versucht, aber bald wieder aufgegeben, nachdem sie eine Anzahl Blöcke zerprengt. Wenn die Tempel angehört haben, läßt sich ohne völlige Ausgrabung nicht feststellen; in Rom wie in Lambessa, wo sich drei Tempel in ganz ähnlicher Weise vereinigt finden, ist der Mitteltempel dem Jupiter geweiht, die seitlichen Juno und Minerva; möglicher Weise dienten sie aber hier der Verehrung der auf dem Bogen genannten drei Kaiser.

200 m weiter ragten am Rande des Faches ein paar Säulen aus der Erde. Mit Hilfe einer gelegentlichen Verklärung des Arbeiterpersonals wurde das ganz verschüttete Gebäude ausgegraben und erwies sich als das Theater von Zuseulac; seine Erbauung oder vielleicht auch nur Restaurierung fällt nach einer angelegenen Inschrift in die Regierungszeit des Kaisers Diocletian. Das Amphitheater, das wie gewöhnlich außerhalb der Stadtmauer lag, ist bis auf den Boden abgerissen; seine Arena maß ungefähr 60 zu 50 m. Die Ruinen zweier Kirchen boten nichts Besonderes und dort vorgenommene Ausgrabungen ergaben keine sonderlichen Resultate. Ebenfalls die an den beiden Friedhöfen, von denen der an der Straße nach Tebessa gelegene ausschließlich für die Kinder bestimmt gewesen zu sein scheint.

Tebessa ist sonst gewöhnlich völlig öde und verlassen; jetzt aber lagerten auf Befehl des Kommandanten von Tschilma ein paar Araberfamilien mit ihren Heerden da, welche die Reisenden mit Eiern und Milch versorgten. Sie fürchteten sich vor Räubern noch viel mehr als die Reisenden, und nicht ganz ohne Ursache, denn wenn ihnen eine Bande Marodeure ihre Hühner und Ziegen wegholte, trachtete kein Hahn danach, während das Geringste, was den Reisenden widerfahren wäre, sofort die Truppen in Tschilma auf die Beine gebracht und sehr ernstliche Repressalien veranlaßt haben würde. Demgemäß hatten sie auch ihren Turm so sorgsam in einer Bodenvertiefung verborgen, daß die Gestecke ihn erst am Abend auffand. Außerdem bot die Umgebung, wenigstens im Anfange, Nebelhüner und Tauben in Menge, auch die Jagd erwieisen sich in der Zubereitung, welche Wohnanwand ihnen angedeihen ließ, als ein durchaus nicht zu verachtendes Wildpret; was sonst nötig war, insbesondere Brot, Wein und frisches Fleisch, lieferte das Lager von Tschilma. So vergingen die Wochen ganz angenehm, bis die Aufnahme der Ruinen vollendet war und die Zeit zum Aufbruche nach Gafsa herankam.

Der allzeit gelähmte Oberst Villot hatte fünf Spahis und vier Kameele geschickt, nicht zu viel für einen fünf-tägigen Marsch durch eine Wüste, in welcher man nicht einmal auf Wasser rechnen konnte. Der Weg nach Gafsa konnte nicht gerade interessant genannt werden. Schon in geringer Entfernung von Tebessa begann die endlose sandige Ebene, deren Einsinkigkeit nur hier und da durch einen Galsabusch oder einen verflümmerten Dornstrauch unterbrochen wird. Die Vegetation wird um so spärlicher, je

weiter man nach Süden vordringt, und trotzdem fand man wenigstens in der ersten Hälfte des Marsches einige Heerden und sogar Römerspuren. Das erste Nachtlager wurde am Wed Jekfa genommen. Hier findet man für gewöhnlich Wasser, aber diesmal war das Nachtlager völlig trocken, die Stämme weiter oben hatten das Wasser auf ihre Hirschenfelder geleitet und man konnte sich von der Weisheit der alten arabischen Karawanenregel überzeugen: Gieße das Wasser nie weg, bis du die Quelle gefunden. Die Spahis hatten natürlich keinerlei Provisionen mitgenommen; zum Glück waren ein paar Zelte in der Nähe, in denen sie sich versorgen konnten.

Der Wed Jekfa ist das einzige Wasser weit und breit und auch die Vögel kommen weit her zum Trinken. Es gelang den Reisenden, ein paar Wüstenhühner (Kangas oder Gangas, *Pterocles arenarius*, von den Franzosen *Perdrix jaune* genannt) zu erlegen, ein Wild, das ihnen hier zum ersten Male begegnete. Am anderen Tage sollten sie eine neue Jagdart sehen. Ein armer Hase wurde von einem großen Raubvogel verfolgt; die Spahis warteten ruhig den Moment ab, wo dieser auf ihn stieß und sprang dann mit lautem Geschrei hinzu; der Adler ließ natürlich erstrecht seine Beute los und der tödlich verwundete Hase wanderte in den Schuttsack seiner Retter.

Gegen Mittag erreichte man die Brunnen von Bir el-Gafsi, wo die Pferde wieder getränkt werden konnten. Nahe dabei erhoben sich die Trümmer eines römischen Postens, welcher die Wüstenstraße von Zuseulac nach Gafsa schützte. Nur von der Akropolis sind noch ein paar Mauern besser erhalten, eines sogar mit einer halb verwischenen Inschrift.

Eines derselben, welches unsere Abbildung zeigt, besteht aus einer rechteckigen Zella mit einer zerfallenen Treppe davor; die Nischen für die Ascheurnen sind noch erkennbar. Die Ausdehnung der Totenkabst steht in einem auffallenden Mißverhältnisse zu den Trümmern der Ansiedlung; vielleicht begraben hier auch die Nomadenstämme der Umgegend ihre Toten, eine Einrichtung, welche man mehrfach und auch noch heute beobachtet. Das Wasser der Quelle bildet den Wed Sila, welcher nach kurzem Fließen am Fuße eines völlig isolierten, wie polit ausgehenden Felsens im Sande verschwindet.

Das Nachtlager wird bei der Kubbah des Sidi Ali ben Ann genannt; sie liegt in einem förmlichen Dickicht von Kaktuspflanzen und zwei Araberzelle sind dabei aufgeschlagen, für den Wächter der Kubbah und für die



Mausoleum bei Bir el-Gafsi. (Nach einer Photographie.)



Gefamtenstet von Gafsa. (Nach einer Photographie.)

Vorbereitenden. In der Nähe erhebt sich eine Art Thurn auf römischer Basis roh aufgemauert, ein Minareh, wie es die Reisenden schon einmal in Felel Dschebrida gesehen. Hier beginnt nun wirklich die Wüste, die unendliche, wasserlose Ebene ohne Vegetation und ohne Leben. Von hier ab muß man seinen Wasservorrath mit sich führen. Trotzdem findet man noch einen Trümmerhaufen aus der Römerzeit, den Heuschik Merkab, den Arabern heilig durch die Grabpfeiler einiger Heiligen, die noch in hoher Verehrung zu stehen scheinen, denn sie sind frisch angestrichen und aufgehängte Lappen und Blechstückchen beweisen, daß sie neuerdings von Anbängern besucht worden sind.

Noch einmal passierte man eine Stelle, wo man wenigstens im Winter Wasser finden kann, das Bett des Bed Meretba. Man mußte freilich ein tiefes Loch graben, um die Thiere tränken zu können, und schließlich weigerten sich diese, in das Loch zu treten und man mußte das Wasser in einem Eimer herausziehen. Noch blieben zwei Stunden Tag und sie wurden benutzt, um sich Gassa noch so weit zu nähern, daß man am anderen Morgen zum Frühstuck dort eintreffen konnte. Unter freiem Himmel wurde gelagert und gut Wasche gehalten gegen bißige Eingeborene, denen die Pferde eine willkommene Beute gewesen wären. Frühzeitig wurde aufgeboden und der mühsame Weg durch die Sanddünen angetreten, in welchen die Hunde mit verbrauchten Hüten lauern mitkommen konnten. Die Reisenden lernten jetzt die bekannte Stelle in Zallus's Angariba verstehen: „Gassa liegt in der Mitte einer weiten Einöde; ihre Ein-

wohner sind geschützt durch ihre Befestigungen, ihre Anzahl und ihre Waffen, aber noch mehr durch die entsehlige Wüste, welche sie umgibt, und deren wasserleerer Boden von Schlangen und Raubthieren wimmelt, deren natürliche Wildheit durch den Mangel an Nahrung noch gesteigert wird.“ Die wilden Thiere sind nun freilich verschwinden und von Schlangen trafen sie nur eine einzige an, freilich von beträchtlicher Größe, vor der sich die Eingeborenen zwar sehr fürchteten, die sich aber als eine ganz harmlose Katter erwieis.

Gegen 8 Uhr wurde eine zerfallene Festung erreicht, welche in byzantinischer Zeit die Straße nach Theveste deckte. Nun erschien am Horizont eine dunstige Masse, der Palmenwald von Gassa, und um 11 Uhr wurde der Rand der Oase bei der prächtigen Quelle Ain Bidua erreicht. Wenige hundert Schritte weiter erhoben sich die zerfallenen Hütten der Vorstadt und einige elende Kuckabs, dann erschien die Stadt selbst mit den Zinnenmauern und den imposanten Thürmen ihrer Kasbah. Wie ein dichter Gürtel umgeben die Palmenmassen der Gärten die Stadt, über welche sich einige elegante Minarehs erheben. Zur Rechten ragt der steile Dschebel Mettar, zur Linken erstreckt sich die lange, kahle Kette des Dschebel Akaba, und über dem Ganzen wölbt sich der wunderbare, tiefblaue Himmel der Sahara. Ein wundervolles Schauspiel, dessen Einbruch leider nur zu bald gestört wurde durch den Eintritt in die Stadt und ihren tausendjährigen Schmutz.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. Eduard Petri (Vern).

I.

Der Anthropologe und Kulturhistoriker, der von einem Fortschritte der Menschheit in moralischer Beziehung redet, hat vor Allem das Verhältniß des Menschen zu seinem Mitmenschen einer Untersuchung zu unterwerfen.

Dem Wilden ist der Fremde, der zu seiner Vorde Nichtgehörige, soll er nicht gerade das Gastrecht beanspruchen, ein Freund. Dem klassischen Alterthum war der Fremde ein „Barbar“; der Philosoph räumte ihm keinen Platz in seinem idealen Staate ein (Platon); die von Natur aus gundverschiedene Benachteiligung des Menschen rechtfertigte das Versehen der Sklaverei (Aristoteles). Schon das Christenthum verkündete den stammenden Athenern in der Person seines kühnen Botschafters, des Apostels Paulus, die großartigen Worte: „Und hat gemacht, daß von einem Vnt aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen.“ Tie zur Nacht gekommene christliche Kirche entfremdete sich aber bald ihrem ursprünglichen Wesen. Bei Theophrastus Paracelsus finden wir eine dem Geiste seiner Zeit zuzugewandte Einteilung der Menschheit in Abamiten und Präadamiten. Die Abamiten (Kulturvölker) waren die rechten Menschen; die Präadamiten (wilde Völker) erschienen als die ersten Schädeltrennen und mißlungenen Versuche des Schöpfers zur Erschaffung des Menschen, gerade wie die Fossilien zur Zeit als *lusus naturae* oder als mißlungene Versuche in der Erschaffung der Thierwelt galten.

Das Verhältniß des Kulturträgers zu den kulturlosen Völkern als zu einer Klasse von niederen Wesen ist, weil tief in der menschlichen Natur begründet, von einer unermesslichen Kraft und Anpassungsfähigkeit. Tausenderte lang dominiert diese folgenschwere blutige Auffassung. Sie begünstigt die Vertilgung, die Ausrottung und Ausrottung der Wilden; sie besteht einen siegreichen Kampf mit der aus einem Elend vor den Schwächen der Kultur hervorgehenden Verherrlichung der Naturvölker; sie leistet noch gegenwärtig ihre Dienste der brutalen Gewalt und dem Eigennutz; sie schmiegelt der Selbstüberhebung des civilisierten Europäers; sie unterstützt die eitrernen Botschafter der Wissenschaft auf ihrer Suche nach den Vermittlern zwischen der Menschheit und Thierwelt (Müllers-Darwinisten). Selbst heutzutage, wo die Aneignung des menschlichen Geschlechtes die zahlreichsten Forscher unter den Männern der Wissenschaft beizt, sind die schönen und für den damaligen Stand der Wissenschaft so großartigen Worte eines Alexander von Humboldt: „es giebt keine edleren Völkstämme, alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt“, den schärfsten Angriffen ausgesetzt.

Und dennoch ist der Fortschritt des Kulturmenschen in den Beziehungen desselben zu seinem Mitmenschen im Allgemeinen ein unfehlbarer.

Wie zähe sich die erwachte feindselige und altererbte Auffassung hält, wie mannsfähig die Modifikationen sein

mögen, in welchen diese Auffassung auftritt, sie weicht zurück vor einer richtigern und tieferen Erkenntnis des wahren Sachverhaltes. Die selbst für Europa vor kaum einem Jahrhundert unendbare Gleichberechtigung der Klassen im Schoße des einzelnen Volkes ist im Prinzip allgemein anerkannt und wird in manchen Beziehungen auch praktisch durchgeführt; die Sklaverei, noch vor Decennien in blutiger Weise verteidigt (Secessionskrieg), ist heute ohne Mühe gefallen und wird nach Möglichkeit nicht einmal bei kulturlosen Völkern gebildet (in Afrika, in Rußisch-Asien); das Veltreiben, den Wilden zu kultiviren, ist nicht mehr vereinzelt auf und ist nicht mehr das Alleingut der Missionare, es ist zur Devise der modernen Kolonialarbeit geworden (Congostaat).

Tafel die Praxis mitunter ganz bedeutende Spuren eines Atomismus in den Beziehungen des Europäers zu seinen kulturlosen Mitbüdnen aufzuweisen hat, ist nicht zu leugnen und darf auch keineswegs verkannt werden. Derartige Vorfälle sind nicht als ein den Fortschritt beinträchtigendes Symptom aufzufassen. Es spricht vielmehr die Art und Weise, in welcher sich diese Vorfälle äußern, für einen Fortschritt, denn das, was jetzt als abscheuerregendes Verbrechen erscheint und allgemein bekämpft wird, das galt noch vor Kurzem als eine allgemein anerkannte und wohlverdiente, wo nicht gerade verdienstvolle Handlung!). Aber noch immer fällt es ungemein schwer, sich über das Verhältniß völlig klar zu werden, welches der Kulturmenschen den Völkern niederer Kultur gegenüber einzuhalten hat; schwierig ist es, die zahlreichen Widersprüche, die sich in dieser Beziehung bieten, zu entwirren und die Wunden der Forschung auszufüllen; schwierig ist es schließlich, gleich fern zu bleiben von den Extremen der üblichen Selbstüberschätzung des Kulturmenschen, sowie der schwächlichen Kritiklosigkeit des Philanthropen.

Zeigen wir im Allgemeinen einen Vergleich zwischen den Kulturvölkern und den sogenannten Naturvölkern, oder um ein weiteres Gebiet zu umfassen, den Völkern niederer Kultur, so müssen wir uns allerdings sagen, daß die Völker niederer Kultur den Kulturträgern in Bezug auf intellektuelle Kraft bei Weitem nachstehen. Die Kulturvölker haben sich gewissermaßen von der Natur emanzipirt; sie bemessen sie sogar bis zu einem gewissen Grade. Die Völker niederer Kultur stehen der Natur noch nahe; sie leben in der Natur und mit der Natur; sie befinden sich in einem entscheidenden Abhängigkeitsverhältnisse von der Natur und führen in der Regel ein von den jeweiligen Naturverhältnissen vorgeschriebenes Leben. Der Naturmenschen hat ein relativ kümmerliches und unskutes Leben dort geführt, wo späterhin die Kultur, die Naturverhältnisse bemessend, ein machtvolleres und großartigeres Leben entfaltete (die Vereinigten Staaten Nordamerikas).

Wenn nun das Leben der Völker niederer Kultur ein Zusammenleben mit der Natur ist, so ist es leicht begreiflich, daß bei diesen Völkern vor Allem diejenigen Eigenschaften zur Entwicklung kommen müßten, welche sich auf die Naturvorgänge beziehen, die ihr Leben ausfüllen; die höheren und geistigen Eigenschaften kommen weniger zur Übung, sie werden von den dominierenden Bedürfnissen des Naturlebens zurückgedrängt. Der Wilde besitzt seine Fähigkeiten, aber diese Fähigkeiten sind vor Allem auf das Körperliche und nicht auf das geistige Leben gerichtet, sie gehen mehr auf das Physische und nicht auf das Physische des menschlichen Wesens aus. Die vollendete Entwicklung der phy-

sischen Fähigkeiten, wie sie dem Wilden eigen ist, führt zu einer Einseitigkeit in der Entwicklung des Menschen, die wir nur mit der einseitigen Entwicklung der Gebodenarbeit und der Abtödtung der physischen Fähigkeiten des Kulturmenschen vergleichen können. Die Entwicklung der physischen Fähigkeiten des Wilden und namentlich die Schärfe seiner Gefühlsorgane ist eine mitunter geradezu unangenehme. „Die Taugenken erkennen nach der Spur, wie sie im Gebirge oder im Schnee von den Fußstapeln des Böten eingedrückt ist, ob der Bär geritzt war oder nicht, ob er gefaschelt sei für ihre Reuthiere, ob er schlau sei. Sie erkennen die Irgen auf verschiedenen Netzzeichen, welche die Schneefußhufe hinterlassen, nach dem Anschreiten der Reine, nach den Kreisen im Schnee, nach den gemachten Zweigen an den Bäumen oder nach Keften, welche auf den Weg gestreut sind, und nach den im Schnee eingestampften Spuren. Ein jedes Weib kennt die Spuren des Schneefußes ihres Mannes.“ Die Beobachtungsgabe des Wilden ist so ungemein geschärft, daß er, der direkt vielleicht nicht weiter als bis fünf zählen kann, mit einem Bilde auf seine über 100 Tsd. jährliche Beute das Zählen eines einzelnen Stückes bemerkt. Die Beispiele für die physische Geschicklichkeit, die Spannkraft, das scharfe Gesicht und Gehör und den fabelhaften Drastismus des Wilden lassen sich mit Leichtigkeit und in Menge der geographischen Literatur entnehmen. Gleichzeitig aber entwickeln die Wilden bei ihren Jagden auch eine wunderbare Fingigkeit, eine Kombinationsgabe²⁾, welche für das Vorhandensein von nicht zu unterschätzenden, geistigen Anlagen spricht.

Wenn nun aber die Wilden durch eine überausende Entwicklung ihrer physischen Fähigkeiten in unseren Augen geradezu wie Wesen anderer Natur erscheinen, so gewinnen wir einen interessanten Ausblick für einige weitere Folgerungen in der Erwägung, daß anstere, der Kulturträger Vorfahren, ein ähnliches Vorigen und eine ähnliche überausende Entwicklung der physischen Fähigkeiten aufzuweisen hatten, sowie daß ähnliche Verhältnisse auch heute noch bei einzelnen der Lebensweise der Wilden folgenden Europäern zu finden sind. (Trappers, Russen in Sibirien.)

Schon das vorgebrachte Material fordert uns zu der Vermutung auf, daß die Völker niederer Kultur bei einer eventuellen, etwa durch die Kulturvölker begünstigten Emanzipation von den Naturverhältnissen im Stande wären, sich von der Einseitigkeit der physischen Entwicklung zu erheben und ihre geistigen Fähigkeiten zu kultiviren. Eine derartige Vermutung erscheint aber um so berechtigter, als wir, ganz abgesehen von der erwähnten Kombinationsgabe der Wilden, über eine geradezu großartige Menge von Beweisen für die Bildungsfähigkeit der Wilden und für das Vorhandensein eines gewissen geistigen Schages bei diesen Völkern verfügen.

Die Neger, welche ihrer außerordentlichen Abweichung vom Typus des Europäers und ihrer Affenähnlichkeit wegen zu den verächtlichsten Auslassungen der großen Menge und nicht minder auch der Gelehrten (Burmeister, Carné, Gobineau, Tschudi, Agassiz u. a. m.) gehalten wurden, liefern uns ein vortreffliches Material in dieser Beziehung. Ungeachtet des kurzen Zeitraumes, welcher seit ihrer Freisetzung in den Vereinigten Staaten Nordamerikas verlossen ist, der Befreiung von einer durch Jahrhunderte währenden

¹⁾ Jadrington: Petri: „Sibirien“. Jena, Göttingen. 1886, S. 33 im Trakt.

²⁾ Charakteristisch ist hierfür ein Studium der Jagdgeräthe: so der Barchenische, Asien u. i. m. über die Kombinationsgabe der indischen Jagd ihre Schallhölzer: „Anthropologische Studien.“ Bonn 1885, S. 366 bis 367 (nach Dourench).

¹⁾ Petri: „Ursachen des Aussterbens der Völker niederer Kultur.“ „Globus“, Bd. 41, S. 261.

Sklaverei, ungeachtet dessen, daß die Weißen sich in diesem Zeitraum noch keineswegs daran gewöhnt haben, in den farbigen fastlich gleichberechtigte Bürger zu sehen, ungeachtet schließlich des selbst für den Europäer so ungemein schwierigen Kampfes um das Dasein in den Vereinigten Staaten, haben die Neger (bei Verlust von ca. $\frac{1}{4}$ ihrer Menge in den ersten Jahren nach ihrer Befreiung, währenddem sie gegenwärtig eine Vermehrung zeigen) einen tüchtigen Kern gebildet, der der Kultur theilhaftig geworden ist und die Konkurrenz mit den Europäern wohl zu bestehen vermag. Im Jahre 1882 bestanden folgende Schulen für Neger:

Bezeichnung der Schulen	Zahl der Schulen	Zahl der Schüler
Essentielle Schulen	15 982	802 982
Normalschulen	56	8 569
Schulen für den Grundunterricht	43	6 632
Hochschulen und Colleges	18	2 298
Theologische Schulen	24	665
Juridische Schulen	4	53
Medizinische Schulen	3	125
Schulen für Taubstumme und Blinde	6	116
Summa	16 086	821 380

Selbst der uegerfeindliche Fr. v. Hellwald giebt zu, daß es „streitig (!) nicht an einzelnen Beispielen geistiger Vergabung unter den Negern fehlt“ und verweist darauf, daß mehrere Neger im Präsidentschaftshause der Vereinigten Staaten, einer sogar im Senat (s. u.), lebst aber doch wieder auf Beispiele von moralischer Verkommenheit der Neger ein¹⁾. Die Namen von hervorragenden und allgemeiner Achtung sich erfreuenden Negern in den Vereinigten Staaten sind übrigens nichts weniger als spärlich vertreten²⁾. Wir verweisen schließlich noch auf die von Soyaux³⁾ citirten Namen berühmter Neger, denen sich noch manche andere, nicht minder bekannte Namen, beifügen lassen würden. Treffend ist die Bemerkung Soyaux⁴⁾: „Wäre die ganze Rasse“, sagt er, „gründer beamtet, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen. . .“ „Ja, sagen die Gegner, das sind Ausnahmen! Ich aber meine, solche „Ausnahmen“ liefern eben den besten Beweis für die Regel, den Beweis, daß es nur günstiger Umstände bedarf, um mehr und mehr Einzelne sich auf eine hohe Stufe der Bildung erheben und allmählich auch die Menge in der Kulturentwicklung fortzuschreiten zu sehen.“

Die Negrophoben halten jedoch stets einen wuchtigen Schlag in Bereitschaft für den Negrophilien: sie verweisen ihn auf den elenden Zustand der Neger in den freien Regerepubliken (Liberia, Hayti, San Domingo) oder in Ländern,

wo ihnen der größte freie Spielraum gewährt worden ist (Sierra Leone). Man pflegt jedoch in diesem Falle die Vorgeschichte der genannten Staaten zu übersehen und die nichts weniger als vollständige Rolle, welche den Europäern in dieser Vorgeschichte zukommt. Geradezu selbstsam erscheint dem Kenner der Geschichte dieser Staaten die Anforderung an die Neger, die vor Anzug erst den Fesseln der ihnen in Fleisch und Blut übergegangenen Sklaverei entronnen waren und von den Europäern die denfalls nachtheilige Anleitung erhalten hatten (wir verweisen auf die schwächliche philantropische Verhätzelung der Neger auf die Schwäche der Amerikaner den verführten autonomischen Gelüsten der Neger gegenüber, auf die bekannte liberianische Anekdote u. s. w.), daß sie sich selbst überlassen nicht auf ihnen vorgezeichneten Irrwegen weitergehen und halt- und ziellos, wie sie waren, nicht in die häufigsten Extreme verfallen sollten! Und dennoch fehlt es diesen unglücklichen Völkern nicht an einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten⁵⁾.

Wenn wir die Geschichte und die gegenwärtigen Zustände der erwähnten Staaten überblicken, so möchten wir die Behauptung wagen, die wir nöthigensfalls durch weitere Ausführungen zu bekräftigen im Stande sind, daß bis auf den heutigen Tag noch nirgends auf der Welt auch nur annähernd ein vernünftiges und anabermendes Massenerperiment ausgeführt worden ist, um die Neger der Kultur zuzuführen. Die Vereinigten Staaten machen in dieser Beziehung keine Ausnahme. Der Ausspruch Rayet⁶⁾, des berühmten Kenners der Vereinigten Staaten: „zum ersten Male werden die Willkür der für am niedrigsten gehaltenen Neger, der schwarzen, alle Vortheile, alle Rechte und alle Pflichten der höchsten Kultur zugänglich gemacht und nichts (!) hindert sie, alle Mittel der Bildung zu gebrauchen, welche — hier liegt das anthropologisch Interessante dieses Vorgehens — notwendig eine Umwidmung sein wird“⁷⁾, ist insofern inkorrekt, als die Stellung der Neger in den Ver-

¹⁾ Interessante Notizen über die Liberianer bringt Zöllner: „Das Kogoland und die Elfenrinne“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. S. 39, 40, 45 und 46. Die vier Bändchen von Zöllner's „Deutsche Besessenen an der westafrikanischen Küste“ bringen überhaupt manche interessante und werthvolle Angaben über die geistige Erbschaft der Neger. Trefen ungenügend vermag sich der Verfasser nicht von der traditionellen Anschauung loszumachen, indem er sich fragt: „Warum sollte nicht der schwarze Mann der Diener des weißen Mannes sein?“ (Zöllner: „Garnier“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. Bd. I, S. 264.) Ueberall sind die Motive, durch welche sich Zöllner zu dieser Anschauung verhalten läßt: „Ich hatte an der Ueberzeugung fest“, sagt er a. a. O., „daß sich an der Dienerschaft der Neger, welche schon in Ägypten, Griechenland und Rom zu finden waren, auch in der Neuzeit nichts geändert hat.“ (Zöllner: „Garnier“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. Bd. I, S. 264.) Ueberall sind die Motive, durch welche sich Zöllner zu dieser Anschauung verhalten läßt: „Ich hatte an der Ueberzeugung fest“, sagt er a. a. O., „daß sich an der Dienerschaft der Neger, welche schon in Ägypten, Griechenland und Rom zu finden waren, auch in der Neuzeit nichts geändert hat.“ (Zöllner: „Garnier“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. Bd. I, S. 264.) Ueberall sind die Motive, durch welche sich Zöllner zu dieser Anschauung verhalten läßt: „Ich hatte an der Ueberzeugung fest“, sagt er a. a. O., „daß sich an der Dienerschaft der Neger, welche schon in Ägypten, Griechenland und Rom zu finden waren, auch in der Neuzeit nichts geändert hat.“ (Zöllner: „Garnier“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. Bd. I, S. 264.)

²⁾ Wir erwähnen ferner noch, daß es unter den Sierra-Leonern manchen hochgebildeten Mann gegeben hat: so hat z. B. ein Sierra-Leoner die Geschichte seines Vaterlandes verfaßt; der gegenwärtige englische Archibishop von Agir Ben, Henry Johnson, M. A., ist ein geborener Sierra-Leoner, der seine Bildung an der Grammar-School in Freetown begonnen und an der Universität Cambridge vollendet hat, ein Mann, der sich durch seine Kenntnisse in englischer, schottischer, Arabischer, Griechischer und Latein ausgezeichnet hat, dem Deutschen und Französischen nicht fremd ist und schließlich das Neue Testament in mehrere westafrikanische Dialekte übertragen hat.

³⁾ Friedrich Rayet: „Die Stellung der Naturvölker in der Menschheit.“ „Ausland“ 1882, Nr. 1, S. 5.

¹⁾ Fr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen.“ Stuttgart, Spemann. 1882 bis 1885, Bd. I, S. 498.

²⁾ In Washington, z. B. wären unter anderen einflussreichen und gebildeten Negern zu nennen: Mr. Blanche K. Bruce, ehemaliger Senator, gegenwärtig Registrator des Staatsgefängnisses; Dr. Alex. Professor der Chirurgie H. Burvis und Dr. A. B. Anguile; ferner der gelehrte Rev. Dr. M. Krummel; der Bibliothekar der Washingtoner Kongressbibliothek Henry Smith u. s. w.

³⁾ H. Soyaux: „Aus West-Afrika.“ Leipzig, Brockhaus, 1879, Bd. I, S. 153.

⁴⁾ A. a. O.

⁵⁾ Gleitsch XLIX. Nr. 18.

einigen Staaten in der Praxis noch immer nur eine unglückliche Ausnahmestellung ist.

Ein vorurtheilfreies und genügend eingehendes Studium des über die sonstigen kulturellen Völker veröffentlichten Materials lehrt uns, daß die geistigen Anlagen derselben ebenfalls nicht zu verachten sind. Das Urtheil der Missionare und Forscher über die Kulturfähigkeit der Völkern lautet unvergleichlich günstiger, als dasjenige der Krümer und der Regierungsbeamten. Vemerkswerth ist die entwickelte Sprache der Völkern, welche man fruchtlos herabzusetzen versucht hat; unargbar ist ihr Talent für Erlernung der Sprachen: ein Völkern unter den Eingeborenen, welcher über vier Sprachen verfügt und den Herren Kulturträgern mit diesen seinen Kenntnissen aussticht, ist keine allzu seltene Erscheinung; ein solcher sprachgewandter Völkern war Andreas Stöckel aus dem Ononagastamme, der in England vor einer Parlamentskommission eine bewundernde Rede über die trostlose Lage seiner Volksleute hielt und seinen Kenntnissen sowie seinem Vernehmen nach einem gebildeten Europäer gleich¹⁾. Die Indianer Americas liefern, abgesehen von den Ueberresten ihrer bedeutenden Kultur, mannichfaltige Angaben, welche für ihre Kulturfähigkeit, für ihre Veredelmacht und ihren politischen Takt sprechen. Vemerkswerth sind die Aussprüche einiger Europäer, nach welchen die Indianer im Durchschnitt einer intelligenteren Eindruck machen, als unsere Bauern (P. v. Jeune erwähnt der französischen Bauern). Ueber die Fortschritte der Indianer in der Union urtheilt P. v. Jeune: „Alles in Allem berechtigt ein unparteiischer Ueberblick über die Lage der Indianer zu der Hoffnung, daß diese Indianer mit Hilfe der Industrie, Ackerbau- und Handwerkerschulen, so wie dieselben jetzt geleitet werden, in nicht allzu ferner Zukunft sich befähigt zeigen werden, für sich selbst zu sorgen, und daß sie nicht länger mehr eine Last, sondern eine Stütze für die Regierung sein werden“²⁾. Schon jetzt kostet der Unterhalt der Indianer 7 Tödl. pro Kopf, jeder der Wachposten an der Indianergrenze aber 1000 Tödl.³⁾. „Die Indianer sind also bildungsfähig, bildungswert, zum Theil schon weiter fortgeschritten auf der Bahn der Civilisation“, sagt Prof. Gerland in seiner umfangreichen und bedeutungsvollen Studie über die Zukunft der Indianer⁴⁾. „Die Indianer werden nicht aussterben“, führt er fort, „sie werden in langsame Entwicklung allmählich eintreten und zeigen, daß auch sie befähigt und berufen sind, des höchsten Grades der menschlichen Entwicklung, der Civilisation, theilhaftig zu werden und dieselbe aus mit eigener Kraft zu fördern“⁵⁾.

Ähnlich lautet das Urtheil zahlreicher Europäer (Mitchell, Baker, Mac Gillivray) über die einst so verachteten Australier. Mac Gillivray schildert Eingeborene, welche weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragten⁶⁾. In den vierzig Jahren gewann ein Eingeborener vor allen Europäern den ersten Preis im College zu Sydney. Eine Reihe bemerkenswerther Aussagen über die geistige Befähigung der Australier finden wir bei Ger-

land⁷⁾. Ueber den Papua lesen wir bei Hellwald⁸⁾: „Der Papua, den Georg Forster so idyllisch schilderte, ist nichts anderes, als eine Völkern, und, was wir mit Entsetzen erkennen, eine äußerst begabte, intelligente, selbst künstlerischer Leistungen fähige Völkern.“ Wir begnügen uns mit diesem Citat, ohne daß wir es vor der Hand versuchen, das Entgegen des Verfassers abzuschwächen.

Ueber die Befähigung der asiatischen Völkern sprechen sich die Forscher in der Regel in begeistelter Weise aus: in Uebereinstimmung mit dem ihnen und gelehrten Pseudonym Bamberg, der in Bezug auf seinen Tataren ausruft⁹⁾: „Was kann man nicht alles aus einem Orientalen machen!“ bemerkt auch der solide A. v. Haxthausen seiner religiösen Richtung gemäß¹⁰⁾: „Ich bin überzeugt, würde dieses geistreiche, liebenswürdige Tatarenvolk zum Christenthum übergeführt, es könnte nicht nur selbst eines der ersten Kulturvölker werden, sondern auch Christenthum und Kultur durch ganz Asien verbreiten.“ Wir haben bereits an einem anderen Orte eine Reihe von Belegen für die Kulturbefähigung der Altai, der Tschenten und schwarzen Tataren, der Tungusen, Jakuten und Kirgisen gesammelt. Unter den Kirgisen nennen wir Gelehrte, wie Barsanow und Walichanow¹¹⁾. Wir erwähnen ferner noch die Aussprüche Widdendorffs über die Jakuten und Tungusen¹²⁾. Uebrigens dürfen wir diese Urtheile nicht übersehen, wenn wir der bedeutenden Kulturen Chinas und Japans erinnern, sowie der Kulturzustände der Siamländer und der Ungarn in Europa.

Wir haben aber noch einen gewichtigen Einwand zu begegnen, wenn wir von der Bildungsfähigkeit der Eingeborenen reden. Wir werden nämlich darauf verweisen, daß die sogenannten Naturvölker (mit vereinzelten glänzenden Ausnahmen) es lediglich nur bis zur elementaren Stufe der Bildung bringen. Bei gemeinsamem Unterricht mit europäischen Kindern überflügeln die Kinder der Eingeborenen mitunter sogar die ersten, kommen aber, wie gesagt, in der Regel nicht über die Anfänge der Schulbildung hinaus.

Der älteren spekulativen Psychologie mag eine derartige Angabe genügt haben, um über die Befähigung der Naturvölker flüchtig zu werden. Die wissenschaftliche, auf physiologischer Grundlage aufgebaute Psychologie hat aber vor Allem den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen.

Es wäre einer Mißachtung der Grundlage der Entwicklungstheorie gleich, wenn man in diesem Falle die Macht der Vererbung übersehen wollte. Die durch Jahrhunderte gezielten physischen Volkstommenheiten können nicht mit einem Schlage zurückgebrochen werden: sie fordern eine Veredlung; lassen sich doch diese physischen Bedürfnisse selbst bei uns Europäern in der Schulzeit nicht ohne Zwang und Schwierigkeit abtöten. Wenn man aber in der Eingewöhnung der Europäer in die Kultur bereits eine Routine verlangt hat, so gilt das keineswegs für die Erziehung der Naturvölker. Wissen wir doch, daß unsere Wissenschaft so manche Angaben ungeprüfter Kulturträger über Stampf-

¹⁾ Verty, „Grundzüge der Ethnographie“, 1859, S. 35.

²⁾ Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs. Washington 1884, S. III.

³⁾ A. a. C., S. IV. Die Indianer zeigen sich für den Schulunterricht durchaus befähigt, indessen ist die Zahl der Schulen noch immer eine ungenügende. Eb. S. XIX.

⁴⁾ Gerland, „Die Zukunft der Indianer“, „Globus“, Bd. 35 und 36. Eb. Bd. 36, S. 375.

⁵⁾ A. a. C., S. 380.

⁶⁾ Gerland-Waig: „Anthropologie der Naturvölker.“ Leipzig, Fischer, 1872, Bd. 6, S. 716.

⁷⁾ Gerland-Waig: a. a. C., S. 765 bis 767.

⁸⁾ Fr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen.“ Bd. I, S. 73.

⁹⁾ Bamberg: „Stimmen aus Mittelasien.“ Leipzig, Brockhaus, 1868, S. 127.

¹⁰⁾ A. v. Haxthausen: „Studien über die inneren Zustände, das Völkern u. i. v. Rußlands.“ Bd. I, S. 481.

¹¹⁾ Jadringsow-Petri: „Elbirien u.“ Jena 1886, S. 160 ff.

¹²⁾ Widdendorff: „Sibirische Reise.“ St. Petersburg, Bd. IV, 2, 1875, S. 1615 und ferner die Abhandlung über die einzelnen sibirischen Völkern.

heit und Verflochtenheit gewisser wilder Stämme ausgenommen hat, die heutzutage glänzend widerlegt worden sind, und dürfen wir denn nicht etwa die Vermuthung aufstellen, daß bei der Schulbildung der Wilden nicht gerade immer die richtigen Wege eingeschlagen werden, und daß die Lehrer nicht immer den spezifischen Schwierigkeiten ihrer Aufgabe gewachsen sind? Diese Schwierigkeiten aber sind nicht zu unterschätzen: Der Lehrer hat, wie erwähnt, mit den durch Generationen vererbten Instinkten der Wilden zu rechnen; er findet ferner bei seinen Erziehungsbestrebungen keinerlei Unterstützung von Seiten der Familie (einer Zöglinge, wohl aber Nennnisse und Ablenkungen, wenn diese Zöglinge nicht genügend von den heimathlichen Verhältnissen isolirt sind; zu allem das begt der Wilde nur allzu häufig einen tiefen Widerwillen, ja sogar einen Haß gegen den Europäer, den dem er mit Verachtung behandelt wird und in dem er den Vernichter seines Volkes sieht: in sehr natürllicher Auffassung identisch er das ihm feindliche Wesen des Europäers mit europäischer Kultur, Religion, Schule etc.

Wenn wir aber noch einen Schritt weiter: vergessen wir nicht, daß in sämtlichen Kulturstaaen dem obligatorischen Unterricht und der vielhundertjährigen Kulturarbeit zum Trotz die große Masse der Bevölkerung noch immer fern genug von dem Ideal einer tüchtigen Durchbildung steht; gebeten wir der Angaben der Statistiker über die geradezu deprimirenden Procentzüge der Schulunsfähigen in unseren Staaten. Sollte man etwa von den Farbigen fordern dürfen, daß sie sich in kürzester Zeit und ausnahmslos für die Kultur gewinnen lassen müßten, sollten sie in den verschwindend geringen Gruppen, welche von ihnen zur Schule zugezogen werden, durchweg die glänzendste Begabung und den schönsten Schulleistungen bekunden? Dieße

das nicht etwa, daß die Farbigen, um für kulturfähig zu gelten, sich begabter zu zeigen haben, als ihre Lehrer und Herrscher?

Es werden aber noch andere Einwürfe gegen die Kulturbefähigung der Wilden ins Feld geführt: dem Wilden ist die Kultur durchaus fremd und zuwider, pflügt man zu sagen: manche Wilde, welche der Kultur theilhaftig geworden sind, entsagen derselben schließlich doch und kehren zu ihrem ursprünglichen niederen Zustande in ihre heimathlichen Wälder und Steppen zurück (die Zahl derselben ist übrigens keineswegs beträchtlich). Erwinnern wir uns indessen der verächtlichen Behandlung, welcher der Farbige von Seiten des Weißen ausgesetzt ist. Es wäre ein ungemein seltener Ausnahmefall, wenn ein Farbiger unter Weißen nicht das Erniedrigende seiner Abstammung zu empfinden hätte¹⁾. Zu berücksichtigen haben wir schließlich noch den inneren Zwiespalt, der unserer Kultur eigen ist. Dieser Zwiespalt, der so manchen Europäer zur Flucht vor den Kulturzuständen getrieben hat, muß sich um so fürchterlicher dem empfindlichen Gemüthe einprägen. Aber nicht nur, daß der Europäer die Kultur, die er mit seinem ganzen Wesen fördert, gleichzeitig zu hassen pflegt und von einer Rückkehr zum Naturzustande träumt, es sind der Beispiele nur gar zu viele, daß Angehörige der Kulturvölker, getrennt vom Vaterlande, dem Einflusse der sie umgebenden „Naturvölker“ unterlagen und ihre Kultur und ihre Sprache, ja sogar die Religion im eigentlichen Sinne des Wortes aufgaben (Sabang in Java, Petri: Russen in Sibirien. Böller: Portugiesen in Afrika u. s. w.).

¹⁾ Greig bemerkt bei Gelegenheit der Flucht eines Wilden, der europäische Bildung genossen hatte: „Ich hätte ebenso gehandelt.“

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

I.

Ko. Unsere Literatur über die Sandwichsinseln und ihre riesigen Feuerberge ist ausgedehnt genug und der „Globe“ hat sich schon manchmal mit ihnen beschäftigt; dennoch halten wir es für im Interesse unserer Leser gelegen, wenn wir ihnen eine ausführliche Analyse des Berichtes geben, welchen der Kapitän C. E. Dutton im vierten Bande des „Report of the U. S. Geological Survey“ über seine Forschungen erstattet hat. Dutton war von der Regierung beauftragt, die erloschenen Vulkane im nördlichen Theile des amerikanischen Great Basin genauer zu studiren und ging vorher nach den Sandwichsinseln, um dort Vergleichsmaterial zu gewinnen. Sein Bericht zeigt wieder einmal deutlich, wie ein Naturforscher alle Erscheinungen mit ganz anderen Augen ansieht wie ein Tourist oder globo-trotter, und bringt selbst dem, der sich eingehender mit jenen interessanten Inseln beschäftigt hat, gar manches Neue.

Die Gruppe der Sandwichsinseln besteht aus 12 Inseln, davon sind vier lahm Felsen, vier andere zwar bewohnt, aber ganz klein, nur Hawaii, Maui, Oahu und Kauai sind von Bedeutung. Alle zeigen rein vulkanische Bildung, nur hier und da findet man gehobene Korallenriffe, nirgends Spuren älterer Formationen. Die Abhänge der

Bergmassen sehen sich ungefähr in derselben Richtung auf den Meeresspiegel fort und so erscheinen die Inseln als die höchsten Bergspitzen einer ungeheuren Gebirgsmasse, welche aus einem 11 000 bis 19 000 Fuß tiefen Meere aufragt; dieselbe erstreckt sich vielleicht in der Hauptrichtung der Inselkette westnordwestlich von Kauai nach mehrere hundert Meilen weit und bildet auch die kleinen Inseln und Felsengruppen, welche in dieser Richtung in 50 bis 100 Miles Abständen auf einander folgen. Doch sehen hier noch genauere Sondirungen; der „Challenger“ hat bei seiner Fahrt von Japan nach Honolulu eine der wahrscheinlichsten Bergkette parallele Richtung etwa 300 bis 500 Miles südlich davon verfolgt und dort eine merkwürdig gleichmäßige Meerestiefe von 15 000 bis 20 000 Fuß gefunden. Genauere Tiefenmessungen wären gerade hier sehr zu wünschen.

Auf Hawaii allein ist die vulkanische Kraft jetzt noch thätig; Kilauea und Mauna Loa gehören zu den thätigsten Vulkanen der Erde, der Suwalaui ruht seit 1811, Mauna Kea vielleicht schon seit Jahrtausenden. Der Haleakala auf Maui ist wahrscheinlich erheblich später erloschen, doch wissen die Ueberlieferungen der Eingeborenen nichts von seinen Ausbrüchen. Kauai und Oahu, sowie Koolai und das vom Haleakala ganz unabhängige west-

siche Maui ruhen jedenfalls schon unendlich viel länger, denn die Verwitterung hat auf diesen Inseln schon ungeheure Veränderungen angerichtet und gewaltige Vergamassen zu kleinen Hügelketten abgetrieben. Ob aber diese Inseln alt sind als Hawaii, d. h. ob die vulkanische Thätigkeit auf ihnen früher begonnen hat, läßt sich nicht bestimmen.

Der Mauna Loa, der „große Berg“, ist zweifellos der König aller Vulkane, wenn auch manche andere höher über den Meeresspiegel aufragen. Einzelne isländische Vulkane haben vielleicht Ausbrüche mit ähnlichen Lavaergüssen aufzuweisen, aber der Mauna Loa ist ein Vulkan, der von vielen Jahrhunderten; die Ausbrüche des Mauna Loa folgten sich aber in Pausen von durchschnittlich nur acht Jahren. Aus der Lava von 1855 hätte man den Vesuv mit der Somma und allen Vasoströmen errichten können, und die Ausbrüche von 1859 und 1881 waren kaum schwächer. Dabei sind Mauna Loa wie Kilaua merkwürdig durch den gewissermaßen gemüthlichen Charakter ihrer Ausbrüche. Kein Erbbeben, kein unterirdisches Gestrüll, keine Dampfäule, kein Aschenanwurf; an einem schönen Abend glüht der Himmel von Feuer und dann wissen die Eingeborenen, daß ihre alte Göttin Pele wieder einmal mächtig geworden ist, und eilen zum Ausbruche wie zu einem Feste. An irgend einer Stelle, oft tief unten am Abhange, springt eine Feuerquelle aus dem Boden und läßt die feurige Fluth, sich langsam ausbreitend, dem Meere zu, so ruhig und friedlich, daß man unbefragt ganz nahe an ihrem Rande lagern kann. Nur ein- oder zweimal in historischer Zeit haben Explosionsercheinungen, Auswürfe und Erbbeben stattgefunden. Mauna Kea und Maunaloa sind weniger friedlich gewesen und mit Vinsenstein und Asche bedeckt, aber auch sie entbehren des charakteristischen Nigentegels; dafür stehen zahlreiche kleine Kegel an ihrem ganzen Abhange zerstreut.

Unabhängig von den Ausbrüchen sind übrigens Erdstöße auf den Sandwichinseln nicht weniger als selten, aber nur ganz ausnahmsweise erfolgt eine so furchtbare Katastrophe, wie z. B. 1868 im südlichen Hawaii.

Die Laven auf allen Sandwichinseln sind ausnahmslos basaltisch, nur hier und da kommen andesitartige vor, trachytische nirgends; sie sind meist auffallend stark basisch und sehr reich an Olivin und Augit. Die Verwitterung hat in ihnen die wunderbarsten Gestalten erzeugt und es ist interessant, in diesem extrem feuchten Klima fast genau dieselben Erscheinungen von wahrhaft wunderbarer Schönheit zu beobachten. Besonders die Windseiten der schon länger erloschenen Inseln Oahu und Molokai zeigen Klippen von 2000 Fuß Höhe, deren wunderbare Sculptur kaum von irgend einer Stelle im Colorado-Canyon übertroffen wird. West-Maui und Kauai besitzen Amphitheater, welche dem Yosemitethal kaum nachstehen und die Westseiten von Hawaii und Oahu sind mit Bergen oberhalb des mehrere hundert Fuß hohen Klippenabfalles Schluchtenenthälten von wahrhaft wunderbarer Schönheit. Worin aber die Schluchten Nordamerikas sich in keiner Weise mit den Inseln messen können, das ist die wunderbare Pracht der Vegetation, von der keine Beschreibung einen auch nur annähernden Begriff geben kann. Es liegt eine beherzigenswerthe Warnung vor alzu raschem Generalisiren darin, daß man hier bei einem jährlichen Regenfalle von

150 bis 240 Zoll Erscheinungen findet, für deren Entfaltung man selber ein trockenes Klima mit höchstens 8 bis 16 Zoll Regenhöhe für wesentliche Bedingung hielt.

Das Klima der Sandwichinseln ist ein merkwürdig konstantes ohne erhebliche Schwankungen und auch ohne Störungen durch Stürme. Aber ziemlich jede Quadratmeile hat ihr eigenes Klima und darin kommen die merkwürdigsten Unterschiede auf ganz geringen Entfernungen vor. Im Allgemeinen zeichnet sich natürlich die Windseite durch starken Regenfalle aus, während es im Windstille trockener ist. Aber gerade an der Peripherie des Mauna Loa finden sich einige Stellen mit ebenso starkem Regenfalle, wie irgendwo auf der Windseite. Dutton erklärt diese Abnormität sehr hübsch. Der Passatwind reicht auf den Sandwichinseln nicht über 10000 Fuß in die Höhe, häufig nur bis 8000 Fuß, darüber trifft man auf die Antipassatströmung, mit welcher auch stets die Cirruswolken ziehen. Wo nun dem Passate eine Bergwand entgegensteht, die er nicht übersteigen kann, tritt an der Westseite der gewöhnliche Wechsel von Landwind und Seewind ein, und der Seewind kühlt sich in den höheren Regionen ab und spendet Regen. Das Klima ist für die Menschen äußerst angenehm, niemals tödtend heiß, und der Europäer kann hier ohne Schaden für seine Gesundheit das ganze Jahr hindurch den Acker bauen.

Fruchtbar sind allerdings nur wenige Küstentheile und nur diese können eine dichtere Bevölkerung ernähren; das Binnenland ist meistens nur zu Weideland verwendbar. Zur Zuckerrübsenkultur eignet sich höchstens $\frac{1}{10}$ der Oberfläch. Größer ist das Gebiet, auf welchem die Viehhaltung der Eingeborenen, der Taro, Arum oculentum, gedeiht; er liefert auf etwa zwei Quadratmetern Nährstoff genug, um einen Menschen das ganze Jahr hindurch zu ernähren. Auch Palaten gedeihen in der dünnen Verwitterungsschicht der Vasoströme ausgezeichnet, die Kartoffel leidet arg von Wärmern. Weizen wurde früher stark kultiviert, aber jetzt hat Kalifornien die Versorgung der Inseln übernommen. Dafür gedeiht der Kaffee ausgezeichnet; der Kona-Kaffee steht dem besten Mokka gleich; die Baumwolle wird so gut wie die langsfaserige Sea-Island, und nur der hohe Tagelohn macht ihre Kultur unrentabel. — Hauptprodukt ist aber gegenwärtig das Zuckerrübe, das 5000 bis 10000 Pfund pro Acre erzieht; es wird besonders von amerikanischen Gesellschaften gepflanzt, aber es ist jetzt wenig Boden mehr übrig, welcher dafür verwandelt werden könnte, da es Vermehrung verlangt.

Die Sandwichinseln haben etwas, was man auf einem von Eingeborenen regierten, erst vor 100 Jahren entdeckten Archipel kaum erwarten sollte, ausgezeichnete Landkarten, welche die einheimische Survey unter Leitung des Professors Alexander angefertigt hat. Sie waren eine unbedingte Nothwendigkeit, weil es galt, den Grenzstreit, welchen bei der Entdeckung die Eigenthümer bis zum obersten Ozean hin auch nur als Felsen besaßen, in modernen Besitz mit richtigen Besitztiteln anstatt der bloßen Tradition überzuführen. Oahu und Lanai sind schon fertig aufgenommen, Manai ist beinahe fertig, auf Hawaii sind die Vermessungen auch schon weit fortgeschritten und nur Kauai, das besondere Schwierigkeiten bietet, ist kaum angefangen. Es wurde Dutton gern gestattet, Kopien von den fertigen Karten zu nehmen, und verschiedene davon schmücken diese Arbeit.

Die Reise von Rumb und Tappenbeck im südlichen Congobeden¹⁾.Bericht von Lieutenant Tappenbeck²⁾.

Leopoldville am Stanley Pool, 30. Januar 1886.

Am 9. August 1885 sind wir, **Präsidentenamt Rumb**, mit 90 Poango-Canoes von hier abmarschirt und vorgelohrt, am 28. Januar 1886, mit 88 Canoes wieder hier eingetroffen. Ich schreibe diesen Bericht an Stelle des Lieutenant Rumb, da derselbe in Folge mehrerer im Inneren erhaltener Wunden noch nicht im Stande ist, das Zeit zu verlassen. (Beigegebene Kartenblätter³⁾ soll nur dazu dienen, den Bericht zu vervollständigen und macht durchaus keinen Anspruch auf Genauigkeit.

Von Stanley Pool nach SSO marschirend, suchten wir zum Ruene Puto Kassongo zu gelangen, um uns mit Herrn Dr. Wiltner zu vereinigen. Wir durchzogen das Combo-Plateau, hatten am 18. August ein Gefecht mit Eingeborenen und gelangten am 6. September (etwa unter 5° 30' südl. Br.) zum Duango, zwei Tagereisen südlich von Camalambo.

Wir hatten bereits unterwegs den Abmarsch des Dr. Wiltner vom Ruene Puto Kassongo erfahren und hofften ihn zu treffen, wenn wir uns mehr nach N wandten. In Kindinga am Duango erfuhren wir jedoch, daß Dr. Wiltner bereits vor 10 Tagen, nach N marschirend, vorbeigezogen war. Wir mußten eine Vereinigung aufgeben, da wir schwerlich den Dr. Wiltner vor Stanley Pool erreicht hätten, und dort angekommen, Gefahr gelauert wären, unsere Träger durch Desertion zu verlieren. Am 7. September überschritten wir nach einigen Palauern den Duango, hatten am 20. September ein heftiges Gefecht mit den Eingeborenen und erreichten am 28. September den Wambo [18° östl. v. Gr., 4° 45' südl. Br.], einen bislang noch unbekannten Fluß, dessen Wassermaßen die des Duango bedeutend überstiegen. Am 6. Oktober erreichten wir den Saie oder Tschia [18° 55' östl. v. Gr., 4° 30' südl. Br.], der ebenso groß, wie der Wambo, und wie letzterer für Schifffahrt sehr geeignet ist. Alle diese Flüsse vereinigen sich wahrscheinlich mit dem Oulu, einem breiten, sehr wasserreichen Strome, den wir am 10. Oktober passirten [19° 22' östl. v. Gr., 4° 5' südl. Br.]. Am 19. Oktober sahen wir zum ersten Male die gelben Wassermaßen des mächtigen Santuru [19° 45' östl. v. Gr., 3° 45' südl. Br.], von dessen Größe schon die Eingeborenen am Duango fabelhafte Vorstellungen hatten.

Hier endigen die Eisenbahn-Karawanenstraßen. Jeder Verkehr über den Fluß hinüber hört auf, und von dem, was drüben existirt, haben die Eingeborenen des linken Ufers keine Ahnung. Wir besaßen von Anfang an weder Führer noch Dolmetscher, da solche nirgends zu finden waren, denn über diese Gegenden des Kannibaliens werden von allen westlich davon wohnenden Stämmen die ungeheuerlichsten Geschichten erzählt, deren Verbreitung ab-

sichtlich von den Eisenhändlern betrieben wird. Hier wird allerdings der Mensch als Nahrungsmittel, gewissermaßen als Schlachtopfer, betrachtet und die vielen in den Dörfern aufgeschauften Schädel, sowie die sehr freiwilligen Kadavere der Eingeborenen zeugen am besten für das Wahre des Kannibaliens.

Hier am Santuru (den Namen Kassai kennt kein Eingeborener, sondern letzterer heißt Sadi munene oder vielleicht Volumbo) saßen wir fest; kein Eingeborener wollte uns überlegen, vorgehend, daß drüben kein Weg vorhanden sei. Nach fünfzigem Aufenthalt zogen wir stromaufwärts weiter, um an einer Stelle unsern des Zusammenflusses des Santuru und Volumbo oder Kassai uns niederzulassen und ein großes Canoe zu bauen zum Passiren des Stromes. Zwei kleinere Gefächte hielten uns nicht ab, unser Werk zu vollenden. In fünf Tagen war das Canoe fertig, und unter bedeutenden Schwierigkeiten von Insel zu Insel überlegend, erreichten wir sechs Tage später das rechte Ufer.

Jetzt kamen wir in Gegenden, die noch nie von schwarzen fremden Händlern, geschweige denn von Weißen betreten waren. Die Dörfer waren leer, die Eingeborenen zogen sich zurück, verweigerten den Verkauf jeglicher Nahrungsmittel und kein Weg, der weiter ins Innere führte, war zu finden. Abermals mußten wir uns niederlassen. Manioli mußte von den Jägern geholt und Chiangua gebadet werden. Mit einem mehrtägigen Vorrath beladen, brachen wir auf, einen nach NO führenden Weg einschlagend, den wir inzwischen nach mehrfachem Zögern gefunden hatten. Von nun an durchzogen wir ununterbrochenen Urwald, der schließlich verhängnisvoll für uns werden sollte.

Am 19. November erreichten wir einen breiten Fluß mit schwarzem Wasser [20° 10' östl. v. Gr., 3° 25' südl. Br.], die Eingeborenen nennen ihn Ntata oder auch Kolenje und Lufata. Er fließt in den Santuru und soll derselben Gegend entspringen wie letzterer.

Das Verhältniß mit den Eingeborenen gestaltete sich von Tag zu Tag feindlicher. Man brachte uns keine Lebensmittel. Das andere Ufer des Kolenje soll nicht bewohnt sein, was spätere Aufzeichnungen auch bestätigen. Am 25. November hatten wir ein sehr hartnäckiges Gefecht, welches uns zwei Tode und eine beträchtliche Zahl Verwundeter, sowie fünf Vögel kostete. Es waren die ersten Tobten, welche wir verloren, und der Muth unserer Leute schlug von nun an in die erbärmlichste Feigheit um. Die Pannambo, so heißen wahrscheinlich die Eingeborenen, sind Jäger und vortreffliche Schützen, welche mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, unsere 16 Händmadegewehr und 60 Kugeln durchaus nicht fürchteten und mit bewunderungswürdiger Sicherheit trafen, so daß sie unsern Leuten, die nie vor dieser Reise ein Gewehr in der Hand gehabt hatten, bedeutend überlegen waren. Man kann ohnehin im Walde höchstens 20 Schritt weit schießen und ich hier zweifellos nur ein Repetiergewehr dem Vogen gewachsen, der bei Weitem auf Pfeil schnell entbietet. Da wir den Aussagen der Eingeborenen betreffs der Beschaffenheit des anderen Kolenje-Ufers nicht glaubten, setzten wir am 6. De-

¹⁾ Nach einem uns zur Verfügung gestellten, vorläufigen Abdruck aus den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft. Band V. Heft 2. 1886.

²⁾ In Berlin eingegangen am 18. März 1886.

³⁾ Derselbe ist noch nicht publicirt worden.

⁴⁾ Die in einigen Klammern dem Text hinzugefügten Positionen sind der Karte entnommen.

cember über und machten mehrfache Versuche, einen Weg zu finden, doch nur Wald und Morast zieht sich Stundenweit, soweit ich gehen konnte, nach S und N hin. Bei der Rückfahrt mußten wir uns erst das andere Ufer mit den Waffen wiedergewinnen, da die Eingeborenen uns nicht landen lassen wollten.

Wir zogen ostwärts weiter in ununterbrochenen Urwalde und hatten am 15. December das unglückliche Gefecht, dessen Folgen uns zum Rückzuge nöthigten. Die Eingeborenen überfielen uns in großer Zahl aus einem Hinterhalte im Walde. Kund erhielt drei Pfeile, die ihn unfähig zu jeder Bewegung machten. Ein Pfeil war Kund in die Brust gedrungen, ein zweiter in den linken Oberarm, der dritte hatte den linken Oberarm durchbohrt und saß tief im rechten Gesäß, wo ich ihn herausheben mußte; er hatte den Unterleib sehr glücklich ohne besondere Verletzung innerer Organe passiert. Mich selbst besahnte nur der Zufall vor dem Tode, denn der Pfeil, den mir ein Eingeborener, mit dem ich handgemein wurde, in den Leib stoßen wollte, traf den Riemen der Patronentasche und drang nicht durch. Noch versuchten wir weiter vorzugehen, denn in 20 Tagen sollten wir nach Aussage der Eingeborenen den Impila, einen sehr großen Fluß, erreichen, dessen Wasser höchst wahrscheinlich am Aequator den Congo erreichen, doch war der Transport von Kund in der Hängematte durch den Wald launig möglich und von großen Schmerzen für ihn begleitet. Wir machten in der Stunde höchstens 2 km und es war keine Aussicht vorhanden, in der nächsten Zeit aus dem Walde heraus zu kommen. Die Munition für die Zündnadelgewehre war bis auf 120 Patronen verköpft, wir ließen also Gefahr, unsere einzigen brauchbaren Gewehre außer Thätigkeit gesetzt zu sehen. Die Munition für die beiden Repetitorabriden von Kund und mir war ebenfalls bis auf 80 Patronen zusammen geschmolzen; die Eingeborenen hatten die letzte Kiste mit 500 Patronen geraubt. Die Voango verweigerten weiter zu gehen. Am dem Verhalten der Eingeborenen konnten wir merken, daß sie sehr wohl erkannt hatten, sie müßten uns beide, Kund und mich, zunächst beseitigen, um dann der Karawane Herr zu werden. Es konnte deshalb bei einem mit Sicherheit zu erwartenden nächsten Zusammenstoße mein Tod oder selbst meine Verwundung die totale Vernichtung der Expedition zur Folge haben, da Kund nur noch den rechten Arm bewegen konnte und hilflos in der Hängematte lag. Am 20. December traten wir den Rückweg an [21° 30' östl. v. Gr., 3° 20' südl. Br.]. Wir passirten nach kurzen Gefechte glücklich das Dorf, dessen Bewohner uns am 15. December überfallen hatten und erreichten am 22. December eine günstige gelegene Stelle am Volenje, wo wir uns niederließen und Canoes bauten. Wir besaßen nur zwei europäische Beile und neun kleine Werte, wie sie die Eingeborenen verfertigen. Durch ununterbrochene zwölfstündige tägliche Arbeit waren wir bereits am 13. Januar 1886 im Besitze von fünf großen Canoes, die im Vereine mit vier gestankten kleinen Canoes hinreichend, uns zu tragen. Die Eingeborenen des nahen Dorfes, von denen wir die Canoes gestankt hatten, brachten uns jedoch keine Lebensmittel, jagten sich ganz zurück, und wir waren angewiesen, von den Fibern der Maniol zu holen. Konserven besaßen wir nicht mehr, sie waren sämtlich im Besitze der Eingeborenen. Es waren schwere Tage für uns, besonders für Kund, dessen Zustand sich durchaus nicht bessern wollte.

Wir ruderten vom Morgen bis zum Abend und erreichten, nur zweimal von Eingeborenen angegriffen, am zehnten Tage, am 23. Januar, den Confluens bei der ehemaligen Station der Association Internationale Ruschic, höchst erlaucht darüber, den sogenannten Fluß des Lac Leopold II. hinabgeschwommen zu sein. Als wir am 21. Januar die ersten Feuertgewehre gefangen hatten, konnten wir wieder in freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen treten, die doch bereits von weißen Leuten gekört hatten.

Am 24. Januar erreichten wir die Station Duamouth, drei Tage später Kinsassa am Stanley Pool und am Morgen des 28. Januar Leopoldville, wo wir Aufnahme und vor Allem ärztliche Behandlung fanden. Herr Dr. Mens, ein Deutscher, ist unermüdlich beschäftigt, die große Anzahl unserer Kranken (wir haben deren 31) zu heilen und uns dadurch fähig für den Marsch zur Küste zu machen.

Freilich muß Kund noch längere Zeit hier bleiben, denn er kann noch nicht den Transport zur Küste vertragen, doch macht seine Besserung erfreuliche Fortschritte. Auch ich muß mich vorläufig noch tragen lassen, da eine Wunde am Fuße, die ich mir bei einem nächtlichen Marne zuzog, das Wehen erschwert.

Ich erwähne noch zur Theilnahme der Entfernungen, daß unsere Flußfahrt doppelt so schnell ging, als die der Wismann'schen Expedition. Letztere brauchte von Duamouth nach Kinsassa sechs Tage, wir hingegen nur drei.

Die Richtung auf Kuatenge haben wir nicht eingeschlagen, weil sämtliche Herren der Wismann'schen Expedition einig darin waren, daß ein Vordringen nach N, welches uns das wichtigste Ichien, von dort aus nicht möglich für uns sein würde. Unsere Absicht war, nachdem wir den Cuango passiert hatten, ostwärts in Höhe des 4. Grades südl. Br. vorzudringen und, wenn möglich, den oberen Congo zu erreichen, was wir bis Ende Januar zu vollführen hofften; dann aber wollten wir zum Impila zurückkehren und denselben hinabfahren.

In vier bis fünf Tagen breche ich mit den Leuten, deren Engagement beendet ist, nach der Küste auf. Andere Voangos zu engagiren, erlauben die Mittel nicht, auch ist es sehr fraglich, ob wir welche bekommen würden. Ohne Winaahme einiger im Gebrauche des Gewehres geübter Leute anderen Stammes ist aber der Erfolg einer Expedition in derartigen Gegenden, wie wir sie durchzogen haben, sehr zweifelhaft. Einer etwaigen Nachschubexpedition kann unsererseits nur der Rath erteilt werden, sämtliche Träger mit guten Hinterladerabriden zu versehen. Zündnadelgewehre sind wegen ihrer Schwere und der Patronen unzuverlässig. Ebenfalls wäre der Erfolg unserer Expedition durch bessere Bewaffnung sicherer gestellt worden.

Petreffend die vielen Freundschaften, in die wir mit den Eingeborenen wieder gefunden haben, will ich noch bemerken, daß von unserer Seite nichts unterlassen worden ist, um wieder und immer wieder uns mit den Eingeborenen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Wir haben versucht, durch Geschenke und gute Beziehung das Mißtrauen der Leute zu beseitigen, haben aber nur zu häufig böse Erfahrungen machen müssen, da die Eingeborenen, gänzlich unbekannt mit dem Feuertgewehre, dieses durchaus nicht fürchteten und sehr bald erkannten, daß es in der That in den Händen unserer Leute ungeschädlich war.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Allgemein ist schon seit alten Zeiten der Reichthum der spaltenreichen Kalkformationen der illirischen, griechischen, kleinasiatischen Berglandkanten an unterbrochenen, miteinander auf lange Strecken unterbrochen sich fortsetzenden Flüssen. Einer der auffallendsten Beispiele dieser Art ist in einer von europäischen Beobachtern noch wenig betretenen wilden Felslandschaft des Kilikischen Taurus kürzlich gefunden worden: was menschliche Kunst zu Schiffsfahrtszwecken schon seit einem Jahrhunderte auch in England ermöglicht hatte, Kanäle fließenden Wassers hoch über freuzende natürliche Wasserläufe hinwegzuführen, das hat hier — allerdings in nur entfernt ähnlicher Gestalt — die Natur selbst hervorgebracht. Der Hauptfluß des welschen, von den Alten sogenannten rauhen Kilikien (des heutigen Tsch.-il), der unter seinem antiken Namen Kalykadnos wohl bekannter ist, als unter dem sich vielfach wiederholenden türkischen der heutigen Anwohner, Gölsu (d. i. blaues Wasser), verfließt an einer Stelle seines oberen Laufes bei dem Dorfe Dalgeler (Dalgeler auf H. Kiepert's neuer Karte des „Prov. Asiatiques du l'Empire Ottoman“) in den Felsboden, um etwa eine Viertelstunde weiter in viel tieferer Lage wieder hervorzutreten. Die natürliche Tede aber, unter welcher er so in der Tiefe dahinströmt, postend als Zerküßpr („Erdrücke“) von den Anwohnern bezeichnet, dient selbst wieder mit ihrer mittleren Einlenkung als Bett einem an dieser Stelle aus der Felswand des Hauptthales hervordringenden starken Wasserlaufe, dem Karsu („Schwarzwasser“), welcher nun quer über dem tief unten fließenden Gölsu hinwegbraust, um sich nach ganz kurzem Laufe in einer Reihe prachtvoller Kaskaden in denselben zu ergießen. Wir verdanken diese Entdeckung dem jungen amerikanischen Gelehrten Mr. J. W. S. Sterrett (gegenwärtig Vorseher des amerikanischen archäologischen Instituts zu Athen), der in den beiden letzten Jahren große, bisher sehr unvollständig bekannte, zum Theil absolut unbekannte Strecken des südlichen und östlichen Kleinasiens und Arabiens bis nach Babylonien hin durchforscht, und seine überaus reichhaltigen u. A. mehr als 12000 genaue Kompositionen enthaltenden Tagebücher und zur kartographischen Verarbeitung anvertraut hat: einer überaus mühsamen und zeitraubenden, aber in hohem Grade lohnenden Arbeit, auf deren Grund in demnächstigen Karten die betreffenden Landtheile eine wesentliche bereicherte und vervollständigte Gestalt gewinnen werden. H. Kiepert.

Afrika.

— Die Tuareg haben schon wieder einen französischen Reisenden erschlagen: ein Telegramm meldet die bei Insalah geschehene Ermordung des Tuaregenführers Palat, welcher von Gerville die gefährliche Reise nach Timbuktu angetreten hatte (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 353).

— Die bedeutendste Veränderung, welche die Reisen von Büchmann und Richard in der Karie Afrikas hervorbringen werden, ist die Aufnahme des hohen Vians oder Rituaba-Gebirges, welches sich in der Richtung vom Südwesten nach Nordosten wahrnehmlich vom Quellgebiete des Nualaba bis zum Tanganika-See hinzieht und dort vielleicht im Kap Tembe sein Ende erreicht. Bisher war von diesem Gebirge nicht das Geringste bekannt; an seiner Stelle dachte man sich innerafrikanische Plateaulandschaft, etwa wie am oberen Kaffa und in Ruata Jamoo's Reich. Zwei große Flüsse durchbrechen das Gebirge senkrecht zu seiner

Hauptrichtung, der Lusira, welcher sich im Kitonbia-See mit dem Nualaba vereinigt, und der mächtige Luapula, dessen parabolische Laufstrecke jeder Beschreibung spottet. Hunderte von Inseln ragen mit üppiger Tropenflora bestanden aus dem dunklen, klaren Wasser des mit hebreem Menschen dahingestrebenden Stromes hervor, der umrahmt ist von geheimnißvollem Uferwald mit Palmen, Rotang, Pandanus und Riesenbäumen, von Felsen zu oft unüberdringlichem Thidicht verhöhten. Die schon 20 bis 30 m landeinwärts beginnende Fels-Landschaft trägt nur dazu bei, die Schönheit des Flusses durch den Kontrast zu erhöhen. Der Luapula ist dort, wo ihn die Reisenden überkritten, im Durchschnitt an den instetsten Stellen 150 m breit und als Wasserstraße ohne alle Bedeutung, da er von seinem Ausflusse aus dem Meer-See bis zu seiner Einmündung in den Nualaba eine unterbrochene Reihe von Stromschnellen und Kaskaden bildet. — Auf ihrem Laufe nach dem Ulpamba-See (vergl. die Karte, „Globus“, Bd. 48, S. 21) überkritten die Reisenden das Viano-Gebirge, welches nach Nordwesten ziemlich steil abfällt, und dann eine Strecke weit sanft ansteigt, um sich fast unmittelbar mit einer Stufenunterbrechung nach Südosten abzuwälzen. Richard schildert es folgendermaßen (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1886, S. 116): „Der Fluß ist mit leichtem Walde überzogen, während der sehr breite Rücken eine ganz eigene Formation zeigt. Vollständig baumlos, fleckenartiger Aussehen, ist das Terrain mit zahlreichen kleinen Wäldern und Thälern durchzogen, deren Rinnale mit Urwald bedeckt sind, und wo sie sich bald thalwärts hinabfallen, so bieten sie dem Auge an der anscheinend ziemlich ebenen, mit kurzem, spärlichem Graswuchs bedeckten Fläche hier und da fast schwarze Baumgruppen dar, welche sich meist nach einer Seite gegen den Boden hin abdrängen. Wie diese Baumgruppen ganz zu Tage treten, bilden sie kleine Urwaldparzellen, deren umjüngtem Schooße jene Wasserläufe ihren Ueberschub verdanken. Inzwischen schließen sie kleine melancholische Teiche ein mit dunklem Wasser und tiefes Schweigen liegt darüber, welches nur selten von dem lärmenden „Kullu Kullu Kullu“ einer Fingereisenernt unterbrochen wird. Während der trockenen, heißen Zeit bergen sich im kühlen Schatten jener dampfenden Paine zahlreiche Büffel, jezt die Reisenden überliegen das Gebirge im Januar) sind nur die tief eingedrungenen Fährten der riesigen Thiere zurückgeblieben. Ein kalter, senkter Wind fegt brausen über die Fläche und macht die spärlich bedeckten Menschen zusammenzucken. Anwohnen sind wir ganz im Nebel eingehüllt. Unwillkürlich hat man oft das Gefühl, als ob es hier oben gesund sein müßte, und angenehm berührt läßt man sich von der Kälte durchschauern, welche die an die Feinheit erinnernde Gebirgshöhe erzeugt. Die tiefer liegenden Thäler sind außerordentlich fruchtbar und mit üppigen Bambuswäldern bedeckt, und war das ganze Gebirge fast bevölkert. Wiri hat durch seine Kriege alles in eine menschenleere Wüsten umgewandelt.“ (Wiri, aus Unjameji stammend, hat sich im Quellgebiete des Lusira-Flusses ein ausgebreitetes Reich geschaffen, welches den früher bestehenden Zusammenhang zwischen den beiden Ländereien des Ruata Jamoo und des Kagebe vollständig unterbrochen hat.)

— Nur allzu rasch ist der Nachrikt von dem Auslegen einer Station in Batundi (vergl. oben S. 100) die Fährte von dem Scheitern der kriegelichen Unternehmung am oberen Venus auf dem Fuße gefolgt. Schon im November (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 368) berichteten wir nach Privatnachrichten aus England über das Vorgehen der

Liverpooler „African Company“ in den Küste-Staaten, hoffen aber damals, daß die Niger-Schiffahrtsakte die deutschen Interessen sicherstellen werde. Derselbe Artikel 26 ff. der Generalakte der Berliner Konferenz) bestimmt, daß die Schiffahrt auf dem Niger für die Kaufschiffe aller Nationen vollkommen frei sein und bleiben, und daß die Angehörigen aller Nationen in jeder Hinsicht auf dem Niger vollkommenen Gleichheit behandelt werden sollen; das hat aber die englischen Agenten nicht gehindert, Nigels kleinem Dampfer überall das Land zu verwehren und ihn sogar mit Gewalt zurückzutreiben. Als dann England die beiden Nigerufer und die des Nenu bis 300 mi nördlich (s. d. Karte) in seine Besitzung brachte, glaubte und wollte man im deutschen Publikum, daß Nigels eigentliches Arbeitsfeld, Namana, von den Engländern repossiert werden würde; das ist leider nicht geschehen. Aber England hat sich in den Abmachungen vom April 1885 (s. „Globe“, Bd. 48, S. 63) dazu auch gar nicht verpflichtet; die Abmachungen erwähnen des Nenu mit keinem Worte und betreffen lediglich die Gebiete an der Küste von Guinea und landeinwärts bis zum Alt-Kalabar oder Groß-Flusse, während das zwei bis drei Breitengrade nördlich gelegene Namana darin mit Still-schweigen übergangen ist. Darum strebt auch der „Dannow-Komar“ mit Recht: „Wenn irgend welche Beschwerde am Platz, könnte sie sich höchstens gegen die Unfairheit des jüngsten englisch-deutschen Abkommens richten.“

— Dr. Konrad Keller, Privatdocent an der Züricher Universitäts, trat im April eine Forschungsreise nach Madagaskar an, die wissenschaftlichen und commerciellen Zwecken dienen soll. Sowohl das eigensitzliche Departement des Inneren als das Handels- und Landwirtschafts-Departement haben sich bereit erklärt, das Unternehmen zu subventionieren; ein Gleiches geschieht von der „Kantonsmännischen Gesellschaft Zürich“ und der ostschweizerischen geographisch-commerciellen Gesellschaft.

Nordamerika.

— Die in Uspantan, wie in den Quiché-Dörfern Guaya, Sacapulas (im Centrum von Guatemala) und bei den Itziles der Sierra übliche Brautwerbung — erzählt Dr. Stoll in seinem „Guatemala“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886) — ist ziemlich eigenthümlicher Natur und weicht von derjenigen anderer Gegenden ab. Wenn ein Indianer heirathen will, so geht er in Begleitung seiner Eltern in das Haus des Gegenwärtigen seiner Wahl, indem er vier Flaschen Aguardiente und 10 Pesos mitbringt. Ohne ein Wort zu sagen, außer dem gewöhnlichen Gruße, „Ave Maria“, stellt er die vier Flaschen in eine Reihe auf den Tisch und legt das Geld daneben, worauf er sich mit seiner Partei aus dem Hause wegbegibt, um den Erfolg abzuwarten. Wenn nun die Eltern des zur Ehe begehrenden Mädchens die 10 Pesos nehmen, so ist dies ein günstiges Verzeichen. Die Tochter werden gezählt und geprüft und wenn sie richtig gefunden werden, so schenkt der Hausherr und Vater aus einer der zu äußern stehenden Flaschen ein Gläschen Aguardiente ein, nimmt einen Schluck und giebt den Rest seiner Frau. In diese mit ihm hinsichtlich der Annahme der Werbung einverstanden, so schenkt sie aus der am anderen Ende der Reihe stehenden Flasche Aguardiente

ein, nimmt davon und reicht hierauf das Glas ihrem Ranne. Die draußen harrende Partei des Bewerbers, welche verstoßen wurde des ganzen Vorganges war, geht nun wieder hinein. Die Hausfrau und Mutter der Braut schenkt dann aus einer der beiden mittleren Flaschen Aguardiente ein und reicht das Glas der Mutter des Bewerbers. Ebenso schenkt der Vater der Braut demjenigen des Bewerbers aus der zweiten mittleren Flasche ein. Damit ist die Ceremonie für einmal beendet. Nachdem einige Tage verstrichen sind, kehren die Eltern des Bewerbers wieder mit denselben in das Haus der Braut zurück. Der Heirathsstand hält trägt eine große Last Brennholz, so schwer er sie irgend zu tragen vermag, legt dasselbe vor dem Hause nieder und geht weg. Wiederum nach einigen Tagen kehrt er mit seinen Eltern zurück, um nachzusehen, ob die Leute der Braut von dem Holze gebraucht haben oder nicht. Wenn erhebet der Fall ist, lobt er alle Angehörigen seiner Familie ein und alle ziehen mit Feuerwerk und Marimba-Musik ins Haus der Braut, wo getanz und der Inhalt der vier Aguardienteflaschen geleert wird. Die Verlobten tanzen nur unter sich und sonst mit Niemandem. Am folgenden Tage läßt das junge Paar die Ehe noch förmlich eingetragen. — Es kommt auch häufig vor, daß die Eltern eines Mädchens für ihre Tochter einen Bräutigam suchen. In diesem Falle erleidet das oben beschriebene Ceremoniell einige Modifikationen, indem beim zweiten Besuche das Mädchen kein Holz ins Haus des gewählten Bräutigams bringt, sondern einfach leer kommt, um sofort zurückzukehren. Daraus ergibt sich von selbst, daß nach Verlauf einiger Tage ihre Eltern bei denjenigen des jungen Mannes anfragen müssen, ob dieselben entschlossen sind, die Erlaubnis zur projektirten Ehe zu geben. Wird von vornherein auf die Werbung verzichtet, so bleiben die vier Flaschen Aguardiente und die 10 Pesos unberührt liegen und werden dem entsprechend beim zweiten Besuche von den Eltern des Bewerbers weggenommen.

Südamerika.

— Von Thoner (s. oben S. 176) liegt im Compté rendu der Pariser Geographischen Gesellschaft (1886, Nr. 4) jetzt ein Originalbericht über seine Erforschung des unteren Pilcomayo vor; nur mit diesem hatte es seine letzte Reise zu thun, und er ist diesmal keineswegs bis an die bolivianische Grenze vorgedrungen, sondern noch nicht halb so weit, etwa 225 km von seiner Mündung an aufwärts. Die Hinreise erfolgte zu Lande, die Rückreise in Booten auf dem Flussein gegenüber mündenden Arme des Pilcomayo, welchen Thoner nach Vereitigung einzelner Hemmnisse für durchgängig schiffbar erklärt. Wenigstens macht er sich anbeifig, zu jeder Jahreszeit den Strom von seiner Mündung bis zur Mündung San Francisco de Solano (am Fuße der bolivianischen Gebirge) mit einem Dampfer von 220 Tonnen und 2½ Fuß Tiefgang zu besetzen. Der bolivianische Senat hat dem Reisenden eine goldene Medaille und fünf Onodratmetren Land zuerkannt; ferner wurde eine Kolonie im Gran Chaco nach ihm benannt und 30000 Francs zur Veröffentlichung seiner Aufnahmen z. angewiesen. Auch hat sich ein aus Argentinern, Bolivianern und Paraguanern bestehendes Comité gebildet, um den Handelsweg auf dem Pilcomayo zu eröffnen.

Inhalt: Gagnat's und Solabins Reisen in Tunesien. IX. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Prof. Dr. Eduard Petri: Unser Verhältnis zu den Völkern niedriger Kultur. I. — Die Sandwicheinseln und ihre Vulkane. I. — Die Reise von Lund und Tappenbeck im südlichen Congoeben. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaction: 1. April 1886.)

Kelstraet: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

N^o 19.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Vegründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dienlafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXX.¹⁾

Von Bagdad aus unternahm das Dienlafoy'sche Ehepaar den Besuch der Ruinen Babylon's und trat am 15. December den Weg nach Süden an, der sie durch die noch im 12. nachchristlichen Jahrhundert so reich angebaute und bewässerte mesopotamische Ebene nach Hillaß bringen sollte. Heute aber erblickt das Auge nichts als wüsthiegenes Land, verfallene Kanäle und Ziegeltrümmer; diese Kornsammer ist unter türkischer Regierung grüßlich verwüstet worden.

Bei Ausbruch der Nacht erreichten sie das prächtige, aus Ziegeln erbaute Karawanenrai Birunus, so genannt nach einem halbwegs zwischen Bagdad und Hillaß befindlichen Brunnen. Es ist von Persern erbaut, steht hinsichtlich seiner Größe ganz im Einklange mit der Anzahl der dort übernachtenden Schützen und gleicht ganz den iranischen Karawanenraien, die es nur an Größe bedeutend übertragt. Bei schönem Wetter schlafen die Reisenden in offenen Nischen, zur Winterzeit in den dahinterliegenden Gallerien; letztere suchten auch unsere Reisenden auf. In den anstößenden Bogen lagen in regellosen Haufen längs der Wände Gepäckstücke von etwa 2 m Länge, welche früher angelommenen schiitischen Pilgern zu gehören schienen und einen scheußlichen Gestank verbreiteten. Es waren persische Reiskannen, theils in Zeppe gewickelt und mit Striden umschürt, theils in schlecht gefugte Kisten gepackt, wie sie bekannter Maßen aus ganz Persien und selbst aus Indien von den Schützen nach Kerbela, der Grabstätte Hussein's, des Sohnes Ali's, geschafft werden. Zu je vierten werden

die Reichen, eingeschürtet wie die Krotobilischen von Sirt, auf Maulthiere gepackt, um ihre letzte Reise anzutreten, deren Ziel sie freilich nicht immer erreichen. Denn manches Maulthier geht unterwegs zu Grunde und seine stinkende Last bleibt den Geiern und Schakalen zur Beute liegen.

Diese Nacht brachten die Reisenden also unter freiem Himmel auf dem Hofe zu; aber auch dorthin drang der Festgestank der Reichen, und als sie am nächsten Morgen versuchten, vor den Maulthiertreibern aufzubrechen, war das vergebliche Mühe; denn der ganze Weg war mit ähnlichen Transporten bedeckt. Am Mittag erreichten sie das Karawanenrai Isanderieh, das weniger schön, aber ganz ebenso besucht ist, wie Birunus, denn es ist an der Stelle erbaut, wo sich die Wege nach Kerbela und nach Hillaß gabeln. Am folgenden Tage (16. December) betreten sie den Umkreis des einstigen Babylon, ohne es indessen zu merken; denn ein gewaltiges Unwetter, das erste, welches sie seit dem Monate März erlebt, hatte den Himmel verdunkelt, brachte sie vom Wege ab und durchwühlte sie bald bis auf die Knochen. Ohne näher hinzusehen, ritten sie an einer riesigen Erdbasse entlang, welche sie schon seit dem Morgen erblickt hatten, und stiegen zuletzt auf tiefe Gräber, welche durch aus Scherben gebildeten Hügel in allen Richtungen durchschnitten; bald darauf befanden sie sich vor einem Hause, welches der Aufseher der englischen Ausgrabungen in Babylon bewohnt. Dieselben finden schon seit mehreren Jahren in den Palästen Nabudonosor's statt; alljährlich kommt ein Conservator vom British Museum herüber, um, wenn nöthig, den Arbeiten neuen Schwung zu verleihen, die tägliche Aufsicht aber führt ein Armenier,

¹⁾ Fortsetzung von „Globus“, Bd. 48, Nr. 11, S. 166.

Globus XLIX. Nr. 19.

derselbe, bei welchem Dieulafoy's Unterkommen fanden. In dem letzten Halbjahre hatte man Marmorplatten mit Keilinschriften, Reste von Thierfiguren, die wahrscheinlich als Kinderspielzeug gebildet haben, Vasen aus gebranntem Thon und Terracottafiguren im reinsten griechischen Stile ausgegraben. Während die Reisenden diese Sachen auswählten, hatte sich das Unwetter verzogen, so daß sie ihren Kitz nach Hillaah fortsetzen konnten. Drei Stunden dauerte es noch, ehe die weißen Minarets der Stadt sich zeigten; dann gelangte man in die Vorstädte von Hillaah, erblickte den Euphrat, überschritt eine Schiffbrücke, welche selber in Stunde ist, als diejenige von Bagdad, und brach sich schließlich in der Stadt selbst, wo die zwei Rapties, welche den Reisenden mitgegeben und vorangeritten waren, ihnen

die verlassene Wohnung eines reichen, nach Mesla gepilgerten Mannes zur Unterkunft anwies.

Hillaah, ein Metropolit des Bilajet Bagdad, wurde im Jahre 1831 von der Pest verheert und zählt heutigen Tages kaum 15 000 Einwohner, die sich aus Arabern, Chaldäern, industriellen und einflußreichen Juden, schiitischen Persern und türkischen Beamten, diesem Krebsgeschaden des ganzen Reiches, zusammensetzen; dazu kommen noch die Araber und die Nomaden, welche in allen Städten des Orients und besonders in denen, welche berühmten Wallfahrtsorten nahe liegen, so zahlreich vertreten sind.

Die Häuser der Stadt sind aus Material erbaut, welches von den altbabylonischen Monumenten herkommt, wie Ziegel, die mit dem Namen des Nabuchodonosor gestempelt

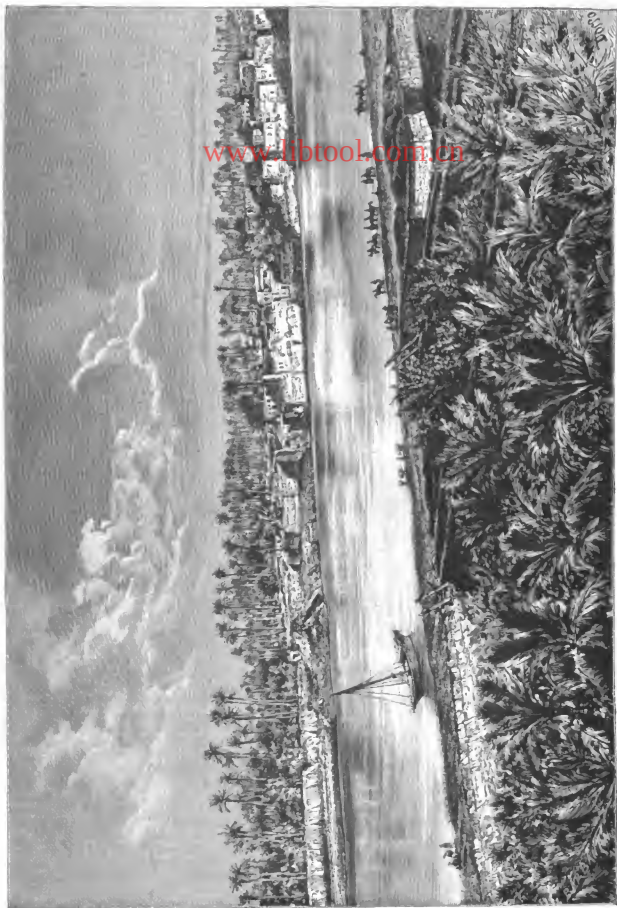


Transport schiitischer Leichen nach Kerbela.

sind, und Erdbeschichten an Stelle des Mörtels dorthin; sie sind ebenso hoch, wie diejenigen Bagdads, zeigen aber trotzdem einen vollständig orientalischen Charakter, da ihre Mauern nach außen hin keine Fenster haben und sie oben von Terrassen bedeckt werden. Palmen ragen darüber empor und Bananen umgeben sie, und glücklich wird die Strenge und Monotonie dieser Bauweise durch die leppigkeit der Vegetation gemildert. Besonders von der Terrasse des von Dieulafoy bewohnten Hauses aus bietet sich eine lachende Aussicht dar; das Auge überschaut beide Ufer des Flusses, die mit prächtigen Tattelpalmen besetzt sind; Boote bewegen sich auf und abwärts, Reiter haben ihre Pferde im Strome und zahlreiche Landleute, welche zu faul sind, sich nach der Schiffbrücke zu bemühen, ziehen es vor, sich zu entkleiden, einen lebernen Schlauch aufzublasen, den

selben in ihre Arme zu schließen und, von ihm getragen, den Strom zu durchschwimmen in derselben Weise, wie es schon vor Jahrtausenden ihre babylonischen Vorfahren gethan haben.

In Hillaah giebt es keine interessanten Bauwerke aus mohammedanischer Zeit; nur am Wege nach Kerbela steht eine kleine Moschee, Reichthum des Schems oder Sonnenmoschee genannt, welche nach dem Mauthen des Volkes auf einem Schlachtfelde stehen soll, wo Ali in der Furcht, durch das Ausbrechen der Nacht den Vortheil eines bereits sicheren Sieges zu verlieren, nach dem Vorbilde Josua's mit Wid und Hebräer den Gang der Sonne aufhalten haben soll. Vielleicht aber erhebt sich die Moschee auf der Stelle eines alten Sonnentempels, welchen Nabuchodonosor einer erhaltenen Inschrift zufolge in Babylon erbauen ließ.



Die Ufer des Euphrat bei Süsch. (Nach einer Photographie der Wm. Tietzsch.)

Hillah, die mohammedanische Stadt, datirt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, als jene Gegend sich noch eines Abglanzes altbabylonischer Wohlergehen erfreute. Zuerst ist es zu einer türkischen Provinzialstadt zweiten Ranges herabgesunken. Wenn man die Umgegend der Stadt mustert und den zerfallenen Mauern, welche die beiden riesigen Schutthügel an den äußersten Enden des einstigen Babylon, Babil und Birs Nimrud, zu verbinden scheinen, mit den Augen folgt, so gelangt man zu dem Schlusse, daß Hillah ungefähr den Mittelpunkt des 513 Quadratkilometer großen Raumes einnimmt, welchen einst die Mauern mit ihren 100 ehern Thoren umschlossen. Von diesem gewaltigen Raume darf man nicht auf eine unzählbare Häusermasse schließen; vielmehr wissen wir, daß

ein sehr großer Theil des Raumes von Gärten und Feldern eingenommen wurde, deren Ertrag während einer Belagerung oder Hungersnoth hinreichte, die Einwohner zu ernähren. Andererseits enthielt der bebaute Theil, der von lauter gerablinten Straßen durchschnitten wurde, lauter drei- oder vierstöckige Häuser — entgegen dem heutigen orientalischen Gebrauche —, so daß die Bevölkerungszahl immerhin eine sehr ansehnliche gewesen sein muß.

Am 17. December stiegen die Reisenden dem 13 km südwestlich von Hillah gelegenen Birs Nimrud einen Besuch ab. Wenn man die Stadt durch das nach Mesched Ali führende Thor verläßt, so erblickt man alsbald aus der flachen Ebene einen offenbar von Menschenhand errichteten Berg emporragen. Je näher man demselben kommt, um



Birs Nimrud. (Nach einer Photographie der Mme. Deulafoj.)

so riesiger erscheint er dem Auge, das bald davon abläßt, das Ganze zu umfassen und sich damit begnügt, die einzelnen Theile desselben nach einander zu mustern. Zuerst erklimmen die etwas ermüdeten Pferde einen Schutthügel, den ein arabisches Gebäude krönt. Es ist der Tell Ibrahim el-Gallil, der Hügel Abraham's des Freundes, nämlich Allah's, dessen Asche angeblich unter der weißen Kuppel des Gebäudes ruht; sein Grab genießt in Chaldäa dieselbe Verehrung, wie dasjenige Osra's oder Eschiel's in Mesopotamien. Bauern wohnen darin, welche in der Nähe ihre Felder haben. Eine flache Senkung schildert den Tell Ibrahim vom Birs Nimrud (d. h. Thurm Nimrod's; Birs ist wahrscheinlich aus Borsippa verdorben, wie dieser südöstlichste Theil des alten Babylon einst hieß). 60 m hoch erhebt sich der Ruinenhaufen und trägt auf seinem Gipfel

einen noch 11 m höher aufragenden Thurm aus Ziegeln, den oben eine tiefe Spalte durchseht. Rings herum liegen mächtige Ziegelsteinblöcke zerstreut, welche steinhart und von einem merkwürdigen grünen Glasfluß umgeben sind. Von dieser Stelle aus reicht der Blick ins Unermessliche; in Folge der reinen Luft sieht man im Süden die Minarets von Mesched-Ali, im Nordwesten die Mauern von Hillah, im Norden die Palmen von Kerbela und zu seinen Füßen die Sumpfsseen Harfeh und Hindijeh, in welchen sich, um den Grissen der türkischen Beamten zu entgehen, einige Araber-Stämme auf Pfahlbauten niedergelassen haben.

Deutlich kann man noch heutigen Tages am Birs Nimrud terrassenförmige Abstufungen unterscheiden, namentlich an der südlichen und der östlichen Seite, während die westliche und nördliche schroffer abfällt. Dieser Umstand

beweist, daß man es hier mit dem von Herodot beschriebenen Bel-Tempel zu thun hat, welcher aus sieben über einander gesetzten Etagen oder Thürmen bestand und auf einer außen herumlaufenden Treppe zu ersteigen war. Das ganze Gebäude war, wie eine dort von Rawlinson aufgefundenene Inschrift Nabuchodonosor's meldet, dem Gotte Nebo geweiht und führte den Namen „Haus der rechten Hand“ oder „des Glücks“. Die einzelnen Stodwerke enthielten besondere Heiligtümer und waren den sieben planetarischen Göttern geweiht, nämlich von unten angefangen dem Adar (Saturn), der Istar (Venus), dem Merodach (Jupiter), dem Nebo (Merkur), dem Nergal (Mars), dem Mond und dem Sonnengotte. Dem Charakter der verschiedenen Götter entsprechend waren die einzelnen Etagen durch glasierte Ziegel von verschiedener Farbe (schwarz, weiß, orange, blau, scharlach, silbern und golden) geschmückt. Nach A. Oppert's Berechnung betrug die ursprüngliche Höhe des Bauwerkes 250 Fuß, wovon auf die Basis 75 Fuß und auf jedes der sieben Stodwerke 25 entfielen. Ob wir in

dem Bis Nimrud, wie die jüdische Tradition und besonders der Talmud will, den babylonischen Turm der Babel zu erblicken haben oder ob darunter die Ruine Babil (s. unten) am Nordende Alt-Babylons zu verstehen ist, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Für ersteres spricht die größere Höhe (60 m) des Bis Nimrud und die Tradition, für letzteres der Name Babil und der Umstand, daß Babil nach Angabe sämtlicher Reisenden trotz seiner geringeren Höhe (40 m) weitaus der imposanteste von allen Ruinenhöhlen Babylons ist.

Am 18. December wurde ein Ausflug nach Norden, auf dem linken Euphrat-Ufer, unternommen; zuerst besuchten sie den Schutthügel Amran-ibn-Ali, welchen sie schon drei Tage vorher, als sie Zuflucht vor dem Gewitter suchten, betreten hatten. Hügel zerbrochener Ziegelsteine, aufgehobene und andere zum Theil wieder verschüttete Gräben bilden hier ein wirres Durcheinander, in welchem man herumirrt, ohne daß die Aufmerksamkeit durch irgend etwas gefesselt würde. Und doch befindet man sich nach Oppert's



Löwe aus Basalt auf dem Hügel el-Kafr. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

Ansicht auf der Stätte eines der sieben Weltwunder, nämlich der „hängenden Gärten der Semiramis“, richtiger des Nabuchodonosor's, der sie für seine medische Gattin Amytis, des Astyages' Tochter, erbaute. Tassir spricht, daß dort gefundene Ziegel mit dem Namen Nabuchodonosor's gestempelt sind. Oppert hat dort Gräber aufgedeckt, deren Inhalt sie der parthischen Epoche zueilt.

Nicht weit nördlich von Amran-ibn-Ali liegt die Ruine el-Kafr (d. i. die Burg); „Burg“ heißt dieses Bauwerk auch bei den klassischen Schriftstellern, bei Herodot, Diodor und Curtius, und nach den Inschriften der hier gefundenen Basaltsteine war es einst ein „Palast Nebutadnegar's, Königs von Babylon, Erhalter des Tempels der Söhe und des Tempels des Mäds, welcher in der Verehrung Nebo's und Merodach's, seiner Herren, wandelt, Sohnes Nabopolassar's, des Königs von Babylon“. Einige plumpe Mauerreste, durch eisenharten Mörtel mit einander zusammenhängend, und ein halb im Schutt begrabener basaltener Löwe von sehr barbarischer Arbeit, den die Eingeborenen el-pai, d. h. den Elefanten, nennen, sind alles, was von der einstigen

Pracht übriggeblieben ist. Dagegen sind die in dieser Gegend angestellten Nachgrabungen stets von Erfolg begleitet gewesen. Auch zur Zeit von Dieulafoy's Besuch waren 300 bis 400 Arbeiter beschäftigt, die zwischen tiefig tiefen, aus ungebrannten Ziegeln bestehenden Mauern aufgebauete Erde zu entfernen und hohe, lange, aber schmale Säle freizulegen, wobei sie auf Gegenstände von geringem künstlerischem, aber gewiß großem wissenschaftlichem Werthe stießen; namentlich waren es Tafeln aus gebranntem Thone, die mit überaus eng an einander gerähten Keilinschriften bedeckt waren.

Etwa 2¹/₂ km nördlich von der Königsburg erhebt sich in Gestalt einer abgestumpften Pyramide jener riesige Tumulus, welchen die Reisenden schon vom Euphrat aus erblickt hatten, und der nebst dem Bis Nimrud heute die äußersten Grenzen des alten Babylon bezeichnet. Dieser Schutthaufen, Babil mit Namen, die letzten Reste des einstigen Merodach's Tempels darstellend, die imposanteste Ruine im ganzen Bezirke von Babylon, ist heute noch 40 m hoch, 180 m lang und bildet oben eine Plattform von

70 m Breite. Schon zu Strabon's Zeiten lag dieses „Grabmal des Belus“ in Trümmer; demselben Autor zufolge hatte Xerxes es zerstört. Laß Strabon, offenbar älteren Berichten folgend, das Bauwerk als ein Heiligtum des Bel bezeichnet, stimmt ganz mit den Inschriften überein, welche den Ehrennamen Bel, d. h. „Herr“, besonders dem Gott Merodach beilegen. In der Ruine selbst sind lediglich Backsteine mit dem Namen Nabundodonosor's gefunden worden, der aber nur von einer Wiederherstellung des Tempels erzählt. Aber schon ein Jahrhundert früher er-

wähnen die Könige Tiglath-Pileser IV. und Assarhaddon denselben, und schon letzterer sagt, daß er ihn nur restaurirt habe; derselbe bestand also schon lange vorher und war ohne Zweifel ein uraltes Heiligtum, welches von den Königen Babylon's von Zeit zu Zeit wieder hergestellt und umgebaut wurde. Die anscheinend alle großen Gebäude Babylon's war auch der Tempel Merodach's mit einer viereckigen Mauer umgeben, von welcher an der Nord- und Ostseite noch deutliche Spuren vorhanden sind.

Ohne Mühe kann man die obere Plattform des Schutt-

www.libtool.com.cn



Babil, Ruinen des Tempels des Merodach. (Nach einer Photographie der Mme. Ducasloz.)

hügels erklimmen; aber an Stelle der goldenen Bildsäulen, die Xerxes geraubt hat, findet man oben nur zerbrochene Ziegelsteine und einen verschütteten Brunnen, dessen Zweck nicht ganz klar ist. Hier und da sieht man Bruchstücke von Inschriften zerstreut. Am südlichen Ende des Hügels stößt man auf gemauerte Wände und Ausgrabungen; letztere haben aber anscheinend keine interessanten Resultate geliefert und sind darum aufgegeben worden. Vom Gipfel Babil's aus gesehen erscheinen die Reste Babylon's trauriger und öder als von jeder anderen Stelle aus; während im Lafr die weißen Mäntel und roten Tarbusche der bei den Aus-

grabungen beschäftigten Araber und Türken etwas Leben und Bewegung in die Landschaft bringen, wird der Hügel Babil, auf welchem nur Gerümpel und hartes Kraut wachsen, nur von Ziegen und ihren halbwildern Hirtten besetzt. Die Worte des Propheten Jeremias sind zur Wahrheit geworden: „Und Babel soll zum Steinhaufen und zur Trümmerswohnung werden, zum Wunder und zum Anspießen, daß Niemand drinnen wohnt“ und „Ihre Städte sind zur Wüste und zu einem dünnen öden Lande worden, zum Lande, da Niemand innen wohnt und da kein Mensch innen wandelt.“

Die Michaelbucht am Kaspischen Meere.

Vom R. Russ. Staatsrath Dr. D. Heyfelder.

Ein klimatisch-geographisches Unicum hat in diesem Winter am Ufer des Kaspischen Meeres stattgefunden, welches auf die Verkehrsmittel und die Anlage der Verkehrsstraßen zwischen dem russischen Mutterlande und Trans-

kasien Einfluß zu üben bestimmt ist. Der Meerbusen von Krasnowodsk und die Michaelbucht war im Monat Januar bei 22° Kälte und Nordostwind gänzlich zugefroren, so daß der Kriegsdampfer „Tschischikow“ und der Schooner

„Karamsin“, welche am 3. bis 16. Februar von Krasnowod auslaufen waren, wieder anlaufen mußten. Einige Dampfmaschinen waren geradezu vom Eise eingeschlossen worden. Der Schiffsverkehr von Transkaspien nach dem westlichen Ufer, d. h. von Krasnowod nach Baku, war während einer Woche, der von Krasnowod nach Michailow während zweier Wochen gänzlich unterbrochen, indem sich zwischen dem Endpunkte der Transkaspijschen Eisenbahn bei Michailow und dem offenen Meere das Eis im ganzen Meerbusen eingeschoben hatte. Wenn man auch annehmen ist, daß sich ein solches abnormes Einlen der Temperatur und ein Zufrieren des Meeres südlich des 40. Breitengrades, wie es seit 30 Jahren nicht beobachtet wurde, nicht oft wiederholen wird, so muß die Möglichkeit eines Zufrierens des Meerbusens bei der Einrichtung des Verkehrs zwischen Transkaspien und dem Meere jedenfalls berücksichtigt werden. Ist durch dieses Vorkommen die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Gegend gerichtet worden, so stand doch schon vorher fest, daß Michailow als Endpunkt der Schifffahrt und Ausgangspunkt des Schienenweges zu verlassen sei. Bisher war nämlich der Verkehr in folgender Weise vor sich gegangen. Von Baku, Petrowod und Astrachan führen große Meerdampfer nach Krasnowod, von Krasnowod (mit Umladung) kleine Dampfschiffe durch die Bucht und ihren Archipelagus nach Michailow, wo die Eisenbahn beginnt, welche 1880 zunächst als strategische Bahn für die Expedition nach Ahal-Teke erbaut wurde. Holzbohlen kommen auf der Kama und der Wolga herabgeschwommen und gehen direct von Astrachan nach Krasnowod, von wo sie durch Schlepdpuffer bis Michailow gebracht werden.

Krasnowod, der „Ort mit den schönen oder guten Wassern“, wahrscheinlich nach seinem herrlichen, natürlichen Hafen und seinem geschützten Wasser so genannt, liegt unter dem 40° nördl. Br. (genau 40° 0' 3" nördl. Br., 39° 8' 52,6" östl. L. von Baku) in einer Bucht, von amphitheatralisch aufsteigenden Felsen umgeben und durch einen natürlichen Dolo gegen das offene Meer geschützt. Diejem langen, schmalen Vordorsprunge, Krasnowodskaja Kosa oder „der Zopf, die Flechte von Krasnowod“ genannt, der sich von Norden nach Süden und Südosten erstreckt, kommt von Süden eine ähnliche schmale Landzunge entgegen, eine Fortsetzung der großen Insel Tschelaken. Zwischen ihnen hindurch, gleichsam wie durch ein Thor, ist die Einfahrt der Schiffe in den Meerbusen; sie wenden sich dann um die Krasnowodskaja Kosa mit dem davor befindlichen Reulischiffe nach Norden und gelangen so nach Krasnowod. Dessen Hafen ist so tief, daß die größten Schiffe bis zum Ufer fahren und gerade gegenüber dem Gouvemenimentsgebäude anlegen können. Krasnowod hat noch seine Stadtrechte, aber ein südöstlich Aussehen, große steinerne Kreuzgänge, Wohnungen, Kasernen, Werkstätten, einen Militärklub, große Plätze, regelmäßige Straßen, einen von Persen, Armeniern und Russen gehaltenen Bazar, aber kein Trinkwasser, keine Quelle, kein Acker- oder Weidenland und nur einen Garten, den sogenannten Stadtgarten. Derselbe ist von General Komarin, als er die Provinz abmilitarisierte, mit großer Mühe angelegt worden, indem er die Gartenerde aus Lenkoran, diesem Uben des Kaspijschen Meeres, herbeischaffen ließ. Dabei ist aber der Garten doch nur ein armseliger Lusthof geblieben. Besser gelang dieselbe Prozedur in Baku, das auch aus Felsen, Sand und Salz gegründet ist. Die Gartenerde, aus Lenkoran angefahren, hat beiseits einen stattlichen, schattigen Garten mit Pflämen und Buchsbaum halb südlicher, halb nördlicher Flora zu Stande gebracht.

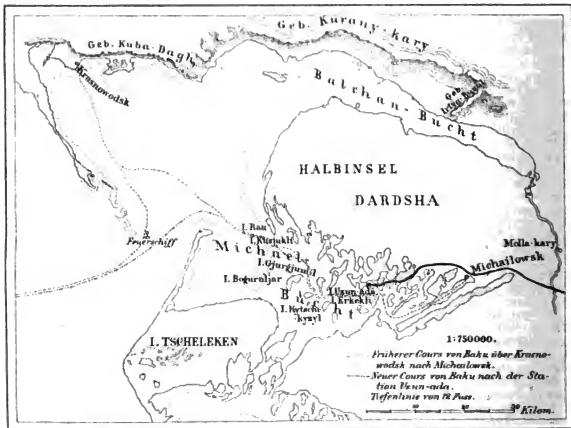
Das Wasser zum Trinken und Kochen, überhaupt alles erforderliche Süßwasser, wird zu Krasnowod durch zwei große Dampfmaschinen aus Meerwasser gewonnen. Im Sommer strahlt der Felsengrund und das Steinamphitheatral hinter dem Orte die Sonnenwärme in unerträglicher Weise zurück. Nur die relative Feuchtigheit der Luft vom Meere her und häufige Seebäder machen den Aufenthalt alsdann erträglich. Krasnowod ist durch ein unterirdisches Kabel mit Baku und Astrachan telegraphisch verbunden und die regelmäßigen Fahrten des Dampfers der Gesellschaft „Kaspijskaja Merkur“ setzen den Ort einmal die Woche aufwärts und einmal abwärts mit allen Uferstädten des Kaspijschen Meeres in Verbindung. Derselben führen ihm alle Lebensmittel und Lebensbedingungen zu, welche es entbehrt. Es war bis 1880 Sitz der Administration der Provinz, der Hauptpost, während des Feldzuges zeitweilig auch des Hauptquartiers. Auch jetzt, seit ihm als Ausrückungspunkt Michailow und Nachsabad entstanden sind, bewahrt es als bester Hafen und Hauptvermittlungsort zwischen Diesseits und Jenseits eine gewisse Bedeutung. Dies war auch der Grund, warum kompetente Väter, darunter auch einer der Maßgebenden, dafür stimmten, die Transkaspijsche Bahn bis Krasnowod zu führen und hier mit den Meeresschiffen in directe Verbindung ohne Zwischenladung zu setzen.

Zeit der Chan von Buchara seine Zustimmung gegeben, daß die Bahn durch sein Land nach Rußisch-Turkestan geführt wird, ist sie für den Handel wie für die Strategie von hervorragender Bedeutung geworden und damit ist ihr Anfang am Ufer des Kaspijschen Meeres aus einer lokalen zu einer Frage von nationaler und internationaler Bedeutung geworden. Daß derselbe nicht mehr in Michailow bleiben kann, darüber ist kein Zweifel bei Allen, die darüber ein Urtheil haben. Michailow wurde überhaupt gewählt, weil es sich im Anfange der Expedition nach Ahal-Teke um die möglichst rasche Verstellung eines Schienenweges handelte, Michailow war eben der äußerste Punkt im Meerbusen, der mit Schiffen erreicht werden konnte, und von dem aus ein relativ flaches felsloses Territorium ununterbrochen bis Kizil Kwat, 200 Werst weit, und somit bis zur Oase führte. So ward also damals hier der Eisenbahnpfad angelegt. Die Kommunikation geht bis heute in folgender Weise vor sich. Nachdem ein Schiff von Astrachan in zweimal 24 Stunden, von Baku in 18 Stunden bis Krasnowod gekommen, so wird es ausgeladen, d. h. Personen wie Fracht auf ein kleines flachgehendes Dampfboot umgeladen oder Barken von entsprechendem Kaliber denselben als Schlepper angehängt und es beginnt nun die Zwischenfahrt von Krasnowod nach Michailow, anfangs, obwohl innerhalb des Meerbusens, doch in freiem, tiefem Wasser. Auf der Höhe der Insel Wan angekommen, verläßt die Fahrstraße die bisherige Richtung und biegt etwas stärker nach Osten gegen Michailow ab, das Fahrwasser verengt sich und vertieft an Tiefe. Die Insel Wan und Kusjinstin bleiben links, Bogaritsch rechts. Um die Insel Gurgumit biegt die Fahrstraße direct nach Aken ab, zwischen der größten langgestreckten Insel Wan-aba und der kleinen südlich gelegenen Insel Ertsik durchführend. Bis hierher ist immerhin noch von einem eigentlichen Fahrwasser und von geraden Linien die Rede. Nun aber beginnt ein Durcheinander von Sandbänken, Inseln, Halbinseln, um welche herum die Schiffe oft in spitzem Winkel zu fahren haben, bei seichtem fortwährend wechselndem Wasserstande. Man fährt in diesen Windungen der Michaelbucht selbst mit den kleinen flachgehenden Dampfern nur langsam und vorsichtig, die Meerestiefe bedächtig messend,

und geräth dennoch zuweilen auf Grund. In dunklen Nächten geht man sogar vor Anker. Ich hatte schon im Jahre 1890 bemerkt, daß der Ringland am Ufer von den Strömungen gegen die Bucht getrieben, deren Ränder wie deren Tiefe ändert, eine Thatfache, welche die während fünf Jahren gemachten Beobachtungen des meteorologischen Observatoriums in Michailowfel bekräftigt haben. Die Fahrt von Krasnowodsk bis Michailowfel dauert im günstigen Falle 16 bis 18 Stunden, im ungünstigen 20 bis 23. Nachdem man von Achabad bis Michailowfel in 16 Stunden gefahren oder von Baku bis Krasnowodsk in 18 Stunden zur See gelangt ist, nimmt diese Zwischenstrecke mit einer 16. bis 20 stündigen Fahrt und zweimaligem Umladen eine verhältnißmäßig große Zeit in Anspruch. Haben wir aber die große Handelsstraße vom Schwarzen Meere bis Indien

im Auge, so ist in dieser Hiesenseite von Dampfschiffahrt und Eisenbahn das Zwischenglied Krasnowodsk-Michailowfel eine Anomalie. Von diesem Gesichtspunkte aus ließ man der Erbauer der Baku, General Annenlow, Chef des Militärtransportwesens, die Michaelbucht einer genauen, mehrfachen Tiefenmessung, sowie ihrer Ufer sorgfältigen Untersuchungen unterziehen und darauf die Berechnung verschiedener Projekte basiren, welche zu einer Verbesserung der Kommunikation in Vorschlag kommen konnten.

Das erste Projekt bestand darin, die letzte Strecke des Fahrwasserls in der Michaelbucht auszubaggern, gleichmäßig zu vertiefen und so Michailowfel größeren Schiffen zugänglich zu machen, also auf diese Art eine direkte Schiffsverbindung zwischen dem Eisenbahnkopfe und dem Ufer herzustellen. Es handelte sich darum, ein Fahrwasser von



Schizze des Meerbusens von Krasnowodsk. (Nach der russischen Seekarte Nr. 1644.)

9 Fuß Tiefe zu schaffen, wie es dem von Astrachan entspricht, so daß dieselben Schiffe, welche zum Anlaufen in Astrachan befähigt sind oder, die Wolga herabkommend, Astrachan passieren, auch zum Anlaufen von Michailowfel geeignet wären ohne umzuladen. Alle betreffenden Vorkschiffe und auch die Dampfer des Kaspischen Meeres (mit Ausnahme von dreien) haben nur 9 Fuß Tiefgang. Die Messungen haben nun ergeben, daß zur Vertiefung dieser Tiefe in hinreichender Länge nicht weniger als 40 000 Kubikfaden Erde ausgebaggert werden müßten, was einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld, Zeit und Arbeit erfordern würde. Die Arbeit würde aber möglicher Weise keine definitive, sondern eine periodisch wiederkehrende sein, da die Verlandung eine von Osten nach Westen fortschreitende zu sein scheint. Ich möchte mir die Hypothese er-

lauben, daß die ganze Halbinsel Dardsha eine Erden-schwenkung in dem ehemaligen Ausflusse des Amu-Darja ist, auf welcher die vorherrschenden Ostwinde beständig Sand anhäufen. Die Reste der ehemaligen Mündung des Flusses sind im Norden der Halbinsel die längliche Balchanbucht, im Süden die gewundene Michaelbucht; ostwärts aber zwischen dem großen und kleinen Balchangebirge führt eine Zeit lang ein deutliches, breites, gleichmäßiges Flußbett, in welchem wir oft genug maritimen Sand und dessen Eigentümlichkeit und abgegrenzte Ufer Jedermann auf-finden.

Das zweite Projekt war folgendes. Die Eisenbahn wird von Michailowfel hinter der Balchanbucht hinweg an deren Nordufer bis Krasnowodsk weiter geführt, eine Strecke von nur 120 Werst, scheinbar die kürzeste und wegen der

Bedeutung des Hafens von Kasanowobel glücklichste Lösung der Frage.

Aber diesem so schönen Plane stehen Gründe der Oekonomie entgegen, also praktische, entscheidende Gründe und außerdem scheint es, daß eine mögliche Verschleunigung resp. baldige Fertigstellung der Arbeiten gewünscht wurde. Der Weg, den die Eisenbahn zu nehmen hätte, war uns als Karawaneweg für Kamelle während der Expedition bekannt und vertraut; er ist absolut ohne Wasser, gebirgig und trostlos. Von Michailowel oberhalb schon von Wella-Kary, ohne Michailowel zu berühren, würde der Plan ohne Schwierigkeit erst in dem alten Bette des Amu-Darja bis zur Valchanbucht zu führen sein. Im weiteren Verlauf am Nordrande dieser Bucht hätte sie zuerst den quergestellten Bergrücken Iring-Burul zu durchschneiden, dann die Anhöhen des Kurany-Kary, hierauf den Kuba-Dagh, um endlich in Kasanowobel am Meere zu endigen. Diese Gebirge bestehen aus harten, lahlen, vielzackigen und viel durchlöchernten Felsen, welche durch Einschnitte und Tunnel durchbrochen werden müßten, was bedeutende Felsprüngungen voraussetzt. Dies aber würde den Bau verzögern und verteuern. Er würde mehrere Jahre bis zur Vollendung in Anspruch nehmen und per Werk auf 60 000 Rubel zu stehen kommen, während diese Eisenbahn im Durchschnitt nur 30 000 Rubel per Werk kostet. Man wäre es denkbar, an einem früheren Punkte der Valchanbucht mit Umgehung der Felsgebirge den Landungsplatz und den Eisenbahnstopp anzulegen. Die ganze Valchanbucht ist aber nur 4 Fuß tief, wodurch auch diese Möglichkeit beseitigt wird.

Das dritte und beinahe schon angeführte Projekt ist das Produkt der für Realisirung der beiden anderen gemachten Untersuchungen und Messungen. Es besteht in Folgendem: Fortsetzung der Bahn von ihrem jetzigen Endpunkte am Nordufer der Michaelbucht über die Halbinsel Tardha bis auf die Insel Uzun-ada, im Ganzen nur 24 Werst. Vom Ufer zur Insel hat der Bahntörper eine Länge resp. Sandbant mit nur 1 Fuß Wasser zu überschreiten. Er wird auf der südwestlichsten Spitze der Insel enden, woselbst eine hölzerne Anfahrt zum Anlegen der Schiffe erbaut wird und wo das Wasser eine Tiefe von 12 Fuß zeigt. Die ganze Wasserstraße vom Meere bis an diese Stelle hat 12, 11, 10 Fuß Tiefe mit alleiniger Ausnahme einer Durchfahrt zwischen Uzun-ada und einer kleinen südlich gelegenen Insel, wo auf einer ganz kurzen Strecke nur 8 Fuß Wassertiefe sind. Das Ausbaggern dieser Stelle erfordert die Entfernung von 1500 Kubitsaden Erde. Von nun an wird die Fahrt von Uzun-ada bis Uzun-Ada ohne Unterbrechung vor sich gehen, nur 18 bis 20 Stunden währen, und sich folgendermaßen gestalten. Nachdem das Schiff durch die folgenden aus dem offenen Meere in die Bucht gelangt ist, wird es nicht mehr nach Norden abbiegen, sondern direkt nach Osten halten, bei der Insel Kan in das Fahrwasser Kasanowobel-Michailowel gelangen, daselbe aber nicht ganz bis zur Insel Ertseli verfolgen, sondern es gleich nach der Insel Kusch-Kuzul und der unbenannten Sandbant verlassen, um nach Nordost

gegen Uzun-ada abzulenken und daselbst zu endigen. An der Landungsstelle ist eine junge Stadt im Entstehen. Bahnhof, Baarenschuppen, Hotels werden daselbst erbaut und die Arbeiten sind so weit gediehen, daß Ende April diese neue Linie eröffnet werden kann. Auch dann wird Michailowel seine Existenz und Existenzberechtigung nicht verlieren. Es soll als Depot und Werksstätte beibehalten werden, wie auch die Dampfmaschine in Aktivität bleiben wird, welche daselbst Trinkwasser aus Seewasser bereitet. Michailowel verliert nur und durch die Eisenbahn an einem absolut unbrauchbaren und unbewohnten Orte, an welchem vorher außer dem Wasserhahn und dem Hahndicht kein lebendes Wesen zu sehen war. Allerdings war Wella-Kary und von dort aus Michailowel seit 1871 von Militär besetzt. Aber Anfuhr, Bahnhof, Werksstätten, die Wohnungen für das Eisenbahnbatalion entstanden erst 1880. Damals hatten wir in Michailowel ein Hospital von 200 Betten, welche in Baracken und Eisenbahnwagen untergebracht waren. Dieses Hospital hatte besonders als Stoppunkt für die Krankenreueation und beim Rückmarsch der Truppen Bedeutung¹⁾.

Daß man überhaupt diesen Punkt, wo Alles erst zu schaffen war, zum Eisenbahnstoppe wählte und nicht Tschitschjar, das Hauptquartier der Expedition im Jahre 1879, wo schon Häuser, Proviantmagazine, ein großes Barackenhospital und sogar eine durch Schienen mit den Hauptgebäuden verbundene Landungsbrücke vorhanden waren und wo die beseitigte, mit Wasser wohl versehene Artellinie beginnt, welches durch die nahe persische Stadt Astrabad mit dem europäisch-asiatischen Telegraphennetze telegraphisch verbunden war, erklärt sich aus Folgendem. Der Altem liegt Tschitschjar 2 1/2 Breitengrade südlicher als Kasanowobel, ist also für Dampfer um eine ganze Tagereise von Baku, Petrowel und Astrachan weiter entfernt. Für Segelschiffe ist der Unterschied noch größer. Außerdem ist aber das Meerwasser so flach, daß von einem Hafen und einem Land in Tschitschjar gar keine Rede ist. Die Seeschiffe, z. B. die Koltdampfer der Gesellschaft „Kawkas i Merkur“ die Kriegsschiffe u. gehen eine deutsche Meile vom Orte in der See vor Anker. Dorthin kommen turkmenische Schifferboote, Barken und Dampfbooten von der Marine denselben entgegen und es erfolgt so zu sagen in offenem Meere die Umladung, was mit großem Zeitverlust und bei den Pferden der Artillerie und Kavallerie, wie des Schlachtviehes mit vielfachen Unzuträglichkeiten verbunden war. Bei schlechtem Wetter konnte oft mehrere Tage gar nicht ausgeladen werden, wie Friseur²⁾, ein Kolatensoffizier, von seiner Ankunft 1879 recht drastisch erzählt. „Dabei fielen auch zuweilen Pferde ins Wasser, von denen einzelne wieder aufgesucht wurden, andere schwimmend das Ufer erreichten.“

¹⁾ Vergl. hierzu meinen Aufsatz über das Sanitätswesen der Asiat-Tele-Expedition in der „Berliner Allg. Wochenchrift“, 1881.

²⁾ „Von Tiflis bis Dengiz-Tepe.“ Aus den Aufzeichnungen eines Thirtrichmets. Wejennyj Zbornik. 1884 und 1885.

Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. Eduard Petri (Bern).

II. (Schluß.)

Wenn wir nunmehr den Satz aufstellen können, daß die Völker niederer Kultur, so weit bekannt, im Principe für kulturfähig erachtet werden müssen, d. h. daß sie unter günstigen Umständen der Kultur theilhaftig werden können (unter den obwaltenden ungünstigen Umständen ist die Mehrzahl dieser Völker nicht nur in ihrer Kulturentwicklung, sondern auch in ihrer Geistes-gefährdet), so vermögen wir uns um so mehr in diesem Verstande zu befestigen, wenn wir tiefer in das geistige Leben dieser Völker eindringen¹⁾. Wir überzeugen uns und davon, daß die bei den Wilden hervorgehobene Einseitigkeit der Entwicklung der physischen Fähigkeiten keineswegs in dem Maße überwiegend erscheint, um in dem Gemüthe des Wilden nicht diejenige feineren und reineren geistigen Regungen ankommen zu lassen, welche gemeinlich als Specialgabt der Kulturvölker gelten.

Kein Volk der Erde ist den schönen Künsten fremd. Kein Gebiet der schönen Künste ist den Wilden fremd. Wir werden dieser Frage demnächst einen speziellen Aufsatz widmen und begnügen uns vor der Hand mit der kurzen Bemerkung, daß die Völker, die vornehmste unter den Künsten, ihre begeisterten Jünger unter allen Himmelsstrichen findet: unter den von der Natur in geistiger und in materieller Beziehung so reich bedachten Polynesiern und unter den barbaren Australiern, unter den gemeinlich für profanisch geltenden Negern der Tropen und unter den Jägern und Renthiernomaden des hohen Nordens (Syrjanen, Samojeden). Auch die Musik, die subtilste unter den Künsten, ist schon dieses ihres Charakters wegen unter den vornehmlich im Subjektivismus befangenen Völkern niederer Kultur allgemein verbreitet. Wir erinnern an die von zahlreichen Forschern hervorgehobene musikalische Begabung der Neger, der Saan, der Australier, der Eskimos u. s. w. Die Malerei erscheint als Tathnuth und als Bemalung des menschlichen Körpers; sie erreicht als solche eine großartige Vollkommenheit z. B. bei den Polynesiern. In der Malerei zeigt sich im Allgemeinen eine bereits mehrfach hervor-gehobene Verteilung in der künstlerischen Reizung und Begabung²⁾, indem einzelne Völker eine Meisterkraft in der Darstellung von lebenden und sich bewegenden Figuren besitzen (Steinzeit in Europa, Eskimos, Tschutschen, Bush-

männer), andere wieder in der Zeichnung von Ornamenten und geometrischen Figuren (Bronzezeit, Polynesier). In Bezug auf den architektonischen Sinn der Wilden verweisen wir den kunstunigen Leser auf die Illustrationen der Reise-literatur. Die Plastik als diejenige Kunst, welche die höchsten Anforderungen an den idealen Gehalt des Kunstwerkes setzt, ergeht sich bei den Völkern niederer Kultur im Einklange mit ihren phantastischen religiösen Anschauungen in grotesken Formen, erreicht aber mitunter in den Schwagerien (Polynesier) eine gewisse Vollkommenheit. Zu erwähnen ist noch die bei uns Kulturvölkern bereits in Verfall gerathene Tanzkunst. Im Leben des Wilden kulminiren sämtliche Künste in dem Tanze und finden sämtliche Regungen seines Geistes in dem Tanze ihren Ausdruck: zum Tanze erscheint der Wilde geschmückt mit all der Malerei und dem plastischen Schmucke, die sein Kunstsinne aufbieten kann; zum Tanze erklingt Musik und Gesang; in den Liedern und in dem Tanze, als symbolischer Handlung, ergeht sich die schöpferische Phantasie des primitiven Menschen und spiegelt sich sein geistiges und materielles Leben ab.

Schon aus dieser Uebersicht ist zu ersehen, daß die geistige Befähigung und somit auch die Empfanglichkeit des Wilden für eine höhere Kultur in der Regel unterschätzt werden. Indessen lesen wir in einer modernen Kultur-tumbe: „Es ist gewiß nicht die Intelligenz, welche Mensch und Thier unterscheidet, denn intelligent sind auch die Thiere, die Hunde, Pferde, Elephanten, Fische u. s. w., und der Unterschied der menschlichen und der thierischen Intelligenz ist zwar ein verhältnißmäßig sehr großer, aber kein wesentlicher. Das einzige, was uns über die Thiere stellt, sind unsere sittlichen Regungen, und diese fehlen, bei einer merkwürdigen Entwicklung der Intelligenz, den Papua und manchen anderen sogenannten Naturvölkern fast gänzlich.“

Hier also liegt der Schwerpunkt! Hier der greifbare Unterschied zwischen den echten Kulturträgern und den „wildern Bestien“! Eine Frage, welche durch die Moralität gezogen wird, hat, wenigstens ist schon bei geringer Ueberlegung schmerzhaft und darum unwillkürlich erscheinend muß, doch viel Bedenkendes an sich. Prüfen wir indessen die Schriften v. Hellwald's, so finden wir, daß er neben den unmoralischen Eigenschaften der Australier und Papuas, auf welche sich seine Folgerungen beziehen, auch mancherlei sehr empfehlenswerthe und mit seinem harten Urtheile absolut unveränderbare Eigenschaften derselben zu nennen weiß (S. 16, 17, 78, 79). Jeber Sadgenosse wird sich darüber klar sein, daß unsere geographische Literatur neben den von Hellwald citirten zahlreiche andere ungünstigere und auch ungleich abschprechendere Urtheile spräche über diese Völker, sowie über jedes beliebige andere Volk bietet. Er wird sich aber auch sagen müssen, daß das Verzeihen von subjectiven, einander widersprechenden Ansätzen lediglich nur dazu dienen kann, um für die geringe Vorbereitung der Beobachter und den Mangel an einem

¹⁾ Wir heben hier von einer Analyse der Angaben der verglichenen Anthropometrie (besonders Schädelmessungen und Gehirnmaßungen), hauptsächlich aus Rücksicht auf die Verhältnisse des Materials, ab. Abgesehen davon, daß das anthropometrische Material für nichteuropäische Völker sehr gering ist, hätten wir bei näherer Erörterung dieser Frage noch mit dem Umstande abrechnen müssen, daß das Problem der genaueren Beziehungen zwischen der äußeren, so zu sagen baulichen Erscheinung des Gehirns, des Volumens und Gewichtes desselben, und der Intelligenz noch lange nicht gelöst ist. Das anthropometrische Material könnte nach dem heutigen Stande unseres Wissens keineswegs den endgültigen Ausschlag in der einen oder anderen Richtung geben.

²⁾ Vans Hildebrand: „Beiträge zur Kenntniß der Kunst der niederen Naturvölker.“ (Studien und Forschungen, herausgegeben von Nordenskiöld. Leipzig, Brockhaus, 1886, S. 280 bis 346.)

¹⁾ Hellwald: M. a. C. S. 73.

festen Kriterium für die Beurtheilung der moralischen Eigenschaften eines Volkes zu gehen.

Jedenfalls aber hat der Forscher bei einer derartigen Beurtheilung sich aller persönlichen Sympathien und Antipathien zu enthalten, er hat den wahren Standpunkt des Anthropologen einzunehmen, er hat den Menschen in seinem Wesen und in der Entwicklung seines Wesens zu studiren; er muß sich hien bei bewußt sein, daß die Moral kein fester Begriff ist, sondern in ihrer gegebenen Ausbildung eine Summe von aus fernemhin wandlungsfähigen Anschauungen, die sich aus den vorhandenen gesellschaftlichen und kulturellen Zuständen ergeben haben und nur insoweit konstant sind, als der Mensch trotz seiner verschiedenen geographischen Provinzen allerorts seinen Bedürfnissen nach gleichgeartet und auch geistig verwandt ist.

Die übliche Vorstellung von dem Wilden ist die, daß der Wilde sich durch unangenehme Eigenschaften, durch Rohheit, Eigennutz, Genußsucht, Willkür, Gewalthätigkeit u. s. w. auszeichnet, kurzum, daß er eben ein Wilder ist. Es bedarf jedoch wahrhaftig keiner mühseligen Studien, um sich von der Oberflächlichkeit dieser Anschauung zu überzeugen. Unter den Wilden herrscht keineswegs das Faustrecht als entscheidendes Rechtsprinzip, Sittenlosigkeit und Maßlosigkeit als Lebensnorm. Das Wesen der primitiven menschlichen Verbindung (Stammesherde) charakterisirt sich vielmehr durch einen aus der Cooperation der Individuen beim Lebenserwerb sich naturgemäß ergebenden, dabei aber durchweg intuitiven Rechtsinn. Ueberaus typisch tritt dieser intuitive Rechtsinn in der Erscheinung des Gemeingutes auf, welches auf Gegenstände der verschwiebsten Art sich erstreckend und in verschiedensten Abstufungen sich äuernd (nimmt nur in Sparten oder in der Uebersetzung) bei allen Völkern des Erdballes zu finden ist. Bei den Estimos gebührt ein gelingener Walfisch der ganzen Gemeinde an; ebenso ein Secund und zur Weiterkeit. Mit guten Stücken aus der Jagdbeute werden nicht nur die Theilnehmer an der Jagd oder diejenigen, von denen man eine ähnliche Spende erwarten könnte, sondern vor Allem die Kränklichen und die Wittwen versehen. Niemand, auch nicht der Ärmste, bittet um eine Gabe, denn wenn nur etwas vorhanden ist, so erhält er seinen Antheil¹⁾. Sehr interessant ist es, was Dr. J. Duboc über seine verglichenen Versuche berichtet, den Australiern den Gemeindefinn auszutreiben. „Ich beschenke“, schreibt er²⁾, „den Fleißigen mit einer Hufe in der Hoffnung, seinen Eigennutz anzureizen und ihn in eine Opposition zu den weniger Glücklich zu stellen. Aber bis zum nächsten Tage hat dieselbe Hufe schon die Krambeile über verschiedene unbefugte Beine angereizt, und prangt vielleicht gerade an den Glieðmaßen desjenigen, den ich zurückgeben wollte. Ich gebe Einem eine Portion Mehl — ein sehr begehrter Artikel — und hoffe den Reiz der Aukeren aufzulockern. Aber derselbe Abend sieht noch ein launiges Feuer entfliehen, gestörte Studien werden bereitet und ohne Unterchied von mein und dein wird von der ganzen Gesellschaft getafelt, bis jede Krambe verspeist ist. Alle europäische Verachtung scheitert an dieser Stammesgemeinschaft und kein Verbot hilft dagegen. Man stößt eben auf ein Naturprinzip.“ Bis in das feinste Detail durchgeführt, erscheint dieses intuitive Rechtsgefühl in der Selbstgemeindefirtschaft, wie wir das z. B. für den primi-

tiven russischen „Mir“ entwickelt haben³⁾. Die Vertheilung des Gemeinbeldes findet in Anwesenheit der gesammten Gemeinde statt, Weiber und Kinder inbegrißen, und wird mit genauer Berücksichtigung der Arbeitskraft der Familien, sowie der Qualität, nicht aber der Quantität der Antheile vorgenommen. Wenn aber das einzelne Individuum seiner Arbeitskraft gemäß ein Antheil an der Gemeindegute erhält, so hat es auch diesem Antheile gemäß an den Gemeindegütern ein entsprechendes Antheil zu tragen. Der im Laufe der Zeit sich durch ein Vorrücken im Alter der Familienmitglieder, durch Familienzuwachs, durch Todesfälle oder durch den Verlust im Besande des Arbeitsviehes sich ergebenden positiven oder negativen Veränderung in der Arbeitskraft der Familien wird insofern Rechnung getragen, als in gewissen Perioden Umtheilungen der Landparzellen vorgenommen werden; es wird dabei stets dafür gesorgt, daß das einzelne Individuum nicht jene früheren Portelle zugetheilt erhalte, da ja denselben ohne Vorrücken der Gemeinde irgend eine Vervorgung oder Vernachtheiligung bei der vorhergegangenen Vertheilung zugefallen sein konnte.

Wir können an dieser Stelle nicht näher auf die ungemein zahlreichen Belege eingehen, welche die Erscheinung des Gemeingutes für das Bestehen eines primitiven Rechtsinnes bietet. Es sei uns aber noch vergönnt, gegenüber den zahlreichen Auslassungen der Europäer über die Unrechtschaffenheit und Verlogenheit der Wilden erstens an den demoralisirenden Einfluß der Europäer selber und zweitens an die so mannigfachen Beispiele der Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe der Wilden zu mahnen. Wir erinnern etwa an das, was Landsbell⁴⁾ über die Ojibwa und Samojeden vorträgt. Selbstverständlich hat der Forscher, der sein Urtheil über die Rechtschaffenheit eines Volkes abgibt, vor Allem die Begriffe des Verhältnisses zum Privatguthume zu berücksichtigen. Die Kirgisen, über deren Rechtsbegriffe wir an einem anderen Orte genauer berichtet haben⁵⁾, sprechen vor Gericht nur in geringeren Sachen, da ihnen ihrer Behauptung nach bei wichtigeren Fragen gewisse Einzelheiten des betreffenden Vorganges und jedenfalls die inneren Motive der handelnden Persönlichkeiten unbekannt geblieben sein könnten. Den von Seiten des Angeklagten und nicht des Klägers gewünschten „Geschworenen Vertreter“ liegt es ob, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen und statt der interessirten Parteien den Eid abzulegen. Darüber, daß die Kirgisen gegenwärtig einer traurigen Korruption verfallen, brauchen wir uns nicht näher anzulassen. Die relative Rechtschaffenheit, mit welcher die Kirgisen, wie auch sonstige Völker niedriger Kultur, der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe verfallig werden, erklärt sich daraus, daß die Moralität derselben nicht eine bewusste, sondern, wie erwähnt, eine intuitive, durch die gegebene gesellschaftliche Form und die allgemeinen sozialen Verhältnisse bedingte ist; bei Zerschütterung und Auflösung der bedingenden Momente verliert das allhergebrachte Gewohnheitsrecht jede Stütze, der primitive Mensch verfällt der menschlichen Natur gemäß nur gar zu leicht in eine extreme Rechtslosigkeit, die jedoch bei näherer Prüfung durchweg den Stempel moralischer Fallslosigkeit und nicht denjenigen der Immoralität trägt.

Wir haben noch einige Fragen zu berühren, welche schwer genug ins Gewicht fallen würden, wenn wir sie

¹⁾ Rittschaf: „Als Estimo unter den Estimos“, Wien, 1881, S. 233. Rittschaf: „Tales and Traditions of the Eskimo“, 1875. Hall: „Life with the Esquimaux“, 1864.

²⁾ Duboc: „Die australischen Eingeborenen in New-Guinea“, „Ausland“, 1862, S. 594.

³⁾ Petri: „Die Gemeindefirtschaft und der Bauer in Rußland.“ Mittheilungen der Ch. Savir, Geogr. Gesellschaft, 1884, Heft 1, S. 12 bis 25.

⁴⁾ Landsbell: „Durch Sibirien.“ Jena. Geograph. Anstalt, 1882, Bd. 1, S. 91.

⁵⁾ Petri: „Rechtsbegriffe der Kirgisen.“ „Ausland“, 1886, Nr. 4.

unermüdet lassen wollten. Findet man doch in der „unmenschlichen“ Grausamkeit und in dem „entwürgenden“ Kannibalismus der Wilden eine Bestätigung dafür, daß dieselben auf einer thierischen und nicht auf einer menschlichen Stufe stehen. Indessen dürfen wir weder die Grausamkeit, noch den Kannibalismus vom Standpunkte des aufgeklärten Europäers beurtheilen. Schon Lubbock hat in der Grausamkeit des künftigen Menschen in treffender Weise das Unbedachte und Jügellose eines kindischen Geistes erkannt¹⁾: „Die weißen Völkchen, die uns bedrückt werden“, sagt er, „dürfen wir nicht für absichtliche Grausamkeiten, sondern vielmehr für die Messungen eines kindischen Gedankensorglosigkeit und Erregung halten.“ Allerdings huldigt Lubbock den typischen Anschauungen eines Europäers, indem er²⁾ weiterhin bemerkt: „Es giebt allerdings kaum ein grauliches Verbrechen, kaum ein Laster, das in Europa nicht seines Gleichen fände. Aber das, was bei uns als Ausnahme gilt, ist bei ihnen eine Regel; das, was bei uns durch den allgemeinen Urtheilspruch der Gesellschaft verdammt wird und sich nur auf ungebildete und schlechte Persönlichkeiten beschränkt, findet bei den Wilden kaum irgend welche Prädikation und wird beinahe als selbstverständlich betrachtet. Die Missionare behaupten z. B., daß in Tahiti nicht weniger als zwei Tittel der Kinder durch ihre Eltern umgebracht worden seien.“ Aber gerade der letzterwähnte Beweis ist es, welcher uns darüber aufklärt, daß es sich bei Lubbock in diesem Falle nicht um eine streng wissenschaftliche, sondern um eine konventionelle Auffassung der Unmoralität der Tahitier handelt. Unsere Anschauungen von der Bedeutung eines Kindermordes sind himmelweit verschieden von denjenigen der Tahitier und anderer dem Kindermord feindlichen Völker³⁾. Es glauben dieselben an ein glänzendes und fröhliches kaiserliches Fortbestehen in einem Jenseits; sie gehen ihrer kindischen Genußsucht und Arbeitslust gern nach in der Ueberzeugung, daß sie durch den Mord des Kindes demselben eine angenehme Zukunft gesichert haben, als eine solche ihm auf Erden bevorstehen konnte. „Kinderseelen gelten für besonders heilig“, sie sind den Göttern besonders lieb.“ Mitunter wird der Kindermord veranlaßt durch abergläubige Furcht vor Mißgefallen, vor schweren Geburten u. s. Jedemfalls steht diesen Kindermördern das Bewußtsein der Immoralität ihrer Handlung, was schon daraus zu ersehen ist, daß die Kindersiehe bei ihnen im hohen Grade ausgebildet erscheint. Zu bemerken ist schließlich noch, daß der Kindermord keineswegs die enorme Verbreitung besitz, die ihm traditionell zugeschrieben wird. Ein klassisches Beispiel hierfür bietet die von gelehrten und ungelahrten Schriftstellern noch immer eifrigst behauptete Fabel von der Verbreitung des Kindermordes in China⁴⁾.

Genauso konventionell und unwissenschaftlich wie die andächtige Verurtheilung des Kindermordes nach dem Maßstabe unserer europäischen Moral, ist auch die Verurtheilung der Anthropophagie. Lassen sich doch selbst vorurtheiliche Forscher, wie Peschel, zu Aeußerungen hinreizen, wie

„Reinreinigung durch Menschenfresserei“, „Entehrung des Menschengebietes“ . . . Wenigstens um bei zahlreichen Stämmen zweifellos eine Menschenfresserei und Küssenheit⁵⁾ neben der Menschenfresserei aus Noth, der ja unter Umständen auch der Europäer fröhnen muß, besteht, so wissen wir doch andererseits, daß der Kannibalismus in seiner ursprünglichen Form verknüpft erscheint mit der Idee von einem Uebergange der Eigenschaften des Verpeißten (bezieht sich auch auf Thiere) auf den Speisenden⁶⁾, mit der Idee von einem ehrenden Begräbnisse der Aemwandten⁷⁾ und anderen abergläubischen Vorstellungen. Jedemals hat der Forscher stets darauf zu achten, inwiefern Kannibalismus oder Menschenopfer in Verbindung mit religiöser Anschauung oder etwelcher Tradition des betreffenden Volkes zu bringen sind.

Allen diesen Erscheinungen gegenüber, welche vielfach ausgebeutet worden sind, um die Wilden als unerbessliche grauliche Thiere darzustellen, möchten wir schließlich noch auf die Thaten der Europäer hinweisen: wir erinnern an die alten Römer, an den Charakter des vierhundertjährigen Mittelalters, an die Gräuelt der Kolonialgeschichte, die Sklavenwirtschaft, die Vernichtung und Ausbeutung der Völker niederer Kultur, an die haarsträubenden Todesstrafen, wie sie noch im vorigen Jahrhundert ausgeübt wurden (Pattul), an die mörderischen Kriege des gegenwärtigen Jahrhunderts u. s. w. u. s. w., wozu bei uns Europäern noch das erschwerende Moment hinzukommt, daß wir uns des Verbrechens unserer Handlung bewußt sind, was bei dem nicht reflektirenden und durch den Usus zur Grausamkeit angeleiteten Wilden nur ausnahmsweise oder bei Verblüthung mit Europäern der Fall sein kann. Erinnern wir uns schließlich daran, daß wir Europäer auch eine Zeit hatten, wo wir für Barbaren galten. Erinnern wir uns der bewunderten Worte, die William Pitt den Verfeindern der Sklavenwirtschaft in einer Parlamentssitzung ausbrachte: „Why might not some Roman senator, reasoning upon the principles of some honourable members of this house, and pointing to British barbarians, have predicted with equal boldness, 'There is a people, that will never rise to civilization — There is a people destined never to be free — a people without the understanding necessary for the attainment of useful arts, depressed by the hand of nature below the level of the human species, and created to form a supply of slaves for the rest of the world.' Might not this have been said, according to the principles which we now hear stated, in all respects as fairly and truly of Britain herself, at that period of her history, as it can now be said by us, of the inhabitants of Africa?“. „Weniger Werth noch als auf die Grausamkeit der Wilden legen wir auf die von gewissen Forschern hervor gehobene Religions- und Sittenlosigkeit derselben. Im ersten Falle handelt es sich stets darum, daß man sich nicht klar darüber ist, was unter religiösem Gefeühle zu verstehen sei; mitunter aber sind auch die von den Missionaren gestellten Fragen außerordentlich ungeheuerlich.“

1) Lubbock: „Die vorgeschichtliche Zeit“ u. Deutsch von Passow. 1874. S. 269.
2) Lubbock: A. a. C. S. 270.
3) Oerland-Waig: A. a. C. Bd. VI, S. 305, 638, 779. Oerland: „Ueber das Aussterben der Naturvölker.“ Leipzig 1864. S. 59 u. ff. Peschel: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.“ 2. Auflage. Berlin 1883. Bd. II, S. 243 u. ff.
4) Siehe die Widerlegung dieser Fabel bei W. H. Schott und W. Schott: „Ueber den Kindermord der Chinesen.“ German's Archiv f. Wiss. Kunde von Japan, Bd. XVII, 1859, S. 518.

5) Schwaßbaulen: A. a. C. Kapitel 23. „Ueber Menschenfresserei und Menschenopfer.“ S. 515 bis 531.

6) Schwaßbaulen: A. a. C. S. 518. Peschel: „Religions- und Sittenkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 23, 160.

7) Vekian: „Der Paganismus des dunklen Asienreichs.“ Berlin 1885. S. 16 und 19.

8) Memoirs of the R. Hon. William Pitt. London 1839. S. 474.

9) Hätte Pitt (bei Lubbock: „Entehrung der Civiltät“

Jedenfalls besitzen wir keine einzige wohlverbürgte Angabe über ein absolut religionsloses Volk¹⁾. Was die Sittenlosigkeit anbetrifft, so wollen wir in dieser, wie in jeder anderen Beziehung den Wilden keineswegs absolut rein walten und idealisieren. Wir fühlen uns jedoch veranlagt, auf den den Durchschnittsforscher charakterisierenden phänomenalen Mangel an Kenntnissen in Bezug auf die primitiven Formen der gesellschaftlichen Verhältnisse hinzuweisen, daneben aber auch auf das konventionelle Urtheil des Europäers, das sich namentlich durch die Dreckheit, die Ungeheimlichkeit der gesellschaftlichen Beziehungen bei den Wilden beinhalten läßt²⁾. Daß diese beiden Momente nur allzuhäufig das Urtheil des Europäers getrübt haben, ist eine allbekannte Thatsache. Einen Sitten Spiegel den Europäern vorzulegen, brauchen wir wohl kaum: die raffinierten Schiden unserer Kultur sind mehr als genügend bekannt.

Wir haben uns auf den vorhergehenden Seiten über die geistigen und moralischen Eigenschaften der sogenannten Wilden ausgesprochen und glauben auf Grund derselben von ihrer Kulturbefähigung reden zu dürfen. Unsere Ausführungen erleiden indessen einen juchbaren Stoß dadurch, daß die Völker niederer Kultur bei einer Verührung mit den Kulturvölkern in der Regel zu Grunde gehen. Wir sind in einem früheren Aufsatze³⁾ den Ursachen dieser traurigen und unter dem Namen „Aussterben der Naturvölker“ bekannten Erscheinung nachgegangen. Wir haben von einer direkten Ausrottung der Völker niederer Kultur (im Kampfe mit den Europäern, durch gegenseitige Vernichtung, durch importierte Krankheiten, Auswanderungen u.), sowie von einer indirekten Ausrottung gesprochen (durch mangelhafte Konkurrenzfähigkeit den Europäern gegenüber, durch Ausbeutung, die durch die kindliche Sorglosigkeit der Wilden erleichtert wird, durch Demoralisation vermittelst Schnaps), wobei die letztere Form genau genommen die gefährlichere ist, weil sie die bei der direkten Ausrottung nicht ausgeschlossene Vermischung der Bevölkerung und ein Aufkommen derselben verunmöglicht⁴⁾.

lation“, deutsch v. Passow. Jena 1875. S. 175) hat die Reflexion zu tragen, „wen sie um Gilt ansetzen, wenn sie in Noth sind und ihre Schiffe von der Gewalt eines heftigen Sturmes erfasst werden.“ Die Frage gestellt, „wen sie zu beschwichtigen suchen, daß er den Sturm einstelle“, so hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach eine betriedigende Antwort erhalten. Charakteristisch ist es ferner, daß die Missionare auf Religionslosigkeit schließen, wenn die Eingeborenen nichts über einen allmächtigen Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt, den Segen ihrer Handlungen und den zukünftigen Richter ihrer Thaten“ auslagern können (Yang: „Über die Australier bei Lubbod“ a. a. O. S. 175).

¹⁾ F. Schlegel-Richolt: „Völkerkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 260. Treffend sagt Bastien: „Religion oder doch die elementare Anlage dafür fehlt jedes Individuum.“ — Der Papus des buntsten Inselreichs.“ Berlin 1865. S. XI.

²⁾ Wailly: „Anthropologie der Naturvölker.“ Bd. I. Leipzig 1859. S. 381. „Was bei fremden Völkern von unsren eignen Sitten in höherm Grade abweicht, erscheint uns für sich allein schon leicht undernatürlich und verkehrter als es wirklich ist, und besonders, wo Scham, Gemeinheit und Ekel uns abstoßen bis zum Uebel, sind wir nur wenig geneigt, das Einzelne, das uns entgegenfällt, einer so genauen Betrachtung zu unterwerfen als nöthig ist, um es aus dem Gesetze und innern Lebenszusammenhange des Volkes zu verstehen, dem es angehört: eine solche Beurtheilung desselben liegt uns alsdann näher, und die Kulturunfähigkeit eines Volkes ist leicht ausgedrückt.“

³⁾ Petri: „Ursachen des Aussterbens u.“ A. a. O.

⁴⁾ Einen schlagenden Beweis für das Nichtvorhandensein eines „Naturgesetzes“, nach welchem die sogenannten Naturvölker bei einer Verührung mit den Kulturvölkern zu Grunde gehen, hat Gerland in seiner von uns bereits erwähnten Studie über die Indianer in Oloboas, (Oloboas, Bd. 35 und 36). Weitere Ausführungen über die Indianerfrage finden sich im

Wir sind indessen zu der Anschauung gekommen, daß mit dem Fortschritte der Kultur dem direkten Vernichtungskampfe gegen die Eingeborenen früher oder später selbstverständlich ein Ende gemacht werden wird. Den Schicksalen in der ursprünglichen Lebensart der Völker niederer Kultur ist nur eine untergeordnete Bedeutung zuzuschreiben; dergestaltige Umstände können wohl einzelne Stämme aufreiben, ganzen Völkern aber wenig anhaben. Wesentlich und für die Dauer gefährlicher erscheint dagegen die physische Seite der Frage: die Niederdrückung, entehrende und entwerthende Stellung des Eingeborenen dem Kulturträger gegenüber und die Veränderung seines Charakters unter der Einwirkung der Kultur, die ihm die Civilisation beizubringen pflegt. Die größte Schwierigkeit aber sehen wir in dem sozialen Problem, in dem unheilvollen Resultate des unvermittelten Zusammenstoßes völlig heterogener Kulturen.

Ein solcher Zusammenstoß, das Auftreten neuer sozialer Mächte und Begriffe, ist eine äußerst schwierige und gefährliche Sache selbst für die widerstandsfähigsten Kulturvölker. Ein Einbruch in die Geschichte der europäischen Industrie, namentlich aber in die Geschichte des Kampfes der Industrie mit dem Handwerke, des Großkapitals mit dem Kleinkapitale u. s. w. läßt uns das Ungeheure der Umlagerungen erkennen, welche durch neue Erfindungen etwa, durch veränderte Betriebsweisen hervorgerufen werden, und das Unaushaltbare, das Naturgemäße in dem Niedergange und Untergange der den Forderungen der Zeit und des Kampfes minder entsprechenden Elemente.

„Zahllose, ungelante und ungenannte Opfer erfordert unter den Kulturvölkern die unablässig vor sich gehende Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, das „Schicksal“ der Völker. Widerstandlos unterliegen dieser Macht die Völker niederer Kultur.“

Am Schicksal der Kulturvölker erscheinen die Arbeiterklassen im Vergleiche mit den besten stürzten Klassen in Bezug auf Lebensdauer, auf Theilnahme an Kultur und Lebensgenüssen und in der Aussicht auf Befestigung in ihren menschlichen Rechten schwer benachtheiligt; in einem noch höheren und für die Existenzbedingungen noch entscheidenderen Maße gilt dieses für die Völker niederer Kultur.

Wir trösten uns damit, daß die Gegenwart mit aller Macht an neuen ökonomischen Formen arbeitet, welche den Ausgleich der sozialen Benachtheiligung zu bewirken haben werden.

Diese Formen werden es uns mit der Zeit ermöglichen, in unserm Verhältnisse zu den Völkern niederer Kultur rechtlicher und humaner Bahnen einzuschlagen und das, was jetzt theoretisch gefordert wird, die Kulturerhebung der Wilden, auch praktisch durchzuführen.

Die Völker niederer Kultur sind somit als gleichberechtigzte Mitmenschen der Kulturvölker zu betrachten, sie sind lediglich durch eine schwere Kette von geographischen und

„Ausland“, 1885 (S. 321). Auch wir haben diese Frage einer Untersuchung unterworfen („Westelochono obenreije“, 1884, Nr. 4, russisch) und sind, wenigstens mit mündel an der Zeitlichkeit der „Annual Reports“ aufpassen hatten, zu übereinstimmenden Schlußsätzen mit Gerland gekommen. Von Interesse sind die Ausführungen von Sir Bartle Frere darüber, daß die Zahl der Hottentotten sich gegenwärtig nicht vermindert. Sir Bartle Frere hebt den günstigen Einfluß der Briten auch auf die Namaqua und Tamara hervor („On the laws affecting the Relations between civilized and Savage Life etc.“, Journal of the Anthropological Institute, Vol. XI, 1883, p. 313 bis 352).

⁵⁾ Petri: „Ursachen des Aussterbens u.“ A. a. O. S. 265.

historischen Kombinationen auf einer niederen Stufe der Kultur zurückgehalten worden. Die Völker niedere Kultur sind weder besser noch schlechter als die Kulturmenschen. Sie stehen auf verschiedenen Stufen der menschlichen Entwicklung. Die Tugenden und nicht minder die Vaster derselben sind vorwiegend instinktiver Natur; sie lassen sich je nach dem äußeren Einflusse abstreifen oder auch entfalten.

Dem Wilden sind die guten und die bösen Eigenschaften des Kulturmenschen in einem latenten oder embryonalen Zustande eigen. Unter günstigen Umständen und mit gewissen Anstrengungen kann der Wilde für die Kultur gewonnen werden; weit leichter aber läßt er sich der Schwäche der menschlichen Natur gemäß bei schlechter Behandlung zu Grunde richten.

www.libtool.com.cn

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem um die siebenbürgische Literatur vielfach verdienten Verlage von Karl Grazer in Wien in ein kleines, sehr hübsch und reich illustriertes Heft von Dr. W. Zausser, „Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen“ betitelt, erscheinen, dessen Hauptzweck es ist, andere zum Besuche des landschaftlich, ethnographisch und historisch so merkwürdigen Landes zu veranlassen. Unter den Bildern sind einige, nach Photographien von W. von Dechy geschnitten, von besonderem Interesse. — Wir heben hier einige Punkte heraus, welche die dortigen Nationalitätsverhältnisse betreffen. „Die Rumänen Siebenbürgens“ — heißt es S. 23 — stellen sich uns heute nicht mehr als eine große gleichgültige Masse dar, die sich mit Leichtigkeit niederhalten, und der sich etwa die besseren Bestandtheile einfach entnehmen ließen, um das magyarische Volksthum zu verstärken. Einer der hervorragendsten Rumänen Siebenbürgens sagte mir mit Stolz, daß man unter seinem Volke Abtrünnlinge so gut als gar nicht, jedenfalls weniger als unter den Deutschen kenne, und daß es ein Verdienst für die Magyaren sei, nicht daran glauben zu haben, daß unter den Rumänen seit einigen Jahrzehnten eine gebildete Klasse herangewachsen ist, die, weil ihr das Emporkommen unter den Magyaren erschwert wird, zu den Stammebrüdern nach Rumänien hinüber wandert. Die Zahl der siebenbürgisch-rumänischen Gemeindeglieder in Bukarest ist heute schon größer als diejenige in ganz Siebenbürgen. Siebenbürger Rumänen beherbergen theilweise die Plätze von Galatz, Braila, Ploesti, Krajova und Giurgewo. In Rumänien findet man heute ferner Alle, die während der letzten außerhalb Jahrzehnte an irgend einer deutschen Hochschule oder daheim sich ein Diplom erworben haben, Professoren, Ingenieure, Architekten, Ärzte, Advokaten und Richter. Auf nicht weniger als etwa 15000 Köpfe dürfte sich die in Rumänien befindliche „intelligente Emigration“ siebenbürgischer Rumänen, auf nicht weniger als 25000 Köpfe die Zahl derjenigen überhaupt belaufen, welche Jahr für Jahr aus Siebenbürgen zu den Stammesverwandten im Reichthum auswandern. Wir müssen aber in der Thatlage, daß der Kultur-Schwerpunkt von den siebenbürgischen Rumänen mehr und mehr nach Rumänien hinübertritt, eine ungleich ernstere Gefahr erkennen als in den Brandstiften einiger Cacerköpfe. — Die Magyaren freilich haben in ihrer Unterdrückung und Bekämpfung des rumänischen wie deutschen Wesens unheimlich fort, und namentlich hat Hermannstadt darüber zu klagen, dem man das Schwurgericht genommen hat, und das für den Verlust der Landesirrenanstalt, des Landesmilitärkommandos u. s. w. büßt. „In die habsburgische Gesellschaft Hermannstads ist eine große Zerfallenheit eingedrungen; die hierher gelegenen magyarischen Beamten bilden eine Gruppe abseits; die rumänische Gesellschaft ist durch die fortwährende Auswanderung ins Schwanken gerathen; die militärische Gesellschaft darf mit der deutschen nicht zu vertraulich verkehren und diese sieht sich zeitlicher Ueberwachung und Angeberei durch überreizte Anhänger des magyarischen

Kulturvereins ausgelegt. Ein Trost in solcher Lage ist für die Sachkenner die Fortschritte der Forschungen ihres landsmännischen Volkswirtthes, Meißel, festgestellte Thatlage, daß die sächsische Bevölkerung sich in viel größerem Maße als im übrigen Ungarn oder z. B. in Steiermark zunimmt. Auch im Auslande wird man die Thatlage beachten, daß von den 227 Gemeinden der Sachsen, die im Jahre Reichstags als Volkszählung verschluckt wurden, in 118 Jahren nur 22 zuzunehmende sind, eine still stehen geblieben ist, alle anderen aber, und zwar 55 um mehr als 100 Proc. zugenommen haben. Von den abwärts gehenden Gemeinden waren etliche schon vor einem Jahrhundert von fremdem Volksthum überflutet und sie haben eben durch ihr bloßes Fortbestehen die außerordentliche Fähigkeit ihrer Lebenskraft bewahrt. Ein Lappan, den man in Pest wohl beherzigen sollte, ist ferner, daß die rumänische Bevölkerung in den sächsischen Gemeinden rückwärts geht und die deutsche an Boden gewinnt, während das Ungeheuer zwischen Rumänen und Magyaren stattfinden pflegt.“ (S. 46 ff.)

— Die russische Regierung hat eine gründliche wissenschaftliche Erforschung der Krim beschlossen. Im kommenden Sommer soll Rymenok die Seiten, Gebirge und die ökonomische Lage der dortigen Rumänienbauer studiren, Wesselowski nach Mineralprodukten suchen und mehrere Gärtner schicken, in wie weit das Klima für gewisse Pflanzen und Früchte geeignet.

Wien.

— Die Herren Capus und Bouvalet, welche schon 1880 bis 1882 Rußisch-Turkestan durchwanderten, sind in Begleitung des Malers Pepin Witte Witz in Tiflis eingetroffen, um im Auftrage der französischen Regierung Transkaspien, Turkestan und Persien zu bereisen.

— Gegen Ende Mai wird eine englische Gesandtschaft nach Tibet von Darbhilling aufbrechen und sich durch Sikkim nach Schigatse und von dort nach Lhasa begeben. An ihrer Spitze steht Mr. Macaulay; als Arzt und Naturforscher begleitet sie Dr. Cunningham, als Vertreter der Landesaufnahme wohlthätig Oberst Tanner.

— Lieutenant Cairns vom Ingenieurcorps hat den Trawadi oberhalb Rano bis Mungung (25½ nördl. Br.) angenommen und dabei nachgewiesen, daß die Nebenflüsse Simbo und Mungung für Dampfer nicht zu befahren sind.

— Im kommenden Sommer sendet die R. Russische Geographische Gesellschaft die Herren Ignatiew und Krassnow nach dem Tien-schan, um dessen höchste Erhebung, den Chan-Tengri, eingehend zu erforschen.

Asien.

— Die französische Kolonie Doka ist durch ein Dekret des Präsidenten der Republik vom 3. März 1880 zur Sträfingkolonie erhoben worden, und zwar in erster Linie für Sträflinge arabischer Rasse. Auch diese Maßregel

den. Daran schließt sich eine sachkundige Beschreibung des Reichthums und der Spinden und von S. 421 an eine detaillierte Darstellung der hervorragenden fränkischen Schmuckstücke, der Spangen und Fingerringe. Auf S. 452 bis 456 wird die Frage nach dem Charakter der merkwürdigen Vögel behandelt, welche aus Hierarchiden und Adeln am Mittelmeere abgebildet vorkommen. Vindischmidt erklärt sie für Fabelthiere oder mit Bezug auf die altgermanische Falkenjagd für Falken (vergl. Taf. XXI, Fig. 5 und 6, Taf. XXIII, Fig. 13, 16, 18). Jedoch mit dem Bobins stimmt nur der Schnabel, ~~Vögel, welche Fälschlich als~~ die Verbildung davon ab und nähern sich besonders auf der Oberrhein und Rheinhemmer Vögelstapel (leider sind beide, die sprechenden Exemplare, nicht abgebildet) dem Fälscher 1898. Am meisten wird man durch Schnabel, Kehder und Schwanz an den Pfefferkreiser, den Tukan, erinnert. Sollte es nur ein Phantasiegebilde, etwa eine Art von Phönix vorstellen? So die Ansicht von Prof. P. Fischer, Sekretär der Volkshaus zu Nürnberg. — Abgesehen von dieser noch offenen Streitfrage bietet das Werk aus Text und Abbildung (Fig. 256 bis 447 und 24 Tafeln, trefflich gezeichnet) jedem Archäologen das Material für die merovingische Kultur in reichem Ausmaß und die nötige Kritik dazu. Möge es dem Meister kunstgeschichtlicher Darstellung bald gelingen, den Rest der Alterthümer der Merovingischen Zeit den Forschern der gebildeten Welt als hoch willkommene Gabe zu bieten!

C. M.

— Richtofen's Führer für Forschungsreisende. In einem stattlichen Bande von 750 Seiten hat sich der Abtschmitt über Geologie in Reumayer's bekannter „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen“ erweitert, der nun als separater Werk dem Publikum vorliegt. Nur die erste Abtheilung hat den alten Charakter bewahrt und giebt ausführliche Anleitung bezüglich der Reisevorbereitung und Reiseausrüstung zum Reisen und Zeichnen und zum Ausfüllen von Klimaten und biologischen Beobachtungen. Was dann folgt, kann eigentlich kein Führer mehr genannt werden, aber es ist unendlich dankenswerth als ein solcher, denn es giebt in allgemein verständlicher und sehr übersichtlicher Form einen Ueberblick über alle die geologischen und physikalischen Fragen, welche die Erdkunde gegenwärtig beschäftigt und hellt klar und präzis alle die Richtungen auf, in welchen Forschungen nötig thun und auch von Richtofen'schen gefördert werden können. Es mag manchen Richtofenmann im Anfangen sonderbar anmuten, wenn er alle Erscheinungsformen der Erdoberfläche und die sie bedingenden Vorgänge hübsch klassifiziert und in ein System gebracht sieht und vielleicht auch die Klaffen finden über den Professor, der hier dem Reisenden immer über die Schulter sieht. Aber er wird bald nicht umhin können, diese Klassifikation anzuwenden, vielleicht nur auf seine nächste Umgebung, auf Gegend, die er durchwandert, und er wird sofort finden, daß sie ihm unzählige neue Gesichtspunkte eröffnet und daß selbst die durch tägliche Sehen völlig interestlos gewordenen Gebiete einen ganz neuen Reiz für ihn gewinnen und Gelegenheit zu Beobachtungen und Forschungen bieten. Aber auch wer schon mit Erfolg gereist, wird reiche Anregung in dem Buche finden und er wird manchmal bedauern, daß er es nicht schon vor seinen Reisen gekannt hat, wenn er Erscheinungen in ihrem Zusammenhang aufgeführt findet,

die er wohl bemerkt, aber seines genaueren Studiums gewürdigt hat.

Die zweite Abtheilung giebt eine Uebersicht der äußerlich umgefallenden Vorgänge und der dabei zu machenden Beobachtungen. In großen Zügen werden vorgeführt die Verwitterung, der Einfluß der Quellen, der fließenden Gewässer und des Eises, die Sedimente, ihre Entstehung und Einteilung, die Meeressäulen in ihren verschiedenen Typen und der Einwirkung der Brandung auf dieselben, die Kennzeichen positiver und negativer Bewegung des Meeres und schließlich die ~~Einwirkung~~ der bewegten Luft. Die isolirte Ablation und Korrosion, die Umlagerung und Ausbreitung der lockeren Bodenbestandtheile, welche in der modernen Geologie eine immer größere Wichtigkeit erlangen, werden auch in dem folgenden Abschnitt noch einmal eingehend besprochen und ihre Bedeutung für den Löss, den südrussischen Schwarzboden, den indischen Negar, aber auch für die Entstehung der Wäden und der Dolin in denselben erörtert.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich zunächst mit dem sonst meist unbeachtet bleibenden lockeren Erdboden, seinen Bildungsaktoren, je nachdem sie primär durch Bildung aus dem festen Gesteine, oder sekundär durch Fortführung des gebildeten Bodens, oder auch in beiden Beziehungen zugleich arbeiten, dann mit den Bodenarten, die in Alluvialboden, der am Orte seiner Bildung verbleibt, und in Aufschüttungs-
boden unterschieden werden. Hier findet die Katerisfrage eine eingehende Erörterung, wenn auch natürlich noch keine Lösung. — Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit den festen Gesteinen, den Vulkanen, dem Gebirgsbau im Allgemeinen und den Hauptformen der Bodenplastik. Hier müssen wir dem Verfasser ganz besonders dankbar sein, daß er eine sorgsam ausgearbeitete Terminologie auch in das große Publikum einführt, denn, wenn irgendwo, ist es hier nötig, daß dieselbe Erscheinung überall auch mit denselben Namen bezeichnet wird; nur damit wird eine Vernetzung und Vergleichung der gesammelten Beobachtungen möglich.

Es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, aus dem reichen und in knapper Form gehaltenen Inhalte des Richtofen'schen Buches Auszüge zu bringen; wir können darauf nur so sehr verzichten, als es hoffentlich rasch die verdiente Verbreitung finden wird.

Ko.

— Warum der Arzt Dr. Otto Stoll, welcher Jahre lang sich in Guatemala aufgehalten hat, keine Schädeluntersuchungen an Indianern angestellt hat, sagt er in beherzigendwerthen Worten in seinem Reisebericht „Guatemala“ (S. 297): er hielt die Gewinnung von linguistischen Materialien für dringlicher. „Die Köpfe bleiben noch lange, nicht aber die Sprachen. Da der Mensch, wohl seit er Mensch ist, unter den stark variirenden Einflüssen der Domestikation, des Lebens in Gesellschaft, erstenfor Wanderung mit nachfolgender Kreuzung, in welcher complicirte Faktoren, wie Vererbung und Rückfall, in nicht zu ermittelnder Ausdehnung mitwirken, gehalten hat, so möchte es noch fraglich erscheinen, ob dem Schädel wirklich diejenige morphologische Bedeutung zukommt, die ihm gegenwärtig vielfach zugeschrieben wird. Jedensfalls ist in Gebrauch dieses Kriteriums Behutsamkeit vonnöthen, wenn die Rassenklassifikation einen anderen als künstlichen Inhalt haben soll und man nicht Gefahr laufen will, Zusammengehöriges zu trennen, Heterogenes zu vereinigen.“

Inhalt: Dieuajoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXX. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. O. Heyerdal: Die Michaelseid auf Kapspitz. (Mit einer Kartenskizze.) — Prof. Dr. Eduard Petri: Unser Verhältnis zu den Völkern niederer Kultur. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 14. April 1896.)

Verlag: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. B. Unter den Eichen 11, III. Et.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.

Nr. 20.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dienlaffoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXI.

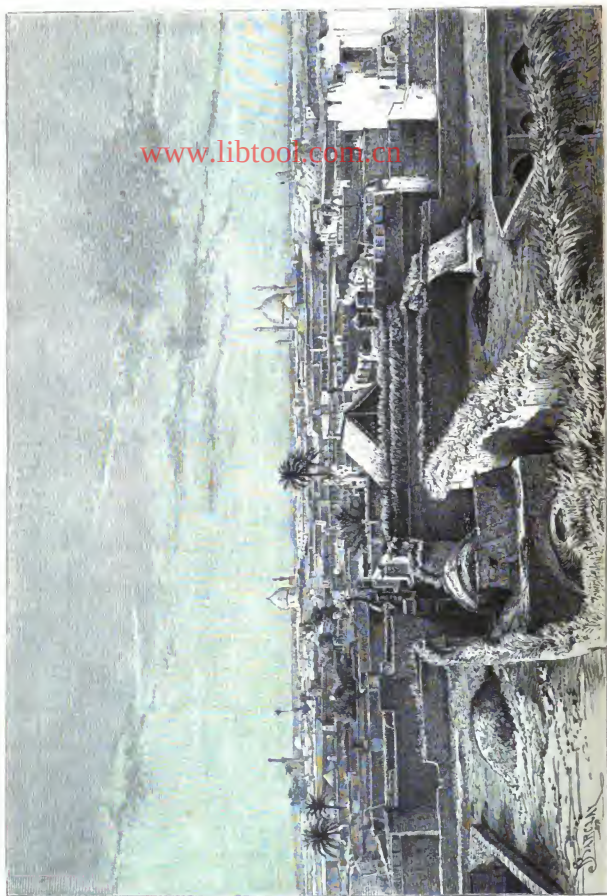
Am Morgen des 19. December brachen die Reisenden nach Kerbela auf, indem sie, wie es scheint, am linken, östlichen Ufer des Euphrat nach Norden ritten, um die große Straße — bei diesem Worte darf man aber nicht an einen europäischen Verbindungsweg denken — zwischen Bagdad und Kerbela zu erreichen. Die Landschaft war überaus eintönig, zwar von zahlreichen Bewässerungsgräben durchschnitten, aber zu jener Jahreszeit gänzlich öde und verbräunt, und so weit das Auge reichte, war weder Haus noch Dorf zu sehen. Nur zwei Ständen vom Hügel Babil entfernt stieg man auf ein Krabbelager, vor dessen größtem, vom Häuptling bewohnten Zelte an langer Kasse eine Föhne flatterte. Der Scheich allein hat das Recht, seine Wohnung auf diese Weise zu bezeichnen; dort müssen sich beim ersten Anruf seine Krieger versammeln, und Standarte und Waffe sind dem Anführer dann gleich zur Hand. Selbst der Schah von Persien besichtigte noch heute in genau derselben Weise seinen Aufenthaltsort, mag er sich nun in seinem Palaste zu Teheran oder in irgend einem Jagdlager befinden.

Ein Unwetter, das heraufzog, ließ unsere Karawane vom richtigen Wege abkommen und sich in einem Sumpfe verirren, aus welchem sie sich nur durch die Hilfe zufällig herbeikommender Kohlenbrenner heraus in das nächste Dorf zu retten vermochte. Dort verbrachte sie die Nacht in einem Karawanenstall, brach früh am nächsten Morgen auf, überschritt bei Sonnenanfang eine Schiffsbrücke über den Euphrat und hatte damit die erste Straße nach Kerbela erreicht. Von da an änderte sich auch das Ansehen der Landschaft vollständig: an Stelle der öden Flächen treten

prächtige mit tiefen Gräben und hohen Mauern umgebene Gärten und der Weg zieht sich zwischen lauter Dainen und Dattelpalmen und Orangebäumen, die von üppigster Kraft strotzen, dahin. Aber schon hier merkt man, daß man sich einem Mittelpunkt des Fanatismus nähert: eine Menge Frauen, theils zu Fuß, theils zu Pferde, bewegt sich nach beiden Richtungen hin auf der Straße und kann sich nicht enthalten, dem verhassten Franken allerlei Schimpfworte zuzurufen, während ihre Männer sich mit bösen Blicken begnügen und außer dem Geräusche der Reiterpeitschen bleiben.

Vor dem monumentalen Stadthore dehnt sich ein weiter, mit Leichensteinen, theils fertigen, theils erst angelegenen, angefüllter Platz aus. Daneben hocken die Steinmetzen, warten auf die Ankunft der Leichentransporte und preisen deren Führern ihre Waare mit verlodenden Worten an. Sobald man nach langem Kreischen handelskeins geworden ist, lassen sie sich sofort die Namen des Todten, seiner Eltern und Nachkommen sagen und graben so rasch, als es geht, die erforderliche Inschrift ein, damit die Todten, endlich auf geweihter Erde angelangt, nicht länger auf das ersehnte Grab zu warten brauchen.

Das oben erwähnte Thor zu durchschreiten, gestatteten jedoch die Wächter den Fremden nicht, damit nicht die Augen der Pilger durch ihren Anblick verletzt würden; die Reisenden mußten vielmehr an den Mauern entlang, an welchen zahllose arme Pilger mit ihrem elenden Gepäcke und abgekehrten Pferden im Freien lagerten, einen weniger belebten Zugang zu der heiligen Stadt suchen. Zuletzt errichteten sie ein Thor und durch dasselbe eine aufsteigend erst vor kurzer Zeit durchgebrochene breitere Straße, die auf



Kerbelā. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

einen großen Nag führte. Aber schon vorher machten ihre Führer vor einem armseligen Hause Halt, das sich als ein schmuggler'scher Ort erwies. Kербela ist eine so viel von Fremden besuchte Stadt, daß es dort gewiß bessere Unterkünfte

häufer giebt; aber im Ganzen mußten die Reisenden ihren Begleitern doch noch dankbar sein, daß diese sie kurzer Weile nicht mit rechtgläubigen Pilgern in Verührung gebracht hatten, welche durch die Strapazen einer langen Reise ent-



Der Tigris bei Amara. (Nach einer Photographie von Mme. Dienlasy.)

nerot und durch die Predigten der Mollahs fanatisiert waren. So richteten sie sich denn in den engen Stuben des ersten Stodwerts häuslich ein und stiegen dann auf die Terrasse des Hauses, um einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen. Zur Linken erhob sich die vergoldete Kuppel und Minarets des Grabes Hussein's, zur Rechten ein mit türkelblauer Färbung besetzter Dom, der ohne Zweifel unter den letzten Soff's erbaut worden ist. Am nächsten Morgen durchwanderten sie die Stadt; nur auf diese Weise kann man sich einen Begriff von der Ausdehnung dieser inneren Metropole machen. Nicht allein die schiitische Moschee ist von Gräbern von Leuten umgeben, deren Mittel es ihnen gestatteten, sich in den, dem Heiligtume benachbarten Galerien und den inneren Höfen belassen zu lassen, sondern rings herum dehnen sich außerhalb der Umfassungswand nach allen Richtungen hin unermessliche Begräbnisplätze aus, wo unter dem Schatten prächtiger Bäume das niedere Volk seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Tiefe Stille herrscht hier; nichts scheint den letzten Schlaf der Gläubigen dort zu stören. Der Zahl der Grabsteine kommt nur diejenige der weißbeturkanten Mollahs gleich, denen man überall auf Schritt und Tritt begegnet; die einen sind alt, traurig, streng, andere jung, blühend, wohlbeleibt, schmauk und so lustig, wie nur irgend Studenten, die zu Tausenden in einer Universitäts-

stadt leben. Und dazu thun sie dies in Kербela noch auf Kosten der unablässig herzufließenden Pilger.

Daß ihr Einfluß kein geringer ist, mußten auch Dienlasy's erfahren; dieselben hatten sich, in dem Wunsche, die große Moschee zu betreten, mit Empfehlungsbriefen an die bürgerlichen, militärischen und geistlichen Spitzen der Behörden versehen, aber trotzdem erreichten sie ihr Ziel nicht. Streichlich lehnten sie es ab als unter ihrer Würde ab, sich bei dem Besuche des Heiligtums mit einem fanatischen Tarnschutze das Haupt zu bedecken, und so mußten sie unverrichteter Sache nach Bagdad zurückkehren, wo sie am 24. December eintrafen und von wo sie zwei Tage später zu einem nochmaligen Besuche der Ruinen von Ktesiphon aufbrachen. Zwei Tage brachten sie dort und bei den Ruinen von Seleucia zu; dann schifften sie sich auf dem schönen englischen Boote „Khalife“ ein, welches, stromabwärts gehend, am nächsten Tage vor Amara anlegte. Diese kaum 30 Jahre alte Stadt zieht sich weit längs des Stromes hin und steht auf einem natürlichen, und dabei so festen und bequemen gebildeten Uaui, daß die Matrosen nur ein Brett hinzulegen brauchen, um die Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande herzustellen. Sie liegt dort, wo der vielgenutzte Tigris sich der persischen Grenze am meisten nähert; aber sie bietet wenig Hilfsmittel für die Reisenden, und nur der Empfeh-



Kraber vom Stamme der Beni Läm. (Nach einer Photographie von Mme. Dienlasy.)

lung seines Baghdader Konsuls hatte es das Dieulafoy'sche Ehepaar zu danken, daß es bei einem christlichen Kaufmann, Namens Jelsa, Unterkunft fand. Dieser räumte ihm zwar sein bestes Zimmer ein, aber Pferde vermochte er ihm nicht zu verschaffen. Denn die wenigen Einwohner der Stadt, welche solche hätten verleihen können, besaßen nur schöne Zuchtstuten aus dem Hedschaz und hätten nie dazwischen gewilligt, ihr Vollblut durch Anlegen auch nur der geringsten Last zu entweihen oder es der Gefahr auszusetzen, daß es den Beni Väm, welche in der Wüste zwischen dem Tigris und Tisful zelten, in die Hände fälle.

„Willst Du meine Tochter?“ sagte kürzlich ein Araberscheich zum Gouverneur von Amara, „nimm sie! Ich gebe sie Dir tieber und 20000 Medschidich Aussteuer dazu, als daß ich mich von meiner Lieblingsstute Samas trennte.“

Erst nach mehreren Tagen gelang es den Reisenden, eine Reisegelegenheit nach Tisful zu ermitteln; sie konnten sich einer von dort gekommenen Indigokarawane anschließen und bestimmten deren Ischaroadar, daschi dazu, ihnen sechs von seinen Thieren zu überlassen. Zwar schloß derselbe die Müdigkeit seiner Pferde vor und wollte nicht in so kleiner Gesellschaft das Land der Beni Väm durchziehen, aber als



Araberin vom Stamme der Beni Väm.

sich der persische Konsul ins Mittel legte und Dieulafoy ihm den Werth der etwa abhanden kommenden Thiere zu ersuchen versprach, willigte er ein und nahm Handgeld. Der türkische Mutesarrif dagegen verweigerte die Vergabe von vier Tapties und erklärte dem Franzosen, daß er die Reise nach Tisful ganz auf seine eigene Verantwortung unternehme.

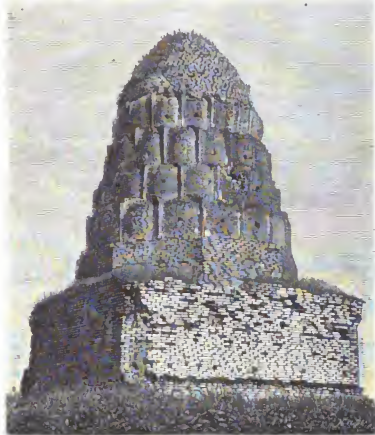
Am 7. Januar gegen Mittag brachen sie von Amara auf in der Absicht, im Zeltlager Duwidisch zu übernachten. Nachdem sie länger als vier Stunden an einem Kanale

entlang geritten waren, machten sie Halt, um die Pferde zu tränken, da es weiterhin nur noch bitteres Wasser gab. Bald darauf begann es zu regnen; die Karawane mußte einen Stumpf passieren, verirrte sich darin und war gezwungen, da die Nacht hereinbrach, dort zu warten, bis der Tag graute. Dann erst, 31 Stunden, nachdem sie Amara verlassen hatten, erreichten sie Duwidisch, die Gattin des Reisenden von heftigem Fieber geschüttelt. Als sich am 9. Januar Morgens das Wetter aufklärte, riefen die Maulthiertreiber zur Weiterreise, da man zu dieser Jahreszeit

nicht auf eine Reihe schöner Tage zählen könne. Die Sonne schien so schön, die Luft war so mild und rein, die Ebene so grün, daß die Reisenden willig den Marsch nach der, in der Ferne sich erhebenden, schneebedeckten Bergkette antraten; am Fuße derselben lag ja ihr Ziel, die Ruinen von Susa und das moderne Tehil.

Aber schon eine Stunde später stellte sich das Fieber bei Mme. Dieulafoy mit solcher Heftigkeit wieder ein, daß sie vom Pferde glitt und sich weigerte, weiter zu reisen; aber dort, wo man sich befand, konnte man nicht bleiben. Es gab da weder Holz, noch Wasser, noch Lebensmittel, kein Obdach, keinen Schutz gegen marodierende Araber, die der Kranken auf einem Maulthiere eine Art Lager zurechtgemacht, auf welchem sie, nahezu bewusstlos, noch

sieben oder acht Stunden weit zu einem Nomadenlager der Beni Yam am Fuße eines hohen Tumulus transportiert wurde. So matt und abgespannt sie aber auch war, so erfreute sie sich doch an dem biblischen Schauspiel, als bei Sonnenuntergang die Schafe von der Weide kamen und ihre Kammern ihnen entgegenströmten, als Ziegen, Kühe und riesige Kameelstuten, jede Art für sich, in ihre, mit Gestrüpp umgebenen Herde einzogen, und Hirten und Hirtinnen herbeistürmten, um die fremde Dame zu beschaun. Die Araberinnen waren schön, von edler Haltung, mit langen, vorn und hinten geschlitzten Kleidern bekleidet, mit Turbanen aus (rother Wolle) bedeckt, mit Ohrgehängen aus Glasperlen und silbernen, türkisverzierten Armbändern geschmückt. Auch die Männer besaßen feine, energische Züge



Zimzadeh Thul. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

lang herabwallende Köden, kräftige und dabei doch zierliche Gliedmaßen.

Diese Nomaden leben fern von jedem Civilisationscentrum, ihren eigenen Trieben überlassen, ohne Priester, fast ohne Religion, nur dem Naturgetze folgend. Fast begünstigt ist nur die Familie; sie dient zur Fortpflanzung des Stammes und liefert demselben Verteidiger. Bricht zwischen zwei Stämmen der Krieg aus, so sind die Frauen die ersten, die Männer zum Kampfe anzufeuern und mit ihrem, aus der Kehle hervorgestoßenem „hu! hu! hu!“ aus nächster Nähe ihre Männer und Söhne anzufeuern. Ihnen fällt die Aufgabe zu, die Gefangenen zu quälen und dafür neue Krieger zu erziehen; ja so weit geht ihre Raserei, daß diejenigen, deren Männer gefallen sind, sich dessen rühmen

und, wenn sie Jemanden finden, sich schon am nächsten Tage wieder verheirathen.

Der türkischen Regierung ist es nicht gelungen, diese Nomaden zu unterwerfen; sie ist froh, wenn die Steuern ohne Kampf eingehen. Einem solchen wissen obenrein die Araber vorsichtig aus dem Wege zu gehen, da sie es meist vorher in Erfahrung bringen, wenn Truppen gegen sie ausgesandt werden, und sie sich dann in die Sümpfe zurückziehen, wohin ihnen die türkischen Soldaten nicht zu folgen wagen. Werden sie unvorbereitet überrast, so versenken sie die Kassen mit Geld und Geschmucke in den Sumpf und flüchten in das Gebirge. Reichere Stämme halten sich einen Seid (Nachkommen des Propheten), dem sie jährlich 1200 bis 1500 Francs bezahlen und unter dessen unverleg-

lichem Zelte sie alle ihre Kostbarkeiten und Waaren deponiren. Ebenso müssen diese Seide mit dem Mutesarif und den Steuereinnehmern im Namen des Stammes verhandeln, und stets wissen sie, Dank ihrem Ansehen und ihrer Unverletzbarkeit, es so einzurichten, daß sie selbst ein leichtes und bequemes Leben führen. Die Beni Läm im Besonderen brauchen sich aber wenig um Soldaten und Steuerheber zu kümmern; da ihr Gebiet zu beiden Seiten der türkisch-persischen Grenze liegt, so halten sie sich bald hier, bald dort auf, je nachdem sie in dem einen Lande verfolgt werden oder nicht, und erfreuen sich so völliger Unabhängigkeit. Leider nützen sie die Hilfe aber den Persern gegenüber rücksichtslos aus; wer sich nicht vorher mit ihrem Scheich verständigt und für jedes Kästchen 10 Franken

Steuer bezahlt, setzt sich der Gefahr aus, geplündert und ermordet zu werden.

Am 11. Januar wurde die Reise in der bisherigen Weise fortgesetzt und gegen Mittag zwei imposante Bauwerke, ringum von zum Theil hohen Schutthügeln, Resten einstiger Ansiedelungen, umgeben, erreicht. Das eine, Imamzade Tuil, ist eine elegante, langgezogene Kuppel, welche an das Grab der Zobeide erinnert. Das Grabmal hat aber weder Thür noch Wächter; Jedermann kann ungehindert darin Unterkunft suchen und die reizenden Schuppenverzierungen der inneren Wölbung bewundern. Eine halbe Stunde weiter hin liegt der ebenso verlassene, nur noch mehr verfallene Zag Anan, ein Bauwerk sassanidischen Ursprungs von 20 m Länge und von 9 m Breite, welches durchaus den



Brotsbacken bei den Nomaden. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Eindruck einer gothischen Kathedrale macht. Das Vorkommen sowohl von Spitzbogen als auch von dem wesentlichen Princip des Schiffes im Orient beweist nach Dieulafoy, daß die gothische Architektur dort ihren Ursprung genommen hat.

Bald darauf befand sich die Karawane am Ufer des breiten und reizenden Kercha, den es zu durchzufluten galt, um Dizful und später die Ruinen von Susa zu erreichen. Der Strom theilt sich hier beim Antritt aus den Bergen der Kur in mehrere Arme, deren jeder aber Tiefe und Schnelligkeit genug behält, um die Passage zu einer beschwerlichen, wenn nicht gefährlichen zu machen. Gleich beim Ueberschreiten des ersten Armes wurde eines der Maulthiere fortgerissen und konnte erst 1800 m weiter unterhalb gerettet werden, wobei die Lebensmittel, die es trug, arg beschädigt wurden. Beim folgenden Stromarme aber weigerten sich die Thiere glänzlich, nochmals ins Wasser zu gehen. Zum Glück ersahen am jenseitigen Ufer einige

Reiter auf schönen Pferden, welche die Verlegenheit der Reisenden erkannten, herüberkamen, sich an die Spitze der Karawane setzten und sie glücklich hinüberbrachten. Einer der Führer war der Sohn Kerim-Chan's, des Häuptlings eines mächtigen Stammes, welcher seine Zelte je nach der Jahreszeit an den Ufern der Kercha oder am frischen der Dizful benachbarten Berge aufschlägt. Auf die Einladung des jungen Mannes hin betrat die Reisende das Ufer seines Vater's; man brachte ihnen Weizen, Thier, saure Milch und warmes Brod, welches die Männer des Stammes kurz vorher auf durch Feuer rothglühend gemachten kupfernen Platten gebacken hatten. Dann setzten Dieulafoy's ihre Reise fort, nachdem sie mit ihrem Wirthte zahlreiche Glückwünsche ausgetauscht hatten. „Von nun an bin ich Euer Bruder“, sagte der Kur, und um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, legte er beide Zeigefinger neben einander — ein auch bei den Arabern gebräuchliches Verfahren, um das Wesen der Bänderschaft zu verfirmen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Meyger.

www.libtool.com.cn

Im Allgemeinen sagt man wohl mit ziemlichem Rechte, daß die glücklichsten Zustände diejenigen sind, welche am wenigsten in der Essentialität besprochen werden; auf die niederländisch-indischen Besitzungen, auf die man, im Auslande wenigstens, nur selten gründlich eingeht, dürfen die eben ausgesprochenen Worte jedoch keine Anwendung finden, da man die Verhältnisse, wie sie sich im Laufe der Zeit dort gestaltet haben, wohl kaum befriedigend nennen kann. Daß man sich mit denselben so wenig beschäftigt, muß in einer Zeit wie die unsere, wo sich so vieler Augen über- freischen Ländern zuwenden und durch nähere Verbindung mit denselben die wirtschaftliche Entwicklung des Vaterlandes zu höchster Blüthe entwickeln zu können hoffen, Erstaunen erregen, da man meinen sollte, daß ein gründliches Studium der Entwicklungsgeschichte der genannten Kolonien, ihres Aufstiegs, ihres Aufblühens und ihres — wir wollen kein härteres Wort wählen — Stillstandes, lehrreicher sein würde und bessere Früchte für die Patrie tragen müßte, als alsbaldige Erörterungen, deren Grundlagcn so häufig mehr der Welt der Vorstellungen der beteiligten Personen anzugehören, als sich auf wirkliche Thatfachen zu stützen scheinen.

Nun sind allerdings die Einrichtungen und Zustände in den holländischen Kolonien ziemlich verwickelter Natur, so daß, wenn man sich nicht sehr eingeend mit denselben beschäftigt, es beinahe unmöglich wird, auch nur einigermaßen in den ziemlich spröden Stoff einzudringen, und es läßt sich demnach leicht begreifen, daß nur wenige geneigt sind, sich der Mühe, denselben durchzuarbeiten, zu unterziehen, besonders weil das Resultat doch nur einen theoretischen Werth besitzen würde, da das geschilderte Wort, namentlich wenn es in offizieller Form erscheint, oft weit von der Wirklichkeit abweicht. Unter solchen Umständen dürfte es gerechtfertigt sein, wenn wir in den folgenden Zeilen den Versuch machen, eine flüchtige Uebersicht der gegenwärtigen Lage zu geben; natürlich müssen wir ganz davon absehen, die Entwicklungsgeschichte der augenblicklichen Zustände bloß zu legen; ein Versuch, dies zu thun, würde viel mehr Raum erfordern, als in den Rahmen einer Wochenchrift paßt; wir begnügen uns daher mit einer kurzen Zusammenfassung von Thatfachen.

Wenn man mit einer Person spricht, die sich für Holländisch-Indien interessiert, so wird beinahe immer mit dem Namen des Landes der Krieg in Acheh in einem Athem genannt; fangen wir also mit den vorliegenden Verhältnissen an, wiewohl die Darstellung derselben eine traurige Einleitung zu dem Bilde bildet, welches wir bis vor einigen Jahren trotz mancher ersten Zeiten immer noch als ein ziemlich erfreuliches zu betrachten gewohnt waren. Nach vielen Experimenten hat man sich endlich entschlossen, die „Concentrirung nach räumlicher“ durchzuführen, auf einer Basis, die sich etwa 11 km weit längs der Meeresküste hinzieht, ist landwärtig ein Tried aufgeführt, dessen Spitze ebenfalls ca. 11 km tief in das Land eindringt. Vängs der nach Augen gekrümmten Seiten ist das Portterrain auf

einer Breite von 700 bis 800 m rasirt, eine Reihe von Posten bildet einen Gorden, der den eingeschlossenen Raum und die in denselben befindliche Hauptstellung gegen Angriffe und Veräblichungen der unerbittlichen Feinde schützen soll.

In gewisser Beziehung hat diese Concentrirung ihre Vortheile gehabt; man hat die Ausgaben vermindert und, was noch wichtiger ist, man hat einige Truppen aus dem Lande herausziehen können. Wie man auch über die Maßregel an sich urtheilen möge, dem zuletzt genannten Umstande muß ein sehr hoher Werth zuerkannt werden, da vorher die Armeesich in einem sehr bedenklichen Zustande befand und es jetzt vielleicht möglich sein wird, sie nach und nach wieder zu reetabliren. Daß aber die Haltung der Alineesen irgend welche Aenderung erfahren, könnte auch der größte Optimist nicht behaupten; sie führen ihren Guerillakrieg lustig fort, lassen sich Gewehre und Patronen und, was sie sonst nöthig haben, aus den Straits Settlements kommen — Mithin noch wurde ein Dampfer mit einer Menge Kriegsgüter abgelast — und sie führen den Krieg mit Ueberlegung und Muth; nicht zufrieden damit, dem Feinde Schaden zuzufügen, suchen sie ihm auch Veränderungen zu bereiten. Die traurige Rolle, welche Holland in gewissem Sinne auch England in der „Miser“ Angelegenheit gespielt haben, ist unvergessen; die unglückliche Flodade, welche kaum unternommen, das Unzureichende der Marine in ein helles Licht stellte, ist nicht ohne Einfluß geblieben; ganz vor Kurzem noch haben, wie der London- und China-Telegraph meldete, die Alineesen in Oahleh das österreichische Kriegsschiff „Kautikus“ beschossen, vielleicht um ihren Feinden Unannehmlichkeiten mit einer europäischen Macht zu bereiten; nach anderen Berichten wurde ein chinesisches Fahrzeug innerhalb der Stellung von ihnen genommen.

Daß der langanhaltende Krieg in Acheh seine Rückwirkung auch in anderen Theilen des Landes äußert, kann nicht bestritten, wenn man bedenkt, wie viele unsichtbare Fäden die Verbindung mit den verschiedenen Theilen des Reichthums unterhalten. Seitdem im Mai 1885 ein wohlüberlegter Mordanschlag auf einige Europäer in Djambo gemacht wurde, sind dort Unruhen zum Ausbruch gekommen, welche eine militärische Machtentwicklung nöthig machten, die jedoch noch keinen entscheidenden Erfolg zu erzielen vermochte. Auch in anderen Theilen von Sumatra zeigte sich bei der eingeborenen Bevölkerung eine gewisse Unruhe, ohne daß es jedoch zu ernstlichen Ausbrüchen derselben gekommen wäre. Die Unruhen, welche im westlichen Borneo schon 1884 ausgebrochen waren und zu militärischen Maßregeln nöthig hatten, wurden unterdrückt; die Königin Langjong wurde aufgelöst, die arbeitssame chinesische Bevölkerung zerstört. Im südlichen Borneo wurde der Friede wieder hergestellt, dagegen auf Java selbst ganz kürzlich Spuren einer Verschwörung entbeft. Alles das giebt zu denken; ob Gefahr in dieser Hinsicht droht, läßt sich nicht entscheiden, immerhin aber scheint unter der Erde ein weitverbreitetes Feuer zu glimmen, das vielleicht nur

eines Anstoßes bedarf, um wenigstens Ruhestörungen zu vermeiden.

Es ist nicht unmissig, daß mit der Zeit auch einmal von den englischen Nachbarn auf Borneo Unannehmlichkeiten drohen; die Grenzen Sabahs gegen den niederländischen Besitz hin sind noch nicht definitiv festgestellt; die Frage ist seit einigen Jahren schon in der Schwere und wird, wie es scheint, auf englischer Seite abichtlich offen gehalten. Interessant ist in dieser Richtung eine Aeußerung, welche gelegentlich der Behandlung des Themas „Borneo“ bei einer im R. Colonial-Jahrbuch im Mai vorigen Jahres gehaltenen Versammlung gemacht wurde. Einer der Redner sagte nämlich in Beantwortung einer in Bezug auf die Grenzbestimmung der Schwere in lassen, um unter Umständen freie Hand zu haben. Wenn man den in verschiedener Hinsicht großen Reichthum der Distrikte kennt und die eigenthümliche holländische Wirtschaftspolitik berücksichtigt, kann man sich dem Gedanken nicht verschließen, daß hier einmal ernste Schwierigkeiten entstehen könnten. Daß sich im östlichen Theile des Archipels wiederholt amerikanische Freireisende gezeigt haben, erwähnen wir nur beiläufig; das Gerücht, daß auf Sumba und Sumbawa die französische Flagge aufgespielt worden sei, beruht wohl nur auf einem Mißverständnisse.

Gegen alle inneren und äußeren Feinde sollen das Landheer und die Flotte dienen. Erstere zählte kaisisch (Ende 1884) gegen 1400 Officiere und etwa 30 000 Mann; unter letzteren etwa 13 500 Europäer, wobei 40 Proc. Ausländer (2386 Deutsche), 100 Afrikaner, die Reste jener in Aschani für den Kriegedienst losgekaufter Sklaven und ihrer Nachkommen, 1700 Ambonesen und 15 000 Eingeborene verschiedener Inseln, aber der großen Mehrzahl nach Javanen. Die Ambonesen, die als Christen Schiffe tragen und den Sold der Europäer erhalten, sollen jetzt verhäßt werden. Wenn auch streng genommen nicht zur See gehörig, dürfte die Mittheilung einiger statistischer Angaben¹⁾ vielleicht unseren Lesern nicht unwillkommen sein, um so mehr als dieselben möglicher Weise einen deutlicheren Einblick in manche Zustände gewähren, als lange Auseinandersetzungen thun könnten. Unter den Offizieren waren 217 in Niederländisch-Indien, 1087 in den Niederlanden, 87 im Auslande geboren; von letzteren stammten 56 aus Deutschland. Der Abgang an Offizieren betrug 98 (darunter zwei vor dem Feinde geblieben, einer an den Wunden gestorben), der Zugang 114. Der Abgang bei den Mannschaften stellte sich 1884 auf 351 Europäer, 545 Eingeborene durch Tod (darunter 27 Europäer, 17 Eingeborene vor dem Feinde geblieben, 18 Europäer und 10 Eingeborene an Wunden gestorben), 649 Europäer, 1137 Eingeborene entlassen, 540 Europäer, 543 Eingeborene pensionirt, im Ganzen 1540 Europäer und 2225 Eingeborene, während der Zuwachs durch Werbung 2024 Europäer, 292 Ambonesen und 2827 Eingeborene betrug.

Die Flotte besteht aus drei verschiedenen Elementen, nämlich solchen Schiffen, welche noch der niederländischen Marine angehören und zeitweise nach Indien entsendet sind, ferner einer Anzahl von Kriegsschiffen, welche den holländischen Dienst mit dem indischen Dienste definitiv vertauscht haben, und endlich der sogenannten Gouvernementsmarine mit eigenen Schiffen, welche besonders für lokale Zwecke und zum Theil auch auf den größeren Strömen gebraucht

werden; die beiden ersten Klassen sind mit Offizieren und Mannschaften der königl. Niederländischen Marine besetzt, außerdem führt jedes Schiff eine entsprechende Zahl Eingeborener zum Rudern der Boote. Die Gouvernementsmarine hat ein besonderes Personal: Officiere und Wachmänner sind Beamte im indischen Dienste, die Mannschaften Eingeborene. Eine gute Organisation der Marine gehört seit Jahren schon zu den ersten Wünschen, sie scheint eben auf die verschiedenartigsten Schwierigkeiten zu stoßen, unter denen der doppelte Oberbefehl, dem sie in gewisser Hinsicht anvertraut ist, gewiß mit zu den bedeutendsten gerechnet werden darf. Der Oberkommandant der Marine steht nämlich als solcher unter den Befehlen des Generalgouverneurs, außerdem aber als Flaga-Officier der niederländischen Flotte unter dem Marineminister in Holland; da letzteres Verhältnis nur vorübergehend, letzteres dauernd ist, kann es nicht ausbleiben, daß manche Widersprüche und Unzuträglichkeiten aus demselben entstehen.

Das Material der Marine hat seit Jahren schon viel zu wünschen übrig gelassen. Kurz vor Ausbruch des Krieges mit Aisch gebrachte der Generalgouverneur in einer Depesche an den Minister der Kolonien den charakteristischen Ausdruck: „Zustand Marine traurig“, und trotz großer Anstrengung haben die ermüdenden Dienste, welche die Flotte im Aischkriege zu leisten hatte, nicht zugelassen, dieselbe in einen nennenswerth besseren Zustand zu bringen; im Gegentheil hat die äußerste Kräfteanstrengung, welche mit der gegen Ende 1884, man sollte meinen probeweise, zur Ausführung gekommenen Flotade von Aisch verbunden war, nicht allein ungeheure Leistungen der Bemannung gefordert, sondern auch den Schiffen, namentlich den Maschinen und Kesseln, welche selbst unter gewöhnlichen Umständen in Indien viel zu leiden haben, außerordentlichen Nachtheil zugefügt. Von 25 Schiffen der zweiten Klasse waren Ende 1884 13 in gutem Zustande; in den beiden folgenden Jahren sollten, wie man erwartete, 6 Schiffe definitiv außer Dienst gestellt werden, 6 andere neue Kessel erhalten müssen; von 15 Dampfern der Gouvernementsmarine waren nur 4 in gutem Zustande, 11 hatten große Reparaturen oder neue Kessel nötig. 8 bis 9 Meilen ist die größte Schnelligkeit, welche übrigens nur von einem einzigen, diesen beiden Kategorien angehörigen Schiffe erreicht wurde (die Schiffe der ersten Kategorie sind vollkommen tüchtig). Viele wenigen Worte werden genügen, um zu beweisen, daß sowohl für das Heer als für die Marine die Aufgabe, Indien gegen einen europäischen Feind zu verteidigen, eine sehr schwierige sein würde, während der Aischkrieg zur Gewalt gezeigt hat, daß ein lange dauernder Kampf gegen einen eingeborenen Feind genügt, um die Kräfte und Leistungsfähigkeit beider Theile der bewaffneten Macht bis zu einer sehr bedenklichen Grenze in Anspruch zu nehmen. Ob dem abgeholfen werden kann? Im Augenblicke, wo wir diese Zeilen beschreiben, hat man sich in Holland wieder einmal das Vergnügen gegönnt, in Versammlungen Beschlüsse zu fassen und der Regierung zur Beachtung zu empfehlen. Der wichtigste ist der, daß die Regierung dem Kriege mit Aisch ein schnelles Ende machen solle; das würde sie gewiß gerne thun, aber die Ausführung scheint nach den bisherigen Erfahrungen auf bedeutende Schwierigkeiten zu stoßen.

Wir können natürlich nicht alle Faktoren, welche in der indischen Staatsmaschine eine Rolle spielen, hier zur Sprache bringen und müssen und begnügen, nur die wichtigsten derselben zu berühren; unter denselben stehen die Verbindungen mit dem Mutterlande, die Kommunikationsmittel in den Kolonien selbst in erster Linie. Letztere bilden wohl den

¹⁾ Wie immer, wenn nicht ausdrücklich etwas Anderes bemerkt ist, den wahren Colonialberichten der Regierung entnommen.

häufigsten Hebel für die Entwicklung, und, was Ferguson¹⁾ für Britisch-Indien und für Ceylon behauptet: daß die Eisenbahnen da mehr mitwirken, um die Kosten zu nivellieren und Abreglanben zu zerstreuen, als alle Anstrengung der Missionare und Schullehrer, obwohl auch diese zur Erreichung des Zieles viel beitragen, gibt gewiß für alle Länder, die unerbaltmäßig schnell aus einer Art der Kultur-entwicklung in eine andere übergeführt werden sollen, und die man die verlorenen Zeit mit Wiedereile einholen lassen möchte. Eine enge und häufige Verbindung mit dem Mutterlande hat aber in verschiedener Hinsicht die größte Bedeutung; ihr Einfluß wird für den Einzelnen, individuell betrachtet, vorteilhaft und angenehm, für das Ganze, in mancher Beziehung wenigstens, schädlich sein. Um nicht zu weit abzuschweifen, wollen wir nur auf einen Punkt hinweisen: leichter und häufiger Verkehr mit dem Mutterlande erschwert es dem Kolonisten, in der neuen Heimath Wurzel zu fassen. Was die Verbindung Indiens mit Europa betrifft, so ist die Zahl der Dampfer Regien, und auch der Telegraphen steigt, daß der „Verkehr von Inseln“ häufig abnehmend bleibt vom Minister der Kolonien, und benimmt ihm einen großen Theil seiner Leistungsfähigkeit. Auch auf Handel und Industrie macht er seinen Einfluß geltend. In Indien selbst besteht außer der durchgehenden europäisch-australischen Verbindung nur ein Telegraphennetz auf Java und Sumatra mit 63 und 21 Bureauz und einer Leitungslänge von 5600 resp. 2000 km. Auch unter sich sind diese beiden Inseln verbunden, während die Verbindung mit den anderen Inseln immer noch zu den frommen Wünschen gehört, die wenig Aussicht auf Erfüllung haben. Im Ganzen wurden gegen 370 000 bezahlte Telegramme mit einem Nettoertrage für die Staatskasse von etwa 500 000 Gulden befördert, dazu noch 30 000 Diensttelegramme mit einem (regelmäßigen) Ertrage von 115 000 Gulden. Das Telephon beträgt sich, bis jetzt noch in bescheidenen Grenzen, Bahn. Der Ertrag des Briefverkehrs betrug etwa 800 000 Gulden; zur Verbesserung kamen im indischen Verkehr 4 Millionen Briefe (der vierte Theil etwa Dienstbriefe), 2 1/2 Millionen Drucksachen, 250 000 eingeschriebene Briefe und über 700 000 Karten. Im auswärtigen Verkehr wurden beinahe 900 000 Briefe, 200 000 Drucksachen u. und etwas mehr als 40 000 Postkarten befördert.

Die Eisenbahnen, welche auf Java bestehen, sind theils durch den Staat, theils durch Privatgesellschaften erbaut. Von den durch erstere seit 1875 angelegten Bahnen haben die im südlichen Java eine Länge von etwa 480 km. Sie stellen die Verbindung Surabajas mit Probolinggo, Mitter und Surakarta her, wo sie an das seit 1864 in Mittel-Java angelegte Netz der Privatbahnen anschließen. Diese

verbinden Samarang mit Surakarta und Djofakarta; zwischen den zuerst genannten Orten schließt sich eine Zweigbahn nach Willem I. (der centralen militärischen Stellung) an. Die Länge beträgt im Ganzen 202 km. Von Djofakarta wird eine Staatsbahn nach Tjilatjap — Hafen und Festung an der Südküste — gebaut, welche 192 km lang werden wird. In West-Java verbindet zunächst eine kleine Staatsbahn (81 1/2 km) Tanjung Priol, den neuen Hafen von Batavia, mit der Stadt, von wo eine Privatbahn nach Buitenzorg führt (55 km); hieran schließt sich die westliche Staatsbahn über Pandang bis Tjilatjenglo (183 km). Die Verbindung dieses Ortes mit Tjilatjap, zu der der Entwurf schon lange vorliegt, dürfte mit Rücksicht auf die wegen der Terrainschwierigkeiten zu erwartenden hohen Kosten, sowie auf die Finanzlage, endlich auch auf den wirtschaftlich verhältnißmäßig nicht so bedeutenden Nutzen (die Bahn würde hauptsächlich zur Vollenbung des strategischen Zweckes dienen) vorläufig nicht zur Ausführung kommen. Die südlichen Staatslinien geben etwa 57 Proc. vom Bruttoertrage, 6 1/2 Proc. vom Anlagenspitale, die Westlinien (die übrigen 1884, auf welches Jahr diese Angaben sich beziehen, noch nicht ganz in Betrieb waren) einen Nettoertrag von etwa 47 Proc. der Einnahme, aber nicht ganz 1 1/2 Proc. des Anlagenspitale. Die Privatbahn in Mittel-Java, welche am längsten in Betrieb ist, ergab 64 Proc., die in West-Java 57 Proc. der Bruttoeinnahme als Gewinn. Die Aktien sanken 1884 nie unter 145 Proc. Einige kleinere Linien, deren Concessionen leider in verschiedenen Händen ist, befinden sich im Baue. Die Gesuche um Concessionen nehmen sehr zu, unter allen ist die wichtigste die, welche eine Verbindung längs der Nordküste (von Anjer ausgehend über Batavia und Samarang bis Surabaja) ins Auge gefaßt hatte; leider ist die Aussicht, diesen Plan verwirklicht zu sehen, vorläufig gesunken. Außerhalb Java ist bis jetzt nur die auf Deli von einer Plantagen-gesellschaft unternommene kleine Linie (etwa 55 km) zu erwähnen, die wohl erst im nächsten Jahre ganz vollendet werden wird; von allen Linien, die vorgeschlagen werden, würde wohl diejenige, welche die Verbindung der Umbilien-feldfelder in West-Sumatra mit der Küste bewerkstelligen soll, in wirtschaftlicher Beziehung die höchste Bedeutung besitzen. Seit Jahren schon wird über den Bau verhandelt. Die Regierung will sie nicht selbst anlegen, aber auch keine Rentegarantie übernehmen und ohne eine solche findet sich kein Unternehmer.

Alle Theile des Archipels sind durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit einander verbunden, welche durch eine von der Regierung unterstüzte englische Gesellschaft eingerichtet ist; außerdem ist die große Fahrt sowohl als die Küstenfahrt sehr lebhaft. Die letzten vollständigen Angaben, welche die Kolonialberichte geben, beziehen sich auf das Jahr 1883; nach denselben waren:

Angekommen (Große Fahrt)	Dampfschiffe	Rubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit europäischem Zeuge	Rubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit malaisischem Zeuge	Rubikmeter Inhalt
Auf Java und Madura beladen . . .	428	1 078 845	294	561 773	11	849
„ „ „ in Ballast . . .	22	82 824	46	99 234	—	—
Auf anderen Befestigungen beladen . . .	1472	984 685	120	77 868	1 594	114 169
„ „ „ in Ballast . . .	175	9 531	6	2 614	77	2 454
	2 097	2 155 865	466	741 489	1 682	117 472

Abgefahren (Große Fahrt)	Dampfschiffe	Rubikmeter Inbalt	Segelschiffe mit europäischem Zeuge	Rubikmeter Inbalt	Segelschiffe mit malayischem Zeuge	Rubikmeter Inbalt
Von Java und Madura beladen	302	1 013 998	297	616 770	14	677
" " " " in Ballast	25	54 079	39	52 122	1	76
Von anderen Besitzungen beladen	1 314	679 430	121	83 094	1 174	76 979
" " " " in Ballast	272	115 315	16	8 593	549	37 997
	1 953	1 862 822	467	761 089	1 738	115 929
Angekommen (Rückfahrt)						
Von Java und Madura beladen	275	390 232	378	133 238	935	28 047
" " " " in Ballast	—	—	16	10 657	56	863
Von anderen Besitzungen beladen	411	466 371	379	192 860	1 295	36 743
" " " " in Ballast	8	958	18	15 444	59	1 079
	689	857 561	791	352 189	2 346	66 742
Abgefahren (Rückfahrt)						
Von Java und Madura beladen	285	892 113	366	170 602	831	25 976
" " " " in Ballast	3	1 282	84	24 612	159	3 779
Von anderen Besitzungen beladen	366	486 231	383	187 433	2 072	45 847
" " " " in Ballast	3	1 178	24	41 297	24	334
	657	880 804	857	423 944	3 085	75 936

Die niederländisch-indische Handelsflotte zählte an über 30 cm messenden Schiffen am 31. December 1884:

Java 40 Dampfer 59 846 cbm Inbalt 1175 Segelschiffe 95 801 cbm Inbalt

Andere Besitzungen . . . 18 " 5 704 " " 632 " 66 986 " "

58 Dampfer 65 550 cbm Inbalt 1827 Segelschiffe 162 787 cbm Inbalt

Für Rechnung von Privatpersonen wurden 1883 Waaren eingeführt

im Werthe von 137 401 082 Gulden; ausgeführt im Werthe von 151 893 525 Gulden,

und für Regierungsbuchung " " 8 421 585 " " " " 50 721 409 "

145 822 667 Gulden 202 614 934 Gulden

Der Werth der Ein- und Ausfuhr von und nach einigen Ländern (Privatrechnung) betrug:

	Einfuhr Gulden	Ausfuhr Gulden		Einfuhr Gulden	Ausfuhr Gulden
Deutschland	318 656	23 170	Singapore	33 784 066	29 336 862
Frankreich	1 568 592	5 083 790	Siam	1 720 588	44 906
Oesterreich	413 276	721 480	Saigon	4 498 391	82 659
England	22 122 549	14 474 280	China	1 901 606	290 404
Niederlande	52 122 155	48 988 489	Hongkong	748 579	222 101
America	5 760 058	8 655 455	Timor deli	1 225 043	730 656
Britisch-Indien	8 706 507	512 280	Australien	2 171 442	4 088 310
Bulu Pinang	—	4 207 013			

Wir lassen nun die Angabe des Werthes der Ein- und Ausfuhr einiger Artikel folgen, welche erlauben, in Bezug auf das Leben der Eingeborenen und Kolonisten und auf Einnahmequellen wichtige Folgerungen zu ziehen, schiden denselben jedoch eine summarische Uebersicht der Bevölkerungsziffer (31. December 1883) voraus.

Diesbezug betrug mit Ausschluß der Atinee und der

Flotte 45 541 Europäer (darunter 34 912 in Indien Geborene), 351 252 Chinesen, 15 461 Araber, 7395 anderen orientalischen Rassen angehörige Personen, 20 367 944 Eingeborene auf Java; die Anzahl der Eingeborenen auf einzelnen anderen Inseln wird als zu unsicher gar nicht angegeben, die Totalziffer derselben ansehnlich Java dürfte aber immerhin gegen 10 Millionen betragen.

Eingeführt wurden	Aus Holland	Aus anderen Ländern	Total
	Gulden	Gulden	
Gewürzen	2 372 382	9 460 176	11 832 558
Weis	—	11 878 366	11 878 366
Vier	409 044	289 376	698 422
Eranturien	196 907	322 506	519 413
Ölener	678 247	113 524	791 771
Widerstand Spielzeugen	469 849	164 391	634 240
Wein	1 355 594	845 021	2 200 615
Mineralwasser	138 834	70 310	209 144
baumwollene	20 194 949	17 757 200	37 952 209
wollene u. halbwollene	1 929 191	745 112	2 683 303
seidene u. halbsidene	587 823	1 299 125	1 886 948
andere Arten	404 768	397 521	802 274
Robmaterialen	875 796	674 090	1 049 826
Petroleum	443 071	6 067 962	6 511 033
Cigarren	160 480	3 087 276	3 267 756
Rauch- und Schnupftabak	71 317	877 603	948 920
Thee	—	1 041 869	1 041 869

Ausgeführt wurden u. H.	Nach Holland	Nach an- deren Ländern	Total
	Gulden	Gulden	
Anbigo (für den europäi- schen Markt)	3 459 448	78 496	3 537 944
Raffee (geschält)	17 411 455	11 071 040	28 482 495
„ in der Schale	6 732 123	227	6 732 350
Zucker	6 370 791	53 872 743	60 243 534
Tabak	4 117 886	8 350 453	12 468 339
Thee	1 296 654	577 904	1 874 558
Sinn	2 154 569	884 381	3 038 940

Außerdem für Rechnung der Regierung:

Ausgeführt wurden u. H.	Nach Holland	Nach anderen Ländern	Total
	Gulden	Gulden	
Raffee geschält	47 006 417	—	47 006 417
„ nicht geschält	207 261	—	207 261
Sinn	3 386 223	—	3 386 223

Die von der Ein- und Ausfuhr erhobenen Zölle, sowie die für den Gebrauch der Magazine bezahlte Pacht ergaben für die Regierung 1884 auf Java und Madura eine Einnahme von 8 677 212, auf den anderen Besitzungen von 1 389 767 Gulden. Unter den Einnahmequellen des Staates ist der Verkauf von Opium verhältnismäßig eine der bedeutendsten; wie viel dagegen auch schon geschrieben und gesprochen ist, die Sache ist zu vortheilhaft, als daß der Staat sie abgeben sollte. Für 1884 wurde der Gewinn am Verkauf desselben (den die Regierung dem Pächter zu bestimmten Preisen liefert) auf Java und Madura allein auf beinahe drei Millionen, die von jenem bezahlte Pacht auf 12 Millionen Gulden angeschlagen; für die anderen Besitzungen lieferte diese Einnahmequelle etwa 3,7 Millionen. Leider würde es uns zu weit führen, wenn wir die einzelnen Einnahmen, die sich aus Patentrechten, Pächten, Kopfsteuer u. s. w. ergeben, eingehender besprechen wollten, was keine ganz leichte Aufgabe ist, da hinsichtlich derselben im ganzen Archipel durchaus keine Einheit besteht.

Ehe wir dazu übergehen, über Landbau und Industrie einige nähere Angaben zu machen, bemerken wir noch, daß der Salzverbrauch auf Java und Madura 1884 944 409 Pilos, à 125 Amsterdamer Fland, auf den anderen Inseln zusammengekommen noch nicht ganz 200 000 Pilos betrug; das Pilos wurde auf Java zum Normalpreise von 6,72 Gulden verkauft (die Höhe des Preises erzählt in den verschiedenen Besitzungen und für verschiedenen Verbrauch kleine Abänderungen).

Die Sandwichinseln und ihre Vulkane.

II. Zum Kilanea.

Ko. Savaii ist verhältnismäßig sehr schwach bevölkert, und wer in seinem Inneren reisen und von dem gewöhnlichen Wege, auf welchem er auf Gastfreundschaft rechnen kann, abweichen will, muß sich wie zu einer Expedition in unbewohnte Gebiete ausrüsten. Der Kilanea wird gewöhnlich von Hilo aus besucht, aber diese Stadt liegt auf der Regenseite der Insel, ihre Umgebung ist darum reich bewachsen und für geologische Forschungen sehr wenig geeignet. Landet man dagegen auf der Südseite, von wo aus die Vulkane ebenso gut zugänglich sind wie von Hilo aus, so kann man sicher auf trockenes Wetter rechnen und hat ein wenig bewachsenes Land vor sich, auf dem man die geologischen Verhältnisse in aller Bequemlichkeit studiren kann. Das war für den Geologen entscheidend, und Tutton benutzte darum den wöchentlich nach der Provinz Kau gehenden Dampfer, der ihn in reichlich anderthalb Tagen von Honolulu nach dem Dorfe Waiohinu brachte. Hier

sand er gastfreundliche Aufnahme auf der Zuckerplantage Naalehu und konnte mit Hilfe eines dort angestellten Europäers die nötigen Vordatieren und Leute mieten; ein Eingeborener, der den ganzen Vulkanbau genau kannte, wurde als Führer engagiert und nach sechs Tagen konnte der Reisende aufbrechen, mit einem Zelte, Kochgeschirren und den nötigen Provisionen für sechs Wochen versehen.

Der Kilanea ist von Naalehu in gerader Linie nur 45 Miles entfernt; der Abgang, ausschließlich von unglücklichen über einander ergossenen Lavaströmen gebildet, erhebt sich ganz allmählich und besteht zum Theil aus noch erkennbarer Lava, zum Theil aber ist er verwittert und äußerst fruchtbar geworden. Die Zuckerpflanzung liegt auf einem Gebiete, das seit vielen Jahrhunderten von keinem neuen Ausbruche berührt worden ist, etwa 600 bis 800 Fuß über dem Meere. Wenig weiter nach innen erhebt sich das Terrain rasch bis zu 1800 Fuß und der Abgang der dadurch gebildeten Hänge besteht aus Ton mit zwischen geschichteten Lavabetten. Diese Terrassenbildung. erstreckt

sich nun ganz Süd-Hawaii heraus, soweit sie nicht durch neuere Lavaergüsse nentlich gemacht worden ist; auch die Terrasse, auf welcher Naalehu mit den umgebenden Klüftenhöfern liegt, hat genau dieselbe Zusammenfügung aus Thon und Lavaeichten und beide beweisen, daß Süd-Hawaii zwei bedeutende Hebungen, durch einen langen Zwischenraum getrennt, erfahren hat.

Die Straße von Waiohina zum Kilauwa läuft einige Meilen weit der unteren Terrasse entlang, dann senkt sie sich in steilen Bindungen hinunter zu dem am Meeresrande gelegenen Honouapo. Die untere Terrasse weicht hier ein paar Meilen vom ~~Strand~~ ~~jenseit~~ ~~der~~ ~~Strand~~ merkwürdigen Anblick, der ganz an die Meeres- und Bälte der nordamerikanischen Prärien erinnert. Zwischen diesen Massen sind tiefe Einschnitte, durch welche Lavaströme heruntergekommen sind, die unten in der trockenen Ebene noch schwarz und unbewachsen liegen, während sie je weiter nach oben desto reichere Vegetation tragen, bis sie in der Region der Nebel ganz unter dem Grün verschwinden. Die Lavaströme selbst zeigen zwei weit verschiedene Typen. Der eine, von den Eingeborenen *Pahoehoe* genannt, ist verhältnismäßig weglam; er besteht aus lauter in einander verfließenden Schladenducken mit runder Oberfläche, als habe man eine Unzahl Röhren mit halbförmigem Röhren dicht neben einander ausgegossen. Der andere Typus heißt bei den Eingeborenen *A-a* und wird von unzähligen scharfkantigen Schollen und Trümmern gebildet, über die kaum fortzukommen ist. Beide Typen finden sich an demselben Lavaströme. So lange die Lava noch heiß ist und rasch, d. h. mit einer Geschwindigkeit von 15 bis 20 Meilen stündlich, dahinfließt, bildet sich auf ihr eine Kruste, die aber fortwährend springt und kleinen Strömdünen den Durchgang gestattet, welche auf ihr erstehen und zu den einzelnen Duden des *Pahoehoe* werden. Sobald aber die Lava so weit abgekühlt ist, daß sie zähflüssig wird, treten andere Erscheinungen ein; es bildet sich eine feste dicke Kruste, unter welcher die Lava sich, wie das Eis eines Gletschers, langsam weiter bewegt; die Kruste bricht, mengt sich mit der jähren glühenden Masse, es bildet sich eine neue Kruste, die wieder bricht, und so entsteht endlich die schollige Oberfläche des *A-a*, der „Superlativ von Rauheit“.

Gleich der nächste zu passierende Lavaström bot ein schönes Beispiel von *A-a*, aber man hatte eine gute Chaussee hindurchgeführt; er hat seinen ganzen wilden Charakter noch, obgleich die Tradition der Eingeborenen nichts über seine Entstehung weiß, und er somit mindestens einige Jahrhunderte alt ist. Ein zweiter Strom ähnlichen Charakters wird passiert, dann kommt die Pflanzung von Hilea und der Terrassenrand. Eine genaue Untersuchung stellt unabweislich fest, daß diese alluvialen Thonschichten unmöglich hier 1200 Fuß über dem nahen Meere abgelagert worden sein können; sie sind im Meere gebildet und ebenso die zweite und wahrscheinlich auch eine dritte in ca. 3400 Fuß Höhe gelegene, aber bis fast zur Unkenntlichkeit zerfessene Terrasse. Weiterhin steigt der Weg bei *Punalua* noch einmal zum Meere herab. Hier mündet eine der unzähligen Wasserläufe, welche alle unterirdisch vom *Mauna Loa* herabfließen. Auf seiner ganzen umgebenen Oberfläche findet sich trotz des häufigen Regenfalles kein fließendes Wasser, kleine Sturzflüsse nach den allergeringsten Regen ausgenommen; alles Wasser versinkt alsbald und kommt meistens erst unter dem Meeresspiegel zum Vorschein, an einer Stelle südlich der Insel so stark, daß hier eine Störart, die sonst das Süßwasser auffaßt, häufig vorkommt.

Bei *Punalua* verläßt man die Kruste und wendet sich dem Berge zu, man marschirt über *Pahoehoe*, die anfangs

mit dünnem, dann aber bei der Pflanzung *Pahalo* mit tiefgründigem Verwitterungsboden bedeckt ist. Der Rand der ersten Terrasse liegt hier 1600 bis 1800 Fuß hoch und von ihm aus sieht man in geringer Entfernung die etwa 1000 Fuß höhere zweite Tasse. Etwas zur Rechten liegt die Stelle, an welcher 1868 der berühmte große Schlammanschub von *Kapapala* erfolgte. Er hat mit dem Vulkan eigentlich nichts zu thun, sondern war ein ungeheurer Vergleichs; der mit Wasser durchdrückte Thon des steilen Terrassenrandes, durch die schweren Erdbben von 1868 in seinen Zusammenhang gelodert, geriet bei einem neuen ~~festen~~ ~~Stöße~~ in Bewegung und schob mit entsetzlicher Geschwindigkeit bergab, so daß keiner von den Bewohnern des Dorfes *Kapapala* entkommen konnte. Der Schlamm bedeckte eine Fläche von $2\frac{1}{2}$ Meilen Länge und $\frac{1}{2}$ Meile Breite in einer Höhe von 40 bis 60 Fuß; heute ist er schon wieder überwachsen und bietet eine üppige Weide.

Ein benachbarter Viehpfad, *Kapapala Ranch*, ist der letzte Pfad auf dem Wege zum Kilauwa, wo man Trinfwasser erhalten kann und ist deshalb, sowie wegen der bekannten Gashrubsthaft seiner Besitzer, eine beliebte Oastelle für die Touristen, welche die Vulkane besuchen wollen. Hier beginnen die Laven des Kilauwa und des *Mauna Loa* sich zu vermischen. Ersterer wird zwar gewöhnlich nur für ein Anhängsel des *Mauna Loa* gehalten, ist aber viel unabhängiger von ihm, als man annimmt, nach besonders von Süden her deutlich ins Auge fällt. Der Boden ist häufig hoch und überall sieht man die charakteristischen Tunnelbildungen, wie sie entstehen, wenn ein Lavaström unter der schon erstarrten Kruste noch langsam weiter fließt; manche davon sind 4 bis 5 Meilen lang und 60 bis 80 Fuß weit, andere bilden nur kurze, aber geräumige Höhlen und schrumpfen dann zu einem engen Gang zusammen. Diese Höhlungen sind so zahlreich, daß man sie bei der Berechnung der Gesamtmaße der Vulkane erstlich in Betracht ziehen muß.

Eine Zeit lang zieht der Weg zwischen den beiden Vulkanen hin. Man trifft hier eine Anzahl Abzweigungen, die auf einer vom Kilauwa auslaufenden Radialspalte an einander gereiht sind. Ähnliche Spalten laufen auch nach anderen Seiten von dem Vulkane aus; daß sie vollkommen unabhängig sind von dem Radialspaltensysteme des *Mauna Loa*, ist auch ein schlagender Beweis für die Selbstständigkeit des Kilauwa. Weiterhin verläßt der Weg die oberste Terrasse und wendet sich nun über nackte *Pahoehoe*felder der Höhe zu. Es ist eine unbeschreibliche Einsöde, ringum nur die nackte braune Lava mit ihrer selbstsam gesommeten höckerigen Oberfläche, ein großartiger, feierlicher, aber trostloser und monotoner Anblick, der sich nur mit dem ersten Erblicken des Meeres oder der Wäse oder eines nordischen Eisesfeldes vergleichen läßt. Ähnliche Lavaflächen finden sich nur noch am *Santa River* in Nordamerika und vielleicht in Island. Ein paar Meilen weiter legt sich ein hoher Damm aus wild zerfessenen Schollen quer über die *Pahoehoe*, der Rand eines *A-a*-Feldes, das früher die Erröschung des Kilauwa von dieser Seite her sehr erschwerte; es wird von einem Strom gebildet, der vom *Mauna Loa* 35 Meilen weit bis zur Meeresschwelle bei *Punalua* reicht, aber aufstehend schon in vorhistorischer Zeit ergossen wurde. Man hat an seiner schmälsten Stelle, wo er nur ungefähr eine Meile breit ist, einen guten Weg schnurgerade darüber gehend, und so gelangen die Reisenden ganz bequem hinüber und folgen seinem Rande einige Stunden lang, bis der Pfad sich ganz direkt dem Kilauwa zuwendet. Der Aufstieg ist so ganz allmählich, daß man ihn nur mit Hilfe des Barometers

konstatiren kann. Etwa 12 Miles weiter legt sich wieder eine Barriere in den Weg; der Reisende erstigt sie durch eine kleine Regenschlucht und steigt plötzlich auf einer schmalen Plattform, welche dicht vor ihm gegen 500 Fuß in einen ungeheuren schwarzen Kessel abstürzt; er steht am Rande des Kilanea.

III. Der Kilanea.

Ko. Der Weg von Kau herauf trifft den Kilanea an dem Westrande und zieht um sein Nordende herum nach dem am Ostlande gelegenen Volcano Houa, wo die Besucher Nachtquartier nehmen. Schon nach anderthalb Miles steigt man steil empor zum höchsten Punkte des Kilanea-Randes, 4200 Fuß über dem Meere. Hier bietet sich an wolkenfreien Tagen eine wunderbare Herrlichkeit. Unmittelbar hinter dem Beschauer erhebt sich der Riesendom des Mauna Loa, der vielleicht nirgendwo einen so großartigen Eindruck macht als von hier aus; im Norden ragt, kaum minder großartig, der Mauna Kea und gerade zu Füßen liegt 700 Fuß tief der Boden des Kilanea, eine schwarze dampfende Ebene, aus welcher eine wild zerfissene chaotische Felsmasse vielleicht bis zur halben Höhe des Randes aufragt. Eine schwarze steile Felsenwand umgibt die Ebene ringsum, aber unmittelbar am Rande beginnt wieder die tropische Vegetation in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht. Aber nur auf einer Seite, denn die lange Kasse des Kilanea bildet eine so scharfe Wetzerschneide, wie man sie schwerlich zum zweiten Male auf der Welt findet; darum aus der Windseite ewiger Regen und üppiger Pflanzenwuchs, auf der Leeseite die, bürre Lava.

Aber für diesmal war hier kein Weibchen; Menschen und Thiere bedurften der Ruhe und eilten dem gastlichen Volcano Houa zu. Erst am anderen Morgen begann die genauere Untersuchung, und auf den ersten Blick fiel dem Geologen auf, daß es sich durchaus nicht um einen Krater im gewöhnlichen Sinne handle, sondern zweifellos um eine Einsturzgebildung, welche in Europa nur ein Analogon hat, das Val di Vico am Aetna. Der Mauna Kea war auf der Höhe des Mauna Loa so gut wie das ungeheure Becken auf der Höhe des Haleakala sind genau in derselben Weise gebildet durch den Einsturz der Bergtrüme, welche früher ein Lavaseeferovoir überdeckte und durch dessen Durchbruch an einer tieferen Stelle ihren Halt verlor. Dutton schlägt für solche Bildungen den Ausdruck Caldera vor, dessen Annahme sich empfehlen würde. Solche Calderen haben sich nicht auf einmal in ihrer ganzen Ausdehnung gebildet, sondern sind durch Nachstürze immer größer geworden. Auch am Kilanea läßt sich das in der Stufenbildung der Wände erkennen, welche die Anlage von sicheren Plätzen nach der Bodenfläche hinab erleichtert hat.

Dutton fand den Kilanea nicht als den ausgebreiteten Feuersee, wie er gewöhnlich beschrieben wird. Fast zwei Meilen weit vom Rande erstreckt sich neugebildete schwarze Basalte, dann erhob sich ein steiler, gegen 100 Fuß hoher Schlackenwall und erst auf seinem Gipfel sah er sich am Rande eines Lavasees von nierenförmiger Gestalt, etwa 450 Fuß lang und 300 Fuß breit, umgeben von senkrechten Wänden von 15 bis 20 Fuß Höhe. Eine schwarze Lavatruffe überdeckte die Feuermaße, nur hier und da schimmerte die Gluth durch; die Hitze war durchaus nicht unerträglich. Dann und wann bricht einmal die Gluth durch und die Lava sucht für ein paar Minuten an einer kleinen Stelle, aber bald schließt sich die Öffnung wieder. Dann bilden sich Risse am Rande, Lava tritt aus, aber auch sie überdeckt bald wieder eine schwarze Kruste. Auf einmal ändert sich

die Scene; ein Reyweert von Spalten überzieht die ganze Oberfläche, Scholle um Scholle versinkt in der Gluth, die ganze Oberfläche wird eine lodende Masse und hebt sich langsam empor, die strahlende Hitze wird unerträglich und zwingt zum Rückzuge. Aber schon nach wenigen Minuten beginnt die Oberfläche matter zu werden, es bilden sich dunkle Schollen und bald ist wieder die ganze Oberfläche schwarz und das Spiel beginnt von Neuem. Ein solcher Vorgang dauert 40 Minuten bis etwa zwei Stunden. Die Erklärung des regelmäßigen Wechsels ist nicht ganz einfach. Gewöhnlich nimmt man an, daß Lava bei einer Temperatur, die wenig über dem Erstarzungspunkte liegt, spezifisch am leichtesten ist und dann allmählich schwerer wird; sobald sie vollständig fest geworden ist, kann sie darum nicht mehr auf der flüssigen Masse schwimmen und sinkt unter. Dutton bezweifelt aber, daß die von unzähligen Luftblasen erfüllte feste Lava wirklich schwerer sei als die flüssige und schlägt darum eine andere Erklärung vor. Er nimmt an, daß die obersten paar Zolle der Kruste durch die bei der raschen Abkühlung gebildeten Luftblasen leicht genug sind, um sich schwimmend zu erhalten, daß aber sich dann an ihrer Unterseite andere Schichten absetzen, die langsamer abkühlen und darum weniger Luftblasen bilden; diese sinken darum spezifisch schwerer und schließlich wird die Kruste so dick, daß die flüssige Lava sie nicht mehr trägt und sie bricht zusammen.

Auch bezüglich der Bildung von Fels's Haar ist Dutton anderer Ansicht als die meisten Geologen. Gewöhnlich nimmt man an, diese haarförmigen Schladen bildeten sich, indem die lodende Oberfläche des Lavasees kleine Partikelchen in die Höhe schleuderte, die vom Winde ausgezogen und wegggeführt werden. Dutton sah sie massenhaft entstehen, obgleich die Lava nicht lodte und nur ein schwacher Wind wehte. Er schreibt ihre Entstehung dem entweichenden Wasserdampfe zu; jedes Bläschen nimmt eine Umhüllung von zäher Lava mit empor und zieht sie zu Wölle an, wenn es von der erhitzen Luft emporgehoben wird.

Die Lavaseen des Kilanea nördlich ihre Stelle ziemlich häufig. Der gegenwärtige, als New Lake bekannte, hat sich 1881 gebildet; 1878 war ein größerer am Nordende, dessen Stelle heute nicht mehr bestimmbar ist, 1855 bestanden fünf oder sechs. Heute besteht noch ein zweiter Lavasee, den die Eingeborenen für den Hauptsee ansehen und darum Halea mau mau nennen, wie früher der ganze Krater hieß. Er liegt auf der Höhe der oben erwähnten bis zur Hälfte der Umwallung aufragenden Schladenmasse und ist in rändigem Sieden und Kochen begriffen, so daß sich hier eine Kruste nicht bilden kann. Die Annäherung ist schwierig und gefährlich, da auch die Umgebung eine lebhaftere Thätigkeit zeigt; seine Länge beträgt 1000, seine Breite 600 Fuß. Das Kochen, offenbar durch entweichende, wahrscheinlich schwefelige Gase bebingt, findet nur an einigen öfter wechselnden Stellen statt; die sogenannten „blowing cones“, verkehrt trichterförmige Schlackenmassen, welche aus einer Öffnung an der Spitze Dampf ausstoßen, wurden nicht gesehen. Der Halea mau mau zeigte überhaupt keine schwimmenden Schladen.

Ein dritter großer Lavasee, Old South Lake, bestand bis 1880 in der Mitte des Caldera; er ist nun vollständig übertrübt, aber nicht weniger als erloschen; aus den Spalten quillt immer noch von Zeit zu Zeit Lava hervor und man muß beim Betreten der Stelle sehr vorsichtig sein.

Eine Vergleichung des heutigen Zustandes mit dem von älteren Besuchern beschriebenen scheint auf eine Abnahme der Feuererscheinungen zu deuten, aber es wäre ein großer Irrthum, wenn man daraus auch auf eine Abnahme der

vulkanischen Thätigkeit schließen wollte. Vor Allen ist die Caldera heute um 400 bis 500 Fuß weniger tief als vor 40 Jahren, die Lavamasse also um eben so viel gesunken, und kurz nach Dutton's Besuche durchbrach sie die Schladendecke und verwandelte ungefaßr in einen ganzen Monat die Hälfte des Calderabodens in einen ungeheuren Vavaser, indem ohne daß ein Durchbruch nach außen erfolgt wäre.

Die Caldera des Kilauwa wird vom Mauna Loa durch eine Einkinkung getrennt, die allerdings nur 340 Fuß tief ist; sie muß aber schon deshalb als ganz unabhängig von ihm angesehen werden, weil es absolut unmöglich war, daß die Lava im Schlande des Mauna Loa 9300 Fuß höher emporsteigen könnte, wenn sich unten eine kommunizierende Oeffnung befände. Kilauwa liegt aber nicht auf dem höchsten Punkte der von ihm aufgebauten Kasse, sondern ein paar Miles westlich davon; alle Vavastrome gehen darum auch nicht von dem Caldera, sondern von der Spitze aus, und ebenso die Spalten, aus welchen die Aschenegel stiegen. Hier finden sich auch Quarzstein und andere Auswurfprodukte, vielleicht die Zeugen des Ausbruches von 1789, welcher in den Traditionen der Kanaken eine große Rolle spielt und bei welchem das Herz des Königs Keoua von Hilo, das zum Angriffe gegen Kau vorrückte, von den Schwefeldämpfen der erzürnten Fels vernichtet wurde. — Am Südbende der Caldera fließt ein gähnender Spalt von 12 bis 15 Fuß Breite, in der Umgegend als der 16-Mellen-Spalt bekannt, weil er sich in gerader Linie 16 Meilen weit erstreckt; er trägt längliche Aschenegel und stößt an verschiedenen Stellen noch Dampf aus.

Weiter östlich liegt eine kleinere, doch immer 1500 bis 1600 Fuß im Durchmesser messende Caldera, Kilauwa-iti, Klein-Kilauwa genannt, und noch etwas weiter eine zweite, größere, Poli-o-o-Reawe genannt. Kleinere Einkinkungen finden sich in Menge längs einer Linie, welche bis nach Nanawale am Meere reicht. Hier ist nach der Tradition noch unter der Regierung eines jeden Königs ein Ausbruch erfolgt, der letzte im Jahr 1840; das ganze Gebiet ist nun aber so dicht mit Wald überwachsen, daß genauere Untersuchungen sehr schwierig sind.

Dutton denkt sich die Entstehung des Kilauwa in folgender Weise. Eine mächtige Lavamasse ist aus der Tiefe bis nahe an die Oberfläche vorgeedrungen, mit oder ohne eigentliche Eruption; die glühende Masse schmilzt einen Theil der oberflächlichen Felsen; sinkt dann ihre Oberfläche plötzlich in Folge eines Vavaburchs im tieferen Niveau, so verliert die Decke ihren Halt und ein Theil stürzt ein. Nach dem Aufhören der Eruption steigt die Lava wieder und der Proceß beginnt von Neuem, und der nächste Ausbruch vergrößert die Caldera. Daß der Boden, unter welchem doch zweifellos überall Lava glüht, nicht einsinkt, wie an dem New Vale, scheint davon herzufließen, daß er ausschließlich aus ganz leichter blasiger Basaltlava besteht.

IV. Der Mauna Loa.

Reisen, welche vom Kilauwa aus den Mauna Loa betreiben wollen, gehen gewöhnlich bis Kapapala zurück und benützen von dort aus einen bequemen Weg. Dutton hatte aber dazu gar keine Zeit und beschloß den direkten Aufstieg zu versuchen. Der Weg führt über reiche Grasflächen und durch die charakteristischsten Wälder des Koa-baum, die früher den Eingeborenen ihre Canoes und jetzt ein gesuchtes Tischlerholz liefern; er herrscht in den Zonen von 4000 bis 6000 Fuß vor und bildet noch ausgebreitete Bestände, hat aber neuerdings sehr durch das ver-

wilderte Rindvieh gelitten, das keinen Nachwuchs aufkommen läßt.

Ein mächtiger rauher Vavastrom zwingt zu einem erheblichen Umwege, auf welchem sein unteres Ende umgangen wird; dann steigt man zu einem Viehstall hinauf, wo eine cementirte Gitterne Trichteröffnung für Menschen und Vieh liefert; in der Nähe sind die Ueberreste einer dritten Terrasse noch ziemlich deutlich zu erkennen. Hier in Kinapo machen alle Bergbesteiger Halt, denn hier findet man zum letzten Male Feuerholz, Wasser und Gras beisammen. Das Gehir liegt in 4200 Fuß Höhe und bietet eine prächtige Aussicht aufs Meer hinaus. Auch Dutton machte hier Station, um zunächst einmal die Ausbruchsstelle von 1880 zu besuchen. Unter Führung eines eingeborenen Regensjägers brach er am anderen Morgen dorthin auf, schlug aber schon in 6700 Fuß Höhe das Lager auf, um zunächst einmal die mühseligen Vavastrome zu erschließen; beim Morgengrauen am nächsten Tage ging es weiter hinauf, immer über saubere Lava, zwischen unzähligen Strömen verschiedener Alters hindurch. Mit möglichster Vermeidung des Aas, der immer vorherrschender wird, bringt der Führer den Reisenden bis zu 11800 Fuß, aber hier können die Maulthiere nicht weiter und müssen zurückgelassen werden. Etwa eine Meile weiter erreicht man die ungeheure Spalte, aus welcher der Vavastrom von 1880, einer der größten, die je beobachtet wurden, hervordruch; sie ist bald eng, bald erweitert sie sich zu Höhlen und Völkern, in deren Tiefe man die obidianartige Lava sieht. Nirgend ist ein Auswurfsegel zu erkennen, die Lava ist ausgetrömt wie eine ruhige Quelle. Sie ist an drei verschiedenen Stellen und zu verschiedenen Zeiten ausgebrochen; der erste Strom floß in den Raum zwischen den beiden Bergen und bedeckte innerhalb dreier Wochen etwa 12 bis 15 Quadratmiles. Etwa später brach ein wenig tiefer der zweite Strom aus und überdeckte einen Raum von 10 Miles Länge und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meile Breite nach Kau hinunter; der Hauptstrom war aber erst der dritte, der wieder etwas tiefer ausbrach und bei einer Länge von 45 Miles und einer Breite von 3 Miles erst ganz kurz vor dem Hafen von Hilo Sta machte. Dem Ausbruch war eine lebhaftere Thätigkeit in der Gipfelcaldera vorausgegangen, ganz wie man dieselbe auch 1855 und 1859 beobachtete; die Ausbruchsstelle liegt etwa 800 Fuß unter dem Boden derselben. Nur wenig weiter nordwestlich liegt die Ausbruchsstelle von 1855, so wenig auffallend, daß man kaum glauben mag, daß aus ihr die Lava ununterbrochen dreißig Monate lang floß.

Nach einem sehr nötigen Rasttage in Kinapo brach Dutton zur Bestimmung des Gipfels auf; es führt nur ein passbarer Weg dahin, der ohne Führer nicht zu finden ist, auf dem man aber bis zur Spitze hinaufkriechen kann. Man kann die Entfernung, 20 Miles oder 10 Wegstunden, in einem Tage machen, aber Dutton zog vor, zwei Tagemärsche daran zu wenden und an der Vegetationsgrenze zu lagern. In der Waldregion bietet sich überreiche Gelegenheit zur Jagd; alle eingeführten Hausthiere, selbst Pferde und Esel, treiben sich hier verwildert herum, am häufigsten sind Kinder und Ziegen; die gleichfalls sehr häufigen Schweine hält Dutton nicht für verwilderte Hausschweine, sondern für eine eigenthümliche, der unbewohnten nächst verwandte Rasse. In nächster Nähe des Lagers, das bei 6700 Fuß aufgeschlagen wurde, gelang es noch am Nachmittage, ein paar Schweine und eine junge Rau zu erlegen und so die Vorräthe reichlich mit frischem Fleische zu versorgen.

Am anderen Morgen genügte ein halbstündiger Marsch, um die letzten Spuren der Vegetation hinter sich zu lassen,

und ein fünfständiger Ritt brachte den Reisenden auf die ansgebehrte Hoehfläche, welche den Gipfel des Manna Loa bildet. Sie hat eine Länge von fünf, eine Breite von vier Meilen, und man hat noch ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen zurückzulegen, bis man an den Rand der Caldera, des Matuaweweeo, gelangt. Die Hoehfläche ist rauher und unebener als die Abhänge, kleinere Lavamassen haben sich aus unzähligen Spalten ergossen, aber nirgends sieht man eine Spur von einem Achenegel.

Ganz plötzlich steht man an dem senkrechten Rande der Caldera. Der Anblick ist großartiger als der des Kilaua, obgleich die Dimensionen etwas geringer sind. 600 Fuß tief stürzen die Felsen ringum senkrecht ab und nur an einer Stelle ist ein Abstieg möglich. Von vulkanischer Thätigkeit war augenblicklich durchaus nichts zu bemerken, keine glühende Lava, keine Spur von Dampf, der Vaseen völlig überbündet. Aber es waren kaum zwei Jahre seit der großartigen Eruption verlossen, wo der Matuaweweeo Lavamassen bis zu 1000 Fuß Höhe emporgeschleuderte und die ganze Gegend erschütterte, bis die Lava von 1880 durchbrach. Die Caldera ist etwa drei Miles lang, $1\frac{1}{2}$ breit, ihr Boden besteht ausschließlich aus schwarzer Lava, die jedoch nicht in einer Ebene liegt; nur an der Westseite stand ein kleiner Achenegel dicht am Rande, erst 1878 entstanden. Am Nordoststrand kann man ohne sonderliche Gefahr hinabsteigen, erst am senkrechten Abhange über dem erstarrten Vaseen findet man Schwierigkeiten. Der Boden gleicht im Ganzen dem des Kilaua, nur daß die Vaseen fehlen; selbst ein dem Polio-keawe entsprechender kleinerer Anhang findet sich. Es scheint aber, als ob die Lavamasse selbst nach schweren Ausbrüchen nicht in derselben Weise in die

Tiefe sankte, wie man das zu wiederholten Malen am Kilaua beobachtet hat. Freilich vergehen aber auch Jahre, ohne daß Jemand den Gipfel des Manna Loa bestiege, während Kilaua so zu sagen unter fortwährender polizeilicher Aufsicht steht.

Tutton verbrachte eine Nacht in der Caldera, aber sie erweckte keine Sehnsucht nach einer zweiten. Die Erforschung der Umgegend lieferte ihm den unumstößlichen Beweis, daß auch Matuaweweeo nicht die Folge einer ungeheuren Explosion ist, welche den Gipfel des Vulkan hinwegschleuderte, sondern ein Einsturzbeden, gerade wie Kilaua. Doch finden sich auf der Höhe auch Spuren von zahlreichen Ausbrüchen, die man am Aetna oder Vesuv schon bedeutend nennen würde; sie gelangen oft gar nicht zur Beobachtung, da der Manna Loa mindestens die Hälfte des Jahres hindurch von einem dichten Wolfensgürtel verhüllt ist und sein Gipfel nur selten besucht wird.

Die Wolken beschatteten den Reisenden auch fast ausschließlich während des Abstiegs. Die des Passatwindes erheben sich nur selten über 8000 Fuß, während ihre Unterfläche bis zu 4000 und selbst 2000 Fuß hinabreicht. Ueber ihnen ist die Luft immer heiter und der 100 englische Meilen entfernte Gipfel des Palcatata auf Maui ist vom Manna Loa aus vollkommen deutlich sichtbar, während man unterhalb des Wolfensgürtels selbst auf 15 bis 20 Miles hin eine Insel von der anderen aus nicht erkennt. Zwischen 8000 bis 10000 Fuß herrscht fast konstant Windstille, weiter oben spürt man andere Luftströmungen, meist dem Passat gerade entgegen gerichtet; auch Stürme sind hier häufig, aber bis jetzt fehlen noch alle genaueren meteorologischen Beobachtungen.

Aus allen Erdtheilen.

A f r i k a.

— Dem Verlangen vieler, etwas Zusammenhängendes über diejenigen Gebiete, welche unsere Kolonialpolitik in den Vordergrund des Interesses gerückt hat, zu erfahren, kommen mehrere Publikationen aus dem Verlage von Wiegner und Schramm (Leipzig) in erwünschter Weise entgegen, indem sie das in Büchern und Zeitschriften zerstreute Material an Nachrichten und Abbildungen gesammelt und geordnet vorführen. Namentlich sind es die drei Bände von „Europas Kolonien. Von Dr. S. Roskoffsky“, welche 1) das Congogebiet und seine Nachbarländer (namentlich Stanley's Land und Brazza's Reich und die Errichtung des Congo-Kongos), 2) Südafrika bis zum Zambesi und Kap-Frio und 3) Afrika Ostliche und das Sen-Gebiet behandeln. Der Geograph von Fach findet darin natürlich vielfach Bekanntes aus älterer und neuerer Zeit; für ein großes Publikum wükten wir augenblicklich keine bessere Zusammenstellung zu nennen. Dasselbe gilt von „Karl Hager, Kaiser Wilhelm's Land und der Bismarck-Archipel“ desselben Verlags.

— Nach einer Mitteilung von Generalconsul Masclair (Gen. Mag. 1885, S. 562) ist ein prachtvolles Marmorlager bei Scler in der Provinz Cran an der sogenannten Montagne grise gefunden worden, wo sich auf einer Fläche von ca. 1500 Morgen eine ganze Masse der schönsten Marmorvarietäten, weiß, rosenroth gefärbt, auch der prachtvollste Giallo antico finden. Die Brüche gehören einem Italiener in Cran, Namens del Monte.

— Zur Ergänzung der auf S. 157 ff. des laufenden Bandes abgedruckten Mittheilungen über die Buren von Sumpata entnehmen wir einem späteren Briefe des Herrn P. J. van der Kellen noch folgende Angaben: Die Sumpata-Kommission ist unverrückter Sache zurückgekehrt, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Es ergiebt sich, daß sie nur eine Demonstration zum Zwecke hatte, und daß die Mittel nicht genügten, sich im Unbellalande festzusetzen. Am 31. August kam die Nachricht, daß die Sottentotten einen Einfall in portugiesisches Gebiet gemacht und sich Mosamedes genähert hatten; die Regierung machte keine Anstalten, ihnen entgegenzutreten, sondern erludte die Buren, dies zu thun, die jedoch sich herzlich dafür bedankten. Diese Sottentotten sind verwegene Räuber, die in früherer Zeit durch die Buren nach Damralland zurückgedrängt, jetzt aber in der Behandlung der Buren sehr geübt sind. Die englischen Händler, welche Damralland besuchten, haben sie mit den besten Hinterladern ausgerüftet, haben sie reich gelehrt und sie dann zur Jagd auf Strauße und Elephanten verwendet. So stehen sie den Buren im Gebrauche von Pferden und Waffen durchaus nicht nach und sind dadurch für die Portugiesen, von denen man nicht daselbst sagen kann, sehr gefürchtete Feinde geworden. Sie haben keine permanente Wohnungen und plündern Nichts für ihren Unterhalt; bis vor wenigen Jahren lieferte die Jagd, deren reichen Ertrag sie in der Walfischfabrik verkaufen, reichliche Nahrung, um sich Pulver und Blei und, was ihnen noch wichtiger ist, Branntwein und Kasse anzuhausen zu können. Diese Quelle ist jetzt

erschöpft, die Gleyebanten sind beinahe alle aus der Gegend verschwunden und die Potentaten sind jetzt auf Raub angewiesen, was um so mehr zu befürchten ist, als sie ihre Rüge gegen eine Kolonie richten, welche anfänglich eine gewisse Entwicklung zu erreichen. — Im nächsten Jahre (1896) wird ein großer Zugang von Waren aus Transvaal erwartet; die Furcht vor den Schwierigkeiten der Reise scheint dort nicht so groß zu sein als der Wunsch, die gegenwärtige Umgebung zu verlassen. Die Grenze, mit welcher man bei Abgang des Briefes gerade beschäftigt war, machte auf van der Kellen den Eindruck, daß der Ackerbau auf der Hochfläche noch einer bedeutenden Entwicklung bedürftig sei. Die Quantität des gewonnenen Korns ist sehr bedeutend.

— Die „Verl. Pol. Nachr.“ geben „auf Grund authentischer Angaben“ von der Ausdehnung der neuen deutschen Schutzgebiete über einige Volksstämme in Südafrika folgende Uebersicht: Das Gebiet der Hereros, des nach allen Berichten am höchsten unter jenen Stämmen stehenden Volkes, umfaßt einen fast quadratischen Flächenraum zwischen dem 19. und 23. Grade südl. Br. und dem 15. und 19. Grade östl. L. (von Greenwich). Die Bevölkerung besteht aus den eigentlichen Hereros, welche den ziemlich ebenen südöstlichen Theil des Gebietes bewohnen, und den Berg-Damara, oder, wie sie sich selbst nennen, Hantoin, welche den gebirgigen nordwestlichen Theil inne haben. Die Hauptstadt Otahandva, Residenz des Nankero, in welcher der deutsche Reichskommissar für das südafrikanische Schutzgebiet, Dr. Goering, den Vertrag mit dem Herrscher abschloß, liegt in dem eigentlichen Hererogebiete, ziemlich nahe an der Grenze des bereits längst unter deutschem Schutze stehenden Namaqua-Landes, an den Ausläufern des Gebirges. Südlich vom Hererolande liegt das bedeutend kleinere Gebiet der Bakhara von Rehoboth, zu beiden Seiten des Winderkflusses des Steinsbundes, von welchem es ungefähr in der Mitte durchschnitten wird, etwa zwischen dem 16. und 18. Grade östl. L. und dem 24. und 26. Grade südl. Br. Noch weiter südlich liegen die Gebiete der Namaqua in Gibeon (24. bis 25. Grad südl. Br. und 18. Grad östl. L.), deren Häuptling sich Rofes Witboi nennt, und der Namaqua von Herseba (23. bis 25. Grad südl. Br. und 17. bis 18. Grad östl. L.). Das Oberhaupt des letzteren Stammes, Jakobus Jaak, hat sich bereits am 28. Juli 1885 unter deutschem Protektorat gestellt. Das umfangreichste aller dieser Gebiete ist dasjenige des rothen Volkes, dessen Häuptling, der Kapitän Nanasse, zu Doodanass residirt. Das rothe Volk hat die Landstriche inne, welche die vier oben beschriebenen Gebiete im Osten in einem großen Bogen umfassen, und welche sich etwa als ein nach Westen gebogenes Horn darstellen, dessen Basis auf dem Namaqua-Lande ruht, während seine Spitze, das Herero-Land umschließend, bis an das Ovambo-Land heraustritt. Seine südliche Grenze läuft von der nördlichen Biegung (zu West) des Oranje-Flusses, sich bis über den 22. Grad östl. L. hinaus in die Kalahari-Wüste hineinziehend und den 20. Grad östl. L. ungefähr unter dem 19. Grade südl. Br. faneidend, bis etwa zum 17. Grade östl. L., nördlich vom Ovambo-Flusse. Allerdings liegt dieses Gebiet zu einem Theile in der englischen Interessensphäre, es werden also dort, wie es auch der scheinbare Punkt des Vertrages vorseht, noch genauere Grenzbestimmungen notwendig werden, wie denn überhaupt die Gebiete aller dieser, zum größten Theil nomadischen Stämme bisher durchaus nicht sehr Grenzen aufwiesen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der letzte Census der hawaiischen Inseln vom Jahre 1884 hat nach „Nature“ im Vergleiche zu demjenigen von 1873 einige bemerkenswerthe Resultate ergeben. In diesen sechs Jahren haben sich die unvermischten Eingeborenen von 41 088 auf 40 014 vermindert, die Mischlinge dagegen von 3420 auf 4218 vermehrt. 1878 zählten die hawaiischen Einwanderer nur 5916 Köpfe, 1884 aber das Doppelte: 17 931. Alle anderen Bestandtheile der Bevölkerung haben gleichfalls zugenommen: die portugiesischen Arbeiter von 436 auf 1377, die Einwanderer aus den Vereinigten Staaten von 1276 auf 2066, die britischen Unterthanen von 883 auf 1282, die Deutschen von 272 auf 1600 u. s. w. Die Zahl der im Archipel von fremden Eltern geborenen Kinder wuchs von 947 (1878) auf 2040 (1884), die Gesamtbevölkerung von 57 985 auf 80 578, trotzdem die Eingeborenen in den sechs Jahren um etwa 10 Proc. abgenommen haben. So haben wir hier das friedliche Glücken einer Rasse aufzuweisen in Folge von Ratsgesetzen vor Augen. Die Damaier regieren sich selbst unter einem einheimischen Souverän und unter ihren gewohnten Verbindungen, und doch verschwinden sie reichend rasch, einlad in Folge der Kamenheit anderer Stämme, ohne Krieg oder irgend eine andere der Ursachen, welchen man gewöhnlich den Verfall der Völker zuschreibt. So bieten die sozialen Verhältnisse jenes Archipels gerade jetzt in mehrfacher Hinsicht ein interessantes Studium dar.

Nordamerika.

— Der englische Geologe Melford Wade macht in seiner Erörterungsrede in der geologischen Gesellschaft in Liverpool darauf aufmerksam, daß die von den amerikanischen Beobachtern herausgerechnete Periode, innerhalb deren der Mississippi sein Flußgebiet um einen Fuß erniedrigt, im 6000 Jahren um mindestens ein Viertel zu lang gegriffen ist, da man dabei nur die dem Wasser mechanisch beigegebenen Substanzen in Betracht gezogen hat. Rechnet man auch die gelösten Stoffe mit, so genügen schon 4500 Jahre, um das Land um einen Fuß zu erniedrigen.

— In Guanajuato in Mexiko, wo seit Menschenzeiten kein Schmelzsalz vorgekommen ist, fielen nach einer Mittheilung im „American Naturalist“ am 5. Februar dieses Jahres bei + 4 bis 5°C. binnen wenigen Stunden 8 Zoll Schnee.

— Schon in den alten Zeiten vor der spanischen Eroberung war nach Dr. O. Stoll (Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883) der Kakao ein beliebtes Nahrungsmittel der Indianer gewesen. Einguischte Gründe machen es höchst wahrscheinlich, daß der Gebrauch des Kakaos aus Mexiko aus zu den Raza-Stämmen von Centralamerika verbreitet habe. In mexikanischen Rahuat bedeutet Cacaoall die Kakaobohne, und die sämtlichen, in den Sprachen der Raza-Familie gebräuchlichen Ausdrücke für Kakao sind höchst Vermuthungen dieses mexikanischen Wortes. Kakaobohnen dienten in den vorspanischen Zeiten als Münze, und heute noch bedienen sich die Indianer vieler Gegenden bei ihren kleinen Handelsgeschäften häufig derselben als Scheidemünze, wobei etwa 16 Bohnen für einen Cuatillo (1/4 Real = 16 Centimes) gerechnet werden. Acht Bohnen gelten als „Racion“.

Inhalt: Dienstov's Reise in Westbork und Babylonien. XXXI. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Wegger: Holländisch-Indien im Jahre 1886. I. — Die Sandwichsinseln und ihre Ruffen. II. III. IV. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 29. April 1886.)

Redaktion: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dienlafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Nings um das Lager des Fürstenthums Mohanmed dehnen sich weite Getreidefelder und grüne Weiden aus; weiterhin zeigen sich längs der von Karawanen belebten Straße nach Dizful zahlreiche Dörfer, deren Gärten die Fruchtbarkeit des Bodens beweisen, welchem vielfach nur die Arbeit des Ackerbaues und die Bewässerung fehlt. So zogen sie von Dase zu Dase hin, bis sich Dizful ihrem Blicken darbot. Die Stadt liegt an dem aus den Bergen Kurdistan herabkommenden Ab-Tizful und zieht sich amphitheatralisch auf einem sehr steil abfallenden Ufer hin; ihr Anblick ist ein überaus freundlicher. Schon lange, ehe die Karawane sie erreichte, erfreuten sich die Reisenden an ihren von der Abendsonne beschienenen Gärten, den übereinander aufsteigenden Terrassen der Häuser und der großartigen Brücke, der die Stadt ihren Namen verdankt (diz = Festung, pal = Brücke, also Tizful = Festungsbrücke). Dieses Bauwerk, den Angaben der persischen Geschichtsschreiber zufolge von Ardeschir Bagagan angeführt, besteht aus riesigen Pfeilern, welche nach römischer Art aus Gussmetall mit einer Ueberkleidung von Hausteinen errichtet sind, während die ältesten aus Ziegeln erbauten Bögen in ganz persischem Stile auf die Zeit Sultan Saladin's zurückgehen.

Bei vollkommener Nacht ließen die Reisenden ein großes plumpes Gebäude, die Sommerresidenz des Gouverneurs, zur Linken und betraten die Brücke. Das am anderen Ende derselben gelegene Stadthor war schon seit Sonnenuntergang geschlossen und der Wächter weigerte sich, es zu

öffnen. Marcel Dienlafoy reichte also zunächst dem letzteren ein Trinkgeld hinüber, aber dieser fand dasselbe ungenügend und gab es mit widerwilliger Geste zurück, in der Hoffnung, daß es vergrößert würde. „Das Thor“ — sagte er — „wird bei Sonnenaufgang geöffnet werden; laß mich schlafen.“ „Du findest das Geschenk zu klein?“ schrie Marcel, indem er mit dem Kolben seiner Flinte gegen das Thor schlug. „In einer Viertelstunde wirst du mich umsonst zum Statthalter führen. Inzwischen laufe zum Hakim und bringe ihm diesen Brief Sr. Hoheit Sella Sultan; die Leute im Palaste werden dir schon sagen, ob du klug gehandelt hast!“ Durch diese Drohung eingeschüchtert, nahm der Wächter das Schreiben, prüfte das Siegel, wurde plötzlich milde gestimmt und reichte den Begleitern des Reisenden zur Verabingung eine brennende Wasserpeise hinaus. „Entschuldige mich, Excellenz, das Land wird von Räubern unsicher gemacht. Ich glaube, es mit Beni Yän zu thun zu haben. Gleich suche ich die Schüssel.“ Damit entfernte er sich. Inzwischen stellte sich ein Genosse von ihm ein und theilte: „Excellenz, schenke einem Unglücklichen, der im ersten Schlafe gestört worden ist, ein kleines Palschisch!“ „Erst öffnen“ — war die Antwort — „dann wollen wir weitersehen.“ Und dann öffnete sich das alte Thor, in seinen Angeln knarrend, um die kleine Karawane einzulassen und mit ihr zugleich einige Kohlenbrenner, welche gleichfalls zu spät gekommen waren und sich schon darauf gefaßt gemacht hatten, die Nacht auf ihren Bündeln gelagert hinzubringen.

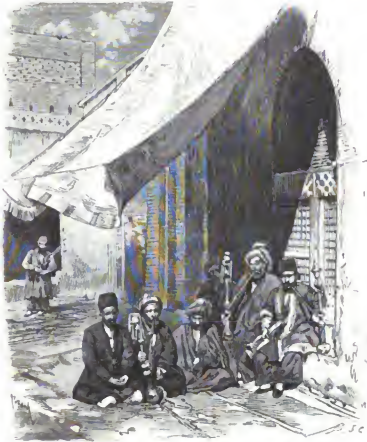


Ishtar und seine Brücke.

Ihm vorausgeschickt worden war, führte man der Thormächter die Aufschwünge durch die schmalen, gewundenen Straßen von Dizful; die Thiere walteten in dem Kinnsteine, der die Mitte der Gassen einnimmt, die Fußgänger drückten sich auf einem schmalen Zeige an den Häusern entlang, aber alle erreichten schließlich ihr Ziel. Das prinzipielle Ziel verschaffte den Reisenden ein gut verwahrtes Zimmer, das ihnen nach den im Sumpfe und unter den Zelten der Beni Käm verbrachten schrecklichen Nächten doppelt wohlthun und gemüthlich erschien. Die nächsten Tage goß ohne Aufhören der Regen von Himmel herab und erlaubte es den Reisenden nicht einmal, auf die Terrasse des Hauses zu steigen und von dort aus dem Ruinenhügel von Susa wenigstens einen Blick aus der

Ferne zuzuwenden. So vertrieben sie sich die Zeit dadurch, daß sie mit ihren Wirthen Höflichkeit austauschten.

Arabisfan, eine der wichtigsten Provinzen des südwestlichen Persiens, wird gegenwärtig von einem Theim des Schahs, Dschahmet Saitane mit Namen, regiert, welcher seine Residenz in jeder Jahreszeit verlegt. Die meiste Zeit wohnt er in Schuster, im Frühlinge aber kommt er nach Dizful, wo die Temperatur kühler ist, als in seiner Winterresidenz. Während seiner Abwesenheit ist die Verwaltung der Stadt einem Stellvertreter (Majed Yulumei) anvertraut. Dieser Untergewalt, begleitet von seinen Mirzas oder Sekretären, stellte sich den Reisenden zur Verfügung und suchte sie zu überreden, in Dizful das Ende der Regenzeit abzuwarten. Wie er den Fremden mittheilte, wäre die



Die Mirzas (Sekretäre) des Statthalters von Arabistan.

Stadt im Aufschwünge begriffen und verdiente viel eher als das verfallene Schuster Hauptstadt von Arabistan zu sein. Die Bevölkerung hätte sich seit einigen Jahren verdoppelt und der Handel eine Ausdehnung und Entwidlung genommen, von welcher bei Schuster nie die Rede sein könnte. In den fruchtbaren Ebenen der Umgegend erzielte man mühelos die schönsten Getreiderenten, die Heerden lieferten eine durch ihre Reinheit berühmte Wolle, und die gut rentirende Jäbigokultur versorgte zahlreiche Färbereien, welche bei aller Ursprünglichkeit den Webern die Fäden lieferten zur Fabrikation der blau und weißen Tschader, die von den Frauen des gemeinen Volkes und der mittleren Klassen getragen werden. Weiter lobten die Mirzas das „süße“ Wasser des Ab-Dizful, die Kühe der Zizamin (unterirdische Wohnräume), welche in dem Konglomerate, auf

welchem Dizful erbaut ist, angelegt sind, und vor Allem die unvergleichliche Straßenpolizei, die Reinlichkeit der Stadt, mit welcher es freilich nicht viel auf sich hat. Wenn nicht die winterlichen Regengüsse die Straßen in Vießbäche verwandelten und allen während des Sommers aufgeschwüpften Unflath mit hinwegspülten, würde wohl auch Dizful darin anderen Städten des Orients vollkommen gleichen. In Wahrheit wird Dizful erst dann eine blühende Stadt werden, wenn es auf persischer Seite mit dem persischen Meerbusen oder auf türkischer Seite mit dem Tigris in regelrechte Verbindung gebracht wird. Verdant nicht z. B. Amara sein Dasein und seinen Wohlstand den Karawanen, welche kühn genug sind, den Beni Käm, der Wüste, dem Bitterwasser und den Schuipfen Trotz zu bieten?

Beim Abschiednehmen fragte der Majed Mme. Dien-

lafy, ob es ihr vielleicht angenehm wäre, seinen Anderun (Harem) zu besuchen, und gab ihr, nachdem sie die Frage bejaht hatte, seinen Sohn als Führer mit, der seine Sache vortrefflich machte. Es war merkwürdig zu sehen, wie dieser kleine Ceremonienmeister die Fremde unter tausend Vorsichtsmassregeln über die mehr oder weniger unsicheren Terrassen, welche alle Häuser der Stadt unter einander in Verbindung setzen, führte und, nachdem er sie in das Anderun eingeführt, seine einzige der so verdickten Eilettevorschriften vergaß, z. B. den Frauen Stillschweigen gebot, wenn ihre Unterhaltung zu lebhaft wurde, und sie gebietend zurückwies, wenn sie sich dem Besuch allzu sehr naheten.

Der erste Besuch galt der Ältesten unter den Frauen des Untergouverneurs, der Bibi Scham Sedschu. Beim Eintreten der Französin erhob sich dieselbe, ergriff ihre

Hand, führte sie zum Zeichen der Achtung an ihre Stirn und wünschte ihr „chosch amadia“ (Willkommen). Dann wies sie ihr einen großen hölzernen Stessel, der in der Mitte des Zimmers stand, zum Sitze an. Dieses Möbel hat seine Geschichte. Gebaut wurde es zu Ehren von Sir Kenner Vostus, als er vor etwa drei Jahrzehnten der mit der Absteckung der türkisch-persischen Grenze beauftragten Kommission präsiidierte. Nach seiner Abreise gerieth der „Tacht“ oder Thron, wie ihn die Damen von Tiflul bezeichnen, in Vergessenheit, und nur bei Ankunft von Europäern wird er aus dem Staube hervorgeholt, um für kurze Zeit einmal wieder seine ursprüngliche Bestimmung zu erfüllen.

Mme. Dicaulafy nahm gravitatisch Platz, und Scham Sedschu nebst ihren zahlreichen, aus dieser Veranlassung



Indigofärberei bei Tiflul.

versammelten Freundinnen hosten sich um den Besuch herum und dann erfolgte ein dreimaliger Austausch von Fragen nach der kostbaren Gesundheit der anderen Partei. Bibi erklärte, sie sei Morgens mit heftigen Kopfschmerzen erwacht, aber die Freude, die französische Dame bei sich sehen zu können, habe dieselben vertrieben. Der enthusiastische Weisfall der persischen Damen zeigte, wie sehr diese wohlgedrehteste Phrase dem persischen Geschmack entsprach. Da Mme. Dicaulafy dieselbe nicht zu überbieten vermochte, begnügte sie sich damit, eine dankende Verbeugung zu machen.

Bibi Scham Sedschu ist eine Perserin, wie ihre un-durchbohrten Nasenflügel zeigen; als verständige Frau versteht sie es, ihre entzündeten Reize durch eine angenehme Unterhaltung zu erlösen, und sie findet keinen Gefallen an den Plattheiten, mit welchen Europäerinnen sonst in den

Anderen traktiert werden. Leider steht ihre Bildung nicht auf der gleichen Höhe, wie ihr guter Wille; die einfachsten Begriffe in der Geographie fehlen ihr. Von Farangistan hat sie wohl gehört, und daß dort die ungläubigen Engländer und Russen hausen, die Schweinefleisch essen und Schnaps trinken; aber der Name Frankreich ist ihr unbekannt geblieben. Beim Anblide der kurzen Haare, welche Mme. Dicaulafy trug, glaubte sie, daß Allah nur den Perserinnen lange, weiche Zöpfe verliehen habe, um seine treuen Anhänger damit zu erfreuen, und die blonde Farbe hielt sie für das Produkt irgend welcher Zauberei, denn sie kam ihr, wie allen Perserinnen, die pechschwarzes Haar hatten, unnatürlich vor. Vergeblich versuchte die Französin ihr klar zu machen, wie lästig langes Haar auf einer großen Reise sei; aus naheliegenden Gründen verzichtete sie darauf, auf

die Gefahr des Ungelesers hinzuweisen. „Aber warum muß man sich denn täglich lämmen?“ — erwiderte Bibi Scham Sedschu erstaunt — „wöchentlich einmal, wenn man ins Bad geht, reicht doch vollkommen aus!“

Nun wurde Thee gebracht; die erste Tasse wurde dem Gast gereicht, die zweite ihrem Führer, dem Sohne des Untergouverneurs, der sie als Angehöriger des männlichen Geschlechtes ruhig hinnahm und nicht daran dachte, sie der Frau seines Vaters oder deren Freundinnen anzubieten. Zuletzt probirten sämmtliche Damen den weißen Helm der Französin auf, bewunderten sich in einem stückchen Spiegel und wollten sich dabei vor Lachen ausschütten; denn brach Mme. Dienlaffoy auf, um, wenn möglich, in einem Tage den Besuch der vier Anbetern, wo sie erwartet wurde, abzumachen.

„Nun gehen wir zu meiner Mutter!“ sagte vergnügt ihr junger Führer, nachdem er den Lehnstuhl einem Diener hatte aufladen lassen, damit er ihn vorantrüge.

Katab Chanum ist eine Araberin; man braucht sie selbst gar nicht zu sehen, um das zu wissen, denn als echte Tochter ihres Stammes hält sie ihre Vollblutkuten im Hofe des Hauses, um sie niemals aus dem Auge zu verlieren. Unmittelbar hinter dem Stande einer schönen Nachstute führt die Treppe zu ihrer Wohnung empor. Dieselbe gleicht derjenigen der Bibi Scham Sedschu und ist mit einem gewissen Luxus angegeschmückt, z. B. mit prächtigem chinesischem Porcellan aus der Zeit des Schah Abbas, neben welchem sich eine Suppenkassette von englischem Steingut nicht sonderlich gut ausnimmt. Der Lehnstuhl wird auf einen feinen türkischen Teppich neben einen Wehrstuhl gestellt und Mme. Dienlaffoy nimmt Platz.

Katab Chanum füllt ihr Nische nämlich damit aus, jene großen Kege aus rother oder gelber Seide, wie sie die Frauen dort auf Kopf und Brust tragen, zu weben. Sie ist klein, mager, von brauner Hautfarbe, wenig versüßert, aber als Mutter des einzigen Erben des Hauses erweist sie sich unbestrittenen Vorrangs vor allen anderen Weibern ihres Gatten. Ihre Faune war damals um so mislicher, als sie gerade eine sehr schöne und gefährliche Nebenbuhlerin erhalten hatte; aber ihr Blick wurde heiter, so oft er auf ihren Sohn, die Erquickung ihrer Augen, fiel. Natürlich lobte Mme. Dienlaffoy die Verbesserbildung und die gute Erziehung ihres kleinen Führers, und da erfuhr sie von der ersten Mutter, daß auch die Kollage von der Intelligenz Messaud's übertrifft werden. „Dies Kind ist bestimmt, eine der Stützen

des Staates zu werden. Kaum zehn Jahre alt, weiß es schon mehrere Kapitel des Korans und die schönsten Stücke unserer klassischen Dichter auswendig.“

Als Mme. Dienlaffoy sich zum Fortgehen aufschied, hielt Katab Chanum sie an der Thür fest und fragte: „Warum gehen Sie unbedeckten Hauptes? Sie müssen ja frieren und dann — ist es sehr unpassend.“ „Spotten Sie über mich?“ „Nein gewiß nicht. Aber unser Prophet hat den Frauen verboten, ihre Haare sehen zu lassen und darnach mit bloßem Kopfe zu gehen.“ Das halten dieselben Frauen für unanständig, welche bei der geringsten Bewegung bald die Hüften mit dem Saum und bald die Beine zu entblößen sich nicht scheuen.



Katab Chanum.

Um Bibi Dordun, die Favoritin des Unter-Gouverneurs und Nebenbuhlerin Katab Chanum's, zu besuchen, mußte Mme. Dienlaffoy von den Terrassen herabsteigen und ein anderes Quartier aufsuchen. Denn ein guter mohammedanischer Geheer muß mit Schlangenlosigkeit darüber wachen, daß er seinen zahlreichen Gattinnen keine Gelegenheit bietet, ihre schmutzigen Wäsche im Beisein der lieben Nachbarschaft waschen zu können. So durchwanderte die Französin denn einige Straßen, die zum Theil durch die Trümmer von während der letzten Regenzeit zusammengeschüttelten Häusern versperrt waren, und erreichte das dritte Andern, dessen Inassin, Bibi Dordun, in der That unter allen Frauen, die Mme. Dienlaffoy in Dschul gesehen hatte, einzig dastand. Obwohl von arabischer Abstammung, war sie doch von weißer Hautfarbe; Haare und Augen schwarz wie Eisenstein, der Mund granatroth, aber zu did, die Zähne prachtvoll weiß. Ihr Anzug war von ausgeleuchteter Jersidseide: rother Dre-

latrod, eine Kappe aus indischem Kaschmir, darunter ein mit kostbaren Perlen zusammengeknötetes Netz, ein Bombayer seidenes Halstuch, ein mit Perlen bedeckter Nasenring, ein Talisman aus Perlmutt mit Gold eingefaßt, Armbänder von großen Bernstein- und rothen Korallensteinen und an beiden Knöcheln wahrhafte, bis zur Wade hinaufreichende Halbstümpfe aus bunten Perlen, von denen eine strange aus Rubinan auf die nackten Füße herabhing.

Bibi Dordun erwartete ihren Besuch im Erdgeschosse ihres Hauses, führte ihn dann in das Obergeschloß, schloß die Thür sorgfältig hinter sich und begann dann ruhig süße Limonen auszusaugen, während draußen an 20 ihrer Freundinnen ungeduldig harrten und nagerig nach dem Anblicke der Europäerin verlangten. Anfangs riefen sie den Namen

ihrer Freundin, dann trugten sie leise an der Thür, bis Bibi Dordun die Geburt riß, sie die Thür aufriß und den schlafenden unbehaglichen Besucherrinnen ein Paar Pantoffeln nachwarf. Dann schüttete sie der Fremden ihr Herz aus; sie besäße die ganze Liebe und das Vertrauen ihres Ehemanns und werde darum von Natab Chanum eifersüchtig

verfolgt; schließlich sei sie Mutter geworden, aber nicht von Madschen. Jetzt nahe ihre sechste Entbindung heran und nun wolle sie von der klugen Europäerin, die so geliche, sei wie ein Kollab, wissen, ob es der ersuchte Sohn sein und ob sie dadurch in der Familie die bisher von Natab Chanum beiseitegelassen Rechte erhalten werde. Mme. Tieulasoy

www.libtool.com.cn



Bibi Dordun.

soy bejahte das ohne Anstand; traf ihre Prophezeiung ein, so hieß das Ansehen der Europäer; wenn nicht, nun so hatte sie der Bibi Dordun wenigstens einige frohe Tage bereitet.

Der kleine Messias wollte seiner Blüthe gründlich nachkommen und die Arianjefin nun in das vierte Aderun führen. Aber dieselbe hatte schon zu viel Laßes Thee und Kaffee, Süßigkeiten und Brüste gegessen müßten, hatte den

persischen Damen so oft ihren Helm, ihre Jacke und selbst ihre Schuhe zum Anprobieren geliehen, daß sie sich nach Ruhe sehnte und in ihre Behausung zurückkehrte. Inzwischen hatten sich die Wolken zertheilt, die Sonne schien wieder vom Himmel herab und so wurden für den folgenden Tag (14. Jannar) alle Anordnungen zum Besuche der Ruinen-stätte von Zusa getroffen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Hegger.

www.libtool.com.cn

Bei Beurtheilung der wirtschaftlichen Verhältnisse der holländischen Besitzungen in Asien darf man zwei Cardinalpunkte nicht aus dem Auge verlieren, einmal, daß, wenn dort von Industrie gesprochen wird, gewöhnlich nur der Landbau gemeint wird, zweitens aber, daß auch jetzt noch unter allen Plantagenbesitzern die Regierung in erster Linie genannt werden muß. Es ist bekannt, daß die Compagnie, später seit Anfang dieses Jahrhunderts der Staat lange Zeit eigentlich nur Handel in tropischen Produkten getrieben hat; die Anpflanzung selbst hat er erst seit 1830 in großem Maßstabe selbst in die Hand genommen und seit jener Zeit hat er sich gleichzeitig auf den Standpunkt des Händlers und des Groß-Industriellen gestellt. Jedoch hat heutzutage die Privat-Industrie eine Ausdehnung gewonnen, die sie zu einem sehr ansehnlichen Factor für die wirtschaftlichen Zustände des Landes macht.

Des besseren Verständnisses wegen wollen wir hier kurz zusammenfassen, in welcher Art Privatpersonen Besitz dort erwerben und ländliche Unternehmungen begründen können, wenn wir damit allerdings auch auf frühere Vorgänge zurückgreifen müssen. Die alte ostindische Compagnie hatte schon den Anfang gemacht, kleinere und größere Grundstücke in der Nähe von Batavia zu verkaufen, doch erst im Anfange dieses Jahrhunderts fingen solche Verkäufe in großem Maßstabe an. Durch dieselben gingen die Ländereien mit ihren Bewohnern in die Hände des neuen Eigentümers — meistens eines Europäers oder Chinesen — über, d. h. die Ansassen waren verpflichtet, ihm in ebensolcher Weise, wie sie es dem Landesherren (resp. der holländischen Regierung, wo sie an die Stelle desselben getreten war) gethan, Dienste zu leisten; der Landherr darf jedoch diese verpflichteten Dienstleistungen nicht im Interesse seiner für den europäischen Markt bestimmten Anpflanzungen verwenden. Später, als nach dem Pariser Frieden der neue König der Niederlande wieder in den Besitz der Kolonie getreten war, hätte man gern den veräußerten Besitz wieder erworben, konnte jedoch nur in sehr beschränktem Maße diesen Wunsch zur Ausführung bringen. In den Ländern der sogenannten unabhängigen Fürsten, des Sultan von Djokja und des Sultans von Solo, hatten und haben noch Europäer in ähnlicher Weise Grundbesitz, aber nur in Pacht bekommen, wobei ihnen außer dem Gebrauche der von den Eingeborenen nicht benutzten Ländereien auch die Dienste der letzteren sogar im Interesse der für den europäischen Markt bestimmten Anpflanzungen zugesichert sind; in beiden Fällen sind jedoch einzelne, sogenannte souveräne Rechte der holländischen Regierung resp. dem eingeborenen Fürsten vorbehalten.

Nach dem Jahre 1830, seit Einführung des viel genannten Kultursystems von den Vösch, suchte man Europäer im Allgemeinen von dem Inneren des Landes fern zu halten; ganz war dies jedoch nicht möglich, da man ihrer Hilfe bedurfte, um die durch die Eingeborenen gepflanzten Produkte für den europäischen Markt vorzubereiten. Man mußte ihnen die Mittel zu den notwendigen Einrichtungen vorstrecken und Manche hat da mit Staatshilfe ein unge-

heures Vermögen erworben. Seit 1848 wurde mehr und mehr gegen das Kultursystem angeknüpft, zum Theil wohl aus Mitleid für die unterdrückten und mißhandelten Javanen (von andern Ansäen war in wirtschaftlicher Beziehung damals kaum die Rede), zum Theil aber auch, weil die großen Schätze, welche manche Kontraktanten auf so leichte Weise gewonnen hatten, reizten und man durch eine Aenderung des Systems den, wie man glaubte, unerschöpflichen Reichtum, welchen der Boden barg, vielen zugänglich zu machen hoffte. Die Regierung konnte schließlich dem Drängen seinen längeren Widerstand bieten; nachdem schon im Jahre 1838 ein Entwurf dazu gemacht war, erhielt endlich im Jahre 1853 der General-Gouverneur die Ermächtigung zur Verpachtung von Ländereien, welche dem Staate gehörten (abgesehen von den aus dem Vorhergehenden sich ergebenden Ausnahmen wird aller Grund und Boden als Staatsdomäne betrachtet), an Europäer, insofern diese Ländereien weder von der einheimischen Bevölkerung benutzt wurden, noch für Regierungsanpflanzungen geeignet schienen. Die Pachtzeit wurde auf 20 Jahre festgelegt. Bald jedoch erkannte man, daß dieser Zeitraum zu kurz sei und nach vielen Streiten wurde 1870 bestimmt, daß derartige Ländereien auf 75 Jahre in Erbpacht gegeben werden konnten. Verkauft werden grundsätzlich nur kleinere Grundstücke, besonders als Bauplätze. Unter Umständen kann der europäische Pflanze auch mit der eingeborenen Bevölkerung Pachtverträge schließen, durch welche sie ihm den Verbrauch ihrer Grundstücke ganz oder zum Theil überläßt.

So sind im Allgemeinen augenblicklich die Verhältnisse auf Java; auch auf einigen anderen Inseln haben sich Europäer unter ähnlichen Umständen, wie die oben angegebenen, niedergelassen, während die Regierung nicht allgemein zugleich als Pflanze und Engros-Händler auftritt und namentlich in der zuerst genannten Eigenschaft nicht überall die großen Vortheile genießt, deren sie sich auf Java erfreut.

Eine eigentliche Konkurrenz der Regierung und der Unternehmer, insofern von einer solchen gesprochen werden kann, besteht bloß auf Java. Der Staat läßt da nur noch die gewinnungene Kaffeekultur fortbestehen (die verhältnismäßig unbedeutenden Reste der Indurkultur werden innerhalb weniger Jahre — 1890 — verschwinden sein); außerdem betreibt er keine Chinaanpflanzungen mit freiwilligen Arbeitern. Der Natur der Sache nach hat die Regierung dem Privat-Unternehmer gegenüber sehr große Vortheile auf ihrer Seite: sie überläßt ihm nur den Boden, den sie für ihre eigenen Zwecke nicht nöthig hat (doch giebt es hiervon, wie schon erwähnt, Ausnahmen); sie verfügt uneingeschränkt — denn Niemand, der mit indischen Zuständen bekannt ist, wird den hierüber bestehenden gesetzlichen Vorschriften eine besonders hohe Bedeutung beilegen — über die Arbeitskräfte der Bevölkerung und, als vor einigen Jahren eine Viehzucht wüthete und die Produkte in den im Inneren des Landes gelegenen Magazinen verdarben, weil man die Transportmittel nicht besaß, um sie nach den Häfen zu

bringen, da mußten die Eingeborenen dies thun und die Möglichkeit, sich Arbeiter zu verschaffen, wurde für die Pflanzer dadurch sehr beschränkt. Noch wichtiger ist in dieser Hinsicht, daß die Regierung die Gesetzgebung in Händen hat; bis vor Kurzem waren die Produkte in sehr vertheuertem Grade durch Ausfuhrzölle gedrückt. Nach einer Anfangs 1885 vom Director der indischen Finanzen gemachten Berechnung betrugten dieselben bei Zucker 2,3, bei Kaffee 9,25 Proc. der Produktionskosten, was gewiß die Regierung sehr konfuzenzfähig machte.

Auch was die Pflanzerei betrifft, müssen noch manche eigenthümlichen Verhältnisse berücksichtigt werden. Die als Eigenthum befreiten Ländereien sind zum großen Theil verpachtet, während die Pächter in Europa leben. Die Pächter und Kontraktanten mit der Regierung oder den eingeborenen Fürsten sind hinsichtlich mancher Gewohnheiten Nachfolger der früheren Kontraktanten geworden und haben sich an einen gewissen Luxus gewöhnt, was sie auch thun konnten, da anfänglich ihr Gewinn ein sehr großer war. Ferner aber muß berücksichtigt werden, daß nur sehr wenige mit eigenem Kapitale wirtschafteten und das Geld zu hohen Preisen aufnehmen mußten, daß die meisten oder wenigstens viele der Pflanzer wissenschaftlich gar nicht, praktisch nur wenig für ihren Wirkungskreis vorbereitet waren, so daß in mancher Beziehung die Pflanzungen nicht so ausgenutzt werden wie es wohl hätte geschehen können. So lange nun die Kolonialprodukte einen hohen Marktpreis hatten, ging alles gut; als aber die Krisis eintrat, als allerlei Unglücksfälle hereinbrachen, da stützten das Gedeihen vielfach zusammen und wenn die vielerlei kolonialen Unternehmungen, die jetzt in Ansehung genommen sind, einmal alle ertragsfähig geworden sein werden, wird die Plantagenvirtschaft auf einem ganz anderen Fuße getrieben werden müssen als bis jetzt der Fall war. Dadurch, daß der Staat selbst als Pflanzer auftritt und den Ertrag seiner Pflanzungen (die einen verhältnißmäßig großen Theil der Einnahmen bilden) für die regelmäßigen Ausgaben des Staatshaushaltes verwendet, wird er in einer sehr bedenklichen Weise von den Marktpreisen abhängig; das Deficit, welches seit einigen Jahren an Stelle der früheren Ueberschüsse getreten, kann man mit gleichem Rechte dem Sinken der Kaffeepreise wie dem Kriege zuschreiben. Auch in diesem Jahre übersteigen die Ausgaben die Einnahmen um einige Millionen; ständen die Kaffeepreise noch auf der Höhe, welche sie 1875 gehabt haben, so würde der Ueberschuß etwa 30 Millionen betragen. Selbst für Privat-Unternehmer sind die Preisschwankungen sehr gefährlich; die meisten arbeiten mit fremdem Kapitale; wird ihnen der Kredit aufgesagt, sind die Mittel der Geldgeber erschöpft, so bedeutet dies sicheren Untergang. Namentlich muß man berücksichtigen, daß früher, so lange die Ansehnlichkeiten glänzend waren, etwas — wir wollen nicht sagen leichtsinnig, aber doch — leichtfertig gewirtschaftet wurde, daß Mander sich das Recht auf Grund und Boden sicherte, ohne über genügende Mittel zu verfügen, um diese Rechte auszunutzen. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich seit 1883 die sinkenden Preise (besonders des Zuckers) zu einer sehr ersten Gefahr wurden, die endlich 1884 sich zu einer Katastrophe gestaltete. Die Preise des Zuckers fielen plötzlich

so, daß die Agenten der Pflanzerei (d. h. die Banken und Handelt Häuser, welche ihnen das Kapital lieferten) 25 bis 30 Millionen weniger zu empfangen hatten als erwartet worden war; ja selbst mit ungeheurem Verluste war es nicht immer möglich zu realisiren und, wenn auch Anlehen auf die in den Magazinen befindliche Waare abgeschloffen werden konnten, so betrugen diese doch nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ des nominellen Werthes, wodurch wieder etwa 10 Millionen weniger in die Kassen der Agenten flossen als man erwartet hatte. Hierdurch kamen verschiedene Häuser zu Falle, einzelne Banken, welche ihr Kapital zum großen Theil in Plantagen angelegt oder zum Betriebe von solchen hergegeben hatten, wankten und wurden nur mit Mühe gehalten; es bedurfte der äußersten Anstrengung, um eine totale Krisis zu verhüten. Natürlich mußten diese Umstände die traurigsten Folgen für alle Pflanzer haben. Um ihren Kredit zu verschaffen, wurde es ermöglicht, Hypotheken auf das auf dem Felde stehende Produkt zu nehmen, trotzdem lauten viele in die größte Verdrängnis. Dazu kamen Krankheiten des Zuckerrohrs und der Kaffeesträucher, die man bis jetzt vergebens zu bekämpfen sucht.

Wie jede große Krisis hat auch diese in mancher Beziehung Gutes bewirkt, namentlich dadurch, daß man sich mehr anstrengt, die kleinen Vortheile, die man früher verschmäht hat, besser auszunutzen und besonders bei der Zuckerbereitung ein zweckmäßigeres Verfahren zu befolgen. Wenn die bis jetzt darüber eingegangenen Nachrichten nicht übertrieben sind, machen sich die allerdings bedeutenden Anlagekosten in zwei bis drei Jahren bezahlt; der Ertrag an Zucker soll sich um 21 Proc. vergrößern. Allerdings ist eine bis jetzt noch nicht besiegte Schwierigkeit vorhanden: der Anpaß (das ausgepreßte Zuckerrohr) bedarf einer besonderen Behandlung, um, wie bisher, als Brennstoff gebraucht werden zu können. — Thue die Krankheit des Zuckerrohrs würde durch das neue Verfahren dem Rübenzucker eine sehr gefährliche Konkurrenz bereitet werden.

Ruhig und unerschüttert in dieser ganzen Krisis blieben die Tabakpflanzungen auf Deli (Sumatra), denen wir um so lieber ein Wort widmen, als wir früher schon (Band 42) ausführlich über dieselben berichtet haben und es uns eine gewisse Befriedigung erwähet, die günstige Meinung, die wir damals ausgesprochen, so glänzend bestätigt zu sehen. Seit einigen Jahren hat der Deli-Tabak einen vortreflichen Markt in Nordamerika gefunden, wo er als Nebenbuhler des Cuba-Tabaks antritt, der sehr zurückgegangen sein soll. Während vor 20 Jahren der ganze Bruttoertrag der Deli-Produktion 40 000 Gulden werthete, betrug er 1884 25 000 000 Gulden, die sich auf 80 Plantagen vertheilen. Ein großer Theil der Unternehmungen ist in ausländischen Händen (in Händen von Niederländern 56 Proc., von Schweizern 20 Proc., von Deutschen und Engländern je 10 Proc., von Franzosen 4 Proc.). Wenn, wie es vorauszunehmen ist, die englische Regierung die Auswanderung aus Ostindien nach Deli erlaubt, gehen diese Unternehmungen einer noch kräftigeren Entwicklung entgegen, wiewohl sie sich natürlich immer weiter ausdehnen, immer wieder jugendlichen Boden werden bepflanzen müssen, um dem Tabak den Ruf der Güte und Feinheit, welchen er sich erworben hat, dauernd zu erhalten.

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

V. Durch Funa nach Hilo.

Ko. Nach der Besteigung des Gipfels wurden in Waiohina am Meerestrande vier Kastrage gemacht, um die photographischen Negative zu entwickeln und die Vorbereitungen für eine neue Expedition zu treffen. Von den Negativen gaben leider nur die in den höheren Regionen aufgenommenen brauchbare Resultate, die aus den tieferen waren, wie gewöhnlich in der stets mit leichtem Nebel erfüllten Luft, nutzlos geblieben.

Die Reise sollte diesmal über den Kilanea und durch die ganze (südlichste) Provinz Funa gehen und auch den Nanna Kea berühren. Kilanea wurde in zwei bequemen Märschen erreicht; dann ging es in das Gebiet von Funa hinein, durch einen Wald von Chia-Bäumen mit dichtem Unterholze von Farn und Gestrüpp; nur die neueren Lavaströme sind bei dem ewigen Regen noch kahl. Man passiert eine Ausbruchsspalte, auf welcher mehrere Nichtenegel, einer gegen 680 Fuß hoch, stehen und sechs bis sieben Einlenkungen in der Art des Poli-o-frasse sich an einander reihen. Der Weg senkt sich allmählich bis zu dem steilen Abfalle der auch hier eulenbaren Felsenstrasse, der 700 bis 800 Fuß hoch ist. Hier führen die Chia-Bäume auf und tritt der Kukui, der candle-nut tree der Engländer, mit seinen glänzend grünen Blättern und seinem dichten Schatten an ihre Stelle. Dann geht es die zweite Terasse hinunter auf die fast im Meeresspiegel liegende Küstenebene; sie ist anfangs nur mit Gras bewachsen, das Reichen trockenen Klimas, aber wenige Meilen weiter wechselt die Scenerie so plötzlich, wie das eben nur auf den Sandwichsinseln möglich ist. Eine üppige Tropenvegetation, in allen Schattierungen von Grün abgestuft, bedeckt den Abhang, die Küste ist mit ganzen Hainen von Kokospalmen und Pandanen eingefaßt. In einem Palmenhaine wird an einer Yache brasilischen Wassers das Nachtlager aufgeschlagen, nahe einem Dorfe der Eingeborenen, das hier noch ganz nach alter Sitte aus einer Gruppe von Grasshäusern besteht; nur die Glasfenster verrathen den Einfluß der Civilisation; die kleine Kirche, die auch als Schulhaus dient, und ein kleines weiß angestrichenes Bretterhaus sind die einzigen europäischen Gebäude.

Funa hat von allen Provinzen der Sandwichsinseln am meisten die alterthümlichen Verhältnisse bewahrt; nur sehr selten wird es von Fremden besucht und nur zwei weiße Familien wohnen dort. Die Bevölkerung hat sehr abgenommen, doch hier weniger durch Krankheiten als durch die Auswanderung nach den Städten, nach Hilo und Honolulu. Die Zurückgebliebenen leben nach der Älter Weise, wohnen in Grasshäusern und nähren sich von Fischen und Poi; sie haben wohl civilisirte Kleider, tragen sie aber nur bei besonderen Gelegenheiten und gehen für gewöhnlich in Hemd und Malo. Trotzdem ist das Christenthum nirgends tiefer eingedrungen wie hier; jedes Dorf hat seine Kirche und der Sabbath wird so streng gefeiert, daß Tanton an Sonntagen ernstliche Schwierigkeiten für die Weiterreise fand. Die Häuser sind innen äußerst sauber, aber das Meublement ist sehr primitiv, Tische und Stühle gelten als Luxus, Matten aus den Blättern des Pandala (Pandanus) bedecken den Boden und die Familie nimmt die gemeinsame Mahlzeit noch nach alter Sitte ein, mit untergeschlagenen Beinen

um die Beischüssel herum sitzend und mit den Fingern zugreifend. Dabei sind sie aber durchaus nicht ungebildet, der Schulbesuch ist obligatorisch und jeder Kanake kann seine Muttersprache lesen und schreiben. Alle Verhältnisse sind auch hier gesetzlich geregelt und Leben und Eigentum sind in Funa mindestens so sicher wie in Europa und den Vereinigten Staaten. Es ist geradezu wunderbar, wie die Sandwichsinsulaner in kaum zwei Generationen den Uebergang von tiefer Barbarei zur hochentwickelten Civilisation, von alten ungeschriebenen traditionellen Gebräuchen zu dem auf den neuesten Principien beruhenden, dem neugriechischen nachgebildeten Code Civil, von einem mittelalterlichen Lehenssysteme zu ganz modernen Eigentumsverhältnissen durchgemacht haben.

Die Umgebung der Lagerstätte war so reizend, daß sie sogar den eifrigen Geologen zu einem unthätigen Kastrage verführte, der ausschließlich mit Spazierengehen und Beobachten der Eingeborenen zugebracht wurde. Kaum eine halbe Meile entfernt donnerten die schweren, vom Passatwinde aufgeschürten Wellen gegen das Ufer; hier sind reizende Pandanushaine mit ihren 3 bis 4 Fuß langen Blättern, die spiralig um den Zweig angeordnet sind und, schließlich herunterhängend, fast wie Trauerweiden aussehen und bei dem häufigen Wuchse der Bäume einen selbst der Tropen Sonne unbedrücklichen Schatten geben. Auf einer Fichtung stand ein ziemlich gut erhaltener Tempel (heiau) und in ihm lag noch die große Steinplatte, die bei den Menschenopfern gebiet; aber statt des blutdürstigen Opferritters begegnete Tanton dort einem Kanaken in einem tadellosen Sommeranzuge, in welchem er selbst sich unbekümmert in der feinsten Gesellschaft in Washington hätte zeigen können. Nicht minder prachtvoll sind die Kokospalmenwälder, nirgends auf den Inseln gedeiht diese Palme so ausgezeichnet wie in Funa, aber auch hier hält sie sich mit Vorliebe in der Nähe des Strandes und nur gelegentlich findet man einmal ein angepflanztes Exemplar weiter landein bis zu 1000 Fuß Seeshöhe.

Der bewohnte Theil von Funa beschränkt sich auf eine flache Lavabene längs des Strandes, wo der Boden stellenweise mit Kalk untermischt ist; landein steigt das Terrain überall rasch, häufig sogar sehr steil an und auf der Höhe verläuft die große, oben beim Kilanea erwähnte Spalte, aus welcher sich unmäßige Lavaströme in die Küstenebene ergossen haben. Manche Ströme sind unverkennbar frisch, aber von keinem wissen die Eingeborenen genau die Epoche anzugeben; die Tradition beschränkt sich darauf, daß noch nie ein König in Funa regiert habe, dem nicht Vele einen Theil seines Gebietes abgenommen. Aber alle Lavaströme zeigen schon wieder Vegetation; in dem feuchtesten Tropenklima warten die Pflanzen durchaus nicht, bis die Lava tief genug verwittert ist, sondern ergreifen fast unmittelbar nach dem Erkalten wieder Besitz. Selbst der hier vorherrschende rauhe A-a ist überwachsen und es würde ohne eine gut gebaute Straße völlig unmöglich sein, diesen District zu passieren. Ein Abweichen von der Straße ist so gut wie unmöglich, und so ist das Interesse, welches die Gegend dem Forscher bietet, auch ziemlich gering; Funa und immer wieder Funa und immer genau derselbe basaltische Typus wie auf Kilanea.

Der Straße entlang liegen vielleicht ein Duzend Dörfer auf eben so viel Pflanzungen im Urwalde, sie bestehen fast nur aus Grasshütten, nur hier und da sieht man ein prästentischer Haus aus salzförmlichem Holz. Je weiter nach Westen, desto dichter und lippiger wird der Wald, desto mannigfaltiger die Baumarten; stellenweise stehen auf große Strecken hin die Kokospalmen so dicht, daß ihre riesigen Blätter zu einem geschlossenen Walde verschmelzen; Myriaden von Käffen vermodern unbewohnt am Boden. So zieht der Weg weiter bis zum Hikap und wendet sich dann scharf nach Norden. Noch eine Zeit lang bleibt der Boden immer die gleiche von Urwald überdeckte Schollenmasse, dann gelangt man auf eine weite Lichtung, wo die Yava unter Thon verschwindet und auch ein paar Aschenegel anfragen. Hier liegt ein ausgebreitetes Gehöft, in welchem der Reisende die gastfreundliche Aufnahme findet, es liegt gerade am Ende der großen Spalte, deren Aschenegel und kleine Krater man bis zum Kilanea in gleicher Linie verfolgen kann. In einem der Krater hat sich Wasser gesammelt und bildet einen Teich von etwa 170 Fuß Durchmesser, dessen Rand, von der lippigen Vegetation eingefast, einen wunderbar pittoresken Anblick bietet; ähnliche Kraterseen, in anderen vulkanischen Gegenden so überaus häufig, sind auf Savaii eine große Seltenheit.

Nun Weilen weiter erreicht man die Stelle, wo die Yava bei dem furchtbaren Ausbruche von 1840 sich in das Meer ergoß. Diese Kawamasse, deren Urtprung ungefähr 12 Miles landein liegt und deren Erguß von Wilkes genauer beschrieben wurde, weicht durch einen anfallend hohen Thvingebell von den anderen Yaven des Kilanea ab und gleicht vielmehr denen des Mauna Yoa. An der Stelle, wo sie ins Meer stürzt, stehen drei Aschenegel, welche den anderen ganz gleichen, obgleich sie zweifellos ihre Entstehung der Verflüchtung der Yava mit dem Meerwasser verdanken; die Papili sind zwar ziemlich klein, doch nicht kleiner als an anderen Savaiischen Aschenegeln auch. Das Meer greift sie übrigens bedeutend an, einer ist schon halb zerstört, und in wenigen Jahren wird nicht mehr viel von ihnen übrig sein.

17 Miles auf guter Straße bringen den Reisenden von dem Yavastrome nach Hilo; immer noch wird der Wald, je weiter man vordringt, desto lippiger und es mag vielen Stellen in der ganzen Tropenwelt geben, welche einen Urwald von gleicher Leppigkeit aufweisen können.

VI. Zum Mauna Kea.

Ka. Von Hilo aus führen zwei Wege zum Mauna Kea, beide nicht sonderlich angenehm, wie denn die Besteigung dieses Berges von der Südseite her viel schwieriger ist als von der Nordseite. Der eine führt der Küste entlang, die von unzähligen Schluchten durchschnitten wird; man hat in die steilen Wandungen derselben Serpentine eingehauen, um sie überhaupt passierbar zu machen; die ganze Küste, der Passabingung voll ausgelegt, stürzt senkrecht ins Meer ab. Wer freilich sein Auge an lippige Tropenvegetation erfreuen will, kann nichts Besseres thun als diese Route einschlagen. — Der andere, jetzt kann noch ein Pfad zu nennen, führt direct durch das Land auf den Berg zu, anfangs auch durch lippige Vegetation, in welcher sich das sogenannte Hilogras manngenehm bemerkbar macht. Es ist ein mannshohes, lechzt grünes Gras, das auf der Insel nicht einheimisch ist, aber alle feuchtesten Stellen überdeckt und dort die indigenen Gräser vernichtet hat, sehr zum Verdruß der Eingeborenen, da es für das Vieh nur sehr wenig Nahrungsmittel enthält. Ein solches Gras

direct zu durchdringen ist selbst für einen Reiter nur auf gebahnten Pfaden möglich.

Unmittelbar vor Hilo trifft man auf den Yavastrom von 1880, welcher das Dörfchen mit Vernichtung bedrohte. 13 Monate hindurch stieg schob er sich über die wenig geneigte Ebene, welche Hilo umgibt, heran, unaufhaltsam, täglich um 300 m vorrückend. Noch zwei Tage trennten ihn vom Orte, hüben und drüben schoben sich schon feurige Zungen vor, Hilo zu umfließen, die Einwohner hatten alles Transportable gepackt und waren zur Flucht bereit, da hörte auf einmal ohne jede vorgängige Abnahme die Verwundung auf und begann nicht wieder, sie waren gerettet. Die Länge dieses Yavastromes von seiner Ausbruchsstelle hoch oben am Mauna Yoa an beträgt 50 Miles.

Nachdem man sich drei Miles weit durch Hilogras durchgearbeitet, erreichte man den Saum des Waldes. Hier war einmal ein Weg angelegt worden, an den feuchtesten Stellen als Knäpelpfad, mit den Stämmen des Baumjarns überdeckt; aber diese waren längst verfault und nun folgten Felsen, Klotzhäfen und verfaulte Jarnstämme in lieblichem Wechsel auf einander. Alle Augenblicke blieb ein Maulthier im jähen Boden stecken und man brauchte sehr gute Stunden, um vier Miles zurückzulegen. Dann betrat man ganz plötzlich ein ausgebreitetes Yavafeld und die rauhe Pahoehe wurde mit Jubel begrüßt. Aber die Thiere konnten nicht weiter und neben einer schlammigen Pfütze mußte das Lager geschlagen werden.

Der Reisende stand hier auf der Yava des Ausbruchs von 1885, des größten, dessen die Geschichte kennt. Die ganze folgende Tagereise führte über dieses Yavafeld, auf dem nur hier und da ein einzelner Jarnstamm Wurzel gefast hat. Der Wald tritt nach beiden Richtungen hin meilenweit zurück. Die Fläche ist Pahoehe, aber auffallend höher und uneben. Der amerikanische Geologe wurde durch diese ungeheure Kawamasse lebhaft an die Yavafelder in Nevada und Californien erinnert, von denen besondert Richthofen behauptet, daß sie nicht aus Yavastromen entstanden sein könnten, sondern aus langen Spalten auf einmal hervorgetreten sein müßten. An Wasse stehen die Yavastrome des Mauna Yoa den plötzlichen Ausbrüchen in Nordamerika durchaus nicht nach, und auch diese können recht gut durch langdauernde Ergüsse aus kleinen Oeffnungen gebildet sein.

Etwa 20 Miles weiter, bei 5500 Fuß Höhe, ändert sich der Charakter des Waldes, durch den hier eine breite Zone von Ka quer durch zieht. Hier ist der Sommer trocken, das Unterholz darum gering, stellenweise wird das Land geradezu parastich, und unzüchtige Pfade, von wildem und zahmem Hindvieh getreten, durchziehen die ziemlich rasch ansteigende Fläche. Auf der einen Seite ragt Mauna Yoa in die Höhe, von oben bis unten mit Yava bedeckt, welche auch die ganze Fläche an seinem Fuße erfüllt. Auf der anderen Seite erhebt sich in nächster Nähe Mauna Kea und er bietet ein ganz anderes Bild; ausgezeichneter ergaltene, regelmäßig geformte Aschenegel ragen allenthalben, manche bis zu 1000 Fuß hoch, jeder mit einem regelmäßigen Krater an der Spitze. Der ganze Berg macht überhaupt einen wesentlich anderen Eindruck, als der Mauna Yoa; seine Gehänge sind viel steiler, wenn sie sich auch nicht über 17 bis 18° erheben, während die Neigung an den kürzeren Seiten des Mauna Yoa höchstens 7°, an den längeren nur 4° beträgt. Aber auch dem Mauna Kea fehlt ein dominirender Auswurfsegel und er erscheint unmerklicher als ein Konglomerat der Yavamassen verschiedener, dicht bei einander gelegener vulkanischer Oeffnungen, allerdings gemischt mit einem nicht unbedeutenden Quantum von Aus-

wurfschossen. Da er schon seit Jahrhunderten, vielleicht schon seit Jahrtausenden keine Lava mehr producirt, hat die Verwitterung schon erhebliche Spuren an seinen Hängen zurückgelassen und überall lehmigen Boden geschaffen. Bis zu 11 000 Fuß ist der Berg darum mit einem langen, bloßgelben Graße bedeckt. Hier und da wuchert massenhaft eine Himbeere mit zwei Zoll langen Früchten bedeckt, die, wenn auch weniger fein wie unsere Gartenhimbeere, dennoch ein sehr erquickendes Nahrungsmittel abgeben.

Hier wurde an einer kleinen Wasseransammlung das Lager aufgeschlagen; die Maulthiere waren vorerst, das sie mindestens zweier Tage bedurften, welche Dutton zu genauer Erforschung der umgebenden Laven und zum Besuche einiger Lavatunnels verwandte. Die Laven des Mauna Kea enthalten weniger Silicin, wie die des Mauna Loa; dafür aber reichlich Feldspath, und ihre Grundmasse ist bläulich statt schwarz.

Am dritten Tage brach Dutton mit einem eingeborenen Führer und drei Padihiern nach dem Gipfel auf, dessen Erstigung vom Süden her keinerlei Schwierigkeiten bietet. Das Lager stand in 6670 Fuß Höhe, es waren also noch etwa 8000 Fuß zu ersteigen, aber nur die letzte Höhe, deren Seiten in einem Winkel von mehr als 20° ansteigen, mußte zu Fuß erklimmen werden. Gegen 1 Uhr war die Gipfelfläche mit 12 500 Fuß erreicht; sie ist mit Gruppen von 600 bis 1000 Fuß hohen Aschenfegeln besetzt, von denen die höchsten am Westende des Plateaus stehen. Ihre Erstigung bot keine sonderlichen Schwierigkeiten, aber sie lohnte nicht, denn ein dichtes Wollenmeer, aus welchem nur die Spitzen des Mauna Loa, des Hualalai und des Haleakala aufragten, verdeckte die ganze Gegend. Die Lava auf dem Gipfel des Mauna Kea flingt wie Phonolith und ist auch von manchen Geologen für solchen angesehen worden, ist aber zweifellos ein olivinaarner, feldspathreicher Basalt; vor der Entdeckung lieferte er den Kanalen das Material zu ihren Wästen. Durch die Einwirkung des Frostes sind die meisten größeren Lavablöcke zerprengt; aber Zeichen eruptiver Thätigkeit waren nicht vorhanden.

Die leicht besetzten Kanäle hatten keine Lust, die Nacht auf dem zügigen Gipfelplateau zu verbringen, und so wurde der Abstieg trotz der späten Stunde noch unternommen. Die Wästen hatten sich, wie gewöhnlich gegen Abend, zerstreut und Mauna Loa lag in seiner ganzen gewaltigen Majestät vor dem Reisenden; die Lavaströme von 1859 und 1880 waren von ihrer Ausbruchsstelle bis herab zu erkennen. Erst gegen Mitternacht wurde das Lager erreicht. Am anderen Tage zog die Expedition nur

zwei Stunden weiter nach dem Schutzhofe Kalaieha, der fast auf der Höhe des zwischen den beiden Riesenberg hindurchführenden Passes liegt. Schafe finden hier reiche Weide und das schmelze Wasser wird aufsteigend durch den das ganze Jahr hindurch reichlichen Thaufall ersetzt. Aber die Weide ist nur auf den Abhang des Mauna Kea beschränkt und schneidet scharf gegen die frischen Laven des Loa ab.

Die Untersuchung dieser Laven nahm mehrere Tage in Anspruch; dann brach Dutton nach Waimea am Nord-Ende des Mauna Loa auf, im Weg, welcher, obgleich über den Berg hinüberführend, keinerlei Schwierigkeiten bietet, aber zwei Tage in Anspruch nimmt. Das Dorf liegt auf einer etwa 3000 Fuß hohen Ebene zwischen Mauna Kea und Kalaieha, welche die ganze Insel durchschneidet. Auf ihrer Westseite ist sie so dürr, wie die Wüste in Nevada; selbst die Stauden sind vorhanden, und nur die Sage (Artemisia) fehlt, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen. Im Moment, wo man die Wasserscheide überschreitet, über welche der Passatwind immer mit großer Heftigkeit herüberstreicht, ändert sich die Scene und man steht sich in einem Urwald dicht, welches dem von Hilo an Uppigkeit nicht nachsteht. Die heftige Brise hat sogar auf dem Aufbau der auch hier häufigen Akazienholz Einsicht gehabt und sie sämmtlich excentrisch gestaltet.

Waimea liegt am Abhang des Kalaieha, etwas westlich von der Wasserscheide, ein köstlicher Saft rieselt vom Berge herab und verwandelt die Umgebung in eine Oase in der Wüste, verdeckt aber schon wenige hundert Schritte weiter abwärts. Das Dörfchen ist gegen Süden sehr zurück gegangen, hat aber durch die vorzüglichen Weiden in seiner Umgebung immer noch einigen Rest.

Man übersteigt hier den ganzen Nordabhang des Mauna Kea und kann die Einwirkungen der Verwitterung auf denselben studiren. Schon sind ein paar ganz tiefe Ravinen in den Abhang eingestiegen, welche die kleinen Ausläufer an der Südseite sehr in den Schatten stellen. Der Unterchied kann nur durch die höhere Kluftständigkeit bedingt sein, welche ein rascheres Verwittern der Lava bewirkt; dieser Umstand ist bei der Schätzung des Alters eines Lavastromes sehr mit in Betracht zu ziehen. Die chemische und mineralogische Zusammensetzung der Lava kommt dafür viel weniger in Betracht, denn bei dem so schnell wechselnden Klima Oaiaia kann man an manchem Strome, der verschiedene klimatische Provinzen durchfließt, beobachten, wie er in trockenen Gebieten noch schwarz und todt daliegt, während er in feuchteren längst verwittert und überwachsen ist.

Die eingeborenen Aerzte im südlichen Tunesien.

Während des öfteren Aufenthaltes der Mission scientifique de Tunisie in Sfax hatte Dr. Bonnet Gelegenheit genommen, die einheimischen Aerzte daselbst kennen zu lernen, um sich über den Zustand der Arzneikunde im Süden der Regenthaft zu unterrichten und besonders die zur Verwendung kommenden vegetabilischen Drogen zu studiren¹⁾.

In Sfax befinden sich vier gesetzmäßig anerkannte „Thubba“ oder Aerzte; dies sind in Wirklichkeit nur

Heilgehülsen, welche von dem letzten Bey Mohammed es-Sadok die Erlaubnis erhalten haben, die ärztliche Praxis auszuüben. Diese Ernennung wird auf ein Zeugnis hin erteilt, daß von dem Rabi angestellt wird und in welchem 20 Notabeln des Ortes erklären, daß der Kandidat die erforderlichen Kenntnisse besitzt. In gleicher Weise werden auch Theologen und Juristen approbirt. Der Unterricht, welchen die Thubba empfangen, ist sehr elementar. Nach dem Verlassen der Medrescha (Schule), wo er Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hat, tritt der junge Mann, welcher sich dem ärztlichen Beruf zuwenden will, in den Laden eines renommierten Barbiers und Heilgehülsen, wo er erst rasiren

¹⁾ Dr. Bonnet, Les Médecins Indigènes du Sud de la Tunisie. (Journal d'Histoire naturelle de Bordeaux et du Sud-Ouest.)

fernt und dann in die Scheinwunde der Heilkunst eingeführt wird. Nach einigen Tagen und nachdem er zwei oder drei Kruren vollzogen hat, kann er sich dem Urtheile der Notabeln unterwerfen.

Die chirurgische Ausrüstung des Thubba besteht aus einem Garengeot-Schüssel, zwei oder drei Zahnzangen, einigen Lanzetten und Kligmessern, zwei oder drei Sonden, — alles europäisches, und zwar meist italienisches Fabrikat. Dazu kommen noch Pinzetten, Scheren, Naßmesser, Rauten und Stilets von verschiedenen Formen und meist im Lande fabricirt, ferner eine Anzahl veralteter Instrumente, welche der Meister seinem Lieblingsjünglinge vermacht, ohne daß Beide recht ihre Verwendung kennen. Bei einem dieser Thubba fand Bonnet unter zahnärztlichen Instrumenten einen prächtigen Stiefelschneid englischer Fabrication; sein Meister hatte ihn von einem jüdischen Kaufmann gekauft, da er fand, daß der Stiefelschneid einige Ähnlichkeit mit einem Garengeot-Schüssel hatte, aber er gestand dem französischen Arzte ganz ungeniert, daß er niemals dieses Instrument benutzt hätte, und daß er nicht wüßte, in welchem Falle man sich seiner bedienen könnte.

Neben diesem chirurgischen Apparate findet man bei jedem Thubib einige medicinische Werke in vulgärer Sprache, gedruckt oder im Manuscripte, welche von Alexandrien oder Kairo stammen; diese Bücher, aus denen jede anatomische Abbildung sorgsam verbannt ist, sind nichts weiter als Sammlungen veralteter Formeln, mit sehr unvollständigen Beschreibungen einer Anzahl von Krankheiten.

Wie alle arabischen Ärzte, treiben die Thubba von Esar mit Blutentziehungen und Anwendung des Reuters großen Mißbrauch. Letzteres kommt in Form von Brennsiegeln (Moras) oder Heißen zur Verwendung.

Eigentliche Hypotheken giebt es unter den Eingeborenen im Süden der Regenschaft nicht. Jeder Thubib entnimmt die Arzneien, welche er seinen Kranken verabreicht, seinem eignen Vorrathe. Einige dieser Substanzen sind der europäischen Therapie entlehnt und die Eingeborenen besorgen sie sich von den französischen, italienischen oder griechischen Apothekern der großen Städte an der Küste oder auch von den Juden, welche in Afrika mit allem Möglichen Handel treiben.

Bonnet bemerkt folgende Arzneistoffe bei den Thubba: Höllenstein, Meersalz, Alaun, Kupfervitriol, Ammoniak (gegen Escorpionstiche und Schlangenbisse), Wachweinstein, Magnesia, Chininfusat, Tinctura thebaica (Opiumtinctur), Camphorsalbe, Kupfercarbonat (als Hauptbestandtheil der Cataplasmen), Gehäbrung (Fumarica capreolata), Harml (Pegauon Harmala), Senna (Cassia augustifolia), Senna (Lawsonia alba), Till (Anethum graveolens), Fenchel (Foeniculum dulce), Cich (Artemisia Herba-alba), Kaimoun (Cuscuta planiflora), das Pulver in Milch soll Verwundte heilen, Maroubia (Marrubium Alysson), Verzagtoma (Plantago Psyllium), ein Sandbroudh genanntes Gemisch aus Zandarab und Agbar (Callistris quadrivalvis), welches ebenso wie die Salera (Globularia Arabica), welches ebenso wie die Salera (Globularia Arabica) zur Bedeckung der bei der Beschneidung entstandenen Wunde dient. Die meisten der angeführten Pflanzen wachsen im Ulan (Tristrit) von Esar. Die Callistris kommt in den Gebirgen des nördlichen und mittleren Tunesiens vor; die Senna, welche wahrscheinlich aus Arabien eingeführt worden ist, wird in den Oärten kultivirt.

Am häufigsten werden Dosen von $\frac{1}{16}$ oder $\frac{1}{32}$ Al (das tunesische Pfund, etwa = 506 g) verschrieben. Für die sehr kräftigen Substanzen ist die Gewichtseinheit das

Gran, welches einem Getreidekorne von mittlerer Größe gleichkommt. Alle inneren Medicinen werden Morgens nüchtern genommen und man setzt den Gebrauch drei oder sieben Tage lang fort; letztere Zahl hat nach Ansicht der Araber einen besonders großen Einfluß auf die Wirksamkeit der Medicamente und den Verlauf der Krankheiten.

Da Schwefel den Vorfchriften des Koran gemäß nicht zur Verwendung kommen kann, so werden die Pommaden und Salben mit Oöl von Olivenöl oder Hammelfett hergestellt.

Einige Juden üben die medicinische Praxis aus, nachdem sie einige Monate lang als Dolmetscher im Dienste eines europäischen Arztes in Tunis oder in einer der Städte an der Küste gestanden und dabei eine geringe Anzahl von Formeln kennen gelernt haben, die sie nun, schlecht und recht, bei allen Krankheiten zur Anwendung bringen.

Außer den gewöhnlich anerkannten Ärzten giebt es in Esar und in der ganzen Regenschaft eine Anzahl von Marabuts, Thoba (Weisen) und Empiricern, welche die Unschlüssigkeit eines unwissenden und namen Volkes weitlich ausbeuten. Einige dieser Charlatane nehmen sich schließlich selber ganz ernst; dies war der Fall mit dem Vachmuffi der großen Wosche von Esar, der, als er Dr. Bonnet um seine Ansicht über eine von ihm angewendete Behandlungsweise der Pundswuth bat, ihn mit voller Ueberzeugung versicherte, daß der Kranke nach dem Gebrauche des betreffenden Medicamentes junge Hunde urinirt hätte.

Woshe Ghauller sind auch die maroccanischen Thubba, die im Freien an den Eisternen der großen Wosche ihre Künste zeigen, indem sie allerlei Gefäße vor sich aufbauen und mit Hilfe von tabakalischen Zeichen, die sie in den Sand zeichnen, ihren Kunden die Zukunft, den Verlauf der Krankheiten u. v. vorherjagen.

Als Curiosum sei hier ein Marabut-Receipt gegen Anaphrodisie erwähnt: „Nimm die Leber von sieben männlichen Sperlingen, lasse sie rösten und sieben Tage lang alle Morgen eine nüchtern essen.“

Die Impotenz ist übrigens ein in Tunis wie im ganzen Orient gewöhnliches Uebel; die vorzeitige Geschlechtsverecingung, die Polygamie und ein gewisses, in den Städten leider sehr häufiges Kaster sind die augenscheinlichen Ursachen davon, und zahlreiche Mittel werden dagegen in Anwendung gebracht. Unter Anderen dienen die männlichen Wüthen der Dattelpalme, sowie die Wüthenzäpfchen von *Soorzonera undulata* als Aphrodisiaca. Auf den Kerkenna-Inseln, deren Bevölkerung hauptsächlich aus Fischern besteht, genieschen die geräuchernten Eier des Thunfisches einen großen Ruf gegen das betreffende Uebel und Dr. Bonnet erhielt von den Schiffsleuten einen kleinen Vorrath von solchen Eiern als Vaticum; übrigens gehört Nuth dazu, dieses Arzneimittel zu sich zu nehmen, dessen Gleichmaß an Wüthlingen und Verethyan erinnert.

Durch Vermittelung des Generals de la Roque kam Dr. Bonnet in den Besitz eines Mittels, das ein Thubib von Djara gegen die Tollwuth verwendete; er erkannte ohne Mühe in der verwendeten Substanz einen in der ganzen Gegend sehr gewöhnlichen Käfer, die *Mylabris Olaso*. Zu Folge der geschriebenen Instruction, welche dem Medicamente beigegeben war, sammelt man die Käfer im Frühlinge, sobald sie zu erscheinen beginnen; nachdem man sie geädelt hat, läßt man sie an der Sonne trocknen und hebt sie in sorgfältig verschlossenen Korbhüchsen auf. Erst im Augenblicke, wo man sich ihrer bedient, werden sie gepulvert und 1 bis 3 Gran nüchtern in Hammelbrühe genossen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

Ueber die Selbstregierung der siebenbürgischen Bauern berichtet Dr. W. Lauser (nach F. F. Aronius' Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen) wie folgt: „Der sächsische Bauer hat von seiner algermanischen Selbstregierung Vieles erhalten, vor Allen seine Organisation in Bruderschaften und Nachbarschaften, die sich in jedem Dorfe vorfindet. Die Bruderschaft vereinigt alle konfirmirten Burschen bis zur Verheirathung zu einem Bruderbunde mit selbständiger Ordnung der eigenen Angelegenheiten, mit eigenen Beamten, die das gesamte Leben der Brüder außer dem Hause beaufsichtigen, Streitigkeiten schlichten, Recht sprechen und strafen. All hergebracht sind bei allen Vorgängen Rede und Gegerede. Der Älteste ist das Haupt der Bruderschaft; er leitet die Versammlungen, spricht das Urtheil beim „Zugang“, wie das Gericht der Bruderschaft heißt, führt den Reigen beim Tanze n. s. w. Soll die Bruderschaft zum Abendmahl gehen, so hält sie vorher „Versöhnabend“. Dabei bitten sie sich gegenseitig um Verzeihung, woran der Älteste, damit sie würdig das heilige Abendmahl feiern. Heirathet ein Bruder, so tritt er aus der Bruderschaft in die Nachbarschaft ein. An der Spitze dieser Genossenschaft steht der Nachbarkvater; die Ärtel, oft uralte in ihren Grundbügen, bestimmen Rechte und Pflichten der Genossen. Der Zweck der Vereinigung ist gegenseitige Hülfeleistung in Freud und Leid. Aufrechterhaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, Pflege der sittlichen Wohlthätigkeit und des kirchlichen Sinnes in der Gemeinde. In algermanischer Weise ruft das „Nachbarzeichen“ den Nachbar zu Gericht und Versammlung, im Freilebde schreiten sie zum „Sittag“ und durch ein gemeinschaftliches frohes Mahl wird der Mittwoch nachher gefeiert. Die Hülfe aber, die die Genossenschaft dem Einzelnen gewährt und gewährt in allen Fällen, so oft der Genosse etwas Schweres zu heben hat, so ihm allein zu schwer ist, es möge sein was es wolle, zu Ehren, Freud oder Bitternerei“, ist eine so bedeutende, daß, wer aus der Nachbarschaft üblen Verhaltens wegen ausgeschlossen wird, dem Geschiedten gleicht; es ist, wie die Ärtel sagen, so viel, „als des Brunnens, des Nachbantes, des Feuers und der eigenen Feuerleite entbehren müssen“. So steht hier noch die alte Selbstregierung, die Jedem in strenge Zucht nimmt, auf daß er zuerst sich selbst beherrschen lerne.“

Die Rivaueveränderungen an der Südküste von England haben schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sind aber heute noch so räthselhaft wie im ersten Aufzuge, denn allem Aufseine nach kommen hier positive und negative Bewegungen neben und durch einander vor, in einer Weise, welche jeden Versuch, sie durch eine Rivaueveränderung des Meeres zu erklären, unmöglich machen. Steife Gardner spricht in einem Artikel des „Geological Magazine“ (1888, p. 145) aus, daß die Küste in ihrer ganzen Ausdehnung in Bewegung sei. An vielen Stellen findet man Reste verlaufener Wälder bis 70 Fuß unter dem Meerespiegel; bei Ventnor fand man menschliche Ueberreste 34 Fuß unter der Bodmooslinie, bei Gurnon sogar 61 Fuß tief; die Insel Wight ist erst nach Christi Geburt vom Festlande abgetrennt worden und besonders in Cornwallis hat das Meer große Fortschritte gemacht. Dagegen steht Poole auf einer Stelle, wo vor 70 Jahren noch tiefes Wasser war und die Dünen bei Poole Harbour sind binnen 44 Jahren, von 1785 bis 1829, um eine halbe Meile ins Meer hinein

vorgerückt. Im Allgemeinen scheint ganz Kent in der Hebung begriffen, Sussex theils in Hebung, theils in Senkung, die Grafschaften weiter westlich sämmtlich in Senkung, doch kommen an einzelnen Stellen auch Widersprüche vor und hier und da scheinen sogar innerhalb der historischen Zeit positive und negative Bewegung gewechselt zu haben. Gardner spricht sich ganz entschieden gegen die Theorie von Pigeon aus, nach welcher die verlaufenden Wälder ursprünglich in durch Dünen oder Laubdünen geschützten Depressionen gewachsen sein sollen, so daß sie durch einen Durchbruch des Meeres hätten überfluthet werden können.

Nach dem letzten Berichte der Handelskammer zu Antwerpen nimmt dieser Handelsplatz jetzt die vierte Stelle unter den französischen Häfen ein; seit 1874 hat er an Wichtigkeit behändig zugenommen und zwar in größerem Maßstabe als Marseille, Havre oder Bordeaux. 1884 betrug die Zahl der aus- und einlaufenden Schiffe 5139, deren Tonnagezahl 2 125 812 und die Masse der aus- und eingeführten Waaren 1 626 906 Tonnen. Die Gesamtlänge der vorhandenen Quais beläuft sich auf 4795 m.

Asien.

Das „Echo des Mines et de la Metallurgie“ meldet die erste von Frankreich ertheilte Concession für eine Eisenbahn von Haiphong nach Petang in Tongking zur Ausbeutung des dortigen Kohlenbeckens.

Vor dem Gerichtshofe zu Batavia wird jetzt bei der Vereidigung von Chinesen ein neues Ceremoniell befolgt, welches darin besteht, daß jede Person, welche den Eid zu leisten hat, vor einem speciell zu diesem Zwecke bestimmten Oxyterische ein Opfer darbringen muß. Auf dem Tische stehen zwei Kerzen, ein Käschen mit Oxyterischen und ein kleiner Topf mit Asche, in welchen die brennenden (wohlriechenden) Stöckchen hineingelegt werden müssen. Nachdem drei Stöckchen angezündet und in den Topf gesteckt sind, wie dies bei jedem Opfer geschieht, muß der Vertheidigte den Eid aussprechen: „Wenn ich Unwahrheit spreche, möge Gott und die bösen Geister mich zu Grunde richten.“ Das frühere Ceremoniell, wobei jedemal einem Huhn der Hals abgeschlagen wurde, gehört nur mehr der Geschichte an.

Recente Lavaströme auf Java. Wir haben früher schon über den Lavaausbruch des Emeru auf Java berichtet (Vb. 48, S. 31 und 35), kommen heute jedoch noch einmal auf dieses Ereigniß zurück, dazu veranlaßt durch einen Artikel, welcher im Reuten Jahrbuch für Mineralogie, 1886, Vb. I, erschienen und von Herrn H. Behrens in Delft verfaßt ist. Demselben liegt ein Brief des Bergingenieurs R. Jemena zu Grunde, welcher mit der Untersuchung der den genannten Ausbruch begleitenden Erscheinungen beauftragt war und auch den Remongan unternahm hat.

Vinsichtlich des Ausbruchs des Emeru können wir uns auf unsere oben erwähnten Mittheilungen beziehen, in dem wir nur noch nachtragen, daß der Emeru nach Ansicht des Herrn Jemena wohl der heisse Bergsee auf Java ist; von 700 bis 1400 m höhe ist die Wöschung etwa 6°, von 1400 bis 2100 m reichlich 20° und dann bis zur Spitze mehr als 30°. Der Leuwang ist kaum halb so hoch als der Emeru; von 300 bis 600 m ist die Neigung 3,5°), von 600 bis

1) Wir citiren nach einem von Herrn Jemena verfaßten Abdrucke.

1000 m 16°, von 1000 bis 1608 m 33°. Trotz der ungewöhnlichen Steilheit finden sich gut ausgebildete Lavaströme und zahlreiche parasitische Regel zum Theil ohne Krater, wie die Fische des Meeres und auch wie diese auf zwei tabialen Linien an einander gerichtet. Striarunde Zeiche am Fuße des Berges, bereits von Jungbunn beschrieben und auf Einwirkung zurückgeführt, sind ebenfalls mit Lavagüssen in Zusammenhang zu bringen, insofern plüschiges Juradulsen der Lava die Umhüllung von parasitischen Regeln zu Maaren veranlaßt haben dürfte. Von den Lavaströmen konnten vier chronologisch bestimmt werden: eine Seitenruption 900 m unter dem Gipfel vom 13. bis 15. ~~Sept. 1879~~ und die Seiten- aus dem Hauptkrater, vom April 1889, vom Mai 1877 und vom April 1883. Der letztere erreichte eine Länge von 6000 m bei 200 bis 100 m Breite und 10 bis 20 m Tiefe. Drei Wochen nach der Eruption war er noch in langsamer Bewegung und stieß im Mai 1885 noch heiße Wasserdämpfe aus. Im Mai 1885 ergoß sich ein kleiner Strom von nur 25 m Breite nach Südwesten aus dem Hauptkrater und am 6. August wurde eine größere Eruption in derselben Richtung gemeldet.

In hohem Grade beachtenswerth ist der Unterschied der Laven des Emeru und des Lemongan, die, beide mit kurzen Pausen thätig, nur 18 km von einander entfernt sind. Tantalische Eruptionseprodukte des Emeru sind andesitisch (Speruliten-Anfess), während der Lemongan ausschließlich Basalt geliefert hat.

An diese Mittheilungen wird die wichtige Folgerung geknüpft, daß die auf die Antarktis Jungbunn's gegründete Ansicht, die Vulkanen Javas hätten in historischer Zeit nur sehr wenig Material geliefert, unrichtig ist, da sowohl bei dem Emeru als dem Lemongan Lavaströme sehr schnell sind. Demnach ist auch keine Ursache zu der Annahme vorhanden, daß die vulkanische Thätigkeit in der Annahme begriffen sei.

Die englische Bahn nach Cucta ist jetzt bis jenseits des Bolan-Passes ganz vollendet; die Erdarbeiten sind gleichfalls bis Cucta fertig, so daß zwischen dem Pass und Cucta nur noch das Regen der Schienen erübrigt.

Heurt D. Forbes, Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel von 1878 bis 1883. Zweiter Band (Jena, G. Gohensche). Der zweite Band von Forbes' Wanderungen ist dem ersten rasch gefolgt und schließt sich ihm würdig an. Der Verfasser, der sich mittlerweile mit einer Weisheit versorgt hatte, die seitdem seine ungetrübte Begleiterin geworden ist und eben mit ihm in Neu-Guinea weilte, wandte sich zunächst (April 1881) nach Amboina, wo ihn der holländische Resident den Regierungsempfehlungen zum Trost sehr freundlich empfing und ihm die nöthigen Empfehlungen an seine Untergebenen verweigerte, und dann nach Timorlaut, wobei das Rott von Gessir am Mündung von Ceram, der Centralpunkt des Handels mit Neu-Guinea, angelaufen wurde. In Timorlaut lagen die Dörfer im Kriege mit einander, das Fieber machte sich bald geltend, doch gelang es, zahlreiche ethnographische Beobachtungen zu machen und Sammlungen anzulegen, die glücklich nach Europa gelangten. Im November ging Forbes nach Buira, diesmal allein; auch hier schloß ihm die Empfehlungen, doch gelang es ihm in Begleitung des Posthalters, den selten besuchten geheimnißvollen See von Naki zu erreichen, den Lakote, dessen Anwohner viele eigenthümliche Gebräuche bewahrt haben. — Da weitere Reisen im Molukkenarchipel gegenüber der Feindseligkeit des Residenten zwecklos erschienen, wandten sich die Reisenden nach dem portugiesischen Timor, dessen Gouverneur sie kennen gelernt hatten. Im Urmalbe, etwa 700 Fuß über dem Meere und eine kleine Lagereise entfernt von dem Regierungssitz Dilly (auf der Karte Delili), verlebten sie köstliche Wochen, aber während Forbes das „Königreich“ Bibiguen im Inneren erforschte, erkrankte seine ganz allein im Urmalbe zurückgelassene Frau schwer und wurde, von ihrer obergläubigen Dienstin im Stiche gelassen, nur durch

ein halbes Duzend gerettet. Auch Forbes litt von dem ungesunden Klima so schwer, daß er an weitere Forschungen nicht mehr denken konnte und sich am 1. Juni 1883 mit seiner Frau nach Amboina und Europa einschiffte. (Das Klima von Timor gilt notabene immer noch für besser als das von Neu-Guinea.) Auch diesem Bande sind wieder reichlich wissenschaftliche Anhänge beigegeben, welche ihm einen besonderen Werth verleihen, und eine Karte des indischen Archipels erleichtert das Verfolgen der Reiseroute. Ko.

Afrika.

Ueber die gegenwärtigen Zustände in den beiden ägyptischen Provinzen Kajum und Beni Suef spricht sich G. Schweinfurth, welcher im vergangenen Winter das Depressionsgebiet des Kajum bereist hat und daselbst in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. 21, S. 96 ff.) eingehend schildert, sehr lobend aus. „Die Autorität der Regierungsgewalt steht, am besten sagen, noch man will, reichlich so vollkommen da, wie in den besten Tagen Jemaa's. Von dem Räuberwesen, das in den Provinzen des Teltas herrschte, wo es überragend ausnahmslos nur die Eingeborenen betrifft, ist hier keine Spur wahrzunehmen. Die Gouverneure sind durchaus vernünftige und achtungswerthe Männer. In ihrer Amtshand werden die Gesetze in ganz europäischer Weise erfüllt. Die Trennung der Justiz von der Verwaltung ist in diesen Provinzen bereits vollkommen durchgeführt. . . Die Bevölkerung vertritt die denklichen Ansichten eines zunehmenden Vertrauens in den bestehenden Verhältnissen und erholt sich ganz sichtbar und unabweislich von den früheren Mißständen der Beamten, die ihre Amtsgewalt bei jeder Gelegenheit überschritten, heute aber durch eine organisierte Kontrolle im Zaume gehalten werden. Was der Bevölkerung dabei am meisten zu Gute kommt, ist der Umstand, daß der früher schwerer Regierungsmäßig anstehende Stempel des Verordnungs angesetzt hat, alle Verwaltungsgänge zu beschleunigen. Trotz der schlechten Zeiten gehen die Steuern regelmäßiger ein als je. Die europäischen Kaufleute klagen; aber die Zollnahmen erreichen Ziffern, wie sie dieselben unter Ismael nicht erlebt haben. Ungeachtet der niedrigen Korn- und Baumwollpreise vermehrt sich das Geld ganz ansehnlich. Alles ist theuer geworden. Der Jellah kauft Sachen, deren Gebrauch noch vor wenigen Jahren für ihn ins Reich der Fabel gehörte. Tiefer Landfrucht herrscht hier, und um den kleinen Krieg in Rubien, den das Programm der Politik mit sich bringt, ängstigt sich keine Zellabsele.“ So hat auch Ober Scott Moncrieff, der Leiter des ägyptischen Arbeitsministeriums, sein großes Projekt der Reorganisation des Kajumer Kanalsystems mit aller Energie in Angriff genommen und wird dabei von den thätigsten Ingenieuren, die in Indien die hohe Schule der Wasserbaukunst durchgemacht haben, unterstützt. Allerdings ist im Kajum auch schon Gefahr im Verzuge: seit der letzten zehn Jahren und namentlich seit dem Eingehen der noch vor fünf Jahren sehr ausgedehnten Juckerorstruktur am Südrand des Birket el-Deraa ist in Folge der jetzt geringeren Abklopfung des Wasserüberschusses der Wasserspiegel jenes Sees im Steigen begriffen (jährlich um 3 cm) und beginnt in bedenklichem Grade das nur sehr allmählich ansteigende Gabel Aclerand zu verdrängen. Zunächst hofft man durch neue Schleusenbanten die Kanäle zu zügeln und das Anwaschen des Sees zu beschleunigen; dann aber — und dazu werden sehr bewundernde Mittel gehören — müssen sämtliche Kanäle neue Betten erhalten, da sich die gegenwärtigen durch die lange Vernachlässigung des Schleusenwesens so tief in das Gerbrich (17 m und mehr unter dem Kulturland) eingegraben haben, daß viele Strecken des besten Bodens ganz unbewässerbar bleiben.

— Marquis de Brazza sprach kürzlich in der Société de Géographie über die Vamboué-Industrie, welche Herr Maras an der Lima geschafften hat. Diefes Öl soll als Malchinöl ausgezeichnet sein und vortheilhaft das europäische Öl ersetzen. Auch sein Geschmack ist ziemlich angenehm, und wenn es frisch und gut zubereitet ist, kann es ganz gut in der Küche statt des Olivenöls Verwendung finden.

Australien.

— In Südaustralien sind 11 km nördlich von Roberts Town in 33° 52' südl. Br. und 139° 56' östl. L. Br. um 128 km nördlich von Adelaide an den Blad Hills aneinander sehr werthvolle Silbererzgänge von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt worden. Es wäre der Kolonie, deren Zustände zur Zeit recht traurige sind, sehr zu wünschen, daß sich dies bewahrheitet.

— Eine zweite Nachricht über die von Mr. David Lindsay geführte Expedition (vergl. oben S. 46 und 191) traf am 1. Februar von Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandtelegraphen in 25° 55' südl. Br. und 135° 34' östl. von Gr., in Adelaide ein. Mr. Lindsay hatte 80 km östlich von Charlotte Waters ein Lager aufgeschlagen und von da aus die Erforschung des unbekannten östlichen Gebietes bis 26° 45' südl. Br. herab unternommen. Die Grenze von Cuernavaca überschritt er in 25° 30' südl. Br. Hinter der Sandhügelleiste kam er über vorzügliches Weideland für Schafe und entdeckte auch acht Frauen der Eingeborenen, in welchen genügende Wasser vorhanden war. Mr. Lindsay wollte am 3. Februar vom Lager aufbrechen und seine Reise in der Richtung auf Lake Nash, welcher in ungefähr 20° südl. Br. und 9 km westlich von der Grenze von Cuernavaca liegt, fortsetzen. Er wird damit wieder einen beträchtlichen Theil noch unersforschten Gebietes berühren. Die Kamelien befinden sich bis dahin sämmtlich wohl. Die Kamelien waren eine Seisung vom Genuße einer giftigen Pflanze, welche am Macumba H. und überaus im nördlichen Südaustralien ziemlich häufig ist, erkrankt, hatten sich aber wieder erholt. Es war dies Euphorbia Drummondii, deren milchiger Saft sehr giftig ist. Unter den Giftpflanzen Australiens — *Lotus Australis*, *Swainsona Grayana*, *Lobelia pratensis*, *Lawrenzia spicata* n. f. w. — ist gerade Euphorbia Drummondii die gefährlichste, und da sie sich selbst in der trocknen Jahreszeit immer grün hält, so wird sie vom Vieh um so leichter gefressen.

Nordamerika.

— Für die Eingeborenen der Umgebung von Point Barrow ist nach Kay das wichtigste Nahrungsthier *Phoca foetida* Fabr., die einzige Robbenart, die häufiger ist und das ganze Jahr hindurch bleibet. Im Ochober, wenn das neue Eis sich zu bilden beginnt, jagt man sie mit Büchse und Harpune an den offenen Stellen und an den Ausflüssen, die sie sich ins junge Eis machen. Wenn die Winternacht beginnt, jängt man sie mit Netzen, aber nur in ganz dunklen Nächten kann man auf Erfolg rechnen. Es wird dann in der Nähe eines Eisstückes, in welchem sich Robben aufhalten, ein Loch ins Eis geschlagen und mit Hülfe zweier anderer kleinerer Löcher ein Netz ausgepannt. Dann sucht man durch irgend ein anstehendes nicht zu heftiges Geräusch, durch Widen auf das Eis, durch Weilen oder dergleichen die Renigende der Robben zu erregen; sie kommen in der Richtung auf das Loch in unter dem Eise geschwommen und vermeiden sich im Netz. Man hat einmal gesagt, es, in einer Nacht bis zu 30 Stück in einem Netz zu fangen; sie werden dann aufrecht in den Schnee gestellt, bis man sie mit den Hundebälken abholen kann. — Sind nur kleinere Löcher vorhanden, so umstellt man diese unter dem Eise ganz mit Netzen, die jeden Tag nachgesehen werden. Wenn die Sonne wieder kommt, sucht man die jetzt offen bleibenden Netze

löcher auf und stellt dort Netze. Im Sommer werden sie in dem offenen Wasser zwischen den Eisfeldern gelagt oder auch beschlagen, wenn sie auf dem Eise neben ihren Löchern schlafen; sie sind indeß so vorsichtig, daß es den amerikanischen Mitgliedern der Expedition nicht ein einziges Mal gelang, einer Robbe auf Zugweite nahe zu kommen.

— Mit welcher unheimlichen Verschmutztheit die Gegend auch in Nordamerika an Zahl zurückgeht, beweisen die Beobachtungen von Lieutenant Kay in Point Barrow. In dem Dorfe Uglamait, wo Dr. Simpson 1854 noch über 200 Menschen und 40 Hütten fand, traf Kay nur noch 26 Hütten und 137 Seelen, und von diesen starben während der zwei Jahre ihres Aufenthaltes 18, während nur zwei Kinder geboren wurden. — In Winouf fand Simpson 48 Hütten und 286 Einwohner, Kay nur noch 30 Hütten und weniger als 150 Menschen. Kay sucht die Hauptursache der Abnahme in den Verheerungen, welche die amerikanischen Walfischjäger unter den Walfischen anrichten. Während Simpson sich an der Küste aufhielt, wurden von den Eingeborenen 24 Wale erlegt; durch die unablässige Verfolgung seitens der Amerikaner sind die Thiere seitdem so selten und so schon geworden, daß Kay innerhalb zwei Jahren nur zwei Stück erlegen sah, darunter ein Junges. Und dabei waren die Eingeborenen früher auf ihre schlechten selbstgefertigten Waffen angewiesen, während sie heute nicht nur gute Harpunen, sondern sogar Büchsen mit Erpschloßfingern besitzen. Auch die Robben sind nicht häufig und verschwinden seitweife ganz und Hungernoth kommt darum sehr häufig vor.

— Bei der United States Geological Survey in unter Major Powell eine Abtheilung errichtet worden, um die geologische Geschichte und die physikalischen Verbindungen der Sumatländereien der Union in Hinsicht auf deren Verbesserung und Küdgeminnung zu untersuchen. Man erwartet nämlich, daß um das Jahr 1890 der allmähliche Ackerland besetzt sein und daß die Gesammt der Einkommens sich den, bei ihrem raschen Vordringen nach Westen liegen geliebten Gebieten zuwenden wird. Ostlich vom Mississippi können über 50000 Quadratmeilen leicht entwirrt werden; ähnliches Land ist in Nordamerika vor Jahrhunderten trocken gelegt worden und bildet jetzt die fruchtbarsten Felder. In Amerika liegt fastes Land hauptsächlich an der Atlantischen Küste und im Mississippi-Thale; dort hindert tiefer Pflanzenwuchs, namentlich gemeines Rohr, das Wasser am vollständigen Abflusse, obwohl der Boden genügenden Fall darbietet. Zwischen der Mündung des James River bis zu vereinigen des Albemarle Sound liegt ein Gebiet von 4000 Quadratmeilen, wovon ein Theil bereits entwirrt worden ist, und zwar einfach dadurch, daß man das unbedringliche Gewirr von Stämmen, Büscheln und sonstigen verrottenen Pflanzentheilen, welche das Regenwasser am Abfließen hindern, entfernte. Man beschließt nun eine vollkommene Aufsaugung, auf Grund deren die Regierung weite Strecken Landes wieder zu gewinnen und der Bebedelung zu führen gedenkt.

Südamerika.

— Aus Surinam wird berichtet, daß in dem Terrain zwischen Lapa (Arva) und Tapanahoni (Golt) vermuthet wird und Bitten um Erlaubniß, Untersuchungen vorzunehmen, an den französischen Gouverneur von Guayana gelangt sind. Man beunruhigt sich in Surinam hierüber, weil man dieses Gebiet als holländisches Vestig ansieht, seitdem die niederländisch-indische Grenzcommission von 1841 sich dahin ausgesprochen hat, daß der Lapa als Verlängerung des Marowine (Maroni) betrachtet werden muß und demnach das zwischen Lapa und Tapanahoni gelegene Gebiet niederländisches Eigenthum ist, da der Marowine die Grenze bilden soll. Diese Angelegenheit schwebt jedoch seit 1862, ohne daß die beiderseitigen Regierungen zu einem endgültigen Abklasse berathen gelangt wären, und könnte unter gegenwärtigen

Verhältnissen vielleicht noch Schwierigkeiten verursachen, da man in Holland das betrübte Terrain, wenn es sich wirklich werthvoll erweist, wohl nicht gern verlassen wird.

— Um Studien über das Orogasieber (Veruga peruana) zu machen, ließ sich ein peruanischer Arzt, Daniel Garrion, das Virus einimpfen, kark aber an den Folgen des Experimentes. Im Aufsatze hieran bringt die „Rev. seient.“ einige Mittheilungen über diese eigenthümliche Krankheit. Diefelbe tritt nur in Peru auf, und zwar an gewissen Oertlichkeiten, welche in ziemlich hoher, zwischen 3000 bis 7500 engl. Fuß über dem Meere, gelegen sind. Es ist eine febrile Krankheit, welche sich durch **Blässe und Ödem** treten zahlreicher Pusteln charakterisirt. Dr. Jacuribo in Santiago will einen specifischen Vaccin als Krankheits-erzeuger festgestellt haben. Die Affektion ist schon seit der Inaske bekannt. 1513 spricht Zarate von einer Ödem, wo sie sehr verbreitet war. 1870 ist sie sehr heftig aufgetreten. Es war dies zu einer Zeit, wo der Erdboden zum Zwecke des Eisenbahnbauwes weithin aufgewühlt wurde. Dieses Zusammentreffen ist sehr interessant, da auch bei den Arbeiten am St. Gotthard und auf dem Föhnweg von Panama ähnliche epideniische Erscheinungen auftraten. Man beschäftigt sich in diesem Augenblicke in Peru lebhaft mit der Aetiologie der Veruga peruana, und es ist anzunehmen, daß man zu interessanten Ergebnissen gelangen wird.

O c e a n e.

— Nach zehnjährigen Vorarbeiten ist 1885 von der deutschen Seewarte in Hamburg ein erstes „Segelhandbuch für den Atlantischen Ocean“ (Hamburg, L. Friederichsen u. Co.) herausgegeben worden, nachdem der dazu gehörige Atlas „Atlantischer Ocean“, welcher auf 36 Karten die physikalischen Verhältnisse und die Verkehrsströgen darstellt, schon drei Jahre früher erschienen war. Der Hauptnachdruck wird auf die Meteorologie und Physik gelegt, während die Beschreibung der Küsten, Inseln und Höfen, welche in den englischen „Sailing directions“ einen großen Raum beanspruchen, fehlt. Mehr als die Hälfte des Werkes behandelt die Meerestiefen (mit Karte), die Temperatur-Vertheilung, das specifische Gewicht des Meerwassers, die Strömungen und Windverhältnisse, Luftdruck, Lufttemperatur, Ebbe und Fluth und namentlich die Stürme, wobei aus den Beobachtungen der für die deutsche Seewarte ein Journal führenden Schiffe viele interessante Beispiele vorgeführt werden. Den Beschluß macht ein fast 200 Seiten starker praktischer Theil, die eigentlichen Segelanweisungen enthaltend, welche sich folgendermaßen gliedern: 1. Von Europa ausgehend: 1) nach dem hohen Norden von Europa; 2) nach Grönland im Norden von Kap Fatteras; 3) nach den nordamerikanischen Küsten im Norden von Kap Fatteras; 4) nach der Korbfüste von Südamerika, Weindien, dem Karibischen Meere, dem Golf von Mexiko und der Atlantischen Küste von Nordamerika im Süden von Kap Fatteras; 5) nach der Linie; 6) nach der Küste von Südamerika und rund Kap Horn; 7) vom Reunator nach Südamerika und dem Indischen Ocean; 8) nach der Westküste von Afrika. II. Nach Europa zurückkehrend: 1) von der Küste von Nordamerika, dem Golf von Mexiko und Weindien; 2) vom Kap Horn und der Küste Südamerikas nach der Linie; 3) vom Kap der Guten Hoffnung nach der Linie und von der Linie nach dem Kanal; 4) von der Küste Nordamerikas nach der Linie und zurück.

— Commodore Parker von der U. S. Navy hat mit

der „Entreprise“ eine Reise von Tieflothungen durch einen noch ununtersuchten Theil des südlichen Stillen Oceans von Wellington auf Neu-Seeland nach dem Eingange der Kogelbuchtstrasse vorgenommen. Seine Route liegt ziemlich nahe der Nordgrenze des Treibeis, südlich von der vom „Challenger“ und auch von der von der „Gallie“ eingeschlagenen. In dieser Breite nimmt von Neu-Seeland ab die Tiefe auf 300 Meilen sehr rasch zu und erreicht unter 170° westl. L. bereits 3002 Faden. Weiter östlich nimmt die Tiefe etwas ab, doch nicht erheblich; unter 150° wurde an einer Stelle 2945 Faden gelotet, während zu beiden Seiten **unter 143° und 140°** 2900 Faden lagen. Die Tiefe blieb gleichmäßig bis gegen den 135°, dann nahm sie langsam ab, bis unter 115° die geringe Tiefe mit 1502 Faden erreicht wurde; von da ab fällt der Boden wieder gleichmäßig bis an den Beginn der Bafis von Südamerika. Der Hoarüden, welcher ein flachliches Gebirge von 3000 m Höhe bilden würde, scheint sich von Dougherty oder Keates-Insel unter 59° südl. Br. bis zur Opher-Insel unter 27° südl. Br. zu erstrecken und wurde auch von dem „Challenger“ unter 38° 43' südl. Br. und 112° 31' nördl. L. mit 1600 Faden gelotet.

V e r m i s c h t e s.

— Marinesparrer G. Heims hat von seinen Reisejahren „Unter der Kriegsfahne des Deutschen Reiches“ (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 304) eine zweite Reihe erscheinen lassen, welche Schilderungen von der Reise der „Nimph“ nach Weindien (1884 bis 1885) enthält und ebenso frisch, ja mitunter durchsichtiger geschrieben ist, als ihre Vorgängerin. Es sind anziehende Skizzen, aber nicht mehr, welche durch die Schilderung des Lebens an Bord für viele Leser einen eigenthümlichen Reiz erhalten; ein tieferes Eindringen in das Wesen fremder Völker verbietet sich bei solchen Reisen von selbst. Wir halten darum z. B. das, was über Guyman Blanca, Venezuelas Trauere, gesagt wird (S. 169 ff.), nicht für ganz zutreffend. Interessant ist die Schilderung der Juckerfabrikation in Britisch-Guayana (S. 130), ebenso diejenige von der Erziehung der nordamerikanischen Kaskie, dem dortigen Kaskie, und anderes mehr.

— Nach statistischer Berechnung beläuft sich die Zahl der Blinden auf der Erde auf ungefähr eine Million. Dies würde, die Bevölkerung der Erde auf 1 400 000 000 Seelen angesetzt, auf 1400 einen Blinden ergeben. In den europäischen Staaten zeigt sich folgende Vertheilung: In Oesterreich kommt auf je 1785, in Schweden auf je 1418, in Frankreich auf je 1191, in Preußen auf je 1111, in England auf je 1037 u. f. w. der Bevölkerung ein Blinder. Mit noch höherem Procentfusse folgen Rußland, Norwegen und Finnland. Die meisten Blinden finden sich in Ägypten. In Kairo kommt schon auf je 20 Bewohner ein Blinder. Dr. Franke in Wien zählte auf einer Vögelwanderung in Kairo deren gegen 1000. In den australischen Kolonien ist das Zahlenverhältniß ein ansehnlich verschiedenes. Nach dem letzten Census kam in Neu-Seeland auf je 3550, in Südaustralien auf je 1417, in Victoria auf je 1162, in Westaustralien auf je 725 und in Tasmanien auf je 625 der Bevölkerung ein Blinder. Auch in China und Japan giebt es viel Blinde. Deutschland besitzt die meisten (35) Blindeninstitute, dem folgen England mit 16, Frankreich mit 13, Oesterreich Ungarn mit 10, Italien mit 9, Belgien mit 6 u. f. w. Amerika, Asien und Afrika besitzen zusammen nur sechs Institute der Art. In Australien besteht ein solches in Victoria und in Südaustralien.

Inhalt: Dirlatou's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXII. (Mit fünf Abbildungen). — Emil Wegner: Holland's Indien im Jahre 1886. II. — Die Sandwicheinseln und ihre Valtane. V. VI. — Die eingeborenen Völker im südlichen Tunesien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Océane. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 6. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Unterstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



N^o 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dienlafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXIII.

(Zämmliche Abbildungen nach Photographien.)

Vor dem Besuche Zusas mußten die Reisenden noch den Scheich Thaar, den Verwalter der Waisengüter Daniel's, aufsuchen, um seine Erlaubniß zu erbitten, bei dem Grabe des Propheten übernachten zu dürfen. Die Wohnung des Scheichs war bald erreicht, in drei Vorhöfen wimmelte es von Kollahs, Seids und selbst Peanten; er selbst hatte in der Mitte einiger Metren auf einer Terrasse Platz genommen und erwartete den angekündigten Besuch. Es war ein hinfalliger Greis, aber in diesem schwächlichen Körper lebte der Geist noch in voller Macht.

Trotz des höflichen Empfanges machte er Schwierigkeiten, die ihm vorgetragene Bitte zu erfüllen. Wenn man auch Christen während einer oder zweier Nächte innerhalb der Einfriedigung dulden wollte, könne man ihnen doch unter seinen Umständen den Eintritt in den geschlossenen Raum, wo das Kenotaphium sich befindet, gestatten. Vergebens war die Versicherung, daß auch die Kranken die größte Hochachtung für den Propheten Daniel besäßen; der Scheich blieb unerbittlich. Endlich gegen Mittag war die Sache erledigt, und die Reise konnte gegen den Mittag des 14. Jannar angetreten werden. Das kultivierte Land verschwand bald; nach allen Seiten hin erstreckte sich die mit vertrockneten Tüfeln bedeckte Ebene; es war die Wüste in ihrer ganzen Trostlosigkeit, welche einen um so schrecklicheren Eindruck machte, als dieser gänzliche Mangel einer belebten Natur der Nachlässigkeit der Menschen zuschreiben ist.

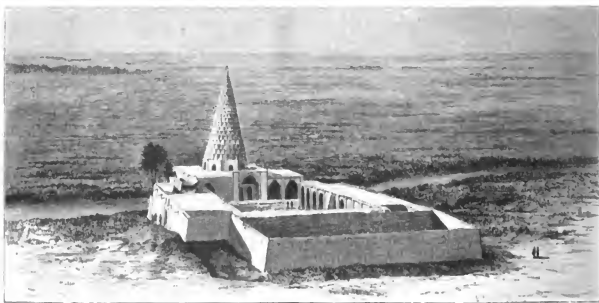
Wald war der Ruinenhügel erreicht, dessen ungeheure Abmessungen das Erkennen des Besuchers erregen. Daß

Grab Daniel's liegt am Fuße einer hohen Terrasse, welche im Raube mit dem Namen Kalch Schus (die Festung Zusa) bezeichnet wird; den Fuß des Heiligtums bespült ein sumptuöser Bach, der Schaur, welcher sich in den Ab Tizul ergießt. Das Teintmal steht in seinem Verhältnisse zu seinem Fuße und zu dem Eifer der zahlreichen Pilger, welche ihm in jedem Frühjahr ihren Besuch abstatten. Wenn man durch das Thor von Tizul eintritt, sieht man zunächst Mauern aus Erde und ein massives Eingangesthor; man würde glauben, vor einem mit Mauern umschlossenen Dorfe sich zu befinden, wenn nicht ein im Inneren stehender, in der Form eines Zuckerkubes angeführter Thurm den Zweck des Gebäudes andeutete. Vologänge schloßen sich zu beiden Seiten des Heiligtums an und dienen den Tempelwächtern und einigen Viehhirten zum Aufenthaltort. Auch die Reisenden sollten hier unter einem unbewohnten Bogen ein Obdach finden, doch nach wiederholter Durchsagung des Geleitbriefes entfloß sich der Anführer des Heiligtums, ihnen ein weniger lustiges Logis einzuräumen. Da die Betrachtung des eigentlichen Heiligtums den Besuchern nicht erlaubt war, zogen sie bald aus, um einen Ueberblick über die Königsstadt des Kadunta und Khavver zu gewinnen. Drei ungeheure, scharf von einander geschiedene Erdmassen erhoben sich vor ihnen; den größten Eindruck machte die Kalch Schus, welche sich etwa 36 m über den Schaur erhebt. Der Regen hat tiefe Runden in die Abhänge gegraben, dennoch aber wäre es ohne zwei Fußpfade, deren einer den Ziegen sein Vestecken verbannt, während der

andere den einstufigen Pertheidigern der Citadelle Zugang gewährte, unmöglich, dieselben zu erreichen; die freunden Besucher schlugen den letzteren ein, der an einem durch ungeheure Mauermaassen in Thurmgestalt geschlossenen Thore eubete. Darauf folgte eine kleine Plattform und von deren südlichem Ende führte ein sehr schmaler, über eine Mauer laufender Weg, ein letztes Hinderniß für den Angreifer auf seinem Wege zu dem Kerne der Befestigung. Endlich befanden sich die Reisenden im Inneren dieser Festung, wo die Könige von Susa einst ihre Schätze verwahrten, und wo später eine macedonische Belegung die Unterdrückten im Raume hielt. Anstatt der Reichthümer, welche die Eroberer wegschleppten, findet man nur noch einen üppigen Pflanzenwuchs, welcher Alles überwuchert hat.

Auf der nördlichen Ecke des Tumulus fand man nach Entfernung der mächtigen Brombeeren die Sodel mehrerer, in Schachbrettform angeordneter Säulen. Vier derselben waren mit Inschriften in drei Sprachen, welche in Keils-

chrift eingegraben waren, geschmückt; sie wurden vor etwa 30 Jahren durch Obrist Williams und Sir Costus bloßgelegt, welcher letzterer aus diesen Ueberresten ein dem von Xerxes in Persepolis errichteten Palaste ähnliches Gebäude rekonstruirte. Daß die Ruinen von Susa von den Achämeniden herrühren, wird sowohl durch die Art der Ueberreste als durch die auf denselben befindlichen Inschriften bewiesen. Mit Ausnahme dieser wenigen Erinnerungen an eine große Vergangenheit ist Susa nur noch durch die prächtigen Schneeberge ausgezeichnet, welche das Tiefland Elam von dem hochgelegenen Persien trennen: Dienlasy bestreitet, daß, wie die englischen Archäologen behaupten, die äußere Facade des Königspalastes gegen Norden gerichtet gewesen sei, und ist der Ansicht, dies dadurch beweisen zu können, daß gerade die Nordseite der Säulenfußstüde ohne Inschriften ist, während er glaubt, annehmen zu müssen, daß letztere so angebracht waren, um die Aufmerksamkeit der dem Throne zugewendeten Besucher auf sich zu ziehen, d. h.



Daniel's Grab.

der Thron stand, wenn diese Vermuthung richtig ist, nach Süden gekehrt.

Doch wir übergehen dies und die an den Besuch angeknüpften historischen Erinnerungen, um die Reisenden mit eindringender Nacht nach ihrem Lager zurückzubegleiten. Jetzt ist der Hof des Daniel-Grabes angefüllt mit den Heerden, welche zum Schutze gegen herminschweifendes Gefindel während der Dunkelheit dort in Sicherheit gebracht werden; daneben drängen sich die Bewohner des Grabmals, Männer, Frauen und Kinder, durch einander. Während die Reisenden sich häuslich einzurichten, hörte man starke Schläge gegen das Thor der Mauer, ein Seid auf weissem Fel erscheint mit zahlreicher Dienerschaft und besetzt, das Zimmer neben dem Grabe für ihn herzurichten; als er hört, daß dasselbe von den Kranken eingenommen ist, entbrennt er in heiligem Korne, der ihn selbst sein Gebet vergessen läßt. Nie sollten die Ungläubigen der heiligen Stätte nahen; der Tempelwächter sei die Ursache dieser Entweihung, man müsse diese Hundesöhne wegjagen. In dieser Weise fuhr der heilige Mann fort, bis der Tempelwächter ihn bat, erst den Brief des Scherid Thart zu lesen, ehe er die

Fremden belästige. Nachdem er dieser Aufforderung nachgekommen, stand er davon ab, die Reisenden aus ihrem Ldbache zu vertreiben und begnügte sich mit einem Lager unter den Akazien. Die Nacht war übrigens sehr unruhig; die Wachen machten ihrem Namen Ehre, waren dabei aber so laut, daß die Fremden kein Auge schließen konnten. Der nächste Morgen wurde einem Besuche des dritten Hügel gewidmet, wo sich gleichfalls einige Reste der Vergangenheit befinden. Im Hufe des Grabmals stieg man wieder auf die Karawane des feindlich gefinnten Seid, die sich zum Abmarsche bereit machte; der wüthige Mann selbst, ganz in Erzfase, war beschäftigt, eines der Kinder, mit dem die Kranken sich am Abend vorher beschäftigt hatten, durch Segenssprüche u. dgl. vor den üblen Folgen dieser unheiligen Berührung zu schützen. Mme. Dienlasy trat näher und dies genöthigte, den Seid in das materielle Leben zurückzurufen, so sehr, daß er sofort ein Ouhu und zwölf Eier als Honorar für seine ärztliche Hilfe in Empfang nahm. Als die Dame sich später allein befand, glückte es ihr, auch in das Heiligtum einzudringen; sie wurde jedoch für ihre Kühnheit nicht belohnt. Der ziemlich kleine Raum ist

geweiht und mit einem Gewölbe überdeckt. Mitten in demselben steht ein rechteckiges Gemäuer in der Gestalt eines Sarkophages, rund herum ein Gitterwerk, um welches sich die Hände der frommen Peter hinbewegen; an den vier Ecken glänzen große Kugeln, welche von der Verklärung der Stirn der Gläubigen polirt zu sein scheinen. Das ist alles, was man im Grabmale Daniel's erblickt.

Da anhaltend Regen fiel, und man fürchtete, in Folge desselben den Fluß Konak, der die Ebene zwischen Tizul und Schuster durchströmt, sonst nicht mehr überschreiten zu können, machte man sich schnell auf den Weg. Wenn auch die Reisenden sich der Schönheit der Umgebung freuten, blieb der Marsch doch für ihre eingeborene Begleitmannschaft traurig und beschwerlich; müde und durchnäßt machten sie wiederholt den Vorschlag, zu lagern. Aber als man der ewigen Klagen satt, ihnen die Erlaubniß dazu gegeben hatte, während die beiden Iranjosen die Reise allein fortzusetzen beabsichtigten, wollten sie dies Anerbieten nicht annehmen; sie fürchteten sich, sich von den Europäern, denen sie doch Schutz gewähren sollten, zu trennen. Der Weg führte längs der Telegraphenleitung hin, welche sich gerade in seinem glänzenden Zustande befindet; als die englische Regierung vor einigen Jahren die Erlaubniß erhielt, die indische Linie anzulegen, verpflichtete sie sich, einen besonderen Trakt für den Gebrauch des Schah zu reserviren; persische Telegraphenbureaus wurden neben den englischen errichtet, und Taat der nachbarlichen Hilfe der europäischen Beamten fing auch der persische Betrieb an, sich einer gewissen Regelmäßigkeit zu erfreuen. Der Schah wünschte nun eine telegraphische Verbindung mit allen seinen Provinzen zu besitzen und befaß eine solche mit dem fernen Arabistan herzustellen; hier aber mißfiel sich der Madaqel (Nachrichtsleiter der Staatsdiener) in die Sache und die Arbeit wurde in sehr ungenügender Weise ausgeführt, so daß der Gouverneur von Arabistan heute nicht mehr durch die telegraphische Verbindung mit seinem hohen Herrn beunruhigt wird.

Am 18. Januar war das Wetter ganz verändert, Donner, Wind und Regen hatten während der Nacht aufgehört und einem herrlichen Morgen das Feld geräumt. Der Anblick auf das reizende Dorf Konak, welches mitten in einer grünen, durch Gruppen von Schafen und Kühen belebten Gegend liegt und durch die hellen Sonnenstrahlen wie mit magischem Lichte übergoßen schien, war wirklich prachtvoll; alles athmete auf und die militärischen Begleiter der Reisenden tummelten sich lustig im Sonnenscheine. Gegen 4 Uhr erblickte man Schuster in der Ferne, bald konnte man die glänzenden Kuppeln, die spitzen Dächer der Gebäude, endlich das alte Schloß Selsil unterscheiden. Dort soll nach einer noch umgehenden Ueberlieferung der unglückliche Kaiser Valerian zehn Jahre, von Schapur auf das Unwürdigste behandelt, als Gefangener gelebt haben.

Die Brücke von Schuster dient gleichzeitig als Wehr, sie ist durchaus nicht in gerader Linie gebaut, da die Fundamente den im Flußbette zu Tage tretenden Felsen folgen. Selbst an die kleinste Brücke knüpft sich in Iran eine Legende, um so mehr an diese, welche mehr als 500 m lang über einen mächtigen Fluß geworfen ist; Kirbuz selbst hat sie besungen und die Maultierreiter beeilten sich, die Legende zu wiederholen. Sie soll durch einen römischen Kriegsgefangenen Paransich erbaut sein, dem Schapur hohen Lohn versprochen hatte. „Wenn du ein geschickter Baumeister bist“, sagte ihm der Herrscher, „wirst du an dieser Stelle eine Brücke über den Fluß bauen, die einem Strome gleicht. Wir werden zur Erde zurückkehren, aber die Brücke wird bestehen bleiben trotz der Kenntniß, die



Die Naturbildart von Sula.

Gott verliehen. Gerichte in diesem Lande durch die Wissenschaft der westländischen Gelehrten große Werte, und wenn diese Brücke den Weg zu meinem Palaste bildet, so fudge

mich auf und sei mein Gast, so lange du lebst; fern bleibe dir dann alles Uebel und die Nacht Achiman's."

Das Werk kam in drei Jahren zu Stande, Schuster



Säulenbalken aus dem Palaste des Artaxerxes Mnemon.

wurde gegründet oder doch vergrößert und verschönert, und mit Hilfe der fremden Gefangenen bezwang Schapur den ungeheuren Lauf des Karun, stante ihn auf und leitete sein Wasser durch zahlreiche Kanäle ab, um die angrenzenden Felder zu beschnitten. Der Boden von Chusistan war un-

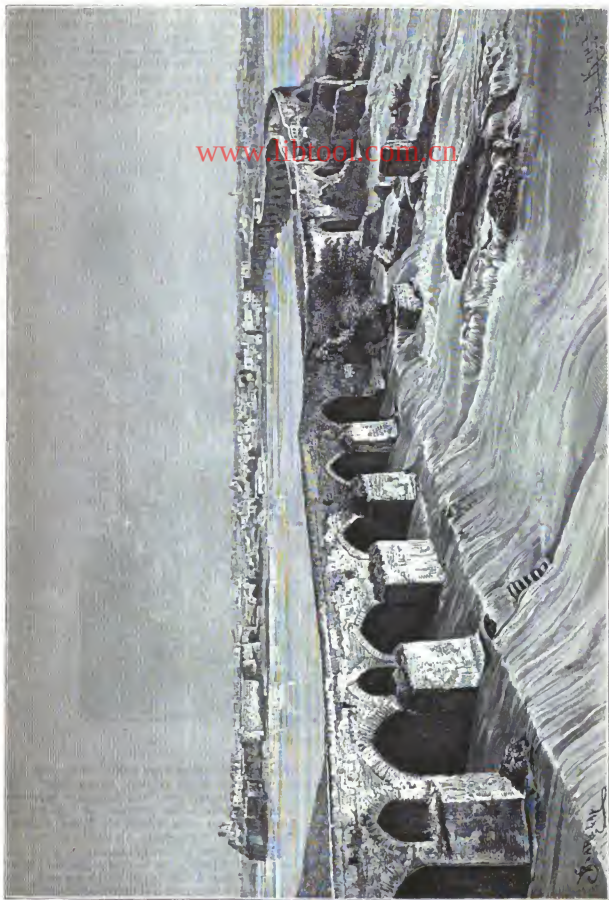
gemein fruchtbar, er brachte die Anstalten, welche gemacht waren, um ihn unter Kultur zu bringen, hundertfach zurück; wenn man dem alten Dichter Hamed Allah Ruffosi glauben will, war es dort zur Zeit der Thronierung noch wohlfeiler als in Schiraz in den Jahren des Ueberflusses. Dadurch



Das Dorf Konaq.

wurde die Begierde der Araber erregt; die Perser wurden geschlagen und in die Stadt zurückgedrängt, aber trotz der Tapferkeit der Araber drohte die Belagerung sich in die Länge zu ziehen, als ein persischer Verräther sich in ihrem Lager zeigte und um Gnade bat, wogegen er den

Feinden den Weg in die Stadt zu zeigen sich erbot. Sein Anerbieten wurde freudig angenommen, der Verräther, von einem Soldaten aus dem Stamme der Beni Scheiban begleitet, überschritt den Karun und gelangte auf einen Felsenvorsprung, welcher die Stadt und das Lager



Die Brücke von Sèvres.

des Hormuzan, des persischen Reichthums, beherrschte. Nach der Rückkehr der Späher läßt Abu Musa, der Führer der Araber, 40 Mann, denen auf einigen Abstand 200 andere folgen, unter Führung des Renegaten aufbrechen; sie bringen in die Stadt ein, stoßen die Schildwachen nieder und ersteigen die Mälle. Der persische Führer, durch diesen unerwarteten Angriff überrascht, zieht sich in die Citadelle zurück, wo alle seine Schätze aufgehäuft sind.

Am anderen Morgen mit dem Grauen des Tages zieht Abu Musa an der Spitze seiner Truppen über den Fluß und dringt in Schuster ein. Die Bewohner aber erwürgen ihre Frauen und Kinder und werfen die Leichen in den Fluß, um sie nicht den Händen der Feinde zu überlassen. Hormuzan fleht um Gnade, aber Abu Musa wollte die Bitte nicht erhören, bis der Chalif entschieden haben würde; inzwischen ließ er alle diejenigen, welche sich wei-

www.libtool.com.cn



Große Straße in Schuster.

gertern, die Waffen zu strecken, niederzuegeln. Der Citadelle von Schapur waren danach noch manche Schicksale befohlen; auf die Araber folgten die Mongolen, Hulagu Chan befaßte nach der Eroberung Bagdads dem Timur Beg, sich der Stadt Schuster zu bemächtigen. Die Eingeborenen gingen dem feindlichen Anführer mit Lebensmitteln und Geschenken entgegen, um ihre Unterwerfung anzubieten; der Anführer der Tataren befaßte seinen Soldaten, die Besiegten zu schonen, trotz den Rathschlägen seiner Umgebung,

welche ihn dieser Milde wegen tadelte. Nachdem die Belagerungen und Kriege aufgehört, fiel die Stadt in die Hände der Gottesgelehrten. Ein Verwandter Ali's war im 9. Jahrhundert dorthin gekommen und hatte sich mit einer Tochter des ersten Scherifs der Gegend vermählt; hierdurch an die Stadt geknüpft, hatte er sich der Ausbreitung des schiitischen Glaubens gewidmet und es gelang ihm, manche seiner Mitbürger für denselben zu gewinnen; später unter den ersten Zetewis folgten die übrigen nach, und

seitdem weitestente die Bevölkerung von Schuster in Anan-tiemus und Intolenz selbst mit Kum und mit Kerkela. Dieser großen Frömmigkeit ist die bedeutende Zahl von Moschken und Gräbern, die man in allen Stadtvierteln trifft, zu danken.

Begleiten wir nach dieser langen Abhweifung die Reisenden noch nach Schuster. Nachdem sie die Brücke

überschritten hatten, gelangten sie zunächst in eine große, an beiden Seiten mit Buben, in denen Früchte verkauft werden, eingefasste Straße; sie war durch zahlreiche Passanten besetzt und um die Fremden sammelte sich bald eine zahlreiche Menge. Später glückte es Mme. Tencloson, von dieser Stelle eine photographische Aufnahme zu machen.

www.libtool.com.cn

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Meßger.

III. (Schluß.)

Wir theilen nun noch einige Einzelheiten über Landbau und Plantagenbau mit, wobei wir uns, auch was die Anordnung betrifft, dem Regierungsverricht darin anschließen, daß wir einzelne Angaben über verschiedene Inseln den über Java zu machenden hier folgen lassen; die Zustände sind zu verschieden, als daß es möglich wäre, dieselben zu einem Gesamtbilde zusammen zu fassen. Der Javane bebaut seinen Acker mit Viehe; ehe er sich aber dieser Arbeit widmen kann, muß er der Regierung seine Frohn- und Kulturdienste leisten; in den Kaffeeplantagen der letzteren zählte man beinahe 110 Millionen, in den Reisern gegen 130 Millionen Kaffeeplantagen, die zusammen etwa 990 000 Fikols (à 125 Amst. Pfund) Kaffee liefern. Für die Bearbeitung dieser Plantagen waren 688 987 Familien (durchschnittlich zu 4½ bis 5 Köpfen) von der Bevölkerung der Residenzen, wo diese Kultur bestand (ca. 16½ Millionen) angewiesen; im Ganzen empfangen sie hierfür 13 662 152,72 Gulden, im Durchschnitt per Familie und Jahr 20 Gulden. In den verschiedenen Provinzen zeigten sich sehr große Unterschiede, in Batavia saßen etwa 0,45 Gulden, in Passurman beinahe 105 Gulden auf den Anteil einer Familie; dem Minimum am nächsten stehen Residenzen mit ca. 6 und 10 Gulden Jahreseinnahme. Außerdem waren noch 23 500 Ban (à 7096,49 qm) für die mit der Regierung noch im Kontrakte stehenden Zuckerfabriken zu bepflanzen, wofür im Ganzen etwa 4 800 000 Gulden vergütet wurden; ferner pflanzten die Eingeborenen freiwillig noch Zucker auf 58 000 Ban, wovon 20 000 sonderlich für die Fabriken bestimmt waren. Für sich selbst bauten sie ca. 2,7 Millionen Ban mit Reis, 1,6 Millionen Ban mit anderen Gewürzen an; darunter wären zu nennen (in Tausenden Ban) Tabak 90, Indigo 200, Kapas 210, Reis 576, Katjang (Erbsen) 222, verschiedene Gewürze 543.

Die Reispreise schwankten zwischen 2,50 Gulden und 10 Gulden für ein Fikol, das über die Einfuhr gebenden Ueberschuß folgt, daß Niederländisch-Indien dieses notwendige und erste Nahrungsmittel nicht in genügender Menge produciert. Hinsichtlich des Anbaues der in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Kakaokultur wird bemerkt, daß sie nur selten in regelmäßigen Anpflanzungen vorkommt; erst in neuerer Zeit saugen einige Händler in Tjilatjoep an, die Kakaobäume zu pflanzen, nach Europa aufzukaufen; der Preis der Rüsse wechselte von 3 bis 10 Cent per Stüd. Wie schon erwähnt, betreibt die Regierung auch die Anpflanzung von Chinabäumen; am 31. December 1884 waren 1 753 000 Bäume, die in den offenen Boden ver-

pflanzt waren, und 1 516 000 Stüd in jungen Anpflanzungen vorhanden. Die Ernte belief sich auf etwa 200 000 kg Rinde; die Preise, welche im Herbst 1885 erzielt wurden, betrugen im Maximum 1,98 (C. ledgioriana), im Minimum 0,42 (C. lancifolia). (Die oben mitgetheilten Preise sind Durchschnittspreise für die Sorte; als ablesenes Maximum kommt eine C. succirubra mit 3,01 Gulden, als Minimum eine C. calanaya Schuhkraft mit 0,19 Gulden vor.) Die Zahl der Arbeiter, welche ständig im Dienste gehalten wurden, betrug etwa 200.

An diese Angaben schließen wir einige Mittheilungen über europäische Privatunternehmungen und zwar zunächst über diejenigen, welche, ohne eigene Ländereien zu besitzen, das Produkt aus den eingeborenen Bevölkerung getheilten Grundstücken pflanzen lassen resp. von derselben aufkaufen. So bestanden 52 Zuckerunternehmungen, welche ohne eigenen Landbesitz und unabhängig von der Regierung arbeiteten; wie überall zeigten die in Händen von Europäern befindlichen Fabriken eine bedeutend höhere Zuckerernte per Flächeneinheit, als diejenigen, welche von Chinesen betrieben wurden. In ähnlicher Weise bestanden einige 50 Tabakunternehmungen; 36 derselben erzielten über sieben Millionen Kilogramm Tabak. In dieser Weise wurden ferner auch sieben Indigounternehmungen betrieben; vier derselben producirten etwa 27 000 kg Indigo. Von der Regierung hatten im Ganzen 478 Unternehmer Ländereien in Verpacht (auf 75 Jahre), 12 in Pacht auf fliegere Termine erhalten; es waren hierin 370 Plantagen mit 194 000 Ban im Betriebe, 16 mit 5400 Ban waren nicht für eigentliche Anpflanzungen bestimmt oder waren aufgegeben worden, 104 noch nicht bepflanzt. Ueber die Produktion derselben liegen nur unvollständige Angaben vor; wir fanden 193 Unternehmungen mit 200 000 Fikol Kaffee, 24 mit 208 000 kg Chinacinde, 22 mit 1 880 000 kg Thee, 16 mit 337 500 kg Tabak, 9 mit 114 000 Fikol Zucker, 1 mit 187,5 kg Kakaos, 1 mit 365 kg Indigo, 1 mit 7600 Fikol Vadi. Hierzu muß bemerkt werden, daß etwa 7/8 aller Unternehmungen sich auf die Anpflanzung eines einzigen Produktes beschränken.

Im Allgemeinen konnten diese Unternehmungen unter den Eingeborenen eine hinreichende Anzahl Arbeiter bekommen; der tägliche Lohn betrug meistens 0,25 bis 0,30 Gulden, steigerte sich jedoch in einzelnen Gegenden bis zu 0,50, 0,60, 0,70 Gulden pro Tag. Wo im Afford gearbeitet wurde, lag der Verdienst auf 0,70 bis 1 Gulden. Der Monatslohn für ständige Arbeiter betrug 6 bis 15 Gulden, wozu manchmal noch Lebensmittel gegeben

wurden; in einer Provinz stieg er gar bis auf 10 bis 30 Gulden.

Die Oberfläche der Pändereien, welche in früheren Jahren an Privatpersonen veräußert waren, betrug 1 401 866 Bau, die Zahl der Einwohner derselben 1 292 662. 1884 waren 254 525 Bau mit Reis bepflanzt. Etwas mehr als $\frac{1}{2}$ dieser Pändereien war in den Händen von Europäern (Schätzungswert 32 040 663 Gulden), 312 000 Bau (164 982 Bewohner) in den Händen von Chinesen (Schätzungswert 23 786 590 Gulden), und nur 5830 Bau mit 90 362 Einwohnern (Schätzungswert 344 820 Gulden) in den Händen von Eingeborenen oder Arabern z. Die Produktion dieser Pändereien betrug 100 445 Fißol Anker, 24 360 Fißol Kaffee, 787 988 kg Thee, 13 112 kg Tabak, 12 kg Kakaobutter, 125 715 kg Chinacrinde, 10 586 kg Pfefferkörner u. s. w. (Auch hier sind die Angaben nicht vollständig.)

Endlich wäre noch die Produktion derjenigen Pändereien zu erwähnen, welche von den sogenannten unabhängigen Fürsten an Europäer verpachtet sind; die Zahl dieser Pändgüter betrug theilweise in Surakarta 138, in Tjolaktarta 51. Für die ersten wurde eine Pachtsumme von 1 002 874 Gulden, für die letzteren von 658 929 Gulden bezahlt; von ersteren verfügten 147 Unternehmungen über 38 686, von letzteren 49 über 17 313 Bau Anpflanzungen für den europäischen Markt. Die Produktion betrug 1 066 489 Fißol Zucker, 625 174 kg Zucker, 107 341 kg Tabak und 36 597 Fißol Kaffee.

Auch das Vorkommen verdient mit einem Worte erwähnt zu werden; die Nativwälder und ein Theil derjenigen Wälder, welche aus anderen Baumarten bestehen, sind der Beaufsichtigung eines technisch gebildeten Regierungspersonals unterstellt; die Ausnutzung geschieht größtentheils durch Privatpersonen nach festgesetzten Normen, doch macht sich ein gewisses Streben bemerkbar, die Thätigkeit des Staates in dieser Hinsicht auszuweihen. Zum Schluß sei noch der Bestand an Herden und Rindvieh für Java angegeben; man zählte am 31. December 1883: 2 419 736 Kühe, 2 071 144 Stüd Rindvieh, 520 848 Pferde, dazu 16 305 für Personen, 85 152 für Waarentransport bestimmte Fahrzeuge, die sich sehr ungleichmäßig auf die verschiedenen Provinzen vertheilen.

Im Allgemeinen leidet Sumatra, wie überhaupt alle Besitzungen außerhalb Javas, an noch stärkerem Mangel des Beamtenpersonals, als es auf der eben genannten Insel der Kolonie der Fall ist, und dadurch wird die Durchführung von guten und nützlichen Maßregeln sehr erschwert, denn die Unterschiede, was Land und Volk betrifft, sind so groß, daß für die Beamten längere Zeit nöthig ist, sich mit denselben bekannt zu machen und Einfluß zu gewinnen; als eine natürliche Folge ergibt sich, daß von einem eigentlichen Eingreifen in die Verwaltung der Eingeborenen, von einer Entwicklung des Landes nicht die Rede sein kann, und so ist es leicht zu erklären, warum diese Besitzungen, soweit sie nicht besonders von der Natur begünstigt sind, keine Ueberschüsse gewöhnen. Die Mittelkulturen, welche der Kolonialbericht giebt, sind denn auch zum Theil ziemlich mager und wir verlagen es nur gern, auf dem ganzen Feste Nachschäse zu halten, um nur einige vereinzelte Thatkathen anzuführen.

Auf Sumatra wäre zunächst Aljez zu nennen, dessen Pfefferproduktion 1883 einen Werth von beinahe vier Millionen erreichte; die Kopraausfuhr sank sehr (5060 Fißol 1881 gegen 840 Fißol 1884). Die Ausfuhr von Kinangnüssen betrug 46 937 Fißol gegen das Doppelte 1882; ferner wurden einige sogenannte Waldprodukte exportirt

(Gutta Pericha, Damarharz &c.). Auf Sumatras Westküste betrug die Kaffeecorte der Regierung nur 90 000 Fißol, die von Privatunternehmern (11 000 Bau Pändereien) 8500 Fißol.

Ueber die Tabakkultur auf Deli haben wir oben schon im Allgemeinen gesprochen; beizufügen wäre noch an dieser Stelle, daß die Oberfläche des in Kultur befindlichen Bodens etwa 132 000 Bau beträgt; nebenher und in wohlbedachter Sorge für die Zukunft werden auch Proben mit anderen Anpflanzungen gemacht. Die Regierungskaffeekultur auf Pangsia (Pangsa) lieferte 17 000 Fißol (1884); von den neun Unternehmern, welche Pändereien in Erbpacht erhalten hatten, erzielte erst ein einziger eine nennenswerthe Produktion an Kaffee (1500 Fißol).

Au industriellen Unternehmungen im engeren Sinne werden in ganz Niederländisch-Indien 70 aufgezählt, wozu noch 34 Drudereien kommen. 18 Eisfabriken, verschiedene Einrichtungen zur Verfertigung von Mineralwässern, drei Eisenschmelzen, eine Diamantschleiferei, einige Kalkfabriken, und im Uebrigen Einrichtungen zur Verarbeitung von Holz und Eisen mit Einschluß von Metallgeschmieden werden genannt. Daneben kommen noch vor: Mehl- und Brotfabrik, Gießfabrik, Feinsilberfabrik &c.; 60 dieser Einrichtungen befinden sich auf Java, auf den anderen Inseln nur 10; von den Drudereien entfielen 28 auf Java.

Das im Dienste der Regierung stehende Personal des Vergewissens hat folgende Aufgaben zu erfüllen: wissenschaftliche Untersuchungen, namentlich im Interesse der (später an Privatpersonen zu überlassenden) Ausbeutung von Mineralquellen, ferner das Bohren arabischer Brunnen, und endlich die Beaufsichtigung des Verkehrs besuchender Unternehmungen; die außergewöhnlichen unzulässigen Erfindungen der letzten Jahre haben die wissenschaftliche Thätigkeit dieses Beamtenkörpers auch in weiteren Kreisen in ein sehr vortheilhaftes Licht gestellt.

Die Rumpfproduktion von Banta betrug 1884 bis 1885 etwa 74 000 Fißol; der Nettoertrag war im Jahre 1884 beinahe, im Jahre 1885 reichlich vier Millionen Gulden. Die Billiton-Kinggruben (Privatgesellschaft) ergaben 1884 bis 1885 etwa 61 000 Fißol; von diesen gingen 3 Proc. als Abgabe an die Regierung; auf Banta waren etwa 7000, auf Billiton 5600 Arbeiter beschäftigt. Die Kohlenproduktion auf Borneo betrug gegen 8000 Tonnen (Regierung), wozu noch etwa 5000 Tonnen von Puluant kommen (Privatunternehmung). Eine große Agalal Bewegung im Concession befinden sich in Behandlung, die theils Unternehmungen im stillen Borneo, theils auf Sumatra zum Gegenstande hatten; da dieselben vorläufig wohl zu keinem praktischen Ergebnisse führen werden — die niederländisch indische Regierung besitzt einen merkwürdigen Galt, um derartige Sachen in der Schwere zu halten —, brauchen wir hier nicht näher auf dieselben einzugehen.

Wenn wir uns auch im Allgemeinen nur die Aufgabe gestellt hatten, einige für die wirtschaftliche Lage wichtige Momente zusammen zu stellen, wollen wir doch noch etwas über die im Interesse der geistigen Entwicklung der Bewohner und der Wissenschaft im Allgemeinen getroffenen Maßregeln hier folgen lassen. Der Staatszuschuß für die fünf Anstalten des mittleren Unterrichtes (Gymnasium, höhere Bürger Schulen &c.) betrug etwa 400 000 Gulden, die Zahl der Schüler 186, 92, 89, 51 und 73. Der Clementarunterricht wurde durch 241 Lehrer und 150 Lehrkräften an 5581 zahlende und 4545 nicht zahlende Kinder erteilt. Unter denselben befanden sich 9213 Kinder von Europäern und solchen, welche in diese Kategorie fallen, 655 Kinder von Eingeborenen, 258 Kinder von anderen

Orientalen (Sinesen darunter begriffen); die Kosten beliefen sich auf 1 601 285 Gulden, die Einnahmen auf 205 386 Gulden. Daneben bestanden noch 17 Privatschulen mit 19 Lehrern, 55 Lehrerinnen, 1878 Schülern (wovon etwa $\frac{2}{3}$ Mädchen). Etwa $\frac{1}{10}$ der Kinder von europäischer Abkunft zwischen 6 und 14 Jahren genöthigten Unterricht.

Die Anstalten zur Ausbildung eingeborener Lehrer wurden sowohl, was die Zahl der Aufzunehmenden als was die Gehälter und Zulagen betrifft, etwas eingeschränkt; im Ganzen wurden über 400 Jüglinge in neun Anstalten unterrichtet. Außerdem bestanden noch einige durch die Missionen unterhaltene Schulen, welche einen ähnlichen Zweck verfolgten. Eigentliche Schulen für Eingeborene bestanden 1883 (für 1884 liegen die Angaben noch nicht vollständig vor): auf Java und Madura 306 mit 37 099, in den anderen Besitzungen 525 mit 39 874 Schülern. Der Regierungsgelohnsatz betrug in genanntem Jahre 1 206 774 Gulden. Ferner bestanden auf Java 14 929 mohammedanische Gottesdienstscheulen mit 222 663 Schülern, außerhalb Java, soweit bekannt, 3209 Schulen mit 42 843 Kindern. Die protestantische sowohl als auch die katholische Kirche verfügen jede über etwa 30 Geistliche, außerdem sind verschiedene europäische Missionare und eingeborene Pfarrer tätig; etwa 4000 Eingeborene machten die Pilgerfahrt nach Mekka. Für die Wissenschaft als solche geschieht eigentlich nicht besonders viel; der botanische Garten in Weltevreden mit seinen Züchten, deren eine jetzt auch Versuche zur Anpflanzung von Guttapercba-Bäumen macht, ist zu wohlbehalten, als daß wir über denselben noch ein Wort beifügen sollten; die magnetischen und meteorologischen Beobachtungen werden zu Batavia regelmäßig fortgesetzt; einige Beamte, die sich diesen Zweck ausschließlich bestimmt sind, beschäftigen sich mit dem Studium verschiedener einheimischer Sprachen.

Die wissenschaftlichen Gesellschaften zeigen reges Leben; wir nennen in erster Linie die alte berühmte Batavia'sche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen; die jüngere Schwedter Naturkundige Vereeniging; die geographische Gesellschaft zu Samarang ist eingegangen und überhaupt scheint für die Geographie keine glänzende Luftströmung zu bestehen; zu erwarten ist noch der Bericht des Dr. V. Hagen über seine Reise nach dem Tobasee. • Die von der holländischen geographischen Gesellschaft nach Neu-Guinea geplante Expedition kann nicht zur Ausführung kommen, weil die zweite Kammer der Generalstaaten die von der Regierung in Aussicht gestellte Subsidie von 25 000 Gulden nicht bewilligt hat.

So hätten wir, so gut es uns in einer flüchtigen Uebersicht möglich ist, einige der Hauptmomente zusammengestellt, welche für die Beurtheilung des Zustandes der Niederländisch-Indischen Kolonien von Bedeutung sind; ehe wir schließen, sei es noch erlaubt, einige Betrachtungen vom allgemeinen kolonialpolitischen Standpunkte beizufügen.

Vor Jahren erschien ein bekannter indischer Publicist, H. A. Lion, einen kolonialpolitischen Artikel mit den Worten der Tobade: „Regeert doch die 30 Tataken nicht.“ So sehr war den Herren, welche damals auf die Geschichte der Kolonie Einspruch brachten, der Besuch nach einem „Vatig Eloit“ (den Ueberschüssen, welche Indien lieferte, die dann im Interesse des Mutterlandes verwendet wurden) zur zweiten Natur geworden, die sich in jeder Maßregel äußerte, daß jener Rebellent die angeführten Worte eine Zeit lang für Alles, was er über koloniale Angelegenheiten schrieb, in bitterer Ironie zum Motto wählte. Auch heute könnte man mit demselben Rechte das Gleiche thun, aber leider handelt

es sich heute nicht mehr um die Erzielung von Ueberschüssen, sondern um die Deckung der Ausgaben, die nicht nur durch den Krieg allein, sondern auch durch allerlei unüberlegte Maßregeln zu einer ganz ansehnlichen Höhe gestiegen sind.

Zur Verrücktheit der 140 Millionen, auf welche es dem Minister der Kolonien, einem Finanztalente erster Größe, wo es sich um kleine Ersparnisse handelt, gegliedert ist, die Ausgaben auf dem Papier herabzubringen, reichen die Einnahmen nicht hin, wiewohl man es selbst an dem, was die Franzosen *economie de bouts de chandelle* nennen, nicht fehlen läßt. Nur eine kleine Probe möge hier angeführt sein. Stellen wir uns an jedem Orte, wo sich eine europäische Autorität befand, wenigstens an Sonn- und Festtagen, die holländische Tricolore von hohem Flaggenmaste; jetzt scheint die Sparsamkeit diese patriotisch-politische Kundgebung nicht mehr in ihrer ganzen Ausdehnung zu erlauben; denn in Zukunft dürfen nur vor dem Hause des höchsten Beamten einer Provinz solche Masten von Holz errichtet werden, und wenn sie an anderen Orten, wo Beamte von geringerem Range stationirt sind, für unumgänglich nöthig gehalten werden, muß man sich mit einem Bambusgerüst behelfen. Auch die Zahl der sinesischen Dolmetscher wird für zu groß gehalten und man läßt die Stelle eines solchen zu Sabang eingehen, ohne zu bedenken, daß die Leute, welche die Befähigung zu einem solchen Amte besitzen, sich nicht mit einem Worte aus der Erde stampfen lassen. Am Größten ist man nicht so sparsam; weder hat man gehört, daß die Gehälter der hohen Würdenträger beschnitten worden wären, noch hat man die widersinnigsten, ungeheuersten Ausgaben zu machen sich gelassen. Wie viele Millionen man in Aischunglos ausgegeben hat für Werke, die hinterher planlos aufgegeben wurden, wie viel die Wüste, die man hinterher nicht durchgeführt hat, kostet, wor mag das zu sagen? Gerade der Mangel an Konsequenz bei den leitenden Persönlichkeiten ist es, der den tödlichen Stillstand in alle Entwicklung Indiens bringt und dieser Mangel ist wieder eine Folge des parlamentarischen Einflusses und der schiefen Stellung, in welcher der vom (konstitutionellen) Könige als sein absoluter Stellvertreter ernannte General-Gouverneur zu dem den Kammern gegenüber für die Handlungen des Königs und des indischen Vizekönigs verantwortlichen Ministers der Kolonien tritt. Lange hatten wir noch gehofft, daß eine kräftige Hand in Indien sich diesem Einflusse zu entziehen wissen werde; doch diese Hoffnung ist verfliegen und wir sind im Grunde eigentlich verwundert, daß man im Haag noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, die höchsten Stellen in Indien unbesezt zu lassen und die Kolonie von dem Ministerium und der Kammer aus per Telegraph zu regieren; wir glauben nicht, daß ein bedeutender Unterschied zu bemerken sein würde.

Natürlich fehlt auch die Energie, Maßregeln zur Entwicklung des Landes zu treffen; die einzige Hoffnung, aus der kritischen Finanzlage herauszukommen, scheint augenblicklich auf einer Veräußerung der Staats-Eisenbahnen zu beruhen. Dem dringenden Rathschrei der Plantagenbesitzer hat man kein Ohr nicht verschließen können — sie sind glücklich genug, Freunde in Holland, selbst in den Generalstaaten, zu besitzen — und hat vor wenigen Wochen die Aneignung der Eisenbahnen an Thee fallen lassen, diejenigen für Kaffee auf $\frac{1}{3}$, für Zucker auf $\frac{1}{2}$ des früheren Betrages heruntergesetzt, dagegen die Einfuhrzölle (mit einigen Ausnahmen) von 6 auf 10 Proc. erhöht.

Es erscheint eine wahre Ironie des Schicksals, daß die Plantagen in Deli, deren Ursprung in eine Zeit fällt, als ein eingeborener Fürst in jenem Lande noch unumschänkt herrschte, so prächtig aufgeblüht sind, während der

Zustand derjenigen, welche in Gegenden liegen, die direct durch eine europäische Macht regiert werden, viel weniger günstig ist.

Auch in anderer Beziehung — nämlich hinsichtlich der Entwicklung als Rechtsstaat — werden die indischen Zustände sehr streng beurtheilt, doch gehört dieses Thema nicht mehr in die Grenzen, innerhalb welcher wir uns in diesem Aufsatze zu halten uns vorgenommen hatten¹⁾.

¹⁾ Macht tegen Recht. De vervolging der Justitie.

www.libtool.com.cn

Auch die Eingeborenen? Ja, um die kümmern sich nur Wenige und nur selten öffnet sich in den Generalstaaten der Mund eines wahren Fremdes derselben und auf ihre Lage näher einzugehen — einige Andeutungen finden sich ja im Vorigen stehenden — dazu fehlt uns der Raum und, wenn wir dieselbe vom europäischen Standpunkte betrachten wollen, einigermaßen auch der Muth.

in Nederlandsch-Indië toegelicht door Mr. Piepers I, 1884.

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

VII. Hamakua. — Kohala. — Hualalai. — Kona.

Es giebt wenig interessantere Stellen auf der Welt, als der District von Hamakua am Abhange des Manna Kea. Geologen, welche die umgestaltete Einwirkung der Abrosien bezweifeln, sollten einmal hierher gehen und sehen, wie der unablässige Ausstrom der von dem Passatwinde getriebenen Wogen die Vasaletten bearbeitet. Vom Gipfel her senkt sich das Land gleichmäßig und langsam bis zum Küstenrande, nun dann auf einmal 100 bis 200, ja 800 Fuß tief senkrecht und selbst überhängend abzusinken. Der obere Abhang ist von tiefen Ravinen so dicht durchfurcht, daß man zwischen Kohala und Hilo (10 Miles) über 70 zählt, von denen eine bis zu 1400 Fuß tief eingreifen ist. Wie an wenigen Stellen kann man hier die Wirkungen von fliehendem Wasser und Meerwasser, Erosion und Abrosien, im selben Maße vergleicht finden. Am Kilauea und Manna Kea, die immer noch thätig sind, beträgt die Höhe der Strandklippen selten über 50 bis 60 Fuß; hier steigt sie bis zu 800 Fuß und bei der gleichmäßigen Neigung des Bergabhanges können wir mit voller Bestimmtheit sagen, daß die Abrosien seit dem letzten nach dieser Zeit hin erfolgten Vasaergusse mindestens eine Zone von 2 bis 3 Miles Breite weggefressen hat.

Waimea ist auch der bequemste Ausgangspunkt zum Erstehen des Kohala, des kleinsten und anscheinend schon am längsten erloschenen unter den fünf Feuerbergen von Hawaii. Seine Vaven nähern sich im Ganzen den Andesiten, sind aber immer noch als Vasalette zu betrachten; sie sind auch anfallend ärmer an Eisen als die der Nachbarn. Der Kohala ist nur 5600 Fuß hoch und gleicht im Allgemeinen dem Manna Kea; die Erosion hat an ihm schon weitere Fortschritte gemacht, Vaven sind nur noch in den Schluchten erkennbar und in dem unregelmäßigen Thonboden liegen eine ganze Anzahl Torfmoore, wie man sie auch auf Kanai findet; sie sind aber auf die Wellenzone von 4000 bis 6000 Fuß beschränkt.

Ein guter Fahrweg führt den direkten Abhang hinunter nach dem Küstendorf Kawaihae und dann der Küste entlang südwärts. Hier steht ein großer, von Kamehameha I. errichteter Tempel, der letzte auf den Inseln erbaute, auf einem, dem Meerestrand um 60 bis 80 Fuß überragenden Felsplateau. Auf 5 Miles weiter wurde bei einem halbverlassenen Dorfe an einer Quelle schwachsalzigen Wassers gelagert und die Eingeborenen brachten freundlichst, was sie hatten, Milch, Eier und Kokosnüsse; die ganze Umgebung ist mit dem als Futter geschätzten Mani'a i'a grafted bewachsen, das aus Mexiko eingeschleppt sein soll, aber nur an trockenen

Stellen sich gegen das überwuchernde Hilograss erhalten kann.

Etwas weiter südlich mündet die Thalsenkung, welche den Manna Kea vom Hualalai trennt und hier treten plötzlich wieder die Vaven des fernern Manna Kea auf, welche zwischen beiden Bergen hindurch die Küste erreicht haben. Namentlich der große Strom von 1859 hat diesen Weg gewählt; er zwingt zum Abweichen von der Küste und dieser Umweg giebt dem Reisenden Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß auch hier Hebungsterrassen zu erkennen sind, und zwar ganz deutlich drei über einander, die oberste etwa 1100 Fuß hoch. Der Vasaestrom hat sie nur zum Theil unkenntlich gemacht und die Küste ungefähr dreiviertel Miles in die See hineingeschoben. Gleich hinter ihm beginnen die Vaven des Hualalai, von denen die jüngste erst 1806 entstand; sie sind von denen des Manna Kea deutlich verschieden. Bis hierher hat die Küste, wie die Vesteilen immer, ein sehr trockenes Klima, aber im Windschatten des Hualalai wird es wieder eben so feucht, wie auf der Windseite, da dieser hoch genug ist, um einen regelmäßigen Wechsel von Vanden- und Seewind hervorzurufen.

Ein starker Tagemarsch führt zu der Ausbruchsstelle von 1811, dem letzten Lebenszeichen, das der Hualalai gegeben hat; sie liegt an seinem Westabhange, 2300 Fuß über dem Meere. Der Berg selbst, 8600 Fuß hoch, gleicht in seinem Aufbau ganz dem Manna Kea und trägt eben solche Aschenkegel, welche nach dem Gipfel hin an Zahl zunehmen, seine Vaven sind denen des Manna Kea am ähnlichsten, basaltisch mit starkem Gehalte an Titin und Eisen.

Am Hualalai beginnt der District von Kona, einst berühmt wegen seines köstlichen Kaffees, welchen Dutton den besten Viceroyalaffee gleichstellt. Hier, wo es, einen schmalen Küstenstreifen angenommen, ziemlich jeden Nachmittags regnet, scheinen der Kaffee, der Pfirsichbaum, und die Banane so recht zu Hause. Der Kaffeebau ist leider einer Krankheit der Vaven erlegen und der District seitdem von Menschen fast verlassen worden, obschon nun wieder verwilderte Kaffeebäume überall angepflanzt werden. Das Vanden ist zu menschenleer geworden und Handarbeit zu theuer.

Drei Tage lang zog die Karawane durch diese paradisiäische Gegend; früher war hier eine gute Straße, aber sie ist nun fast verwachsen und kann noch ein Sammelplatz. Ueberall sieht man noch die Spuren einstmaliger sorgfältiger Kultur, die Manern, welche die Grundstücke einheften, und Trangen, Citronen, Bananen und Mangoes, die nun unbenutzt und verwildert liegen. Auch am Abhange des Hualalai dauert die ärmliche Vegetation fort, selbst die zahlreichen

Kavaströme sind überwachsen und nur in der dünnen Zone am Meerestrande noch genauer erkennbar. Auch hier an der Westseite ist die Abkrafen bedeutender, als man glauben sollte, obwohl sie nur durch die tägliche Vandrücke bedingt wird. Doch sind die Kavae selten über 15 bis 20 Fuß hoch und nur an der berühmten Stelle bei Kaleakalana, wo Coel erschlagen wurde, haben verschiedene über einander ergossene Kavaströme eine Klippe von vielleicht 400 Fuß Höhe hervorgerichtet. Weiter nach Süden wird das Land immer flacher, das Hügelland immer unübersichtlicher, bis man die Grenze von Kau erreicht.

Mit der Grenze wechselt fast momentan wieder das Klima und man tritt auf eine weite, schollige Kavafläche hinaus, welche von zahlreichen Strömen, die alle vom Mauna Yoa herunterkommen, gebildet werden ist. Manche liegen noch ganz laß, andere tragen schon staltliche Bäume, und wenn man den Grad der Verwitterung als ein genügendes Unterscheidungszeichen ansehen kann, handelt es sich hier mindestens um 15 bis 20 verschiedene Ströme. Vierzehn Meilen weit führt eine gute Straße schräg gerade über die Schollenfläche und endet an dem reizenden Lande Kahulu, der auf einer Terasse gerade über der Ausbruchsstelle von 1868 liegt. Dieser Ausbruch, obgleich zu den kleineren zählend, ist besonders merkwürdig, weil er, ganz unten in der bewohnten Region erfolgend, ganz genau beobachtet werden konnte und weil er im Gegenfalle zu den sonstigen „gemüthlichen“ Eruptionen des Mauna Yoa mit der furchtbaren Erdbedenperiode im Zusammenhange stand, welche Hawaii jemals erlebt hat.

Diese vulkanische Convulsion begann mit einer Fenerfäule, welche sich am 27. März vor Sonnenanfang aus dem Mauna Yoa Gipfel erhob; Rauch und Dampf brachen in einer von der Caldera südwestlich strichenden Linie an verschiedenen Stellen aus dem Berge hervor, aber dann verhielt der gewöhnliche Vollenfchkeit Alles. Als Abends der Himmel sich aufhellte, war keine Spur von vulkanischer Thätigkeit mehr zu erkennen. Aber am folgenden Morgen begannen die Erdstöße, und fast beinahe zwei Wochen kam die Gegend nicht mehr zur Ruhe. Der härteste Stoß erfolgte am 2. April Mittags drei Uhr; er bewirkte auch den früher geschilderten Schlammabwuchs bei Kapakala; die Küste senkte sich auf einer Strecke von 60 Meilen um mindestens 2 bis 3 Fuß und eine isolale Fluthwoge schlug vom Meer aus herein und schwenkte aus der wenig bevölkerten Gegend über 80 Menschen weg. Bis zum 7. April Abends dauerten die Ansetzungen, dann bildete sich plötzlich eine Spalte und in einer Breite von mindestens 2000 Fuß brach die ferne Lava heraus, mit solcher Geschwindigkeit vorbringend, daß sie binnen zwei Stunden die 10 bis 11 Meilen entfernte Küste erreichte. Die Eruption dauerte nur vier Tage, lieferte aber trotzdem eine Lavamasse, welche alles, was Aina und Seewald jemals geleistet haben, weit hinter sich läßt. Auch die Masse der austretenden Dämpfe war ungewöhnlich groß, die Luft dicht erfüllt mit Pels Haar und Asche, und massenhaft wurden die leichten basaltischen Wimmeln angezogen, welche man auch auf dem Gipfel des Mauna Yoa findet und welche so leicht sind, daß der Wind sie weite Strecken hinwegführt. Die Lava bante das Land ungefähr eine halbe Meile weit in das Meer hinaus und warf auch hier drei Aschenfegel auf, welche den oben beschriebenen bei Kanawale in Puna völlig gleichen.

Von Kahulu nach Waiohinu, wo Tutton seine Tour begonnen, sind nur noch sieben Meilen, welche auf einem verhältnißmäßig guten Wege zurückgelegt wurden. Hier fanden sich noch drei große fast freistehende Einsenkungen

ganz analog den kleinen Nebenebenen des Kilauwa, davon eine so dicht am Klippenrande, daß ein Theil der Umwallung ausgebrochen war. Sie sind offenbar uralt, die Ränder dicht mit Verwitterungsprodukten bedeckt, haben aber keinerlei Auswurfsmassen geleistet und ihre Einsenkung bleibt vorläufig ganz kühligst. Mit der Erreichung von Waiohinu waren Tutton's Forschungen auf Hawaii beendet; er löste darum seine Kanu an und kehrte mit dem Dampfer nach Honolulu zurück, um nun zunächst der Insel Maui seine Aufmerksamkeiten zuwenden.

VIII. Maui.

Maui liegt nordwestlich von Hawaii, nur durch einen Kanal von 28 Meilen Breite von ihm getrennt. Es besteht aus zwei, von einander vollkommen unabhängigen Bergmassen, welche nur durch einen schmalen Isthmus verbunden sind, welchen das Meer bei einer Senkung von höchstens 200 Fuß überfluten würde. Das größere Südmaui erfüllt der gewaltige Haleakala, der würdige Bruder von Mauna Kea und Mauna Yoa. Sein Name wird gewöhnlich als „Haus der Sonne“ gedeutet, aber der Vandesprache laubige Weise sind der Ansicht, daß man richtiger Hale-o-Kala schreiben würde, Sonnenhülle, weil hier der göttliche Stammvater der einheimischen Könige und Nationalheld der Kanalen die Halle aufstellte, in welcher er die Sonne fing und nicht eher wieder losließ, als bis sie sich verpflichtete, in Zukunft zwölf Stunden statt nur acht täglich zu scheinen.

Haleakala hat genau dieselbe domförmige Gestalt wie Mauna Kea und Mauna Yoa und trägt auch zahlreiche Aschenfegel; seine Thätigkeit scheint er aber schon vor Jahrhunderten eingestellt zu haben, wahrscheinlich schon vor der Einwanderung der Kanalen, denn keine Tradition weiß von ihr zu melden. Westmaui hat allem Anscheine nach einmal einen ähnlichen Kiefernwald getragen, aber derselbe ist schon viel länger erloschen und die Eruption hat die einstmaligen zusammenhängende Masse so zertrüffelt, daß keine über 5800 Fuß aufragende Gipfel übrig geblieben sind. Mindestens die Hälfte der Gesamtmasse ist schon ins Meer hinaus geschwemmt und die so entstandenen Schluchten gehören zu dem Romantischsten, was man auf Erden sehen kann.

Wenn man den Haleakala besuchen will, hat man die Wahl zwischen zwei Dampfern, von denen der eine an der Südseite des Isthmus in Maalaea, der andere an seiner Nordseite in Kahului landet. Tutton vertraute sich dem ersten an, begab sich aber vom Landungsplatze alsbald nach dem nur sechs Meilen entfernten Waikulu an der Mündung des gleichnamigen Thaies und von da vermittelte einer schmalspurigen Eisenbahn nach Kahului und der drei Meilen weiter gelegenen Ankerplantage Spreckelsville. Diese großartige Ankerpflanzung auf den Sandwichsinseln ist ein Triumpht europäischer Unternehmungsgelüste, welcher den blutigen eisenförmigen Boden des Isthmus durch eine 25 Meilen lange an den wilden zerfetzten Klüften des Haleakala hin geführte Wasserleitung in einen unerhöplich reichen Fruchtboden umgewandelt hat, welcher auf 2700 Acres jährlich gegen 9000 Tonnen Zucker liefert.

Zwischen Waikulu und Kahului fällt dem Geologen ein Abhang auf, der nur aus Korallenfand besteht; er enthält zahlreiche Vertiefungen, lauter Arten, die noch im benachbarten Meer leben, und fällt ganz langsam gegen Ostmaui hin ab. Er beweist, daß Westmaui in neueren Zeiten eine Erhebung von mindestens 200 Fuß erfahren hat, an welcher Ostmaui keinen Antheil nahm. Tiefe Dehnung wird auch noch durch eine andere Erhebung bestätigt.

Alle die Wildbäche, welche vom Halealala herunter kommen, besonders auch der Wailua, bilden bei ihrem Eintritte in die Ebene Schuttkegel, haben aber dieselben jetzt nicht nur wieder bis auf die Unterlage eingesinkt, sondern auch diese angegriffen, was natürlich nur durch eine nach der Lösung der Schuttkegel erfolgte Hebung bedingt worden sein kann.

Von Spreckelsville aus führt der Weg die Küste entlang durch prächtige Zuckerpflanzungen, welche aber hier auf der Felssteile künstlicher Bewässerung bedürfen. Bald beginnen die Zeichen der Abreise durch die Bräunung, anfangs nur ganz unbedeutend, dann mit so rascher Wirkung, je mehr die Küste sich herumbiegt und der Dünnung ausgesetzt ist. Dann beginnen tiefe Regenschluchten, die sich nach oben hin in wildromantische Gorges umwandeln. Eine gute Fahrstraße führt über die erste hinweg und an ihren Wänden kann man ganz genau beobachten, wie die Verwitterung in die Kavaohien eindringt und die edigen Segmente in fengelige Gefallen umwandelt, die mehr und mehr schalig abblättern, bis schließlich auch der Keim zerfällt. So ist der Kugelbalken entstanden.

Auf der Zuckerpflanzung Hailu fand Dutton gastfreie Aufnahme und rüstete sich hier zur Reise gegen das Halealala. Wenige Gebiete auf der Erde mögen diese Gegend an Vieltheilheit übertreffen. Die Temperatur hält sich hier ziemlich konstant auf 75° F. (= 21° C.) und die Regenmenge ist, ohne übermäßig zu sein, gerade groß genug, um den Anbau jeder Kulturpflanze zu gestatten.

Vis zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß führt eine bequeme Fahrstraße; dann schrumpft sie zu einem Kautschupfade zusammen und der Aufstieg wird steiler, doch kann man immer noch bequem reiten. In 4000 Fuß Höhe liegt die Communion Line, wo man nach Quartieren nimmt. Von hier aus führt ein lebhafter Keitweg bis zum Gipfel, an zahlreichen verwitterten Schichten vorbei; der Boden ist anfangs mit Gras und Farn bedeckt, dann wird er fahler und schließlich sieht man sich am Abhange der Gipfelcaldera, der mächtigsten und großartigsten auf der ganzen Welt. Zwei festsitzierte Mauern: von 1800 bis 2000 Fuß Höhe und 7 bis 8 Miles Länge schließen eine Ebene von 4 bis 5 Miles Breite ein, aus welcher 10 bis 12 Klüften noch keinen Einfluss ausgeht hat, ihre Gipfelkrater sind deutlich erkennbar, keine Spur von Vegetation, das Ganze ein Bild der Ede und Einsamkeit, so großartig, wie man es sich nur denken kann. Die Ebene ist durch ein vorspringendes Vorgebirge in scharfen Winkel gebogen; nach beiden Seiten hin verschärfen sich die Mauern und an den beiden Enden zieht sich die Ebene ohne bestimmte Abgrenzung den Berg hinab. Der östliche Ausgang ist bekannt als Koolau Gap, der westliche als Kaupo Gap; ersterer, auf der Wetterseite gelegen, führt in eine entsetzlich wilde, unpassbare Kanne und endet in einem Nege mit Unwiederfindlicher Schläucht; Kaupo Gap auf der Felsseite verläuft sich allmählich am Bergabhange.

Nabe der Ede, welche die Caldera macht, steht ein 300 Fuß hoher Schuttkegel, der höchste Punkt des ganzen Berges. Von seinem Gipfel hat man einen wunderbaren Ueberblick über die aus den Wolken aufsteigenden oberen Theile des Kipfels; die Lust in den höheren Regionen ist so klar, daß man mit einem guten Fernrohr die geringsten Details der Bergriesen von Hawaii erkennen kann.

Auch dieses tiefe Thal ist zweifellos eine durch Einsturz entstandene Caldera, wahrscheinlich durch mehrere Einsälle nach und nach zu dieser Größe angewachsen; an Erosion kann bei einer Vertiefung, welche nach unten immer flacher

wird, unmöglich gedacht werden. An der einspringenden Ede kann man über einen Schuttkegel von Vapili und Pinesstein bequem hinabsteigen und selbst die Kautschiere bei einiger Vorsicht hinabbringen. Nur am Fuße der Schuttkegel findet sich noch frische Lava, und man kann sich hier so recht deutlich überzeugen, daß die Regel erst gebildet werden, wenn der Lavaausfluß anhört. Die Wände bieten einen eigenthümlichen Anblick in Folge des sie durchziehenden Spaltennetzes, welches aus dem Abhange parallel, mit ca. 70° einfallenden Hauptspalten und senkrecht darauf stehenden Nebenspalten besteht; ganz ähnliche Zerklüftung zeigen manche der großen amerikanischen Lavabetten.

Nach einem Nachquartiere in 7600 Fuß Höhe gerade am Ausgange von Kaupo Gap wurde der Abstieg angetreten, seine leichte Arbeit über die rauhen, spaltlosen Kavaelster, die übrigens schon vielfach überwachsen sind und große Herden wilder Ziegen ernähren. An der Küste trifft man wieder eine gute Straße, deren Errichtung freilich die tiefen Schluchten viele Schwierigkeiten geboten haben. Ganz wie in Samara ist hier die Küste tief herein von der Bräunung abgetrennt und das Plateau von Kavius zerissen, deren steile Wände sich 400 bis 700 Fuß hoch erheben. Fast alle sind bewaldet und enthalten eine wunderbar üppige Vegetation; in einigen sind die Bäche stark genug, um prächtige Kaskaden zu bilden, welche aber fast verschwinden unter dem dichten Tuche der Baumfarn mit ihren fünf Fuß langen, stark gebogenen Wedeln.

Erf lange nach Einbruch der Dunkelheit wurde die gastliche Pflanzung von Hana erreicht, wo der Reisende sich von den ausgestandenen Strapazen erholen konnte; es war Zeit, denn die Västhiere konnten kaum mehr von der Stelle. Hier am Felsende von Maui schiebt sich eine breite Fläche niederen Landes zwischen Berg und See, vorzüglich für Zuckerpflanzungen geeignet, soweit sie nicht weitere Farn bedecken; aber auch diese sind, wie in Hana, mit dichten Farnwäldern überwachsen. Dann beginnt aber wieder der Wechsel steiler Hügel mit tief eingessenen Schluchten, welcher schon nach wenigen Stunden die Thiere so erschöpft hatte, daß man in einem Kavi in der Nähe der Hüten einiger Eingeborenen lagern mußte. Hier machte das Land ganz den Eindruck, als habe es in verhältnißmäßig moderner Zeit eine ziemliche Senkung erlitten; das Meer dringt eine Strecke weit zwischen die Wände der Schluchten ein und ihr Grund ist offenbar durch Verschiebe ausgefüllt und war früher tiefer. Uebrigens hat die Senkung schwerlich über 100 Fuß betragen.

Der Anstand der Kautschiere war derart, daß Dutton, dem die Zeit knapp zugemessen war, die Weiterreise zu Lande aufgab und sich von eingeborenen Führern mit seinem Gesäde nach dem Thale von Hailu bringen ließ. Er sah somit einen Theil der Westabhänge des Halealala nur vom Deck des Dampfers aus und mußte das um so mehr bedauern, als ihm die Vaven hier an der Felssteile erheblich frischer erschienen, als sonst am Berge. Auch das westliche Maui, das in seinen wildzerfetzten Schluchten wahre Wunder von landschaftlicher Schönheit bergen soll, mußte er aus demselben Grunde unberührt lassen und sich alsbald wieder nach Hailu einschiffen, um den Rest seiner Zeit noch auf die Untersuchung von Hailu zu verwenden.

IX. O a h u.

Hailu besteht, wie Maui, aus zwei durch eine niedere Ebene getrennten Bergmassen, aber es handelt sich hier nicht um isolirte Vulkankegel, sondern um vulkanische Bergketten mit zahlreichen, nun erloschenen Kratern, welche so

wohl Lavamassen wie Andruschkoffe hervorgebracht haben. Namentlich die östliche Verglette zeigt diesen Charakter deutlich; sie streicht von SO nach NW, macht aber eine so bedeutende Krümmung nach N, daß sie als ein Kreis-segment erscheint und phantastische Geologen soweit gegangen sind, in ihr nur ein Stück des Randes einer ungeheuren Caldera zu sehen, in deren Innerem die ganze Insel tiege. Daß diese Ansicht falsch ist, läßt sich aus dem Aufbaue der ganzen Verglette leicht beweisen. An der Westseite ist sie bereits so weit erodirt, daß die Klippen bis zu 2000 Fuß hoch abklüften; man kann dort genau erkennen, wie sie aus unzähligen Kavalströmen mit zwischengeliegenden Äschen- und Bimssteinlagern gebildet sind. Die Verwitterung fließt sich langsam und von tiefen Schluchten zerfressen gegen den Südmus und die flache Ebene, in welcher Honolulu liegt; in den Ravinen erkennt man genau dieselbe Struktur wie an der anderen Seite. Man sieht, die Verwitterung hat schon einen guten Theil der Gesteinsmasse hinweggegriffen. Dutton glaubt ihn an der Westseite mindestens auf ein Drittel der Gesamtmasse veranschlagen zu dürfen, an der Westseite natürlich noch viel höher. Verfolgt man die Küstenstraße, welche nahe dem Fuße der großen Klippe hingeführt ist, so sieht man sich auf einem denklischen, allmählich gegen das Meer hin abfallenden Plateau, das in gewissen Abständen von niederen Hügelketten quer durchschnitten wird, welche spornartig ins Meer hinein vorspringen. Die Zwischentäler nehmen ihren Ursprung in Amphitheatern in der Hauptfalte, und wenn sie sich, wie häufig, verästeln, hat jeder Zweig sein eigenes Amphitheater; es sind also alles echte Erosionstheater. Diese kleinen Hügelketten bilden die Reste einer gewaltigen Gebirgsmasse, welche die Erosion schon beinahe dem Boden gleich gemacht hat, und der Krack ist immer noch im Gange und hat schon hier und da die Hügelketten in ein aufsteigend regelloses Gericke kleiner Erhöhungen verwandelt.

Es wäre interessant, könnte man in irgend einer Weise die Zeit berechnen, welche nötig gewesen ist, um die geschilderte Veränderung zu Wege zu bringen; leider fehlen aber dafür noch alle Anhaltspunkte und es können gerade so gut 50 000 wie 500 000 Jahre darüber hingegangen sein. Noch interessanter wäre es freilich, könnte man die Zeiträume vergleichen mit denen, die über der Bildung der einzigen ähnlichen Erosionserscheinungen, der Canions des Colorado, vergangen sind. Jedenfalls ist es eine der überraschendsten Thatsachen, daß man in dem dünnen, fast regenlosen Bajaltgebiete Nordamerikas ganz dieselben Erosionsgebilde findet, wie in dem extrem feuchten Tropengebiet nicht nur der Sanbuidjinsien, sondern auch der jämmtlichen übrigen hohen Inseln der Südsee.

Der interessanteste Gegenstand in der näheren Umgebung von Honolulu ist der als Diamond Head bekannte Berg ungefähr drei bis vier Meilen südöstlich der Stadt. Er besteht nur aus Tuff und vulkanischer Asche und ist also nur ein ungeheurer Äschentegel, dessen Gipfelterrater seitlich mehr als eine englische Meile im Durchmesser hat. Ein nahezu freistehender scharfer Rand umgibt denkeilen ringum, ohne einen Durchbruch, so daß man nur durch Uebersteigung des ca. 700 Fuß hohen Kammes in den Krater hineingelangen kann. Die äußeren Gehänge sind überall mit tiefen Regenschluchten durchzogen, ganz wie in den Bad Land Cliffs von Dakota und der Plateauregion des Great Basin. Auch hier hat eine Hebung stattgefunden; ein von Korallenfand gebildetes ehemaliges Gefälle liegt nun gegen 200 Fuß über dem Meeresspiegel. Da der darauf stehende Äschentegel durchaus keine Einwirkung der Verwitterung zeigt, ist er ohne Zweifel jünger, als die Hebung hier, und viel jünger, als die Auswurfsmassen an der anderen Seite von Oahu.

Diamond Head ist nur ein Beispiel dieser Bildungen; unzählige ähnliche Kraterkegel sind über Oahu zerstreut, alle offenbar viel jünger, als die großen Auswürfe, welche die Verglette im Osten gebildet haben. Ganz nahe bei Honolulu steht ein ganz ähnlicher Krater, der unter dem bezeichnenden Namen der Pan'showale bekannt ist. Mehrere andere finden sich östlich von Diamond Head, einer dicht am Meere, welches seine eine Seite durchbrochen und das Innere bloßgelegt hat. Einer der größten dient den von San Francisco kommenden Schiffen als Landmarke und ist unter dem Namen Koko's Head bekannt; er ist über 1000 Fuß hoch. Außerdem verdient noch ein anderer Punkt Erwähnung, welcher so nahe bei Honolulu liegt, daß ihn selbst Reisende, welche mit demselben Dampfer weiter gehen wollen, zu Wagen beladen können und gewöhnlich auch beladen, der Kali. Man fährt auf bequemer Straße durch ein breites, langsam ansteigendes Thal hinauf zum Kamm der Hauptfalte und sieht sich hier auf einmal am Rande einer Klippe, die 1300 bis 1400 Fuß tief auf eine schmale Plattform abflürzt; dahinter erblidet man die brandende See. Auf einem steilen Felsadspfade kann man in voller Sicherheit hinabsteigen und sich überzeugen, daß die hier stehenden Äschentegel gebildet worden sind, als die Lavamasse schon arg von der Erosion zerfressen war. Allem Anscheine nach haben hier noch ganz spät Anzeichen stattgefunden, und wenn auch nun Jahrhunderte und vielleicht sogar Jahrtausende seitdem vergangen sind, so erinnern diese gut erhaltenen Äschentegel doch immer wieder daran, daß Fels vielleicht nur temporär auf Hawaii befruchtet worden ist und trotz der langen Ruhe jeden Augenblick wieder Besitz ergreifen kann von ihrem alten Reiche.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Knoch haben sich zwei wilde Exemplare des Eisenbaums (*Taxus baccata*) erhalten, welche Herr stud. jur. L. Krause im Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg abbildet und beschreibt. Von diesen uralten Bäumen steht nur einer noch inmitten seiner ursprünglichen Wabstungsbung in der Knochener Heide. Es ist dies ein wilderworenreicht Strauchwerk, welches eine

Fläche von über 40 m Umfang bedeckt. Aus der Mitte dieses Gehäcks ragen ziemlich nahe bei einander neun Stämme empor, offenbar die selbständig gewordenen unteren Zweige eines jetzt vollständig verschwundenen Baummriens. 1805 war dieser Hauptstamm noch vorhanden. Der Umfang der größten Stämme beträgt am Boden durchschnittlich 0,75 bis 1 m; der größte hat in einer Höhe von 0,75 m über dem Boden noch 1 m Durchmesser. Die größte Höhe betrug 1879 noch 7 1/2 m, später sind von rascherem Wuchs die beiden höchsten

Spitzen abgehakt worden. Rings um diese neun größeren Bäume herum wuchern über einander und durch einander, nach außen hin immer niedriger werdend, kleine Bäume und Büsche, meist wurzelnde Zweige jener Hauptbäume, welche so von einem Kranze wohl verwandelter Geästes umgeben sind. — Das zweite Exemplar ist längst seiner alten Umgebung beraubt und steht jetzt etwas über 2 km vom Walde entfernt in einem Garten zu Mönchagen. Es ist ein einzelner, etwa 10 m hoher, mächtiger Baum, dessen Alter auf ungefähr 1500 Jahre berechnet worden ist. Als vor Jahrhunderten das deutsche Dorf Mönchagen mit dem neu gerodeten Waldboden entstand, war dieser Eichenbaum schon ein Ehrfurcht gebietender, fast lausenbürtiger Greis. Daher blieb er denn auch vom Beile verschont und erhebt so noch immer seine stolze, ca. 9 m im Durchmesser haltende Krone mitten unter kultivierten Obsthäusern als letzter Rest des einst hier emporkragenden Urwaldes. Der Stamm misst in einer Höhe von 0,96 m über dem Boden 2,91 m im Umfange. In 1,7 m Höhe zweigt sich der erste Ast ab, der einen Umfang von 1,5 m hat, und dicht darüber liegt der zweite Zweig von 1,15 m Umfang. In einer Höhe von 2,21 m über dem Boden hat der Hauptstamm immer noch einen Umfang von 1,71 m. Leider ist der Stamm unten schon fast ganz hohl; aber dennoch blühet und grünt die alte Eiche immer noch aufs Neue. Namentlich in den letzten beiden Jahren hat sie sich wieder fast herausgemacht und im Herbst 1882 eine ungewöhnliche Menge ihrer schönen roten Früchte getragen.

Das Buch von Dr. G. Mehlis: „Vad Dürkheim und seine Umgebungen, ein Führer für Einheimische und Fremde.“ (Dürkheim 1886, 136 Seiten, die Generalstabkarte der Gegend und drei Pläne) will einen Beitrag zur pfälzischen Landeskunde liefern. Als Motto dient dem landschaftlichen Verfasser der vorzügliche Spruch: „*Une terrarum mille praeclarior omnes angulus ridet*“, und das Buch hat auch mit Recht von der landschaftlich und historisch hochinteressanten Dürkheimer Gegend behaupten. Das Buch giebt die Topographie und Geschichte von Dürkheim, Klima und Kurnittel (Zoole und Traubenkultur), die Menadogeden in geognostischer und geologischer Beziehung, die Pflanzengeographie des Menadogeden. Weitere Abschnitte behandeln die Abnebene, die Berge und Thäler des Harzgebirges, Seebach (Kloster), Limburg, Hartenbura (Leiningen), Trachenfels (Klingwall), Peterekopf (Aussicht) und andere Ansehungs-punkte der Umgebung Dürkheims. Den Text begleitet eine unartete Generalstabkarte des unteren Harzgebirges, sowie Pläne von Dürkheim, Limburg, Hartenbura. Der Text wie auch die Karten wurden sichtbar nach den besten Quellen gearbeitet und haben deshalb bleibenden Werth.

— In der Verammlung der Wandener Geographischen Gesellschaft, welche am 15. April unter dem Ehrenpräsidium Sr. königl. Hoheit des Prinzen Ludwig stattfand, sprach Prof. Dr. Seyd über „Geographische Namen im christlichen Gewande aus der deutschen Heiligkeit“. Redner legte zunächst an verdächtige Beispiele dar, wie die heilige Schreibung von Ortsnamen mit deren Herkunft vielfach im Widerspruch steht und die ursprüngliche Bedeutung verwischt oder ganz verändert ist, und ging hierauf zu seinem Hauptthema über, indem er, durchweg aus eigener Forschung stehend, in mehreren Namen und Namensgruppen die darin verborgenen altchristlichen Gottheiten nachwies. Wenn nach Tacitus Ovidius der Reichsburg einen Altar weiste, an dem der Name seines Vaters Larentis hatte, so ist diese Auffassung durch den Ueberschwang von Larentis mit Lari enthalten, welcher Name im etruskisch-römischen Lari und im dänischen Lare wiederkehrt. In Ravenna, Burgum zc. bezeichnen noch Kapellen, die dem heiligen Lari geweiht sind. Die Kirche hat bei und daraus einen heiligen Leonhard gemacht, dessen Kapellen über das ganze Gebiet des bayerischen Stammes verbreitet sind. In Bayern finden

sich überhaupt mehr Erinnerungen an die heidnische Vorzeit, als in den anderen Theilen Deutschlands, denn in den protestantischen Gebieten wurde durch die Reformation Vieles als römisch-katholisch beseitigt, was ursprünglich heidnisch war, und in der katholischen Reineigung hat die fränkische Revolution ihren gerührenden Einfluß geltend gemacht. Wie Leonhard der Patron des Großviehes ist, so wird für das Kleinvieh vorzugsweise der heilige Wendelin angerufen. Dieser Heilige ist an Stelle des Wendel, des deutschen Fan, getreten, von dem auch der Wendebühl den Namen führt. Die weiteste Verbreitung hat in Ortsnamen der heilige Bartholomäus erhalten, der für Berchthold, einen Beinamen Wotasans, eingetreten ist. So ist der Bartholomäussee, welche Bezeichnung älter ist als „Königssee“, nach einer im Hintergrunde des Sees gelegenen Wotasankapelle genannt. Berchthold oder Barthel ist vor Allem ein guter Gott, ein Gott des Getreides und Weines, daher die vielen „Bartholomäusmühlen“ und das Sprichwort: „wissen, wo Barthel den Most kolt.“ Ueberaus zahlreich sind die Bartholomäuskirchen und -Kapellen, mit welchen, besonders in der Holstein, häufig die Sage vom Schimmelreiter verbunden ist, und welche sich nur durch das Vorhandensein früherer Wotasankapellen erklären lassen. Redner zeigte nun noch an zahlreichen Beispielen die Verbreitung dieser Bartholomäuskirchen in ganz Deutschland, in sogar im Auslande, wo sich Dörfer niedergelassen haben, und schloß hiermit seinen an Reultaten selbständiger Forschung überaus reichhaltigen Vortrag.

Wien.

— Die erste Strecke der 67 km langen Bahn Meximino-Adana im südöstlichen Kleinasien, Meximino-Tarins, ist am 4. Mai eröffnet worden. In zwei Monaten soll der Rest dem Verkehr übergeben werden; da viel Regen gefallen ist und die Ernten gut stehen, so hofft die (aufsteigende englische) Eisenbahngesellschaft bereits in diesem Jahre auf reichliche Erträge.

— Der russische Kriegsminister hat im vorigen Jahre eine topographische Notiz zur Erinnerung des Amur-Taria von seiner Wundung in den Altai bis hinan nach Tschardshui, d. i. bis zu demjenigen Punkte in Buchara vornehmen lassen, wo der gerade Karawanenweg von der Stadt Buchara nach Kerp und Herat den Amur-Taria überschreitet. Nach einem solchen veröffentlichten Berichte des Leiters der Expedition, Oberst Bicklawski, ist es den Topographen gelungen, bis Anfang December, wo die Arbeiten der unglücklichen Witterung wegen eingestellt werden mußten, die Uferlandscapen des Amur-Taria bis Tschardshui hinan vollständig der Begrenzungen anzunehmen. Auch von der Wundung des Amur-Taria nach der Gaskarenischicht am Einfluß des Kaspischen Meeres hat unter Oberst Wjelskij's Leitung im vorigen Jahre durch Topographen quer durch die H.-K.-Strecke drei militärisch benutzbare Wege, an denen sich auf durchschnittlich je 15 km Entfernung Brunnen vorfinden, aufgenommen worden.

— Der bekannte Ingenieur Robert Gordon ist von der britisch-indischen Regierung mit den Aufnahmen für die Eisenbahn von Mandalaq nach Tongshoo (Wistich-Barma) betraut worden.

— Obgleich der Geburtstag des Theobald sich schon 2700 Jahre v. Chr. in dem chinesischen Werke „Pent-tao“ erwähnt findet, so konnte man doch bisher keine Vertheidigung in China, wo derselbe sicher einheimisch wäre. Man hat seine Heimath in der Mandchurie, im Laube Kham, in der Provinz Scharat gesucht, doch war man stets nur auf Vermuthungen angewiesen. Jetzt ist nun die Nachricht eingetroffen, daß ein Herr Henri de Theobald in den jungfräulichen Wäldern der Insel Sainan aufgefunden und wachsende ausgetroffen

habe. Die Eingeborenen kultiviren ihn nicht, sammeln aber die Blätter und verkaufen sie an der Küste unter dem Namen „Thee aus dem Districte Kai“.

Afrika.

— Im Ansatze an die letzten Zeilen unseres Artikels über die Ärzte in Süd-Tunesien (vergl. oben S. 331 f.) möge es gestattet sein, hier einige Mittheilungen widerzugeben, welche Jean Lapaine in der „Revue scientifique“ über die Behandlung der Tollwuth bei den Arabern, speciell denjenigen Algeriens, macht. Dieselben betreffen sich hauptsächlich auf die *Coccyzinae* (Kaiserfische), welche sie *ghobar es-sima* (Himmelslaub) nennen. Dieselbe Bezeichnung führt der Kolenfaser (*Cetonia*) und die meisten anderen Käferarten. Die Kolenfaser werden gleichfalls sehr viel zur Heilung der Tollwuth benützt. (Ein russischer Naturforscher hat kürzlich über die Verwendung dieses Mittels in Südrussland berichtet und will selbst zahlreiche glückliche Kuren damit ausgeführt haben.) Ferner finden die Gankariden oder spanischen Fliegen Verwendung, welche sie unter dem Namen *dehben el-hind* (indische Fliege) kennen. Das Heilverfahren ist folgendes: Man bringt sieben Kolenfaser in eine Asche. Durch Hunger gezwungen, sollen diese Thiere sich einander aufsteigen; der letzte Ueberlebende stirbt endlich. Er wird getrocknet, zerstampft und in einer Kanne dem Patienten zu verschlucken gegeben. Wenn man spanische Fliegen verwendet, darf man nur drei dieser Käfer nehmen, obgleich nur der letzte genossen wird, wegen der heftigen Wirkung dieses Heilmittels. Es sind dies übrigens nicht bloß Volksmittel, welche von Noadifoltern ausgenutzt werden. Lapaine hat sie von einem der angesehensten Gelehrten der alten Universität von Tlemcen empfangen hören. Man findet sie auch in dem berühmten Kef-el-tah, dem Haus der Herzogin von Sidi Abd-Allah ben Aliy lang und breit abgehobelt. Die folgende Formel ist von den Abkömmlingen des Si Mohamed del Raïem, dem Marabut der Hassania (Süd-Oran) präparirt worden: Man schreibt einen Voranbreit auf ein grünes Blatt Papier, zerreibt dasselbe in die Milch einer schwarzen Kuh und läßt den Kranken diese Mischung trinken. Die Diener der Jania von Sidi Si Mohamed den Amor, in der Umgegend von Nedroma, sind im Besitze eines anderen Geheimnisses. Sie behandeln nicht den Geschwunden selber, sondern lassen einen Verwandten bestellen ein Getränk zu sich nehmen, welches in der Weise bereitet wird, daß man einen Kolenfaser aufsteicht und in ein Gefäß (Halsen) thut und sofort Wasser darauf gießt, welches die Tinte der Schrift aufnimmt; diese Flüssigkeit bildet den heilsamen Trank. In der Heilweise des Mittelalters waren solche indirecten Verhandlungen sehr gewöhnlich; man heilte eine Person, indem man eine dritte den Trank nehmen ließ, oder man schickte sie, indem man in den Kopf einer Kröte eine Kugel bohrte. All gemeinere ist aber zur Heilung der Geschwunden jenes Verfahren verbreitet, welches darin besteht, daß man dem Patienten das rohe, noch zuckende Herz des betreffenden Hundes zu essen giebt. Einige jedoch leigern mit pharaun, groben weißen Zwielen, die von *Scilla maritima* stammen. Andere schieben auch dem Thiere einen Zahn aus und legen ihn zum Stillen des Wundes auf die Wunde. Die Tollwuth heißt arabisch „Kaleb“, von Kaleb, Hund. Aber es giebt noch ein anderes Wort dafür, welches *Wist*, und weiterhin soviel wie Virus bedeutet, nämlich „rahaj“. Es ist augenscheinlich mit dem französischen Worte *rage* verwandt.

— Cliffeff veröffentlicht in den *Wöchentlich der russischen geographischen Gesellschaft* einen Bericht über eine anthropologische Zwecke gewandte Reise nach Wargla und Ghadamä in der Sahara, bei welcher er auch eine Anzahl Messungen vornehmen konnte. Die Mozabiten hält er für Semiten, wofür allerdings ihr Dabbits spricht, während Sprache und Sitten sie zu den Berbern verweisen; vielleicht sind ihnen schon früh phönizische Elemente beigemischt worden. Die Bewohner von Ghadamä sind theils reine Berber (*Beni Hassi*), theils Araber (*Wes Bessit*), theils Mischlinge von beiden (*Beni Illi*), theils Mischlinge mit Negern (*Artriga*); nur unter den reinen Berbern findet man Nubier. Von besonderem Interesse sind Messungen an einigen Tuareg, die er für reinblütige Berber hält; ihr Gesichtsausdruck erinnerte den Russen an manche Stämme in Daghestan; der Schädelbau variiert von 72 bis 74,5, während er bei den Berbern von Ghadamä 75, bei den Arabern 78 beträgt. In den Entfernungen, der bionischen Klänge der Tuareg, nicht Cliffeff Mischlinge mit Negern; das ist schwerlich richtig, denn es ist viel wahrscheinlicher, daß sie die Nachkommen der mit den Nubien verwandten dunkelhaarigen Kel Tera oder Fischebaren sind, welche die von den Arabern nach Süden gedrängten Tuareg in der südlichen Sahara vorjagten und theils unterwarfen, theils vertrieben. Von den Tuareg selbst sind durchschnittlich 2 Proc. blond mit blonden Haaren. Ko.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän Tidson's Urtheil über Deutsch-Neu-Guinea. Der englische Kapitän Tidson besah Anfang Februar d. J. mit dem Dampfer „Tanganini“ die Küste des deutschen Neu-Guinea und beendete den Finkhof und den Samoa Hafen. Aus seinem interessanten Berichte entnehmen wir folgende Angaben. Der Finkhof ist mehr eine offene Bucht, aber es löst sich heraus, freilich mit nicht unbedeutenden Kesen, ein guter Hafen herstellend. Die Ankerbohrung reicht zur Zeit aus 6 Fathoms und 14 Malaien. Sie haben sich auf einer kleinen Insel in der Bai, welche jedoch jetzt durch einen Damm mit dem Festlande verbunden ist, niedergelassen und sind mit der Anlage von Plantagen beschäftigt, auf denen gegenwärtig Jams, Mais und einiges Andere für den eigenen Konsum angebaut wird. Nur wenige Acker Land wurden bisher angepflanzt. Die Küste liegt hoch und hat baiden Waldbehangen. Der Boden ist ausgezeichnet, das nöthige Wasser verfließt mit sich und einem eine englische Meile nordwärts liegenden großen Fluße. Die Eingeborenen sind sehr zahlreich und scheinen in den Deutsch nicht auf dem besten Fuße zu stehen. Es sind Schilderhüter errichtet worden, in denen die Nacht Wache gehalten wird. Diese Vorkehr ist um so mehr geboten, als kürzlich von Seiten der Eingeborenen ein Versuch gemacht ward, die Ausbeute mendelnde zu überfallen und zu massaci- ren. Der deutsche Dampfer „Samoa“ trat gerade am diese Zeit im Finkhof ein. Die Eingeborenen wurden dann laute: würde getrieben und ihnen streng verboten, sich in der Nähe der kleinen Inseln weiter sehen zu lassen. Aber Verkehr mit ihnen ist auf drei Monate eingestellt worden. Zu einem blutigen Zusammenstoße kam es dabei aber weiter nicht. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt im Finkhofsteile kampte der „Tanganini“ ungefähr 250 Miles (102 km) an der Nordwestküste hinauf nach dem Samoahafen. Die landschaftlichen Schönheiten, welche wir auf dieser ganzen Länge beobachteten, überboten Alles, was man sonst auf den Inseln der Südpazifik zu sehen bekommt. Die Küstenlinie ist hoch, und Schiffe können dicht an derselben einfahren, ba das Wasser tief und von allen Winden frei ist. Ueberall gemauerten wir zahlreiche Eingeborene. Kein einziger in der Thiermunde der Küste oder Meer war auf dieser langen Distanz bemerkt. Tagegen passierten vor uns mehrere kleine Inseln, welche abgeholt waren und von vielen Eingeborenen in bühnen Häusern bewohnt wurden. Ein Theil des Küstenlandes war dicht bewaldet, ein anderer wieder offen und mit dem üppigsten Graswuchs bedeckt. Der Samoahafen übertrifft den Finkhofen an Werth, aber immerhin müssen noch bedeutende Summen verausgabt werden, um ihn völlig brauchbar zu machen. Die vielen Eingeborenen sind hier durchweg kraub-

sich gesinnt. Sie betreiben Ackerbau und halten auf gut kultivirte Gärten. Die zur Zeit fünfzig Köpfe zählende Ansiedlung besteht nur aus Deutschen, und befindet sich vorläufig ebenfalls auf einer kleinen — $\frac{1}{2}$ Meile langen und $\frac{1}{4}$ Meile breiten — Insel, deren Verbindung mit dem Festlande durch Boote bewirkt wird. Die Ansiedler sind mit der Entwandlung derselben beschäftigt, und soll dann dort ein Dorf angelegt werden. Auf dem Festlande selbst war noch kein Versuch einer Ansiedlung gemacht worden. Mit den Eingeborenen unterhielt man einen geringen Handelsverkehr in Tabakspfeifen, welche sie in großer Menge anbauen. Sie erbalten dafür in Zahlung Stücke von alten Panzerbeilen, nach welchem allein sie Begehrt haben. Die Deutschen erriethen sich der besten Gesundheit und waren fröhlich und guten Muthes. Auf beiden Stationen sind die Häuser und sonstigen Gebäude aus Holz aufgeführt und mit Eisenblech bedacht. Erwägt man die kurze Zeit des Besuchs und die geringe Anzahl der vorhandenen thätigen Kräfte, so ist bereits ein erstaunlicher Fortschritt gemacht worden. Ein Schiff mit Auswanderern (? Ned.) wurde in nächster Zeit erwartet, und dann sollte mit der Erschließung des Inneren von Neu Guinea vorgegangen werden. Das Klima ist zwar heiß, aber durchaus gesund, und die Kolonisten fühlen sich darin sehr wohl. Es unterliegt wohl keinem Zweifel (? Ned.), daß ein reichlicher, lohnender Erfolg erzielt werden wird. Zu bebauern ist der Mangel an natürlichen Häfen. Nur durch sehr bedeutende Geldeausgaben würden sich ziemlich gute herrichten lassen. Vorstehende Angaben sind um so glaubwürdiger und bedeutungsvoller, als sie aus dem Munde eines gebildeten Engländer's stammen, welcher die Südpole-Inseln so genau kennt wie wohl Wenige. Die Engländer in Australien können sonst noch immer ihren Groll nicht überwinden, daß der nördliche Theil von Neu Guinea an Deutschland gekommen ist, und gefallen sich darin, das Aufsehungswort der Deutschen als ausschließendes hinzustellen. Auch der bekannte Missionar S. Macfarlane, welcher seit 1871 an der südlichen Küste von Neu Guinea stationirt war und im April d. J. nach England zurückkehrte, sprach sich bei seiner Abreise von Australien noch sehr abschällig in dieser Hinsicht aus.

II. 4.

— Nach der „Press Association“ beabsichtigt die britische Regierung die Unionen der Kermadec (Kermadec-) Gruppe. Es sind das vier kleine, mäßig hohe Inseln, Raoul, Macarou, Curtis und Geyserance mit Namen, welche zu beiden Seiten des St. Georges sind. Dr. zwischen Neuseeland und den Tonga-Inseln liegen, neuzeeländische Vegetation, von Säugethieren nur Ratten, außerdem einige Land- und zahllose Seevögel besitzen und vollständig aber doch nahezu unbewohnt zu sein scheinen.

Nordamerika.

— Eine interessante Legende der Cowichan oder Wallumusch, die am Südbenue von Vancouver wohnen, theilt Deans im „American Antiquarian“ mit. Nach ihr wohnten in grauer Vorzeit ihre Vorfahren weiter südlich, aber trotzdem war das ganze Land mit Schnee und Eis bedeckt, das auch im Sommer nicht schmolz. Die Wallumusch waren in großer Noth, denn nach Süden hin wohnte ein härterer Stamm und sperrte ihnen den Weg. Während sie beratheten, was sie thun sollten, kam der Nabe (der durch die Gebrüder Knauf so bekannt gewordene Felsch der Finstis) und vernahm die Noth seiner Kinder. Er versprach Hilfe, flog in die Schneewüste hinein und verwandelte alles Eis und Schnee in langwollige Bergschafe, die seitdem die Berg-

seiten der Gegend weiden und den Wallumusch Nahrung und warme Kleidung liefern; mit dem Verschwinden des Schnees wurde aber auch das Klima wärmer, und die Indianer konnten von ihren feindlichen Nachbarn weg nach Norden in ihre heutigen Orte wandern. Liegt hier, wie es scheint, wirklich eine Tradition von der Eiszeit vor?

— Die große Straße, welche Neu-England von der Insel Cape Breton trennt, hatte bisher keine besondere Benennung. Dieselbe ist jetzt Cabot Strait, nach den beiden berühmten Seefahrern John und Sebastian Cabot, durch welche die erste authentische Nachricht über diese Straße im Jahre 1497 eintraf, benannt worden.

Von einem eigenthümlichen Hindernisse des Ackerbaues, welches sich in der Nähe von Monticello im Staate Indiana geltend macht, berichtet S. L. Birds (Purdue university, Lafayette, Ind.) in einer Zeitschrift an die „Science“. An diesem Orte befinden sich zahlreiche Tümpel und Moorlaggen, von denen viele ausgetrocknet und unter Kultur gebracht worden sind. An heißen, warmen Tagen empfinden nun die Landleute auf diesen Feldern ein sehr unangenehmes Jucken an benachigten Körpertheilen, an denen sich Kleider oder Stiefelreiben. Wird verglichen diese Empfindung mit dem Schmerz, den der Angriff eines Schwarzes von Mosquitos an den heimgesuchten Theilen hervorruft. Sie ist fast unerträglich und Viele werden dadurch genöthigt, in der Arbeit inne zu halten und Linderung zu suchen. Gewöhnlich reicht es hin, ein Bad zu nehmen und den Körper abzuwaschen, um die Neigung zu beseitigen; aber wenn er wieder durch Anstrengung erregt wird, so erneuert sich der Schmerz und dies kam zwei Tage anhalten. Bei der mikroskopischen Untersuchung des sehr humektischen Bodens findet man in denselben zahlreiche pinselförmige, isorhithische Körper. Einige von ihnen sind kahlenförmig oder gekrümmt, andere dicht mit Dornen besetzt u. s. w. Diese Körper sind nichts Anderes als Rieselstacheln von Diatomaceen und Radeln von Sphaerocystis-Arten, welche letzteren in den Tümpeln sehr zahlreich sind. Die scharfen Körperchen dringen mit dem feinen Staube, welcher sich am Boden erhebt, wenn letzterer bearbeitet wird, durch die Kleider und finden ihren Weg zu denjenigen Theilen des Körpers, wo eine Reibung zwischen der Haut und der Kleidung besteht. Man schützt sich am besten dagegen, indem man solche Kleidung trägt, welche den Staub am stärksten abhält. Da die Kladden aus Kieselstacheln bestehen, so werden sie auch nicht durch die gewöhnlichen Veränderungen, welche in dem Boden stattfinden, aus diesem entfernt werden. Der Wind und die Bearbeitung des Bodens mögen sie zerstreuen, so daß sie weniger unangenehm werden, aber das wird ein langsamer Proceß sein. Die Ausfahrten für die Landleute sind daher wenig ermutigend, und wenn sie die reichen Ernten gewinnen wollen, welche der Boden zu geben vermag, so müssen sie viel Kaff und Ungemach in den Kauf nehmen.

Polargebiete.

— Der „Willem Baronts-Veren“ in Amsterdam, welcher seit einer Reihe von Jahren wissenschaftliche Reisen nach den arktischen Gewässern ausführte, hat in Folge der ungünstigen Verhältnisse seine Auflösung beschlossen, will aber in der Erwartung, daß er später seine Thätigkeit wieder aufnehmen können, eine Kasse gründen, in welche u. a. der Ertrag seines jetzt zu verlaufenden Schifses „Willem Baronts“ fließen soll.

Inhalt: Dieulauf's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Wegner: Holländisch-Indien im Jahre 1886. III. (Schluß.) — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. VII. VIII. IX. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Ozeans. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 14. Mai 1886.)

Redaction: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Unter den Eichen 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXIV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sobald es unseren Reisenden geglikt war, sich der Kengierigen zu entziehen, folgten sie einem Labyrinth von engen, zwischen verfallenen Häusern hinführenden Gäßchen, die endlich auf einem offenen Plage, dem Palaste des Stadtherrn Seid Afabullah Chan gegenüber, mündeten. Unter dem Eingangsthore des Palastes erblickte man eine Anzahl mit schweren Ketten beladener Räuber und Mörder, welche indessen mit den Dienern des Chans auf ganz freundlichem Fuße zu verkehren schienen; ein mit Soldaten besetzter Hof wurde durchschritten, und dann gelangten die Fremden in einen schönen Palmengarten mit einem großartigen, überwölbten Talar, der sich auf eine geräumige Terrasse öffnete.

Dem Blicke konnte sich keine Landschaft, besser geeignet um zu überraschen und zu entzücken, darbieten. Gegenüber dem Beschauer, nur etwa 200 m entfernt, erhebt sich eine hohe Wand von röthlichem Gestein, deren obere Kante eine gelbe Ebene trägt, während ihr Fuß tief unten von den Wellen des Karun bespült wird. Wenn man sich vorwärts neigt, um den Wiegungen des Flusses besser mit den Augen zu folgen, bemerkt man, daß der Palast Afabullah Chans auf Felsen erbaut ist, die ebenso steil sind wie die gegenüber liegenden, und daß der Fuß zwischen tiefen Felswänden dahinstellt. Der Raum zwischen denselben wird nicht ganz durch das Wasser eingenommen; zur Linken liegt vielmehr eine kleine Alluvialfläche, die mit prächtigen Palmbäumen bewachsen ist. Trotz ihrer Größe würden diese Bäume in der Tiefe des Abgrundes verschwinden und

das Grün ihrer Krone würde sich mit dem dunklen Tone des Wassers verschmelzen, wenn hier und da sich nicht mit goldenen Früchten beladene Drangebäume dazwischen mischten.

Wenn man einer mohammedanischen Legende Glauben schenken will, wird derjenige, welcher während seines Lebens sich in unehelicher Weise auf Kosten seines Nächsten bereichert hat, vor dem Allmächtigen erscheinen, zur Erde niedergebengt durch das Gewicht der unehelich erworbenen Schätze. Wenn nun Alles wahr ist, was man von dem Gouverneur von Arabistan erzählt, dann müßten an dem Tage, wo er in die Unterwelt eingeht, die bösen Geister ihm eine für menschliche Schultern gar zu gewaltige Last tragen helfen. Die herrliche Umgebung schien keinen glücklichen Einfluß auf ihn geübt zu haben; viele Klagen über seine Erpressungen erreichten die Ohren der Fremden, Niemand wagte mehr zu pflanzen, die Landbewohner flüchteten in die Berge, hieß es; denn jeden Tag wird die Last, die dem Volke auferlegt ist, schwerer; man sieht die Reisenden um Hülfe an. Der Gouverneur selbst ängerte sich ganz anders über die Sache, die Eingeborenen von Arabistan sind religiöse Schwärmer und besitzen in Folge dessen einen ungeheuren Hochmuth, sind geizig, faul, lägerlich, dummt und verdienen kein Vertrauen, sagte er. Wie soll man da entscheiden, wer Recht hat? Wahrscheinlich beide Parteien. Schuster sieht allerdings nicht sehr wohlhabend aus. Ueberall aneingelegene Stadtviertel, zerfallene Häuser, auf denen Stürze ihre Nester gebaut haben. Hier und da nur öffnet sich eine Haus-

thür, welche es ermöglicht, einen neugierigen Blick auf die Thätigkeit der Bewohner zu werfen; ausserdem beschäftigen sie sich mit dem Weben der bekannten Teppiche von Schuster oder der blau und weiss farbrten Stoffe, in welche sich die Frauen des Mittelstandes einhüllen, wenn sie die Strasse betreten; doch im Allgemeinen sind die Strassen leert. Nur ein einziges Viertel macht eine Ausnahme von dieser Regel; es erstreckt sich am Flusse entlang, flussabwärts von einem Baumwerk aus der Zeit der Sassaniden, welches gleichzeitig als Brücke und als Wehr dient; die durch dasselbe aufgestauten Gewässer des Karun treiben eine kleine Reich von über einander liegenden Mühlen, in denen alles Mehl für die ganze Gegend gemahlen wird. Mit dieser einzigen Ausnahme kann man den Handel und den Ackerbau der Provinz als ganz unbedeutend bezeichnen. Wie groß aber konnte die Entwicklung derselben sein, und wie groß ist dieselbe schon gewesen! Jetzt aber sind alle von den Sassaniden

gemachten Bewässerungsanlagen zerfallen und verschüttet. Die Fest von 1832 zusammen mit einer mangelhaften und von der Centralregierung zu unabhängigen Verwaltung hat dieses einst reiche und glückliche Land zu einem der ärmsten und elendesten der Erde gemacht.

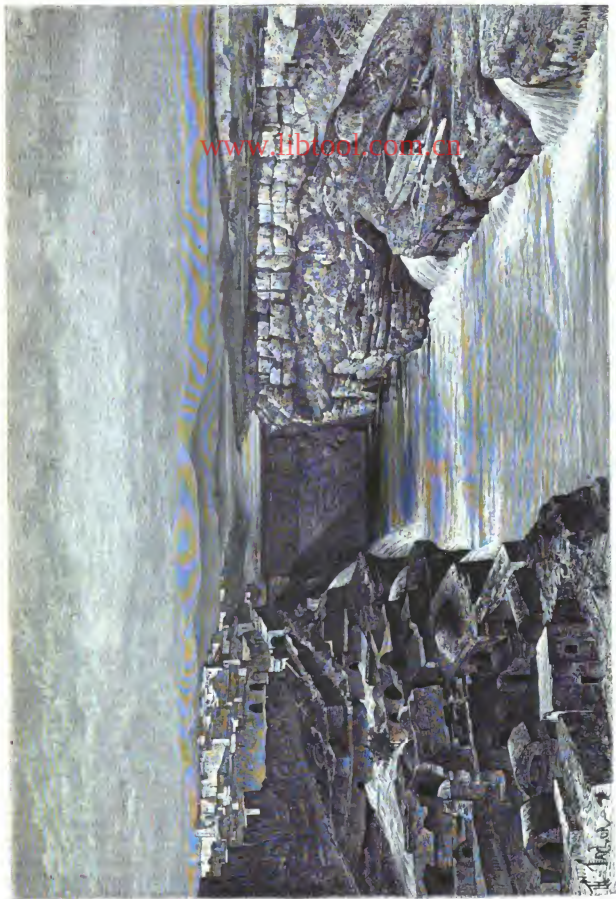
Am 20. Januar sollte Madame Dieulafoy das Vergnügen haben, den Gouverneur an der Spitze seiner Truppen zu photographiren; da sie durch Fieber abgehalten wurde, vertrat ihr Gemahl ihre Stelle. Er wurde nach dem Palaste abgeholt von Mirza Bozorg, dem vertrauten Sekretär Seiner Excellenz, einem Eingeborenen der Stadt Schuster. Er war eine prächtige Erscheinung. Seinen Kopf schmückte ein Turban von blauer, mit Gold gestickter Gaze, welcher bei denjenigen Eingeborenen der Stadt gebräuchlich ist, welche nicht das Recht der schiitischen Nachkommen Mohammed's beanspruchen können, ihr Haupt zur Erinnerung an den Nord des Hassan und Hussein mit dem Trauerturban zu



Palast des Seid Abbasullah Khan.

schmücken. Die offizielle Residenz des Gouverneurs, Rasch Selasch, liegt auf einem freilegenplateau, an dessen Fuße sich ein kleiner Nebenarm des Karun, der unter dem Namen Schetet bekannt ist, hinzieht. Nach der Stadtseite wird sie durch alte Befestigungen aus der Sassanidenzeit vertheidigt; nur die unteren Theile der Mauern sind aus Stein ausgeführt, die oberen bestehen bloß aus Erde und sind modernen Ursprungs. Wenn man nach der Erfahrung des Herrn Dieulafoy urtheilen darf, werden diese Befestigungsanlagen im Kriege keine große Bedeutung besitzen. Als nämlich Mirza Bozorg und Herr Dieulafoy sich zu Fuße dem Eingange näherten, fanden sie das Terrain durch den Urin der in der Nähe des Thoros lagernden Pferde völlig versumpft, und es war für Fußgänger, ohne sich zu beschmutzen, ganz unmöglich, in den Palast des Gouverneurs zu gelangen. Anstatt nun Pferde satteln zu lassen, befahl der Mirza kurzweg einigen Soldaten, eine Löffnung in die Mauer zu brechen,

und durch diese Breche trat er mit seinem Begleiter in den geheiligten Raum des Palastes ein. Der erste, von Mauern umgebene Hof zeigt eine thetische Unordnung, hinter demselben sieht man einen in den Fels eingehauenen Kanal, mittels dessen sich die Belagerung im Falle einer Belagerung das nötige Wasser aus dem Karun verschaffen kann. Das heutige Schloß, welches den Hügel krönt, erinnert in Nichts an die alte Sassanidenburg, sondern ist nur ein einfaches Gebäude ohne jeden Schmuck von Säulen, Kafen oder Nischen. Alles ist mit Kalk geweißt, der Boden ist nicht mit Steinen belegt, sondern nur mit Strohbeden und Teppichen; die Thüren aus weißem Holze werden nur durch eine in einen Balken eingehängte Kette geschlossen. Dagegen hat man vom Balkon, der über den Fluß hinausragt, eine prächtige Aussicht auf denselben und die im Hintergrunde liegenden Berge der Pachtiaren. Der Halem erwartete die Ankunft des Photographen mit Ungeduld. Um seinem



Die Mühlen von Zander.

Kenntern einen würdigeren Austrich zu geben, hatte er am Abend vorher seinem Leibgarde den Befehl gegeben, seine Angenlider zu beizen, und dieser hatte ihm die Augen selbst dabei recht übel zugerichtet. Doch wenn man zum edlen Geschichte der Kadischaren gehört und an der Spitze eines Regiments auftritt, ist man immer schön. Bald hatten sich Hof und Garten mit fünf bis sechshundert Mann angefüllt, wovon die meisten in Truppen gekleidet, die elegantesten in Uniformen von Auschuß-Luch gekleidet waren, welches, wie man behauptete, von allen Trödlern Europas nach Persien verkauft worden war. Nur die Mäße von Astrachan mit der Kupferplatte, auf welcher der König und die Sonne in erhabener Arbeit angebracht sind, und der Gürtel mit denselben Wappen geben der äußeren Erscheinung dieser Bande

eine gewisse Gleichförmigkeit — und doch macht sie Ansprüche darauf, einer regelrechten Armee anzugehören.

Man brachte wohl eine Stunde damit zu, die Leute in zwei Gliedern aufzustellen und die schunungigten oder gar zu phantastisch gekleideten in das zweite Glied zu stecken. Darauf kommandirten die Anführer einige schwierige Bewegungen: „Rast das Gewehr an!“ „Das Gewehr über!“ „Gewehr ab!“ „Rührt euch!“ und während dieser verschiedenen, halb in persischer, halb in französischer Sprache gegebenen Kommandos, die möglichst langsam und ungleichmäßig ausgeführt wurden, empfing ein jeder Officier aus den Händen einer hinter ihm aufgestellten Ordnung einen brennenden Kalban (Wasserpfeife). Er steckte dann den Degen zwischen die Beine, that gewissenhaft einige Büge, sah dem davonschwebenden



Mirza Vorzog.



Eid Mirza Dschafar.

Rauch nach und gab die kostbare Weise seinem Diener zurüd. Der brave Purische ließ sie nicht kalt werden. Nachdem die großen Uebungen glücklich abgelaufen, stellte sich der Halem an die Spitze seiner Truppen. Achtung: Herr Dienlasof nimmt seine Photographie auf. Nun marschirt der ganze Trupp in vollkommener Auflösung vorbei. Der Schahjade beglückwünscht die Officiere wegen der guten Haltung und Disciplin ihrer Truppen und die Herren dürfen, nachdem sie diese Komplimente in Empfang genommen haben, mit vor Stolz strahlenden Gesichtern unter dem Talare Platz nehmen. Ruhland wird sich in Acht nehmen müssen, wenn diese Soldaten einmal die in Europa bestellten Kanonen empfangen haben werden!

Am 21. Tamarr schon machten die Reisenden die Erfahrung, daß Beschammet Saltane sie nicht belogen hat, als

er die Einwohner seines Verwaltungsbezirktes als unvertägliche Fanatiker hinstellte. Die Leute von Schiras und Dschapan sind, obwohl unentkamt und schroff, doch Engel an Sanftmuth und Ärgerlichkeit, wenn man sie mit den Bewohnern von Schuster vergleicht. Von einer Bevölkerung bewohnt, welche ihrem heiligen Ursprunge ihr Ansehen und ihren Einfluß verdankt, rechnete sich die Stadt Schuster ihren wüthenden Haß gegen diejenigen, welche sich nicht zum mohammedanischen Glauben bekennen, zur Ehre an und protestirt durch ihr Beispiel gegen die laze Moral derjenigen Städte, wo man unrcine Christen aufnimmt. Da die Reisenden nicht hoffen durften, den Beweisen der allgemeinen Abneigung zu entgehen, würden sie vielleicht auf die Beschichtigung der Stadt und des Bazar's verzichtet haben, wenn Aschadallah Chan ihnen nicht eine Leibwache mitgegeben hätte,



Neuere Mauer und Minareh der Kachschek Tschuma in Schuster.

welche der alte Intendant seines Hauses kommandierte. Die Verletzung dieses alten, in der ganzen Stadt wohlbekannten Dieners ermöglichte es den Fremden, ohne beleidigt zu werden anzugucken; aber den Versuch, in die große Moddisch Tschuma, ein altes, im Grunde großer Heiligkeit stehendes Gebäude, einzudringen, hatten sie ausgeben müssen. Eine höfliche Anfrage bei dem Amai Tschuma blieb ebenso erfolglos wie ein Besuch bei dem jungen Seid Mirza Tschafar, trotzdem der letztere augenblick den Fortschritt vertritt. Ebenso vergeblich war die freisinnige Auslegung des Korans, welche im Interesse der Reichthümer durch die Moltergelehrten von Jephahan gegeben worden war, die Vorurtheile der Moltergelehrten zu überwinden können. Man mußte sich begnügen, bei Tagesanbruch das Minarch der Moltergelehrten zu photographiren und einen verflochtenen Bild durch die halb offene Thür in das Innere des Heiligtums zu werfen.

Das Gebäude ist von Stein und, wie es scheint, nach dem Plane der alten Moltergelehrten gebaut; wenig Verzierungen; nur die Giebelfelder der Thüren, die Spitzbogenfenster und das Minarch, welches von dem Schiffe durch einen mit Lustrant bewachsenen Begräbnisplatz getrennt ist, sind mit Hieselmoosfarn von eleganter Einfachheit geschmückt. Sonst ist Alles in einem verfallenen Zustande, ganz in Uebereinstimmung mit den benachbarten Stadtvierteln.

Der Priester nicht überwinden können. Man mußte sich begnügen, bei Tagesanbruch das Minarch der Moltergelehrten zu photographiren und einen verflochtenen Bild durch die halb offene Thür in das Innere des Heiligtums zu werfen.

Ethnographisches aus Seram¹⁾.

Aufzeichnungen von G. A. J. Wahner, herausgegeben von Dr. Wilhelm Joest.

Durch Vermittelung des deutschen Konsuls in Malakka, Herrn Palm Siemsen, erhielt ich ein Manuskript, das ich in folgendem den Lesern des „Globus“ in wenig veränderter Form vorzulegen mir erlaube. Während meines Aufenthaltes auf Seram im Jahre 1880 hörte ich dunkle Gerüchte von einem Landmann, der an der Südküste der Insel ansässig sei und dort Tabakskultur treibe; Näheres erfahre ich erst später auf Malakka. Schon damals merkte ich, daß die niederländisch-indische Regierung die Vorkrebungen Wahners²⁾ mit durchaus ungünstigen Blicken betrachte, und ich bin sehr übertrug (oder vielmehr ich weiß es aus besser Quelle, nämlich aus dem eigenen Munde des betreffenden Beamten), daß die holländische Regierung durch ihre Unterbeamten alles Mögliche gethan hat, dem Deutschen das Tafeln auf Seram zu verbittern, daß sie auf die erste beste Gelegenheit laueren, diesen Pfahl aus ihrem Reichthum zu entfernen. Wahner ließ sich aber nicht „weggranen“.

Ich will nun durchaus nicht Wahner als unschuldiges Opfer der allerdings nicht wegzuleugnenden indischen Eifersucht der Holländer gegen Deutsche im malanischen Archipel darstellen; im Gegentheil, ich glaube, daß Wahners Auftreten auf Seram den holländischen Beamten auf Banda oder Ambon manche unerwartliche Stunde bereitet hat — die Angelegenheit liegt aber heute einer höheren Instanz zur Entscheidung vor, wir wollen uns daher mit einer kurzen Skizze von Wahners Thätigkeit auf Seram begnügen.

G. A. J. Wahner ist in Bruchsal geboren. Er diente einige Jahre in der niederländisch-indischen Armee und beabsichtigte, Offizier zu werden, zog aber, in Folge einer von dem damaligen General-Gouverneur von Niederländisch-Indien, Vondon, ausgehenden Anregung vor, im Jahre 1874

von Banda aus nach der damals beinahe noch vollkommen unbekannten Südküste von Seram sich einschiffen und hier bei Alu (Alu) sein Glück zu versuchen. Schon Jahre hat er auf Seram gelebt, aber das Glück lächelte ihm nie. Er versuchte ohne viel Gewinn Tabakskultur und Holzhandel, später baute er eine Sägemühle und lieferte Planken und Kisten nach Banda; zu sich mit den Küstenbewohnern auf guten Fuß zu stellen, trat er zum Islam über und heirathete eine Tochter des Landbes, aber, wie erwähnt, die Holländer unterstützten ihn nie, er verstand es nicht, mit den „Posthouder“ von Gisser und Wura sich zu stellen, so daß eines Tages Bevollmächtigte des Assistent-Residenten von Banda auf dem Grundstücke unseres Landmannes erschienen, denselben mit Gewalt an Bord einer Fregatte und in dieser per Schuss nach Banda bringen ließen.

Momentan lebt Wahner in schlechten Verhältnissen in Malakka. Während seines langen Aufenthaltes auf Seram hatte er Gelegenheit genug, Land und Leute auf dem Theile der Insel, auf dem er vergeblich versuchte, sich eine neue Heimath zu gründen, kennen zu lernen. Daß er das gethan, werden die folgenden Zeilen beweisen. Ich habe bei der Bearbeitung des Manuskripts mich bestrbt, die eigenenthümliche Schreibweise des Verfassers einigermaßen beizubehalten — möge der Inhalt die Form entschuldigen.

Die Insel Seram liegt, wie den Lesern bekannt sein wird, westlich von Neu-Guinea unter dem 127° 57' bis 131° östl. L. und 2° 46' bis 3° 51' südl. Br. Im Norden wird sie umflusst von dem Seram, im Süden von dem Banda-Meer, im Westen von der Pura-Strasse. Als größte der Ambonischen Eilanden stellt sie politisch, soweit der holländische Einfluß sich überhaupt erstreckt, unter der Jurisdiction des Residenten in Ambon, nur der südöstliche Theil (auf welchen die folgenden Notizen Bezug haben) gehört zum Regime des Assistent-Residenten von Banda.

In Betreff des Klimas unterscheidet sich Seram insofern vollkommen von Java, als gerade so wie auch auf Ambon, Banda oder Pura, an der Südküste der trockene Monsun in die Monate Oktober bis März fällt. Während desselben sind die Nächte ziemlich frisch und gegen Morgen selbst kalt; die Luft ist feucht und der Niederschlag stark. Wahner beobachtete an geschätzter Stelle 65° F. als niedrigste, 96 1/2° als höchste Temperatur. Der Wind kommt bei Nacht von der Landseite, während er bei Tage von Südwest oder West weht. Während des nassen Mon-

¹⁾ Seram ist entschieden richtiger wie Ceram. Die holländischen Vorkreder, die wir in dieser Beziehung doch als Autorität anerkennen müssen, werden sehr selten daran, die jüngsten Autoren, wie J. A. Semboer und den Erzähl (Atlas der Niederländischen Besitzungen in Ost-Indien) schreiben: „Ceram oder Ceram“; Niebel in seinem eben erschienenen Werke geht noch weiter, er schreibt: „Ceram oder Kulina.“ So weit wollen wir nicht gehen. Der Name mag im Munde der Eingeborenen vielleicht wie „Ceram“ klingen oder vielleicht nennen viele ihre Insel mitlich „Kulina“ (ich selbst habe während meines Aufenthaltes auf Seram diesen Namen nie gehört), aber so lange wir Sanskrit nicht „Angawa“, Japan nicht „Tai Nihon“, Madagaskar nicht „Ala rehetra maso“, Siam nicht „Siamkhal“ nennen oder schreiben, so lange wir uns wohl auch „Ceram“ für das frühere „Ceram“ grünen.

June ist die Temperatur gleichmäßiger, 66° beträgt vielleicht die niedrigste, 84° die höchste Temperatur; im Durchschnitte bewegt sich dieselbe zwischen 68 und 75°. Schwere Regen fallen meist im Monat Mai und dauern gewöhnlich bis Ende August. In den letzten Jahren hat man mehrwöchige Veränderungen in den meteorologischen Verhältnissen, ebenso wie außergewöhnliche Meereselevationen wahrgenommen.

Das Klima von Seram ist im Allgemeinen sehr gesund. Die gefährlichste Krankheit, welcher Europäer unterworfen sind, ist das Fieber, das indisch-leich zu vernehmen ist, wenn man sich einer mäßigen, gereinigten Lebensweise befleißigt.

Die Bodenbeschaffenheit — wir wollen jetzt Herrn Wahner das Wort lassen — ist eine sehr gute und ergiebige sowohl auf ebenem als auch gebirgigem Terrain; Humus und Vegetation gehen Hand in Hand und stehen Java in nichts nach; Seram bietet im Gegentheil noch den Vortheil, daß seine Kulturen längst erloschen sind und die ausgeworfenen Massen sich bereits in dicke humusreiche Erdlagen zerlegt haben. Der Boden ist in hohem Grade zum Anpflanzen von Kaffee geeignet, der wegen seines herrlichen Aromas selbst besser ist als Zimolasse, und in Rotterdam mit demselben Preise bezogen worden ist wie Manado-Kaffee; ferner Zuckerrohr, das auf dem vulkanischen Boden Serams besser gedeiht wie auf Java; Tabak, der in Freinthe und Mittel dem Javaabak weit voraus ist und in Europa zu 102,50 Francs per Centner verkauft wurde; Kofosnüsse zur Bereitung von Koka und Baumwolle. Sago wächst in großen Mengen, wird aber auch an Ort und Stelle verzehrt wie angeführt. Produkte für den täglichen Bedarf wachsen ebenso schön wie in Europa, die pflanzte die besten europäischen Gemüse mit gutem Erfolge, wie Salate, Rettiche, Kohlrabi, Bohnen, Zuckerrüben, Kohl u. s. w. Außer Kartoffeln, die aber von den Eingeborenen nicht angepflanzt werden, hat man noch die herrliche Cassave, die eben so gesund und nahrhaft ist wie die Kartoffel und sich vortreflich zu Brod, Kuchen u. s. w. verwenden läßt. Auch pflanzt man mit gutem Erfolge zwei Sorten Jam, Mais, Hirse und Reis, indische Gemüse u. s. w. gerade so wie auf Java.

Hindvieh und Pferde gedeihen recht gut, für Schafe und Ziegen ist Seram weniger günstig, wegen der grünen Ästen, welche den Thieren ihre Eier in kleine Wunden legen, die zu Wärmern werden und so die Thiere lebend aufsteifen. Für Federviehzucht ist das Land sehr günstig.

Auf geologischem Gebiete war ich wegen des mißtrauischen Charakters der Eingeborenen noch nicht in der Lage, etwas Bestimmtes anzuführen. Ich fand bloß eine Masse Kalkhalt und schönen Quarz, im Allgemeinen ist Seram sehr binnig und dürfte mit der Zeit auch Steinohlen gefunden werden¹⁾. Metalle finden sich nach meinem Taschfahrlat gar nicht vor, wohl aber Petroleum. Das Land ist durch zahlreiche Bergströme reichlich mit kristallinem Wasser versehen, auch hat man viele Quellen, Flußschiffahrt besteht nicht, da die Flüsse sich nicht dazu eignen.

Die Einwohner sind, was die Strandbewohner betrifft, von sehr gemischter Rasse; die Ureinwohner sind Affuren²⁾, die sich meistens im Gebirge aufhalten. Die

sind in Sitten und Gewohnheit ganz verschieden von den Strandbewohnern, welche letztere hier zuerst beschrieben werden sollen.

Die Strandbewohner von Ost-Seram leben in Häusern, die auf Pfählen ruhen und deren Wände und Dach aus Sagoblättern bestehen; in West-Seram sind die Häuser direkt auf die Erde gebaut und entweder mit dem Stiele des Sagoblattes oder mit Brettern bedeckt; sie sind im Allgemeinen besser und hübscher gebaut, aber nach meinem Urtheile weniger gesund, weil sie den Ausdünstungen der Erde ausgesetzt sind.

Die Wohnungen sind sehr luftig, so daß überall der Wind durchstreift, weshalb man bereits bei der Geburt eines Kindes eine sehr sonderbare Gewohnheit befolgt, die für die Mutter diavollsten sehr verderblich ist und nicht selten deren Tod zur Folge hat. In einem abgeschlossenen Raume liegt nämlich die Hausfrau bei ihrer Entbindung, während deren sie mit allerhand Ingerbüchsen, wie zerstaubtem und mit Essig vermengtem Pfeffer, Capicum, Kajunput u. s. w. bestreicht wird und zwar nicht, weil diese Deimittel etwas zur Beschleunigung der Geburt beitragen sollen, sondern bloß weil die Reue der Meinung sind, der Körper der Wöchnerin könnte sich bei dem steten Zugwinde erkälten.

Ist ein Kind geboren, dann legt man sofort die Mutter unbefleidet mit dem Kinde neben eine Art langer Kiste, aus Mattlengeln der Sagopalme (gabsagaba) gemacht, ungefähr $\frac{1}{2}$ Fuß hoch und mit Sand gefüllt. Dann wird ein großes Feuer angezündet, durch welches die Wöchnerin so zu sagen beinahe gebraten wird, Alles zu dem Zweck, daß die Nachblutungen so vollständig wie möglich stattfinden. In dieser Lage verharret also die arme Frau, von Schweiß triefend, ohne sich bewegen zu dürfen, Tage und Nächte, wobei sie am Feuer die Besuche der Familienmitglieder, auch wohl von Neugierigen und Hausfrauen (die Seramer wohnen zu mehreren Familien in einem Hause) zu empfangen hat. Einem solchen Angefer ist die Frau zwei bis drei Monate, öfters auch länger ausgesetzt, und sie darf während der Zeit keine anderen Nahrungsmittel zu sich nehmen als warmes Wasser, getrockneten Fisch ohne Salz und geröstete Sagoluchen³⁾; kein Wunder also, daß die armen Frauen bei solcher Kost trotz des Feuers doch noch frieren und die Kälte durch übermäßigen Gebrauch von Capicum zu vertreiben suchen, welches sie sich auf heimlichen Wegen durch ihre Freundinnen zu verschaffen wissen. Ich habe Frauen gesehen, welche einen großen Teller voll Capicum zu sich nahmen, ein Quantum, hinreichend, um zehn Männern heftige Leibschmerzen zu verursachen. Ist nun die Mutter vorständig, dann kann sie nach drei bis vier Monaten wieder ihrer Beschäftigung nachgehen. Sie wird nun unter die Mütter aufgenommen, ein Recht, um welches sie gewiß Niemand beneidet, da sie von einem hübschen jungen Mädchen zu einem häßlichen Geschöpfe herabgewürdigt ist, alle Elastizität ist verloren, der ganze Körper hängt schlaff und

mit einem beinahe unerbittlichen Barlanten ist nicht ganz klar; es kann von dem arabischen „hor“ = „leer“, aus dem die spanisch-portugiesische „borro“, „borro“, „borro“, später „al-forro“ mit derselben Bedeutung worden, abgeleitet werden (S. G. J. B. van Musschenbroek in Mededeelingen omtrent grondstoffen n., Leiden 1880, p. 9 und ausführlicher in Terzo congresso geografico internazionale, Rom 1884, herausgegeben durch die Soc. geogr. italiana, p. 620 ff.) oder, wie A. B. Meyer (über die Namen Varna, Tazel und Al-luren, Wien 1882) annimmt, von dem Namen des papuanischen Volkstammes der Aru, der (später auf die milien Eingeborenen der übrigen Inseln übertragen wurde).

¹⁾ Vergl. darüber des Herausgebers: „Beiträge zur Kenntniss der Eingeborenen von Seram“ in Serb. der Berliner Ges. für Anthropologie u., 1892, S. 69.

¹⁾ Auf verschiedenen Punkten der Südküste von Seram sind Zinn und Zinnobererz, sowie Erddol-Quellen entdeckt worden.

²⁾ Unter „Affuren“ werden besonders die schlichthaarigen braunen Eingeborenen einiger Inseln des malayischen Archipels, speziell von Seram, den Molukken, der Minakassa u. s. w. verstanden, die noch „wild“ sind, d. h. weder zum Christenthum, noch zum Islam übergetreten sind. Die Ableitung des Wortes

ist angetrocknet, selbst die Augen haben ihren Glanz verloren. Je jeder ferneren Geburt wird das oben geschilderte Mäander wiederholt. Da die Wöchnerin nun doch biwelen ihr glühendes Lager verlassen muß, so kommt es oft vor, daß sie sich heftig erkränkt, sich Schwindel und unter Wustpeinen, wenn auch nicht sogleich, dann doch sehr kurz nachher stirbt.

Tritt nun soich ein Fall ein, so entstehen daraus oft die schlimmsten Folgen, weil man jeden Sterbefall einer Hexerei oder Vergiftung zuschreibt. Zu jedem Kampung (Dorf) befinden sich nämlich Tseulebschwärter, ebenso wie Heren und Herenmeister (Swangi). Als letztere erklärt man gewöhnlich Personen, die in Folge von Hitz und Zurückgegnenheit mit irdischen Gütern gesegnet sind, welche die Habgier der anderen Dorfbewohner reizen, oder auch Personen, mit welchen der vernünftige Gatte aus Eifersucht u. dergl. abzurechnen wünscht.

Sobald der Tseulebschwärter citirt ist, ruft er alle Dorfbewohner zusammen und beginnt seinen Holusposus. Zu dem Zwecke legt er ein kleines rundes Stüchchen Holz auf seine Rechte Hand, spricht mit ihm und bespricht ihn, ihm den Weg nach der Wohnung der Hexe oder des Herenmeisters zu zeigen. Die schlimmsten Hallanten wissen durch ihre Handnadeln das irdische Holz so zu bewegen, daß es sicherlich nach dem Hause des bereits vorher im Geheimen Designirten weist; ist derselbe anwesend, so wird er sofort ergriffen (im anderen Falle erwartet man seine Rückkehr) und manchmal getödtet, meistens aber gebunden mitgeschleppt und abschuldig mißhandelt. Am Grabe oder in der Behandlung der Verstorbenen wird der Delinquent gefragt, wie und auf welche Weise er die Verstorbenen gestreift hätte (swangi makau) und ihm befohlen, dieselbe wieder ins Leben zurückzurufen, und um diesen Gebote mehr Nachdruck zu verleihen, schneidet man dem Delinquenten das Haar ab, legt dasselbe auf Kohlenfeuer und läßt ihn den widerlichen Rauch einathmen unter Vergeltung von Hissen, Schlägen, Schreien u. s. w., bis er durch alle die Mißhandlungen benutzlos wird. Unterdessen versammelt sich die Familie des Aermsten, theilt oder verspricht reichliche Spenden an Andere, die sie zu Hilfe rufen, und sie begeben sich dann bewaffnet nach dem Hause, in welchem der Delinquent gefangen gehalten wird. Nun geht der Spectakel erst recht los, man schlägt, man haut, man sticht, bis . . . ein Häuptling oder der Rada selbst, welcher zu Hilfe gerufen ist, sich dazwischen wirft und die Sache als Richter in die Hände nimmt. Ist die Beschuldigung nicht erwiesen, so muß der Verleumdete dem Verleumdigen, vulgo Herenmeister oder Hexe, Sühne bezahlen, je nach der Größe des Kampung und nach der Zahl der Stammeshäuptlinge. Bezieht j. B. der Kampung aus 8, 10 oder 12 Stammeshäuptern, dann erhält der Verleumdete 8, 10 oder 12 kleine kupferne Kanonen¹⁾ oder etwas Aehnliches von denselben Werthe. Er ist dann vollkommen rehabilitirt.

Die Beschuldigung kann innerhals mehrerer Jahre bis zu dreimal stattfinden; wird jedoch Jemand zum dritten Male der Hexerei bezichtigt, dann muß er nicht allein Alles wieder herausgeben, was er für die zwei vorhergehenden Verleumdungen erhalten hat, sondern man beraubt ihn auch ganz und gar des Seinen, sein Haus bricht man ab, seine Zago-büsens (Plantagen) werden confiscirt, seine Habe wird unter die Stämme vertheilt und er selbst wird mit seiner ganzen Familie zum Dorfe hinausgejagt mit dem Verbote, jemals dorthin zurückzukehren.

¹⁾ Diese kleinen kupfernen Kanonen spielen im ganzen Archipel eine Rolle, weniger als Waffen, denn als Werthobjekte.

Fälle wie der beschriebene kommen auch bei bloßer Krankheit von Kindern oder Erwachsenen vor. Im April 1882 begab man zu Batuloning²⁾ eine Frau, während ich so zu sagen dabei stand, lebendig, weil ihr Mann der Hexerei bezichtigt war. Tseulebs hatte sich aber bei Zeiten aus dem Staube gemacht und statt seiner tödtete man nun seine Frau.

Sobald ein Mädchen 12 bis 14 Jahre alt ist, unterhält es schon Liebesbündel mit verschiedenen Männern, sei es auch nur für etwas Geld oder Nahrungsmittel. Wenn die Mädchen das Jünglingsalter erreicht haben, werden sie zu allerhand schweren Arbeiten verurtheilt, was sie aber nicht hindert, allerhand Liebesbündel anzufangen.

Man kann auf drei verschiedene Weisen zu einer Frau gelangen: 1) durch Anfragen bei den Eltern, 2) durch Entführung und 3), wenn man bei einem Mädchen schlafend überfallen wird. Die zwei erstgenannten Fälle kommen bei jungen Mädchen am häufigsten vor; der letztere meist bei bereits geheiratheten nichtjungfräulichen Weibern, die längst auf anständige Weise ihren Mann mehr bekommen können und die dann mit ihrer Familie das Ueberflüssige eines solchen abpreden. Der Unglückliche, der gerade abgefaßt wird, ist nach dem Gebrauche zur Weirach verpflichtet.

Wird ein Mädchen auf gutlichem Wege zur Frau verlangt und ist man sicher, daß die Eltern ihre Zustimmung dazu geben, so schickt die Familie des jungen Mannes so viele Frauen mit leeren Strichböfen, wie die Braut Familienmitglieder besitzt, nach dem Hause der letzteren. Man nimmt einige Gefirchungen zu sich und dann ziehen sich die Frauen beschenkt mit einigen Teller³⁾ wiederum zurück. Einige Tage später werden die zurückgebliebenen Strichböfen, in welchen sich nun verschiedene Zeichen befinden, j. B. ein aus Palmblättern geflochtenes Armband, zum Zeichen, daß die Braut ein goldenes Armband zu haben wünscht, oder eine aus Holz geschnitzte kleine Kanone, zum Zeichen, daß der Bruder eine kupferne Kanone haben müsse u. s. w., wieder abgeholt. So kommt es ungefähr darauf hinaus, daß der Bräutigam 30 bis 40 Kanonen, drei bis vier mit Golddraht durchwirkte Frauenkörbe, einige goldene Armbänder und Haarlämme, Fingerringe u. dgl. ab. 200 Gulden baaren Geldes zu bezahlen hat. Bei solchen Preisen müssen aber Mann wie Frau dem vornehmen Stande angehören; ist die Braut aus höherem Stande und der Bräutigam aus

¹⁾ Einer der schlimmsten Punkte der Ethik.

²⁾ Solche „Teller“ spielen überall im malayischen Archipel, speziell auf den Molukken, eine bedeutende Rolle. Es sind entweder ganz gewöhnliche chinesische Teller oder Schalen von kleinem Durchmesser, oder aber große, schwere Schüsseln aus sogenannten Seladonporzellan. Ich besitze eine solche von 40 cm Durchmesser: Gemeinster von Seram überhaupt ich an die ethnographischen Museen von Berlin, Dresden und Karlsruhe. Eine Abbildung der letzteren nebst der zweier kleinerer chinesischer Schalen findet sich in A. B. Meyer: „Altethnien aus dem Chindischen Archipel“, Leipzig 1884. Tafel 14 und S. 14. Die Abbildung der Seladonchalen aus China (vergl. auch Batelien: „Oud en Nieuw Oost-Indien“, Amsterdam 1862, Th. II, Kap. 14) ist in letzter Zeit vielfachentlich aus unverständlichen Gründen angeworfen worden. Die kleineren Schüssel, die Reis mit Seladon zusammen gehalten worden, sind unweitlichst chinesisch, wie j. B. die Funde von den Philippinen im Treacadero-Museum in Paris oder meine oben erwähnten Schalen beweisen, oder der Hunsdau, daß Kiohil, den ich selbst auf den Werth einer Umstellung aufmerksam machte, an der Gemalttheit der Mogobaka (s. „Globe“, 1886, Nr. 14, S. 215) chinesische Wangen zusammen mit alten Seladonporzellanstücken ausgab. Da jede also einen Grund, abgeben von vielen anderen Umständen, die ebenso beweisen sind, die Seladonchalen für nicht chinesisch erklären zu wollen. Diese Teller werden übrigens nicht bei Hochzeiten u. dgl. verwendet, sondern mehr als Schätz dergethan.

dem niederen, so wird der Brautschlag verdoppelt; meistens findet dann aber Entführung statt. Von dem verlangten Brautschlag läßt sich natürlich etwas abhandeln, um so mehr, wenn die Braut bereits, wie häufig vorkommt, schwanger ist. In letzterem Falle sehen die Eltern oft auch ganz vom Brautschlag ab, damit wenigstens die übrigen Familienmitglieder etwas abbekommen und die Ehre des Hauses so gerettet bleibt.

Nicht Entführung statt, so sucht der junge Mann in das Haus irgend eines Familienmitgliedes aufgenommen zu werden, was bisweilen seine Schwierigkeiten hat, da derjenige, welcher beide Nächstlinge in seiner Wohnung aufnimmt, für den Brautschlag verantwortlich ist. Die Entführung ist übrigens keine vollständige, da der junge Mann das Mädchen nicht in deren Haus abholt, sondern mit ihr auf einem zuvor besprochenen Plage zusammentrifft. Sobald man die Nächst des Mädchens bemerkt, wird dasselbe durch ihren Vater gesucht, auch wenn der so ungefähr weiß, wo seine Tochter sich befindet: der Habat (Brautschlag oder Zitte) verlangt es einmal so; auch die Mutter läuft weinend herzu. Haben nun beide jungen Leute ein Unterkommen gefunden, so bemächtigt sich der Hausvater am folgenden Tage beide Eltern; die Familienmitglieder des Mädchens rücken besonnen heran und verlangen sofortige Ausrückung beider Nächstlinge; sobald dieser Punkt den höchsten Grad erreicht hat und man nicht mehr sieht, das Haus zu stürmen, tritt der Hausvater heraus und fragt nach dem Begehren der Menge. Der Vater bringt sein Anliegen vor, worauf der Hausvater sich erzieht, den Brautschlag zu bezahlen und die Sache friedlich abzumachen. Zu diesem Zwecke werden Eltern und Mitglieder in das Haus eingeladen und nach langer Freierheit einigt man sich über den Preis. Ist die Familie des jungen Mannes nicht im Stande, den Brautschlag ganz zu bezahlen, so muß letzterer in abhängiger Stellung bei den Schwiegereltern verbleiben (ajual diri, wörtlich: „sich selbst verkaufen“) oder die Tochter wird aus der Familie ausgewiesen — ein großes Unglück für die Betroffene.

Im dritten Falle, also bei Ueberraschung, kann der Brautschlag ziemlich gering sein, weil die Familie froh ist, daß die Frau wiederum mit Ehren einen Mann besitzt.

Wird man jedoch mit einer verheirateten Frau überrascht und sollte in dem Falle kein Mord und Todtschlag entstehen, sondern der Ehemann sich ruhig verhalten, so muß der Verleibte dem Verlebten den Brautschlag doppelt zurückbezahlen, darf dagegen aber die Frau für sich behalten und sie heirathen.

Die Ceramer Strandbewohner sind dem Namen nach Mohammedaner und halten sich in Dingen, wobei sie Vorthen haben, an die mohammedanischen Gesetze, wobei das Eheband (mas kawin) eine Hauptrolle spielt. Dieses Eheband beträgt brinake ebenso viel wie der Brautschlag; bekommen also Eheleute Kinder, so gehören die Kinder so lange dem Stamme der Mutter an, bis der Vater das Eheband bezahlt hat. Dann hat die Familie der Frau nicht mehr die geringsten Rechte, weder auf Mutter noch auf das Kind. Bigamie ist erlaubt, jedoch wird selten Gebrauch davon gemacht, weil es sehr theuer ist, mehrere Weiber zu heirathen und zu ernähren und weil es auf Ceram auch nicht allzu viele Frauen giebt. Blutschande kommt häufig vor, ebenso Vaderschaft. Im Falle Blutschande zwischen Vater und Tochter oder zwischen Mutter und Sohn aus Licht kommt, so werden die Delinquenten strenge bestraft, oder nicht, um dem verletzten Sittlichkeitsgefühl Genugthuung zu verschaffen, sondern nur, damit die Kläger sich der Hade der Verklagten bemächtigen können.

So sah ich vor einigen Jahren, wie Mutter und Sohn zu Kilmuri¹⁾ am Echandspäth mit Rottanbissen abgestraft und aus dem Kampong gejagt wurden; die Schläge wurden dem Sohne aus den Rücken applicirt, der Mutter auf den Theil, mit dem sie gestillt hatte.

Die Verschönerung der Frauen beschränkt sich auf Fischen, Polzhaden (für den Nothbedarf), Verweisschüssen von Lebensmitteln und das Verlören der Kinder; die Männer thun so zu sagen gar nichts, sie sind furchtbar faul und vernachlässigen und behandeln ihre Frauen sehr schlecht. Dabei geben sie sich dem Exzeß und dem Opiumrauchen hin. Jeder Strandbewohner ist so zu sagen ein Abovalat und besitzt eine Nebenzuge, wie außer den Ambonesen kein zweites Volk im Indischen Archipel; er ist sehr schlau und gebraucht seine geistige Ueberlegenheit nur dazu, Andere zu betrügen. Europäer und fremde Malagen sind gewöhnlich seine Opfer.

Die Sitten und Gebräuche der Afsuren des Inneren sind sehr verschieden von denen der Strandbewohner; bei einzelnen Stämmen verlangt man inder Brautschlag gerade wie bei den Strandbewohnern, bei anderen Stämmen besteht derselbe aus abgehlungenen Menschenköpfen, je nach Abkunft der Braut bis zu 30 Stkld.

Um diese zu erhalten, entfernen sich die Heirathskandidaten einige Tagereisen weit von ihrem Kampong und lauern dort Menschen auf, welche im Walde oder selber beschäftigt sind oder auf solche, die sich Nachts nach dem Seeufer begeben, um ihre Nothdurft zu verrichten. Sie stechen, haufen oder schießen ihr Opfer nieder und schlagen demselben abhand den Kopf ab. Ist das geschehen, so begeben sich die „Kopfneller“ in Sturmchritte nach ihrer Heimath; ich sage „Sturmchritte“, weil jeder derselben 1½, so lang ist und mehr einem Flügel als einem Schritte ähnlich ist. Um denselben bei Nacht gehörig ausführen zu können, binden sich die Afsuren kleine abgehällte, eine Spanne lange Streifen Bambu um die Füße, die durch das Abhüllen transparent werden und in welche sie je acht bis zehn Feuer- oder Leuchtstängel, die auf Ceram in großen Mengen vorkommen, einsperren; um jeden Fuß tragen sie acht bis zehn solcher Bambustreifen, welche zusammen das Licht einer Laterne anmachen, wodurch also der Boden beleuchtet wird und Festschritte im dunkeln Walde nicht stattfinden können. Auf diese Weise legen sie in einer Nacht oft Strecken zurück, über welche ein gewöhnlicher Fußgänger ungefähr drei Tage lang zu laufen hat.

Diese Streifzüge werden von Zeit zu Zeit wiederholt, bis der Kandidat genügend Köpfe bekommen hat, um eine Frau beanspruchen zu können; im Uebrigen leben die Leute friedlich und bleiben ihrem gegebenen Worte treu. Sie ernähren sowohl sich selbst, wie auch die Strandbewohner vom Landbau und der Jagd. Die feindlichen Stämme, bei welchen der Brautschlag in Gütern und Geld besteht, sind im Besitze von guter Kleidung, welche sie nur anziehen, wenn sie sich nach den Strandnegocien begeben. Die Kopfneller sind vollkommen unbekleidet, nur tragen die Männer einen handbreiten Streifen aus geflossener Baumrinde, um ihre Schamtheile zu bedecken. Die Frauen sind ganz und gar nackt, wissen jedoch stets eine solche Stellung einzunehmen, daß die Schamhaftigkeit nie verletzt wird. Ein fremder Mann darf eine Frau nur von vorn passiren; geht er hinter ihr herum, so hat er auf seinen Kopf Acht zu geben, da dies als eine große Beleidigung angesehen wird. Die Afsuren sind im Allgemeinen schön gebaute Menschen, mit männlicher Haltung; die Frauen sind sehr hübsch,

¹⁾ Kilmuri (Kilmorie) liegt nordwestlich von Batutoming.

oft ziemlich hell von Hautfarbe, sie haben schönes wellenförmiges, langes Haar und schön geschnittene Gesichtszüge; besonders Nase und Mund sind fein geformt. Die Zähne sind leider meist roth oder schwarz in Folge von Vete-
fauken.

Die Nahrung der Afsuren besteht hauptsächlich aus Sago, Fisch, Schlangen, Hirsch- und Schweinefleisch, die alle nur flüchtig über dem Feuer geröstet werden; der Sago wird angemacht mit heissem Wasser, wodurch man einen ganz und gar geldunadlosen Papp¹⁾ erhält; die Strandbewohner essen selbstverständlich kein Schweinefleisch oder Veteilhier, da sie Mohammedaner sind; Honig und Rohrzuckerhalt wird sehr viel verbraucht.

Tritt ein Sterbefall ein, so begräbt der Strandbewohner den Todten nach mohammedanischem Ritus: in ein ungefähr 3 Fuß tiefes Grab setzt man eine Kiste ohne Boden; in diese wird die Leiche gelegt und der Deckel lose darauf gedreht. Das Grab wird dann weiter mit Erde aufgefüllt. Man begräbt die Todten in der Nähe von Häusern, und es kommt oft vor, daß dieselben von den Wüchswainen, die des Nachts in die Kampong einbringen, aufgewühlt werden; auch wilde Hunde machen sich häufig an die Leichen, so daß man des Morgens hier einen Arm und dort ein Bein in dem Dorfe zusammenfinden kann.

Der Afsure begräbt seine Todten liegend und giebt ihnen ihre besten Kleider, auch Preciosen u. s. w. mit; da man jedoch vor Todten große Äncht hat, läßt man sie oft un-
begraben im Hause liegen. Die Familie reißt aus und baut in ziemlich weitem Abstände ein neues Haus, wie denn die Häuser überhaupt sehr zerstreut liegen.

Mit Geistesbeschränkung, wie die Strandbewohner, hält sich der Afsure nicht auf; ist er jemandem feindselig gesinnt, so tödtet er ihn und wird dann selbst später durch des Ermordeten Familie wieder getödtet (es sei denn, daß der Getödtete ein schädliches Subjekt war), da er vogelfrei ist, sobald der Mord an Licht kommt.

Durch das Vertragen zwischen Blutverwandten sterben nicht allein die Stämme aus, sondern es entstehen auch viele Familienkrankheiten, wie Schwindsucht, Weinraß, Elephantiasis, Framboes Ambonensis im ärgsten Grade. Die Schuppenkrankheit (schthyosis) ist ziemlich vorherrschend; sie entsteht durch Ansehung und Schmutz; nimmt der Be-
haftete fleißig Seebäder, setzt sich dann eine halbe Stunde lang der Sonne aus (wodurch die Wülben an die Ober-
fläche der Haut kommen) und stürzt sich dann plötzlich wie-
der in die See (wodurch die Wülben absterben), so kann er innerhalb eines Monats vollständig geheilt sein. Die Afsuren bleiben von dieser Krankheit meistens verschont.

Im Allgemeinen sind die sozialen Zustände auf Ceram sehr verwirrt. Erbchaft von Grundbesitz u. s. w. geht auf den Ältesten des Stammes über, wird aber oft bestritten

und geregelt nach dem Rechte des Stärksten. Raub ist gestattet, insofern der Verraubte ein armer Teufel ist; ein Mord wird mit 10 Tael Gold bezahlt, also mit 650 Gul-
den; Verwundung mit der Hälfte u. s. w.

Die geringste Ursache führt oft zum Kriege, der in optima forma angezündet wird; ein zweideutiges Wort ist oft dazu genügen. Während meines zehnjährigen Auf-
enthaltes auf Ceram wohnte ich mehreren solchen Kriegen bei, bald als Bundarzt, bald als Schiedsrichter.

Als Waffen dienen der Kiewang (Säbel), Kanyen, Peil und Pagan, Feuerflingewehre und Vilas (kleine Kanonen). Die Geschosse der Feuerflingewehre sind sehr gefährlich; man nimmt hierzu nämlich zwei durchlöcherete Gewehr-
kugeln, die durch ein langes Stiel Messingdraht, der federartig aufgerollt ist, mit einander verbunden sind. Sobald das Geschoss den Gewehrlauf verläßt, dehnt sich der Messing-
draht aus und die beiden Kugeln beschreiben eine Bahn gerade so wie früher die Kettenkugeln. Die hierdurch an-
gerichtete Verwundung ist furchtbar; ich sah Menschen that-
sächlich in zwei Hälften geschnitten. Auch giebt man Por-
cellan- und Mascharden in die Kugeln. Die Kanonen werden mit Kieselsteinen, Stücken Eisen u. s. w. geladen. Die Kriege werden nach der Ursache ihres Entstehens be-
nannt. 3. B. prang sukun, weil der Krieg entstand wegen einer Profracht (sukun); prang mistor ganong, weil ein Unberechtigter sich die Herrschaft über ein Weibzue
anmaßen wollte u. s. w.

Derjenige, welcher einen Krieg aus Privatrage unter-
nimmt, muß die Krieger amwerben und haftet für Alles, Pulver, Klei, Kleider, Lebensmittel, auch für die Trauen und Kinder; Tödt und Verwundete unter seiner Truppe muß er extra bezahlen. Handelt es sich dagegen um allgemeine Interessen des Kampong, so muß Alles unter die Waffen, man wirft Vorräthe aus Zainen auf und drängt Frauen, Kinder, Greise u. s. w. in die hinein. Bald wird Strand werden über Nacht streng bemacht, auch macht man Streif-
züge. Zählen beide Seiten ziemlich viel Tödt und Ver-
wundete und ist man so ziemlich ausgehungert, so legt sich der Rabia ins Mittel. Die Sache wird untersucht und der Schuldige zur Bezahlung 1) einer Sühne, 2) der Todten und Verwundeten und 3) der Kriegskosten verurtheilt. Diese Bezahlung liegt dem Einzelnen oder der Gemeinde ob, je nachdem der Krieg ein Privat- oder Kampongkrieg war.

Uebelbefehlungen bestehen anscheinend nicht, es kostet viele Mühe, etwas über seltsame Zeiten und den Afsuren heraus zu bekommen.

Niemals wird aus diesem Volksstamme etwas Ordent-
liches werden, es sei denn, daß man mit einer mildenlosen, aber auch rechtshaffenen Strenge gegen denselben vorgeht. Immerhin werden Jahre hindurch vergehen und es fragt sich sehr, ob die Niederländer dieses Ziel jemals erreichen werden.

¹⁾ Bergl. Anmerkung S. 359, Spalte 2.

Die Transkaspische Eisenbahn.

Vom R. Russ. Staatsrathe Dr. C. Heyfelder.

Die ersten 25 Werst von Michailowst bis Molla-Kary waren von dem ganz ersten Abschnitte des Bahnbau-
es (vergl. oben S. 294 ff.) das kürzeste Stück. Denn hinter dem seuchten, vom Meere zurückgelassenen, relativ

harten und kompakten Uferlande erheben sich daselbst Dünen aus gelbem, körnigen, beweglichem Sande, die wie ein Wust die Nacht umgeben, und durch welche hindurch die Bahn an-
gelegt werden mußte. Da dieselben nicht bewachsen waren

und geradezu aus Kungand bestanden, dessen Konfiguration sich bei starken Winden beständig ändert, da auch weit und breit kein Wald oder Busch das Material zu Haschinen darbietet, so erforderte die Ueberwindung dieses Sandgürtels große Mühe und viel Zeit. Der Erbauer der Bahn, General Ananow, erlangt das Ankaufsmittel, vor Legung der Schienen diese Sandstrecke mit Meerwasser zu begießen und aus der Steppe Kehm herbeiführen zu lassen, durch welche Mischung der Boden die notwendige Konsistenz erhielt.

Nicht vor Molla-Kary ist ein schmaler Wasserarm, die letzte Fortsetzung der Balchanbucht, überbrückt und zwar durch eine steinerne Brücke, deren einziger Bogen sechs Faden breit ist.

Vom Meere bis Molla-Kary ist die Richtung des Schienenweges in gerader Linie östlich, von da südöstlich und beinahe geradlinig bis Dushat, d. h. bis zur Grenze zwischen der Dase Akal-Tek und der von Kew. Von da ab geht sie wieder gerade nach Osten bis Kew, von wo sie sich nach Buhara resp. Samarkand in nordöstlicher Richtung und ebenfalls in gerader Linie erstreckt.

Von Molla-Kary bis Ala-i-Schem steigt das unebene Terrain, auf welchem sich die Eisenbahn bewegt, unmerklich, von da bis Kasanzschit durchschneidet sie eine kahle, hier und da salzhaltige Lehnschlucht ohne Quellen und ohne Vegetation. Ganze Anabratwerthe dieses Bodens bilden flache, den leichten Wasserinfiltraten nach der Regenzeit öfters östlich oder quadratisch durchschnittenen runden Flächen gleich riesigen Karsteböden. Bis Kasanzschit wurde die strategische Bahn noch während der Expedition fertig gebaut. Es brachten damals die Bahnsüge alles notwendige Wasser zum Trinken, Kochen und Waschen aus Michailow (aus den Dampfmaschinen). Jetzt bringen eigene Wasserzüge dreimal die Woche von Kasanzschit dessen herrliches Quellwasser an alle Stationen der gänzlich wasserlosen Strecke. Nur vor noch wie der Autor diese trostlosen Steppen in heißer Sonne durchritten und die armen Soldaten sie zu Fuß durchwandern sah, hat den rechten Maßstab für die Größe der Ertragslosigkeit, welche die Bahn gebracht hat. In sechs Stunden durchfährt man die 125 Werst der wasserlosen Wüste; die auf der Station Lebenden entbehren nun nicht mehr eines frischen Trunkes gesunden Quellwassers, der Möglichkeit sich zu waschen und sogar zu baden.

Von Kasanzschit bis Kizil-Arvat ist wieder eine große Strecke ohne Wasser, denn die Gisternen von Aidin, welche man auf etwa halbem Wege antrifft, enthalten manchmal so wenig, daß es für eine Karawane nicht ausreicht, manchmal aber so überschüssig, salzhaltiges, erdiges Wasser, daß selbst die Kamelreie es nicht trinken. Gleichwohl ist Aidin ein häufiger Lagerplatz für die Truppen und Karawanen gewesen. Von allen Zeiten führten die Spuren herzu; rings herum war das Erdreich zertrampelt und lagen bleichende Gerippe gestorbener Kamelreie und Pferde, oder Knochen geschlachteten Kleinviehes. Der Kizil-Arvat, 200 Werst vom Meere, erreicht hat, ist in das Reich der Dase gelangt. Hier sind viele Quellen, die vom Kören-Dagh herabfließen und in künstlichen Künsteln die ganze Thalschlucht zwischen Gebirge und Wüste bewässern; daher umgeben selber den Flag und Mäde, Wäschchen und Schmuckanten sind in beträchtlicher Anzahl vorhanden. 1880 fanden wir den Ort von seinen Einwohnern verlassen; sie hatten sich mit den anderen Teles nach Göl-tepe zurückgezogen und sämpten gegen uns. Von Kizil-Arvat kann man durch die Ebene in gerader Linie und ohne Hindernisse nach Wami gelangen, wie auch die Eisenbahn geführt ist. Von kann aber auch über den Kören-Dagh nach Gholgham-Kala reiten

und von da auf der Akel-Militärstraße über den Raum von Wendesen, zwischen Kören-Dagh und Köpet-Dagh nach demselben Wami gelangen. Wami war damals der wichtige Vereinigungspunkt der Michaeline und der Akeline, von dem aus unser Vorrück auf Göl-tepe geschah. Das Gebirge, welches dicht hinter Kizil-Arvat aufliegt, ist von engen Felsenklüften und Durchflüssen vielfach durchschnitten, durch welche die Saumpfade sich mühsam emporwinden. Je höher, um so mehr Vegetation; namentlich sah ich schöne Gruppen von Janiperus Caucasicus in Baumgestalt, einzelne Ahornbäume, Weißdornbüsche und andere Sträucher. Mit dem Laubholze stellten sich auch die kleinen Säger der gemäßigten Zone ein: Weiden, Stieglihe, Buchfinken, Bergfinken, Amseln und Drosseln, nach der Todtenhülle der Ebene ein erdenschillerndes Eindrud. In den Felsenrinnen leben eine Unzahl Eidechsen, darunter eine Art von der Größe einer Kröte, die selbst, aber unangenehm anzusehen ist. Raubvögel giebt es in Menge, auch sollen Dachs und Rehe nicht ganz selten sein, doch belamen wir keine zu Gesicht. Das schlimmste Wild in diesen Göttergeschlachten waren für uns die Teles. Sie, die alle Fußspähe und Schlafswinkel kannten, vermochten, ungeachtet der Heliographen-Station, die wir daseilb unterhielten, sich in diesem Gebirgslande vor uns zu verbergen und von da aus bald die eine, bald die andere Militärstraße, bald unsere kleinen Besatzungen von Wami, bald von Kizil-Arvat oder Gholgham-Kala zu beunruhigen. Im Monat December 1880 fielen sie über unsere Nachhut her und brachten ihr eine Schlappe bei.

Wami, 275 Werst vom Meere gelegen, besitzt herrliche Quellen, die, zu seinen Flüssen vereint, eine ganze Reihe von thurmartig gebauten Mühlen treiben und dann in Kanälen und Rinnalden fruchtbare Wäse- und Weizenfelder und Obstkärten derselben. Hier wird die Dase immer dichter bebaut und immer fruchtbarer. Ein tauchreiches System von Wassergräben und Rieselröhren bedeckt das ganze Territorium und dienet der Anlage der Eisenbahn insofern einige Schwierigkeit, als die Kanäle geschnitten und überbrückt werden müssen, der Eisenbahndamm aber seinerseits Schutz gegen die künstlichen Ueberfluthungen fordert.

130 Werst von Wami ist die Station Göl-tepe, wo die große, erdwallungartige Festung steht, die wir am 12. Januar 1881 stürmten. Einen Theil ihrer Erdmauern, welche etagenartig an einander setzen, ließ ich im Winter 1881 mit Stobelen's Genesung abtragen, um die zahllosen Menschenleichen (gegen 7000) und Thiercadaver gründlich und in einer der Hygiene entsprechenden Weise zu beseitigen. Göl-tepe ist das jetzige Göl-tepe, wo Häuser stehen und sich Handel und Wandel lebhaft regt, aus hygienischen Gründen an seinen heutigen Standort, 7 Werst aufwärts von der Festung, auf reines Territorium und an nicht inficirte Pöde verlegt worden, unweit der malerischen Schlucht Gormas, welche den Köpet-Dagh durchbricht und unseren aus Persien kommenden Proviantkarawanen zum Uebergange dienet. Göl-tepe war ein Leichenfeld. Wo man häufig ging und ritt, stampte man die Schmel der nur oberflächlich verschatteten aus dem Erdreiche; in den zahlreichen Wasserarmen lagen Erbschlagene, auf den Zinnen der Festungswälle wie in ihren Erdschichten fanden wir moderne Leichen. Die Asanisationsarbeiten, welche ich zu leiten hatte, dauerten sieben Wochen. Aber schon gleich nach der Befestigung der Feste brach bei der Befestigung der Festung aus. Daher schickte ich General Stobelen vor, unser Lager einige Werst entfernt auf höheres, reines Terrain zu verpflanzen und nur eine Besatzung in Göl-tepe zurück

zu lassen, welche gleich einer Wache alle zwei Tage wechseln sollte. Stobelew glaubte dies wegen des Rimbud des Siegers nicht thun zu können. Wir hatten harte Dispositionen, da er nur den militärischen Standpunkt anerkannte, ich aber die Sanitätsverhältnisse im Auge hatte. Endlich, am 27. Februar, nachdem der Typbus schon fast um sich gegriffen hatte, erhielt ich die Erlaubniß, einen neuen Lagerplatz auszuwählen und zuerst mit dem Feldhospital Nr. 4 und einer hinreichenden Bedeckung überzufriedeln. Im Verlaufe des Monats März folgte das Abzüge Lager nach; so entstand das heutige Göl-tepe. Die Eisenbahn aber, gebildet an den theilweise zerstörten, doch in ihrer Grundform wohl erhaltenen Festungswällen vorüber und die Station befindet sich auf der Seite, von welcher aus wir damals rückten.

Von Göl-tepe bis Akhabad (426 Werst vom Meere) erstreckt sich der reichste und fruchtbarste Theil der Dase in einem schmalen Streifen zwischen dem Berggürtel des Köpet-Dagh und der Sandwüste. Vom nahen Gebirge kommen zahlreiche Wasserarme herab, die den Boden bewässern und gleich allen diesen Bächen und Flüssigen jenseits der Dase im Wüstenlande verschwinden. Der Boden besteht aus leichtem, fruchtbarem Loß. Die Bewässerung geschieht in der Art, daß der Bach am Fuße des Berges gefaßt und um denselben in so unmerklicher Senkung geführt wird, daß man dieselbe deutlich zu sehen glaubt, das Wasser flüßt aufwärts. Bei unseren Soldaten war es ein Axiom, die Orientalen verständen das Wasser bergauf zu leiten. Durch diese Leitung wird der ganze Fuß des Berges der Vegetation und Produktion gewonnen; im Thale kommt der Bach durch eine Biegung zu seinem Ausgangspunkte zurück, Kanäle in verschiedenen Richtungen abgehend. Diese umgeben in einem Dabratmaschenetze vieredrige Felder von mäßiger Größe, deren jedes sechs um wenige Zoll höher liegt als das nächstfolgende. Somit bilden sie eine Reihe von Flächen, die in der Richtung von S nach N und zugleich von N nach W unter einander liegen. Indem nun zuerst eine Schanze bei dem obersten Kieselbette geöffnet oder der Rand des Kanals durchstoßen wird, fließt man das erste und etwa zweite Feld unter Wasser, dann die nächsten und so fort, bis alle sich gehörig mit Wasser durchtränkt haben. Da auf dem sehr reichen, aufgelockerten Boden das Gehen und noch mehr das Reiten unmöglich ist, so müssen die Zwischenwälle als Fußwege gut erhalten werden und befinden sich Wächterhütchen wie Schildwachenhäuschen zwischen denselben. Das Ganze aber bildet ein oft die ganze Breite der Dase einnehmendes System von wohl niederrücken und ein gewisses geringes Gefälle bestehenden Schachbrettfeldern, in welches jede neue Konstruktion Ueberung und Stöckung bringt, weshalb die Eisenbahn theils die Ränder der Dase aufsucht, theils unendlich viel Weiden bauen mußte. Drei Weiden pro Werst macht auf die 600 Werst lange Bahn (vom Meere bis Duschat) 1800 Weiden. Was von der Irrigation und dem Verhältnisse der Bahn zu diesem lebenspendenden Kanalsysteme gesagt ist, gilt auch für die Weinbahn und für die von Tebschend. So fruchtbar die Dase (Getreide, Obst, Wein) ist, so gänzlich wird Wald und Baumschlag vermißt. Nur in einem Seitenthale gegen Persien zu habe ich jungen Kanabwald von Wallaugh, Esche und Esche angetroffen. Die ganze Gegend ist stark bewohnt und besteeht. In den Dörfern ist die Moschee, das Wohnhaus, die Hof- und Gartenmauer, die Krippe, aus welcher im Hofe das Vieh frisst, und der Rand der Eiserne aus getrockneten Lehmsteinen aufgeführt, denen man durch Verstreuen mit frischem, frischem Lehm und Kalk eine glatte Oberfläche und ein

geßliges Aeußere zu geben versteht. Einige Flossen und Faken zum Ausführen von Sätteln und anderen Geräthen sind in die Wand eingemauert. Spitzwinklige Fensteranschnitte und Nischen sind Kaminröhren arabischer Architektur. Schön gebrannte und glasierte Ziegel von bunter Farbe, besonders auch in dem beliebten persischen Blaugrün, kommen nur als Reste uralter Kunstbauten vor. Akhabad, eine Hauptstation der Eisenbahn und Sitz der Behörden, hat schon das Ansehen eines russischen Stadtbogens gewonnen, ähnlich den Standquartieren der Regimenter im Kaukasus, wie Schassan, Jurt, Wobeno u. 12 Werst von Akhabad gegen das Gebirge zu, welches die Grenze zwischen Rußland und Persien bildet, liegt Nissa, eine großartige Ruinenstadt.

Zwischen Gauras (450 Werst), dem Endpunkte der Akhal-Dase, und Artil (500 Werst) erstreckt sich eine 45 Werst lange Wüste, ähnlich jener zwischen Michailowel und Kasanischil. Tagegen folgt nun von Artil bis Duschat (600 Werst) eine reiche, fast bewölkerte Gegend mit vielen persischen Städten und Ruinen, jetzt bewohnt von einer mäßigen Anzahl Ala-Klin-Teles. Bis Duschat ist der Bahnbau vollendet. Hier macht dieselbe ein Knie nach N und hat zugleich ihren südlichsten Punkt und ihre nächste Nähe an Eradsch und Herat erreicht.

Von Duschat bis zum Flusse Tebschend (680 Werst) und der Dase Tebschend erstreckt sich wieder eine Wüste, welche die beiden Dasen trennt. Am Tebschend aber wohnt eine starke Bevölkerung unter dem Sohne Nur-Ordu-Chan's, des früheren Oberbefehlshabers der vereinigten Teleskämme. Auch der Sohn, Wodschod-Kuli-Chan, hat damals gegen Stobelew mitgefochten, ist aber jetzt russischer Major und, wie es scheint, ein zuverlässiger Vassal. Zu beiden Seiten des Flusses breiten sich gute Weiden, also Weideland aus für die Herden, welche die Existenzbedingung und den Reichtum dieser Stämme ausmachen. Der Tebschend, der Unterlauf des Derind, fließt an Eradsch vorbei und vertieft sich, ungeachtet seines Wasserreichthums, seines starken Gefalles und seiner Schnelligkeit, in die geringeren Flüsse und Bäche, nordöstlich von der Bahn resp. der Dase nach einem Laufe von 400 Werst im Wüstenlande. Sollte es einer künftigen Epoche, namentlich nach völliger Organisation der Gegend, nicht vorbehalten sein, alle diese größeren und kleineren Flüsse im Anfange oder am Rande der Wüste zu sammeln und ihre immerhin nicht unbedeutlichen Wassermengen zu einem nützlichen Kanale oder Flüsse zu vereinigen, der in dem Meerbusen von Kasanowel mündete, wo schon einmal ein großer Fluß gemündet hat?

Das Klima auf der ganzen Strecke des Eisenbahnbanes ist Continentialklima mit großer Hitze im Sommer (40 bis 50°) und immerhin nicht unbedeutlicher Kälte im Winter. Wir hatten im Januar 1881 vor Göl-tepe am Tage 5 bis 10° Wärme, in der Nacht 4 bis 8° Kälte. In diesem Winter 1885 bis 1886 war es überall ausnahmsweise sehr kalt, bis — 18°, am Meere bis — 22°. Dabei bestellte sich der Schneedeckenzustand besonders der Rußen auffallend. Die vorhergehenden Winter sind die von Rossow. Meteorologische Beobachtungen wurden auf fünf Observatorien gemacht, welche General Ankenow vom Michailowel an längs der ganzen Linie eingerichtet hat.

Die Züla der gebauten Kulturpflanzen ist etwa folgende: in Kizil-Armat und durch die ganze Dase Mais, Weizen, Hirse, Weiden und Erbsenarten, Gerste (als Pferde-sutter), Klee; bei Wami-Aprilsenbäume, bei Göl-tepe Reben, bei Akhabad Kugbäume, Pfirsich, in Meru Rosolenbäume und alle Obstarten, sowie Baumwolle. Die Fruchtbarkeit ist so groß, daß man zweimal im Jahre erntet und daß

man 100 Körner vom Korn erhält. Alle Reisenden und Schriftsteller stimmen in dem Lobe und Preise dieser fruchtbaren Gegenden überein (Kessir, Samöbry, Zobotin, T. Albertus). Die Eisenbahn findet keine Terrainschwierigkeiten außer am Tschibsch; dieselbe fordert einen größeren Preisbau. 50 Werst weiter liegt Tschu-dshu-gly, ein bewohnter Ort.

Die Stadt Merw (750 Werst vom Meere) ist so oft zerstört worden, daß sie einem Trümmerhaufen ähnlicher war, denn einer Stadt, als sie 1884 von den Russen besetzt wurde. Aber schon beginnt sie ein anderes Aussehen zu gewinnen. Es wird gebaut, gepflanz, bewässert. Der herrliche Murgab verleiht der Stadt ihren Hauptreiz und hat auf ihr Klima, ihre Bewässerung und ihre Vegetation den besten Einfluß. Der Distriktschef von Merw, Ali-danow, hat aus dem Murgab eine Wasserleitung bis nach dem eben erwähnten Tschu-dshu-gly geführt und dadurch dem Eisenbahnbau in entsprechender Weise vorgearbeiten. Merw hatte stets als Knotenpunkt der Handelsstraßen, welche aus den Ghanaten Ghina und Buchara nach Persien, aus Aukland nach Osten und vom Osten, Indien mit einbezogen, nach dem Kaspischen Meere gehen, eine große Bedeutung. Der Handel betriß sich schon ganz bedeutend durch die Pacificirung der Provinz unter russischer Herrschaft, durch Herstellung von Ordnung und Sicherheit für Leben und Waaren, und verspricht in Zukunft eine bedeutende Entwicklung. Die Dase hatte doreinst eine Million Einwohner, jetzt nicht den vierten Theil, doch ist sie relativ dicht bevölkert.

25 Werst hinter Merw schließt die Merw'er Dase ab; es beginnt die Wüste zwischen hier und Tschardschui. Diese erstreckt sich 200 Werst weit und zeigt eben solche Sandberge wie hinter Midschailowst. Sie entbehren anfangs aller Vegetation, später finden wir sie von einer niedrigen und düsteren Sandflur dicht bedeckt. Durch diese Sandwüste hat sich die Eisenbahn nach Buchara hinüber zu arbeiten. Die beiden größten Schwierigkeiten bietet nun für die Weiterführung der Eisenbahn von Merw aus die sandige Strecke Merw-Tschardschui und der Uebergang über den Amu-Darja.

Die 75 Werst lange Strecke Flugland hinter Merw gab dem ehemaligen Generalgouverneur von Turkestan, Tschernajew, Anlaß, die Fortführung der Bahn als unmöglich zu bezeichnen, indem dieselbe vom Sande in kürzester Zeit verschüttet werden würde. Die Schwierigkeit wird auch von dem Erbauer der Bahn und seinen Gehilfen nicht unterschätzt, doch hoffen sie ebenso darüber Herr zu werden, wie über die 22 Werst Flugland zwischen Midschailowst und Molla-Karz und die 7 Werst lange Strecke stiegenden Sandes zwischen den Stationen Balla-Ischem und Kaganstschit, nämlich durch Irrigation und Zufuhr von Kehnaboden. Seitdem ist aber ein neues günstiges Moment für die Eisenbahnerbauer eingetreten. Ein Ingenieur Grot hat eben auf der Sandfläche vor Molla-Karz

einen artesischen Brunnen gegraben, der bei mäßiger Tiefe eine Fülle guten Trinkwassers giebt. Da nun die geologische Struktur der ganzen Ebene eine und dieselbe ist, so wird mit Sicherheit darauf gerechnet, auch an anderen bisher wasserlosen Stellen in derselben Tiefe Trinkwasser zu erbohren, was deren Verhältniß zum Bahnbau und zur Ansiedelung radikal zu verändern verspricht.

Nach Ueberschreitung des Amu-Darja folgen noch einmal 20 Werst Miste mit beweglichem Sande bis Kara-Kul. Doch hier erleichtert schon die Nähe des Flusses, die Möglichkeiten durch Kanalisierung vom Amu-Darja aus Wasser in hinreichender Menge zu gewinnen, die Ueberwindung der Schwierigkeit.

Da, wo jetzt der Amu-Darja überfließt wird, etwas unterhalb von Tschardschui, theilt er sich in zwei Arme von ziemlich gleicher Stärke, welche in ihrer Mitte eine Insel umschließen. Die Stelle ist $1\frac{1}{2}$ Werst breit, aber relativ seicht. Die Eisenbahn soll aber etwas nördlicher dem Strom überschreiten und zwar auf einer Dampfschleife, gleich dem Trajekt bei Bonn am Rhein, dann den Ort Schich, welcher zur Station gemacht wird, links liegen lassen, bis Nijat die Sandwüste durchschneidet und hierauf an der Grenze des bewässerten und bebauten Landes, eben zur Schöpfung des Bewässerungssystems, verläßt. Diese Kulturgebiet erhält ihr Wasser vom Flusse Sarabulag. Die Stadt Kara-Kul wie die bewohnten Orte überhaupt bleiben auf diese Art ebenfalls zur Linken des Schienenweges liegen. Er nähert sich der Stadt Buchara, indem er die Mischkals (Einzelgehöfte oder mauerumschlossene Gärten) quer durchschneidet, welche von Buchara aus an allen Hauptstraßen sich radienförmig ausbreiten. Bis zur russischen Grenze berührt die Eisenbahn kontinuierlich die bewässerte Zone, sie nur hin und wieder durchschneidend. Von der russischen Grenze und dem Sarabulag-Wehrige steigt das Terrain und mit ihm die Eisenbahn. Sie hat mehrere Schluchten zu überwinden. Bei dem Dorfe Tschuma-Bazar, welches sie zur Rechten läßt, senkt sie sich wieder auf das kanaltartige Kulturgebiet hinunter, welches sie bis Samarkand durchläuft.

Dieser letzte Abschnitt vom Nijat bis Samarkand ist der bewohlfeste und voransichtlich einträglichste der ganzen Linie. Außer den asiatischen Rohprodukten, die sie nach Westen fördern soll, wird sie voransichtlich der schon begonnenen Anlage von Wald und der Ausbreitung der Baumwollencultur Vorschub leisten und in ähnlicher Weise zur Entwicklung des Handels beitragen, wie sie das schon für die Kasen von Aghat-Zele und Merw gethan hat.

Aber abgesehen davon erlebt sie vielleicht unsere Generation, daß auch von hier aus den englisch-asiatischen Bahnen entgegengebaut wird und daß sich damit das Ideal gewisser englischer und russischer Patrioten von dem Hand in Hand-Gehen beider Staaten, verbunden durch die Interessen des Handels und der Civilisation im fernen Osten, erfüllt.

Kürzere Mittheilungen.

Zur Ansiedelungsfrage von Mittel-Thüringen.

Ueber die Hülfe der Mittheilungen des Vereins für Erdbau in Halle a. d. S. für 1885 fällt eine Abhandlung von Dr. W. Reisch, Beiträge zur Ansiedelungsfrage von Mittel-Thüringen aus. Der

Verfasser bezieht zunächst die Ansiedelungen der vorgeschichtlichen Zeit. Nach Aufführung künftlicher bis jetzt ungedeckter Wallburgen, Ringwälle etc. und Beschreibung ihrer Lage, wie der in ihnen gefundenen überreste menschlicher Anwesenheit, faßt er seine Untersuchungen dahin zusammen,

dass in dem thüringischen Centralbeden die Wallburgen nicht die ältesten Niederlassungen gewesen sind, sondern dass sie fast ausschließlich zu Kultus- und Verteidigungszwecken dienten. Nur vorübergehend wurden sie als Wohnplätze benutzt, während die dauernden Niederlassungen sich in fruchtbareren Gegenden am Fusse der Plateaus und in günstiger Lage am rinnenden Wasser befinden haben. Mehrere solcher Dörfer mögen eine gemeinsame Kult- und Zustandshäufte gehabt haben, in deren Nähe sich auch die Totenstädter, namentlich der angelegenen Stammesmitglieder, befanden.

Dem Vorgange Arnold's folgend, welcher drei Perioden in der Siedelung der deutschen Stämme annimmt und jeder derselben bestimmte Ortsnamen-Endungen zuweist, untersucht der Verf. Mittel-Thüringen hinsichtlich dieser Endungen seiner Ortsnamen. Er findet, dass die der ersten Periode angehörenden Endungen auf -aho, -mar, -loh und -lar meist weithin der Umher- und Gera, nur vereinzelt östlich derselben auftreten. In bedeutender Anzahl finden sich die Endungen der zweiten Periode, nämlich -diegenen auf -leben, -redt, -ingen, -ungen, -hofen, -heim, -hausen, -bach, -berg, -feld, -dorf und -furt. Namentlich ist charakteristisch für einzelne derselben, wie -leben, -redt, -ingen, -ungen, dass sie in mehr oder weniger großen Gruppen auftreten. Im Allgemeinen hängen die Niederlassungen der zweiten Periode mit den Wanderungen zusammen, welche in dieser Zeit erfolgten, und stellen die Wege derselben dar. In geringer Zahl finden sich die der dritten Siedlungsperiode angehörenden Endungen, namentlich die auf -hagen, -heim, wie die westlichen Niederlassungen zusammenfallen auf -es, -sch, -th, -winen, -wenden und in, welche nur zerstreut auftreten. Die stärkste Anzahl von Siedelungen findet sich in der zweiten Periode, während sich in der dritten ein Rückgang einstellt, veranlasst durch das Ausfließen gewisser Ortschaften zu Städten und das Eingehen benachbarter Siedelungen.

Im Weiteren geht der Verf. auf die Bedingungen ein, welche in seinem Gebiete für die Siedelung günstig oder hinderlich sich erweisen. Zu den letzteren ist vor Allem der geologische Bau des Thüringer Centralbedens zu rechnen. Es wird eingehend nachgewiesen, wie so gut wie gänzlich die Gebiete des Muschelkalks von der Siedelung frei blieben, weil der Wassermangel dauernde Schiffschiffahrt verbot. Erst an den Grenzen zwischen Muschelkalk und Buntsandstein einerseits und namentlich dem unteren Senner andererseits finden sich die Ortschaften zum Theil in beträchtlicher Anzahl. Neben diesen finden sich jedoch auch sonst fruchtbar scheinende, namentlich Lössgebiete, frei oder arm an Aufschübelungen, wenn ebenfalls Caustearium vorhanden ist, veranlasst durch vorgeratene Höhen, die jenen Gebieten den Regen entziehen. Wo der Muschelkalk fehlt, finden sich zahlreiche Ortschaften, die ältesten und größten aber in den fruchtbarsten Thälern, so am letzten Theile des Oberlaufes der Unstrut, im Gera-thale zc. Immer aber sind diese Ortschaften außerhalb des Innobationsgebietes der Flüsse auf hochgelegenen Punkten angelegt oder durch Täme geschützt.

Auch die heidnischen Kult- und Opferstätten führten zur Gründung von Dörfern, indem auf oder nahe denselben in der christlichen Zeit Kapellen und Kirchen entstanden, von welchen sich dann Ansiedler niederließen; namentlich ist dies bei den Orten der Hall, bei denen die Kirche mitten im Dorfe, nicht seitwärts sich befindet.

Endlich bepricht der Verf. noch den Einfluss der alten Heer- und Handelsstraßen auf die Siedelung. Die alte Handelsstraße von Leipzig nach Frankfurt wurde besonders dazu, an den Flussübergängen entweder neue Orte entstehen zu lassen oder schon vorhandene zu hoher Blüthe zu bringen; namentlich gilt dies von Erfurt. Von hier aus gingen dann weitere Straßen durch Thüringen; namentlich vereinigen sich in Erfurt alle Thüringerwaldbahnen. Hierbei dient auch Rotermundreichthum, wie sichere Seen zc. dazu, die Heerstraßen nach diesen Gegenden hinführen und die Leute hier

rasen zu lassen, woraus sich dann dauernde Niederlassungen entwickelten.

Nähe Ausbreitung eines Schmetterlings.

Ueber einen wanderlustigen Schmetterling, der innerhalb der letzten dreißig oder vierzig Jahre sich von seiner ursprünglichen amerikanischen Heimat aus über mehr als die Hälfte der wärmeren Gegenden der Erdkugel ausgebreitet hat, berichtet James J. Walker in „The Entomologist's Monthly Magazine“. Es handelt sich um den Schönen Danaus Archippus Fabr. (Anosia Plexippus L.). Seine Heimath auf dem amerikanischen Continente ist weit ausgedehnt, indem sie sich von den Hudson-Bai-Ländern und Kanada bis zum Amazonasstrom und Bolivia, oder, wenn wir die von einigen Entomologen als besondere Art abgetrennte Form Eriippus nur als eine geographische Klasse betrachten, bis an das Meeresufer des Rio de la Plata erstreckt. Jenner Weir erhielt ihn von Moser Fort, 50° 20' nördl. Br., wo acht Monate hindurch der Boden mit Schnee bedeckt ist, und auch bei Equinax (Vancouver Inseln), das unter derselben Breite liegt, soll er vorkommen. Er breitet sich also über beinahe 90° Breite aus. Nur überall in diesem weiten Gebiete scheint er gewöhnlich zu sein, und an vielen Stellen, besonders in den Vereinigten Staaten, ist er einer der häufigsten Schmetterlinge. Nach Dr. Riley ist die Luft oft mit ihnen bis zu einer Höhe von 300 bis 400 Fuß erfüllt. Die ungeheuren Schwärme erscheinen gewöhnlich im Herbst und meistens einige von ihnen wandern, wie Riley angibt, bei der Annäherung des Winters nach wärmeren Gegenden.

Wunderbar stetig und rasch hat sich nun dieser Schmetterling über die ganze Breite des Stillen Ozeans und weit in den Malaisischen Archipel hinein ausgebreitet. Auf den Sandwich-Inseln, wo er von den älteren Reisenden nicht beobachtet wurde, ist er jetzt häufig und dauernd angeheftet. Ein Missionar auf den Marquesas-Inseln, welcher dort vierzig Jahre gelebt hatte, erinnerte sich, daß er etwa im Jahre 1800 das erste Exemplar bemerkt hatte, während der Schmetterling jetzt dort einer der gewöhnlichsten ist. Sider hätte eine so aufstrebende neue Form unter der sehr beschränkten Insektenfauna dieser Inseln nicht lange überleben werden können. Aus den Gesellschaftsinseln (Tahiti und Timor) und der Cook- und Derby-Gruppe (Wangai, Marotonga, Pititaki und Atiu) sah Walker sowohl den Schmetterling wie seine Futterpflanze, *Acletolepis curassavica*, in Menge, und legte ich auf einigen Inseln eine wahre Pest für die Kultur. Das Insekt hat sogar die abgelegene kleine Insel Oparo oder Rapa's fern im Süden erreicht; doch konnte es auf der Pitcairn-Insel nicht gefunden werden. Es kommt ferner vor an Samoa, Fremdschiffen- und Fidschi-Inseln. Letztere sollen nach W. J. Mathew sein Panzerarten in der gegenwärtigen Zeit bilden. Auch scheint es die nördliche Insel von Neuzeeland und die Vorinseln erreicht zu haben. In Neu-Galedonien war es vor einigen Jahren häufig, ist aber jetzt selten, wahrscheinlich in Folge der Zerstörung fast aller Pflanzengärten durch die Larven. Von seinen Nistorten in Australien, und zwar in Queensland, hören wir zuerst 1870; jetzt scheint es sich durch alle wärmeren Theile dieser großen Insel und sogar bis Robert Town unter 42° südl. Br. ausgebreitet zu haben. Auf den Neu-Hebriden, den Salomoninseln, Neu-Guinea scheint es sich jetzt angeheftet zu haben und ist nicht selten. Semper hat es auf Celebes angetroffen und auch auf Java wurde es gefunden.

Wenn wir von der Ostküste Amerikas aus, so finden wir den Schmetterling durch das ganze Mexiko verbreitet. Seit lange ist er auf den Bermudas angeheftet und zwei Exemplare wurden 1861 auf Hayai und Flores gefangen. Die Azoren und Madeira scheint er nicht erreicht zu haben.

In England wurde das erste Exemplar 1766 gefangen, und zwar in Süd-Wales. Es hatte den gewöhnlichen nord-amerikanischen Typus. 1777 wurde ein Exemplar in der Vendée gefangen; es ist dies der einzige Fall seines Vorkommens auf dem europäischen Continente. Im vergangenen Jahre wurden in England 12 Stüd gefangen.

Welche Ursachen haben nun diese wunderbare Ausbreitung des Thieres bedingt? Weder das Insekt, noch die Nahrungspflanzen, schädliche und giftige Unkrauter, werden absichtlich eingeführt worden sein. Die Samen von *Asclepias curassavica* sind aber durch ihre Kleinheit und den leichten, baumwollartigen Flaum, der sie umhüllt, einer weiten Verbreitung angepasst, und es ist sehr leicht möglich, daß sie durch den Handel zuerst und unbemerkt nach den Sandwich-Inseln gelangten. Was den Schmetterling betrifft, so hat derselbe einen kräftigen, wenn auch schweren Flug und unternimmt weite Ausflüge. Während Walker's Aufenthalt in der Südsee waren jetzt, sobald man sich irgend einer Insel näherte, die süßen Danaas die ersten Aufmerksamkeiten von dort. Wie die anderen Danaiden wird diese Insekt in allen seinen Verwandlungsformen von insectenfressenden Thieren und gewöhnlich auch von parasitischen Insekten verschmäht. Diese Umstände in Verbindung mit der Gemüthsart der Thierchen, sich in großen Schwärmen zu versammeln, begünstigen ihre weite Verbreitung und rasche Ausbreitung in einer neuen Heimat.

Daß Schmetterlinge und Motten weit über das Meer getrieben werden können und dabei das in verhältnißmäßig gutem Zustande bleiben, wird von mehreren Beobachtern berichtet. Man hat Schwärme auf dem Meere in einer Entfernung von 700, ja über 100 Meilen vom nächsten Lande angetroffen. Es macht daher keine Schwierigkeiten, sich vorzustellen, daß einer der großen Wander Schwärme von Danaas Archippus von der kalifornischen oder merikanischen Küste

auf das Meer hinaus geweht wurde und mit dem Nordost-Passat weiter wanderte. Die meisten kamen unterwegs am, aber einzelne mögen die Sandwich-Inseln erreicht haben. Dies mag viele Male vor der Einführung einer geeigneten Futterpflanze geschehen sein, bei deren Abwesenheit eine Vermehrung der Schmetterlinge nicht möglich war; sobald sich aber *Asclepias* einfand, wurden die Thiere eingeheimisch. Die zerstreuten Inseln Fanning, Malden, Starbuck, Christmas, Johnston und andere zwischen den Sandwich-Inseln und denen des südlichen Stillen Oceans können als Stationen für das weitere Vordringen geeicht haben. Die Samen der *Asclepias* konnten auf diese Entfernungen vom Winde fortgeführt werden.

Im Atlantischen Ocean waren die Chancen für die Verbreitung weniger günstig in Folge des kühleren Charakters dieses Oceans und der weniger begünstigten Winde. Doch muß man die Möglichkeit mit in Betracht ziehen, daß das Insekt unterwegs auf einigen der zahlreichen Schiffe anruhen kann, welche häufig den Atlantischen Ocean durchkreuzen, ein Umstand, der nach Wallace die kleineren und schwächeren Vögel bei ihrem gelegentlichen Ueberzuge über diesen Ocean sehr wesentlich unterstützen dürfte.

In England fehlen zwar die *Asclepiaden*; da aber nach Allen die Larve in America gemeinlich auf Apocynum, das der verwandten Familie der Apocynaceen angehört, gefunden wird, und da in England zwei Pflanzen dieser Familie, nämlich *Vinca major* und *minor* (Saurgrün) vorkommen, so ist es möglich, daß die Schmetterlinge auch hier einheimisch werden, wenn sie nicht die Möglichkeit des Sommers daran hindert. Größere Chancen hat Süd-Europa, wo sich neben dem wärmeren und trockeneren Klima auch eine vorzüglich geeignete Futterpflanze in *Asclepias vincetoxicum* vorfindet, eine Pflanze, deren Verbreitungsgebiet sich durch Mitteleuropa bis nach Dänemark erstreckt.

Aus allen Erdtheilen.

G r o ß a .

— Das neueste Heft (1885) der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S.“ bietet als erste Abhandlung eine solche vom Oberlehrer Joh. Maack über „Die Elbe bei Magdeburg.“ Unter Berücksichtigung einer Karte zeigt der Verfasser an der Hand historischer Quellen, wie sich die Stromverhältnisse der Elbe bei Magdeburg seit etwa dem 10. Jahrhundert entwickelt haben. Namentlich weist er nach, daß der jetzige Hauptarm der Elbe über Tornburg und Schönebeck nach Salze früher gar nicht vorhanden war, und daß die Hauptwassermaße früher flüßiger wie jetzt durch den Pöhlzer Arm gestossen ist. Durch Natur und Kunst, letzteres namentlich durch Anlage von Durchflüssen, Schleusen und Wehren, wurde sich die gesammte Wassermasse zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts in die heutige Strombede getheilt, während die Nebenarme dazu benutzt wurden, als Nothkanäle Ueberschwemmungsgefahren vorzubeugen. Hieran schließt der Verf. eine Diskussion der Pegelhöhe bei Magdeburg in dem Zeitraum von 1841 bis 1883. Während sich nach den Angaben in Bergbau's physikalischem Atlas bei der Gerüderung der „hydro-historischen Uebersicht vom Zustande der Elbe“ für die Jahre 1731 bis 1800 eine mittlere Pegelhöhe von 2,54 m, von 1800 bis 1810 eine solche von 1,94 m ergibt, führt der Verf. für die Zeit von 1841 bis 1883 eine mittlere Pegelhöhe von 1,80 m. Es findet sich also auch bei der Elbe die Erhöhung bestätigt, daß das mittlere Niveau des Wasserspiegels abnimmt, die durch-

fließende Wassermenge also geringer wird. Unter Zugrundelegung einer mittleren Pegelhöhe von 1,94 m und einer Geschwindigkeit des Stromes von 1,040 m bei einem Gefälle von 0,000 288 m findet sich als mittlere in einer Stunde bei Magdeburg vorüberfließende Wassermasse 467 cbm. Bei Hochwasser erhöht sich die Geschwindigkeit auf 1,41 m und die Wassermasse auf 4900 cbm pro Stunde. Unter Berücksichtigung der Richtschläge im Stromgebiete der Elbe oberhalb Magdeburg ergibt sich, daß nur 32 Proc. aller Niederschläge bei Magdeburg vorüberfließt. Endlich kommt der Verf. noch auf die Eisverhältnisse bei Magdeburg zu sprechen und findet, daß die Elbe hier 48 Eistage pro Jahr im Mittel von 54 Tagen gefroren hat, wovon 23½ Tage auf Eisband, die übrigen auf Eisgang entfallen. Am meisten hat die Eisband natürlich im Januar halt, darauf folgen Februar, December, März. Durch Beifügung graphischer Darstellungen der Pegelhöhe, des Eisverhältnisses werden die letzteren besonders eindrucksvoll.

— Ein herrliches Bild der Schweiz, Glarnerland und Balensee! schildert Herr Ernst Bach in eingehender Weise den wunderlustigen Touristen in Nr. 96 bis 98 der Europäischen Wanderbilder (Büsch, Orell Kügli u. Co.), welche 57 prächtige Illustrationen von J. Weber und zwei laubere Karten schmücken. Es ist das ein Land, das eine unerhörte Mannigfaltigkeit bodenpflanzlicher Scenerien, Gletscher, Seen, Bodgipfel, Thalhöhen mit vorzüglichen Bädern und Kuranstalten, leichte Verkehrsmittel mit gesundem, angenehmem Klima und Comfort verbindet, eine

hochentwickelte Industrie, merkwürdige Staatseinrichtungen, eine interessante Geschichte besitzt und namentlich auf Geologen seine Anziehungskraft ausübt. An der Küste und ihren Zuflüssen liegen über 70 Häfen; nur drei Gemeinden des Kantons sind ohne eine solche und gegen 19 000 Menschen, mehr als die Hälfte der Bevölkerung, darunter 8400 Arbeiter, der Erde, England nicht ausgenommen, nähren sich von der Industrie, und namentlich von der Verfertigung der im Orient getragenen rothen Kleppen, Turbane und schleierartigen Kopf-tücher. — Glarus ist, wie ein geologischer Abzug aus Prof. Heim's Feder ausführt, ein dicht gestaltetes und völlig zerfurchtes Stück Erdrinde; könnte man die Schichten wieder ansglätten, so würde man die ungefähr dreifache Grundfläche erhalten. Vieles zeigt sich verkehrte Lagerung der Schichten, deren Äste zu oberst liegen; es ist diese sogenannte Glarner-doppelschale die großartige Lagerungsstörung, welche bisher in einem Gebirge aufgefunden worden ist. Auf das Deutsch-land tritt hier ferner zu Tage, daß die Thäler vorwiegend durch Aufspaltung entstanden sind; sie durchschneiden hier die Ketten und Schichten quer. — Das Müdelein, wie die ganze Sammlung bei Schweizerreisen den Besuchern empfohlen.

— Sardinien besitzt nach den neuesten Zusammenstellungen 1780 Arten Phanerogamen, von denen 47 ihm eigenthümlich sind; 33 Arten kommen nur auf Sardinien und Korsika vor, während die letzte Insel 28 endemische Arten zählt, so daß beide Inseln zusammen 143 eigenthümliche Arten haben. Diese Zahl ist verhältnißmäßig sehr hoch und ein Beweis für ihre frühe Abtrennung vom Festlande.

— Im letzten Hefte (1886) der Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S. beiräht Prof. Dr. R. v. Frisch, Carl Ritter's Zeichnungen des Lophiostes auf der Nea Kaimeni, Santorin. Die Zeichnungen, welche sich in mehrfacher Ausfertigung nachgebildet finden, stellen jenen weißen Vulkankrater auf Santorin dar, über dessen Entstehung so viel geschrieben und gestritten worden ist. Er entstand bei den Vulkanausbrüchen von 1707 bis 1711 und verschwand wiederum am 10. Februar 1866 bei einem erneuten Vulkanausbruch. v. Frisch wendet sich namentlich gegen die Ansicht Fouqué's, nach welcher die Vulkaneinfälle der „Weißen Insel“ gleichzeitiger Entstehung mit dem oberen Vulkaneinfälle der Gänge von Thera und Therasia sein sollen. Diese Ansicht steht in directem Einklange mit Fouqué's weiterer bezüglich der Entstehung des Ganges von Santorin durch Einsturz. Beide Ansichten bekämpft aber v. Frisch, indem er zunächst Fouqué's Gründe widerlegt und dann seine Meinung dahin ausdrückt, daß jener Gelf durch Explosion, nicht durch Einsturz entstanden, und hierdurch die Bildung des Lophiostes als eines jener Beispiele beträchtlicher Hebung einer Scholle älteren Gesteins durch eingezwängte Lava anzusehen sei.

A f r i k a.

— Von einem der künstlerisch wie wissenschaftlich hervorragenden Prachtwerte, von „Palästina in Bild und Wort“ (Deutsche Verlagsgesellschaft, vormals Edward Döllberger, Stuttgart und Leipzig), in dessen Abfassung sich Prof. Guthe, der gelehrte Herausgeber der Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins und Kenner des Heiligen Landes, mit dem berühmten Ägyptologen Georg Ebers verbunden hat, erscheint jetzt eine zweite wohlfeile Ausgabe (84 Lieferungen zu 50 Pfg. oder zwei Bände von 222 Holzschnitten mit über 500 Holzschnitten, zwei Stahlstichen, zwei Karten und einem Plane von Jerusalem), welche das treffliche Werk weiteren Kreisen zugänglich machen soll. Referent, der selbst Palästina bereist hat, kann auch seinerseits die allgemein anerkannte Treue und Vorsichtigkeit der Abbildungen bezeugen; daß es der Herausgeber an wissenschaftlicher Siegesmeinung nicht fehlen lassen werden, dafür bürgt ihr Name: Guthe steht unter den deutschen Palästinaforschern obenan, und Ebers ist allbekannt. — Die vorliegenden fünf ersten Lieferungen des schönen Bandes beginnen mit der eingehenden Beschreibung Jerusalems, auf dessen Boden Guthe selbst Ausgrabungen veranstaltet hat, und in dessen schwieriger Topographie er bewandert ist, wie Wenig.

— Von den 36 in Nordangabiete beobachteten Fischarten sind bekanntlich 16 denelken eigenthümlich, zehn finden sich auch sonst in Syrien, sieben im südpazifischen Meere, zwei im Nil (Chromis niloticus und Clarias macracanthus), und nur einer auch im Mittelmeere (Mormonax lapulus). — Hull macht in einem Vortrage vor der Association for the Advancement of Science darauf aufmerksam, daß die vielen eigenthümlichen Arten allem Anscheine nach directe Nachkommen der Bewohner des Eocänmeeres sind, die sich nur hier erhalten haben, denn die Abtrennung des Meeres, dessen Ueberreste der See von Genuazareth und das Tote Meer darstellen, erfolgte am Beginne der mioänen Periode, und seitdem hat die Vereinigung dieses Binnenbeckens mit irgend einem Meere mehr stattgefunden.

A f r i k a.

— Frankreich hat die ganze Gruppe der Comoren in Besitz genommen; der betreffende Vertrag wurde am 21. April d. J. in Johanna, der Hafenstadt auf der Nord-westküste der gleichnamigen Insel, unterzeichnet. Dagegen behauptet die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, frühere Ansprüche auf die Inselgruppe zu besitzen.

— Janssen, der Generaladmiral der Congo-Staates, hat seinen „Regierungsrath“ von Vivi nach abwärts nach Boma verlegt. Es giebt wohl keine Residenz auf Erden, welche so centrallich liegt wie diese: etwa 100 km im Norden von der beginnend französischen Gebiet, etwa ebenso weit im Wasser südlich der Ocean, nach Süden liegt unmittelbar jenseits des Congo portugiesischer Besitz, während die Grenzen des Staates im Osten 1800, im Südosten fast 2000 und im Nordosten gar 2200 km entfernt sind. Nur Beking behauptet, was die Nähe des Weltmeeres betrifft, eine ähnliche Lage.

Inhalt: Dienlofow's Reise in Besspersien und Babylonien. XXXIV. (Mit fünf Abbildungen.) — Bakmer und Joch: Ethnographisches aus Seram. — Dr. O. Reyscher: Die Transalpinische Eisenbahn. — Kürzere Mittheilungen: Zur Aufstellungsbildung von Mittel-Erdbeben. — Nahe Ausbreitung eines Schmetterlings. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 21. Mai 1886.)

Schleuter: Dr. R. Riepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Et.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Mannschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXV. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Auch der Besuch des Imamzade Abdullah Bann verlief nicht befriedigender; das Gebäude wird von einer blauen, durch eine mit bunter Mosaik geschmückte Trommel getragenen Kuppel abgeschlossen; das Ganze würde einen recht hübschen Eindruck machen, wenn es sich nur nicht in einem so schlechten Zustande befände. Ein Theil der bemalten Ziegel ist jetzt durch grünliches Moos und Flechten ersetzt, und anstatt des halben Mondes, welcher das Bauwerk krönte, sieht man ein Storchennest, mit dessen Reparatur die Bewohner gerade beschäftigt waren. Auch auf diese Thiere schien der Haß gegen die Kranken übergegangen zu sein; bei deren Annäherung erhoben sie sich klappernd in die Luft und enteilten mit schnellem Flügelgeschlage.

Unsere Reisenden fühlten sich unbefriedigt, sie bereiteten sich zur Abreise vor. Wohl erzählte man ihnen von bedeutenden Grabhügeln in der Umgegend von Schuster, alten Befestigungen, die einige Tagesreisen entfernt im Gebirge lägen, alten verlassenen Städten, die von einem zweiten Grabe des Daniel, doch alle diese verlockenden Aussichten waren nicht im Stande, sie zu längerem Verbleiben zu veranlassen. Die anhaltenden Regengüsse machten es unmöglich, in diese unbewohnten Gegenden einzudringen, die Wirkungen des Fiebers wurden in unangenehmer Weise fühlbar und nur die Hoffnung, bald am Ende aller Mühseligkeiten angekommen zu sein, verlieh den Reisenden Kraft, um den Abgang eines französischen Schiffes, welches den Hafen von Basforah gegen Ende des Monats verlassen sollte, gebuldig zu erwarten.

Am 22. Januar verließen sie Schuster und nahmen ihren Weg über die Brücke Kaschgjar, die als Wehr dient und dem Bewässerungssysteme, welches die Sasaniden entworfen und ausgeführt haben, die Krone aufsetzt. Den ganzen Tag lang führte der Weg durch eine grüne Ebene; gegen Abend wußten die Reisenden noch nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen sollten, als ihnen Ranchsäulen die Nähe einer Niederlassung verriethen. Wüthendes Hundgebell empfing sie und begleitete sie in das Zelt des Scheichs, wo sie zwischen Klüben, Kammern und Hühnern ein Plätzchen am Feuer fanden; die Soldaten der Gaskorte, welche ihren Eifer für das Wohlsein der ihrem Schutze befohlenen Fremden beweisen wollten, gewiß aber auch ihr eigenes Interesse im Auge hatten, drangen bei dem Wastherra auf das Vergeben eines Hammels; letzterer schloß seine Armut vor, bot sich aber an, ein hübsches Lamm zu schlachten, was ja schließlich auch für ein Wahl für sechs Personen genug sei. Die Soldaten stimmten endlich dem Vorschlage bei und der Scheich entfernte sich, um seine Befehle zu geben. Nach einer halben Stunde kam er zurück und wendete sich direkt an seine Gäste. „Herr“, sagte er, „deine Begleiter wollen, daß ich ein Lamm für dich schlachte; erlasse mir das, mein Stamm ist so arm.“ Als man ihm Bezahlung für das Lamm anbot, gerieth er in Furcht, der Schahzade könne das erfahren, erklärte sich aber zur Hergabe eines Huhnes bereit; leider aber suchte man das Huhn noch um 11 Uhr Abends und die Reisenden erhielten schließlich nichts als ein wenig saure Milch.

Mit dem anbrechenden Tage wurden sie durch das Geräusch der Pildars (Besitzer eines Spatens) geweckt, welche sich auf den Weg machten, um Wasserleitungen in den Steinfelsen zu graben. Daneben von der Sonne gebräunte Frauen von schönen Formen und guter Haltung, welche einen an drei Stangen aufgehängten Schlauch lebhaft hin und her bewegen und so den Regen von dem Dach (Wolken) trennen; einige Reiter steigen zu Pferde und reiten zur Jagd oder auf Raubzüge, während die Alten die Weise anzuhören, schweigend im Kreise Platz nehmen und das Lager bewachen. Es ist ein kräftiger Menschenhaushalt, der mit den rhodischen Bewohnern von Dyzul und Schuster nichts gemein hat.

Der zweite Markttag führte unsere Reisenden durch tief liegendes Land, welches ganz in Morast verwandelt war. Wasser unten, Nebel oben; nur das Geräusch, welches die Hufe im Schlamm machten, unterbrach die Stille. Die Aussicht, ohne Abbruch die Nacht im Morast zubringen zu müssen, war nicht sehr tröstlich, und man kann sich die Freude denken, als ein nicht sehr entferntes Hundgebell die Nähe eines Lagerplatzes verricht, wo man bei einer halbnomadischen Bevölkerung ein Nachtlager fand.

Von diesem Lager bis nach Weis ist der Weg von Ruinen aus der Zeit der Sassaniden eingefasst; weithin bedecken die Trümmer der von Bruchsteinen aufgeführten Bauten den Boden. Theilweise gehörten sie kleinen Palästen



Imamzade Abdullah Banu.

oder großen Wohnhäusern, theilweise den Bewässerungsanlagen an. Weis ist seit Schuster der erste bedeutende Ort; es treibt gewinnreichen Handel mit Mohammed. Die ziemlich gut gebauten Häuser, die zahlreichen Herden von Schafen und Kühen, die Schwärme von Vögeln, welche Getreide auf dem Karan befördern, verrathen den Wohlstand der Bewohner. Die Ankunft unserer Reisenden fand an einem Festtage statt; man feierte die Hochzeit des ältesten Sohnes des Kei Choda (Vordorsherrn).

Die fremden Gäste wurden freundlich zur Theilnahme eingeladen und erhielten ihren Antheil an den Genüssen des Tages. Sie bekamen Schirin (Zuckerwerk), welches ihnen in feierlichem Aufzuge dargebracht wurde; ein junger Tänzer, ein reizender Knabe, den man in seinen wallenden Gewändern, mit seinen langen Füßen, seinem Schmuck

und seiner schwächenden Haltung eher für ein Mädchen hätte halten sollen, kam, sie durch seine Kunst zu erfreuen. Seine Bewegungen wurden von dem freischwebenden Tone einer einsaitigen Violine begleitet; bald aber mußte er neuen Künstlern den Platz räumen. Ein Dersisch von Harb erschien mit zwei großen grauen Affen, welche die tollsten Sprünge machten. Dieses Schauspiel gab den Dorfbewohnern einen willkommenen Vorwand, sich einzubringen, um die Fremden anzustarren.

Der vierte und letzte Markttag brachte die Reisenden nach Awas, einem aus 20 bis 30 verfallenen Hütten bestehenden Dorfe, welches sich an einer Stelle befindet, wo zur Zeit der Sassaniden eine mächtige Stadt stand. Es war nun nicht mehr möglich, die Reise nach Eiden weiter zu Pferde zurück zu legen, da Alles überfluthet war;

man mußte ein Schiff mieten. Auch in Awos findet man die Erinnerungen an eine große Vergangenheit; es liegt an einem alten Dämme, welcher bestimmt war, die Gewässer des Karun und des Ab Džisul, die sich bei Vend Achil vereinigen, aufzustauen. Der Damm, der schräg zur Flusnmündung angelegt ist, hat wohl 1 km Länge; die größten Kanäle, welche oberhalb desselben sich abzweigen, haben theilweise eine Breite von 100 m, und man kann sich jetzt noch bei ihrem Anblide eine Vorstellung von den ungeheuren Wassermassen machen, welche sie zur Befruchtung des südöstlichen Theiles der Ebene von Zula herbeiführten. Noch ein zweites Denkmal der Vergangenheit findet sich in der Nähe; nachdem man die früheren in Hügel verwandelten Befestigungsanlagen überschritten hat, dreht der Weg scharf

nach Osten und man kommt an einer Kalkwand vorbei, die sich mit den Bergen der Nachtiaren vereinigt. Der ganze Felsen ist von Grabhöhlen zu ein oder zwei Flügen ausgehöhlet; dieselben waren einst mit Steinplatten bedeckt, wie die Fänge, welche sie aufzunehmen bestimmt waren, bezogen; aber die Platten selbst sind verschwunden; man hat sie weggenommen, um Häuser zu bauen oder die Gräber auf dem Begräbnisplatze der Muselmänner, der sich am Fuße der alten Begräbnisstätte hinzieht, damit zu bedecken. Keine Inschrift, kein Zeichen giebt den geringsten Anhalt über die Zeit, in welcher diese Gräber angelegt sind. Viele haben sich eben über dem Boden, sie rühren von Töpfen her, die aus den Gräbern weggenommen wurden, und die Bauern versichern, daß in der Regenzeit das Wasser dem

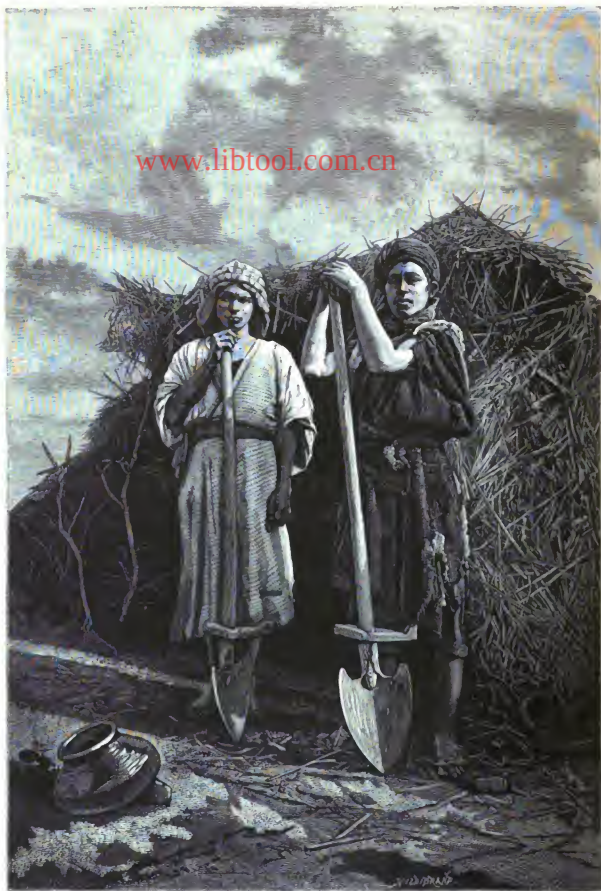


Salgiar-Brücke in Schiraz.

Flüsse goldene Bierkrathen, beschriebene Steine und Münzen mit dem Bilde Schapur's zusührt.

Jetzt hat Awos kaum 2000 arme Einwohner, die durch einen sehr bösen Scheich hart gedrückt werden. Den Reisenden gegenüber bewies sich dieser kleine Tyrann sehr gewaltthätig. Er hatte sofort begriffen, welche Vortheile er aus ihrer Lage ziehen konnte, und anstatt ihnen behilflich zu sein, ein Boot für die Reise auf dem Karun zu finden, erklärte er, er wolle selbst für Transportmittel sorgen und verbot allen Schiffen, mit ihnen direct zu unterhandeln. Drei Tage danerte der Kampf wegen des Miethpreises, den er drei- bis viermal über seinen Werth stellte; als er seinen Zweck nicht schnell genug erreichen konnte, nahm er den Hunger zu Hülfe und verbot den Dorfbewohnern bei

Straße von Stochschlägen, den Kranken irgend welche Lebensmittel zu liefern und zwang Vettere, ihm seine mageren Kühner und verdorrbenen Eier abzulassen. Doch wenn die Noth am größten, ist die Rettung am nächsten. Ganz unerwartet erschien der Scheich in dem den Fremden zum Aufenthaltort angewiesenen Stalle und verflüchtete ihnen die Fremdenboshaft, daß ein Velem (Boot aus Lechtem, mit Erdpech überzogenem Holze) für sie bereit liege, daß die Schiffer um niedrigen Lohn gedungen seien und der Abreise nichts im Wege stehe. Die Nachricht schien unglaublich. Eine Stunde später aber hatten sich Herr und Madame Dieulafoy in einem sehr kleinen Boote eingeschifft und zwei Rährlente mit ihren lösselförmigen Rudern nahmen im Vorder- und Hinterteile Platz; Bewegungen mußten



Bilbar (Erdbreiter).

nach Möglichkeit vermieden werden, um das Boot vor dem Kentern zu bewahren, und so ließ das Schiffchen, dem vollen Strome überlassen, Awas und seinen bösen Scheich bald hinter sich zurück.

Ebenso neugierig wie seine Herrschaft, befragte einer der Diener Dieulafoy's die Schiffer nach der Ursache des plötzlichen Umschwunges, welcher in dem Benehmen des Scheichs stattgefunden hatte; sie war bald bekannt. Vor Tagesanbruch war ein Courier angekommen mit der Nachricht von der baldigen Ankunft eines Generals, der sich an Bord eines Tampfers nach Schuster begeben wollte, um im Auftrage des Prinzen Helle Sultan eine wichtige Angelegenheit mit dem Statthalter von Fustane in Ordnung zu bringen.

Dadurch war der Dorfstrauch in Schrecken gesetzt worden und er beschloß, sich seiner Gefangenen möglichst schnell zu entledigen, um ihnen so die Möglichkeit, sich zu beklagen, abzusprechen. Die Reise war traurig genug; am Morgen nach der Abfahrt hielt das Veleu einige Stunden an einem Lagerplatze, wo man ein wenig Brot und saure Milch besaß und, nachdem sich Passagiere und Fährleute etwas erquickt hatten, wurde die Reise fortgesetzt. Wegen Witterungsnacht wurde der Wind so heftig, daß man wieder anlegen mußte. Plötzlich fragte die Bootleute flüsternd, ob die Wägen geladen seien. Der Regen hatte aufgehört, der Wind die schwarzen Wolken aus einander getrieben, der Mond erleuchtete den Fluß und gestaltete einen ungeheuren



Bereitung des Dsch (Wolle).

Löwen mit voller Wähne zu unterscheiden, der wie ein Schatten im Schattenspiele vom hellen Hintergrunde sich abhob. Er bewegte sich ruhig auf dem Flußufer und schien keine Bewegung zu befürchten, wenn er überhaupt das Boot bemerkt hatte, einen Angriff auf die darin befindlichen Personen zu machen; die Jägerleute fürchteten, der Löwe könne, selbst wenn er tödlich verlegt werde, mit einem Sprünge das Boot erreichen, schnitten darum die Stricke durch, mit welchen das Fahrzeug am Ufer festgemacht war, und überließen dasselbe dem Strome.

Um Mitternacht kamen die Reisenden in Mohammerah an, wo sie ein neues Boot mieteten, um am nächsten Tage die Reise in der Richtung nach Bagdad fortzusetzen; dieselbe

dauerte nicht lange mehr; an der Mündung des Karun angekommen, erblickte man auf dem Tigris ein hübsches Schiff, welches am Ufer die französische Flagge führte; es war die „Gecombrera“, auf welche man für die Weiterfahrt gerechnet hatte. Wenn es nicht glückte, dies Schiff zu erreichen, mußte man einen vollen Monat auf eine neue Gelegenheit warten. Ein Augenblick der höchsten Spannung trat ein; die Tricolore war schon an der Mündung des Karun vorbeisegelt, da verlangsamte das Schiff plötzlich seine Fahrt. Die Schiffer, durch die Aussicht auf ein hohes Trinkgeld angepörrt, ruberten aus allen Kräften; das Boot näherte sich und nach wenigen Augenblicken besaß sich Herr und Mme. Dieulafoy an Bord der „Gecombrera“; der letzte Augenblick der Angst war dadurch veranlaßt

worden, daß bei dem Versuche der „Escambrera“, vor Mosonmerah zu ankern, wo Landung eingenommen werden sollte, die Ankerkette brach und das Schiff von dem Strome

mitgerissen wurde; erst der Gebrauch eines zweiten Ankers machte es möglich, etwa eine halbe Meile von der Mündung des Karun beizulegen.

Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheingebiet.

Von Dr. G. Mehlis.

Auf dem Anthropologenkongresse in Zürich (1883) legte der Verfasser einen auf der Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen gefundenen Eisenbarren vor¹⁾. Dieser Eisenbarren besteht aus gutem Schmiedeeisen und hat, wie die übrigen bisher vom Mittelrheingebiet bekannten, die Gestalt einer nach beiden Enden zugespitzten Doppelpyramide und ein Gewicht von rund 6 kg. Die schwarzglänzenden, dünnen, auf der Dreifache hergestellten Gefäßreste, mit denen dieser Eisenbarren sich vorfindet, sind charakteristisch für die la Tène-Zeit, in welcher eine starke, prähistorische Niederlassung auf der Limburg und der gegenüberliegenden Klingenberg existiert hat²⁾.

Die Zahl dieser gleichförmigen Eisensuppen ist nun durch einen neuen Fund vom Jahre 1885 um zwei vermehrt worden. Am mittleren Hartelgebirge erhebt sich hinter Deidesheim in dessen besten Weinlagen, unweit des Reiterpfades, einer Römerstraße, der Woltsberg. Am Fuße desselben stiegen im Herbst 1885 Arbeiter des Untereisenwerks H. Edel auf zwei stark verrostete Eisenbarren und zwar in einer Tiefe von gut fünf Fuß. Dieselben besitzen dieselbe zugespitzte Form (vergl. Fig. 1), nur hat der zweite Barren seine Spitzen durch Rost und Verschädigung beim Ausgraben verloren. Die Länge des vollständigen Barren beträgt 40 cm, die des lückigen 31 cm; die Seiten des Rechtecks, welches den Durchschnitt an der dicksten Stelle bildet, messen 6 und 4 cm, folglich der Umfang 20 cm. Das Gewicht des vollständigen Barren beträgt 27½ kg. In unmittelbarer Nähe dieser zwei Eisensuppen lagen dicke, rohe, ungebraunte Zierchen von derselben Qualität, wie solche sich zahlreich auf der Dürkheimer Klingenberg und in Hügelsgräbern der la Tène-Zeit vorfinden³⁾.

Die Zahl der vom Mittelrheingebiet bekannten Eisenbarren steigt mit diesem neuen Funde auf 42 Stück⁴⁾. Die Fundplätze verteilen sich in der Pfalz und Rheinbesen folgendermaßen:

1. Wörrchenheim in Rheinbesen bei Alsenz . . . 26 Stück
2. Mainz auf dem Kästlein 2 „
3. Wörrchenheim 1 „
4. Studernheim bei Wonnheim 1 „
5. Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen 1 „
6. Wörrchenheim bei Dürkheim 1 „
7. Hork bei Dürkheim 3 „
8. Deidesheim bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen 2 „
9. Heidelberg mit römischen Funden 2 „
10. Kalkstein bei Kalkstein 2 „
11. Ebernburg auf römischen Pfalter 1 „

Zusammen 42 Stück

¹⁾ Vergl. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1883, S. 147 bis 151.

²⁾ Vergl. Mehlis, „Studien“, VII. Abth., S. 7 bis 13.

³⁾ Vergl. Mehlis, „Studien“, II. Abth., Teil II. u. III.

⁴⁾ Vergl. Mehlis, „Studien“, VI. Abth., S. 10.

Nun bei die Funden ermittelten Eisenbarren eine chronologische Anordnung mit den Limburger und Deidesheimer Barren waren la Tène-Zachen vergesellschaftet, bei den Barren von Heidelberg und Ebernburg sind römische Beigaben nachgewiesen.

Als archäologische Schlüsse aus diesen Thatsachen ist der anzunehmen: Diese Eisenbarren wurden sowohl in der la Tène-Zeit wie in der römischen Periode in gleicher Weise von einheimischer Metallindustrie im Mittelrheingebiet hergestellt.

Aus dem vom Verfasser geführten Nachweise jedoch, daß zu Ranten und Eisengang an der Eis zur vorrömischen und römischen Epoche eine starke Eisendindustrie bestand, bei der mit vorgehenden sogenannten Ranten gerade solche in Rinde stehende Eisenbarren massenhaft hergestellt wurden¹⁾, ergibt sich die hohe Wahrscheinlichkeit, daß diese mittelrheinischen Eisenbarren sammt und sonders — vielleicht mit Ausnahme der Mainzer 2 Stück — zu Eisenberg Ranten, dem Kalkstein des Volkenbundes, ihren Ursprung haben. Wie das Kärnten (Fig. 2) beweist, liegen die Fundstellen nach N., O., S., W. und NW peripherisch um Eisenberg herum. Dort, wohin die von der Natur gezeichneten Verkehrsstraßen, die Flüsse Eis, Menach, Wirm, Alsenz, Glan weisen, liegen durchgehends auch die Fundstellen unserer Barren, besonders drängen am Rande des Oberrheins und in der reichen Ebene. Dort aber, wo die Wildnis des Mont Sargass im Süden das Pfälzerland überlagert, sind auch seine Fundstellen bekannt geworden. Ein Blick auf die Karte und den Mittelpunkt, in dem an der Eis die zahlreichen Schlachtenhalben und Schmeltlösen aus der la Tène-Zeit und der Periode der Römerkollapsation lagern, genügt, um den Ursprungsort der meisten mittelrheinischen Eisenbarren vor Augen zu stellen.

Auf der Triester Anthropologerversammlung habe ich ferner den Beweis dafür anzutreten versucht, daß die von Julius Caesar (de bell. gall. V, 12, 4) bei den Britanniern eroberten „talones ferreae ad certum pondus examinatae“ identisch sind mit den mittelrheinischen Eisenbarren. Caesar selbst beweist ja die Identität der britischen und gallischen Nationalität, ebenso führt er Zeugnisse für den alten Verkehr zwischen Albion und dem nördlichen Festlande Europas an²⁾. Auch das Eisengeld der Vordromer dürfte hierher zu rechnen sein. Daß Victor Placc im afrikanischen Kalkstein zu Linde zahlreiche Eisenbarren von derselben Form, nur mit einem Loch zum Anhängen versehen, aufnahm³⁾, diese Thatsache beweist

¹⁾ Vergl. Mehlis, „Studien“, VI. Abth., und Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc., 1883, S. 207 bis 208. Außerdem vull.: „Donner Jahrbücher“, Zeit 73, S. 211, und V. Red.: „Geschichte des Eisens“, I. Abth., S. 733.

²⁾ Vergl. Caesar: de bell. gall. V, 12 bis 14, VI, 13, 11 und Tacitus: Agricola 11.

³⁾ Vergl. V. Red.: a. a. O. S. 133 bis 138 mit Abbildung der Barren, S. 135 und unsere dritte Abbildung.

das hohe Alter dieser Schmiedeform und die Abhängigkeit der westeuropäischen Metallurgie von asiatischen Kulturströmungen.

Aber diese Eisenbarren, welche nach einem bestimmten Gewichte geschmiedet und pro nummo, d. h. als Tauscheinheit galten, hatten auch bestimmte Unterabteilungen. Schon dem Achämenide V. Ved ist das in bestimmten Grenzen normierte Gewicht der Königsheimer Barren aufgefallen; das Durchschnittsgewicht derselben beträgt 5 kg. Vergleichen wir nun Barren, welche denselben archaischen Kreise, nämlich der la Tène-Periode angehören, die von Kimburg und Teideheim, so wiegt der Kimburger

Fig. 1.



Eisenlatpe von Teideheim. (1/5 der natürlichen Größe.)

Barren 5 1/2 kg und der Teideheimer 2 7/8 kg, d. i. genau die Hälfte von jenem. Dasselbe Verhältnis besteht zwischen den Barren von Stuberheim und denen von Wachsenheim und Roßst. Kurz, wir stoßen auf zwei Arten von Barren, Vollbarren, welche rund 6 kg wiegen — natürlich muß der Gewichtsverlust durch Oxydation und Abbruch der spigen Enden in Rücksicht gezogen werden — und Halbbarren von rund 3 kg Gewicht. Nach unserer Beobachtung gehören zu den Vollbarren die meisten Stücke von Königsheim, die 2 von Kaufsein, die Mainzer, zu den Halbbarren die Stücke von Roßst, Teideheim, Wachsenheim, sowie einige von Monszenheim.

Die Notiz des Cäsar, daß die talaise ferrone der Britannier nach einem bestimmten Gewichte ausgeprägt seien,

erhält durch diese Verhältnisse ihre volle Bestätigung. Nur unter solchen Verhältnissen konnten diese Barren auch als Zahlungsmittel = pro nummo dienen.

Vergleicht man ferner die bei V. Ved a. a. D. S. 135, Fig. 31 und hier als Fig. 3 angezeichneten, gelochten Barren Nr. 1, 2, 3, so fällt bei ihrem Anblicke sofort in die Augen, daß

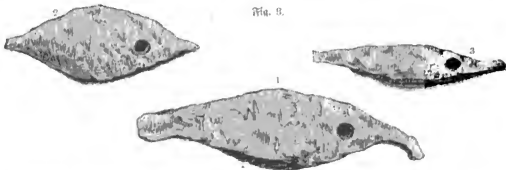
Fig. 2.



Verteilung der Eisenbarren am Mittelrhein.

zwischen 1, 2 und andererseits 3 ein ähnliches Verhältnis obwaltet, wie zwischen den Barren von Kimburg (= 1, 2) und Teideheim (= 3). Nr. 1 und 2 sind Vollbarren, Nr. 3 Halbbarren; dem Gewichte nach möchten wir die Vollbarren auf nicht unter 6 kg schätzen, die Halbbarren auf etwa die Hälfte. Auch die von Plac ausgegebene Länge von 32 bis 48 cm, sowie die Dicke in der Mitte 7 bis

Fig. 3.



Altasienische Eisenlatpen aus Khorabab. (Aus V. Ved's „Geschichte des Eisens“. I. Abth., S. 135.)

14 cm stimmt mit den mittelrheinischen Barren überein (40 bis 50 cm). Nach Ved's Annahme führen diese vor der letzten Zerstörung von Ninive (605 v. Chr.) in diesem Magazine angesammelten Eisenbarren zum Teil von Tributzahlungen der Chalyber, Moscher und Tibarener im nördlichen Armenien her ¹⁾. Der Engländer W. Hamilton hat nun 1837 den Nachkommen der eisenhaltigen Chalyber, welche zum griechischen Namen des Stahles (χαλός) zu Parthen standen und deren Land schon Aeschylus „das Mutterland des Eisens“ ²⁾ nennt, einen Besuch gemacht. Das Erz wird von diesen Schmieden in einer gemeinsamen Schmelze gewonnen und in Lappen ausgegossen, von denen

jede 6 Men oder 13 1/2 Pfund wiegt. Der Schmelzofen scheint danach den einfachen Kessel der Römerzeit und des Frühmittelalters ähnlich konstruiert zu sein. Höchst auffallend ist aber das Gewichtsverhältnis, in welchem diese Barren der Chalyber zu denen von Khorabab und dem Mittelheinde stehen. Sie kommen nach Abzug des Abnutzungsgewichtes und des Oxydationsprozesses dem Durchschnittsgewichte der rheinischen Barren von 6 kg so nahe, daß hierin ein feiner Zufall zu denken sein wird. Nach Aeschylus, Xenophon, Strabo ¹⁾, Aristoteles galt der Stamm der Chalyber als der Eisenstamm *χαλκιογενής*; das ganze Volk lebte von der Eisenbereitung; nach des Aristoteles' genanntem Wortlaute verstanden sie die Kunst,

¹⁾ Regl. V. Ved a. a. D. S. 263 bis 268.

²⁾ Prometheus, Vers 302.

¹⁾ Regl. V. Ved a. a. D. S. 263 bis 264.

vorzüglichem Stahl herzustellen. Es läßt sich leicht vorstellen, daß das Gewicht ihrer Kuppen auf dem Eisenbarte der Vorzeit, den sie mit Primawaare und in erster Linie versorgten, maßgebend wurde für die ganze Fabrication des Eisenbarten überhaupt. Man machte die Form von der Seite anderer Schmiege nach, um dem Glanzen an gleichen Inhalt Vorschub zu leisten. Auf diese Weise mag es gekommen sein, daß sich die Form dieser chalybischen Barren, vom Süden des Kantalaus, vom metallberühmten Stolzias aus sowohl nach dem Westen zu den Rorsern, Galliern und Britanniern verbreitet hat, und hier in der la Tône-Zeit und während der römischen Periode den Markt beherrschte, als auch nach Südosten nach Ninive und Babylon und nach dem Süden auf den Eisenmarkt der Phönizier nach Tyrus gelangte. Das Ulgewicht der Chalyber, 6 Den = ca. 6 kg, hielt man dabei fest und

theilte die Barren zum handlicheren Gebrauche auch in Halbbarren ein.

Recht auch im Kettenflusse, daß diese Chalyber und Roscher durch die vermittelnde Thätigkeit der Phönizier und Griechen, welche an der Küste von Kleidias eine Reihe von Handelsstädten besaßen¹⁾ (Kerasia, Phasos, Diocurios, Sebastopolis u. A.), maßgebend wurden für die Form und das Gewicht unserer mittelrheinischen Eisenbarren, sowie überhaupt des geschmiedeten Eisens der Vorzeit, so liegt doch das Resultat des Schlusses auf der Hand, und gerade ein solcher Ausblick in den Handelsbetrieb der fernsten Vorzeit mag zu weiteren Forschungen und Untersuchungen anregen.

Dürkheim, März 1886.

¹⁾ Vergl. O. Riepert: „Lehrbuch der alten Geographie“, S. 88 und 2. Bd. a. a. O. S. 205 oben.

Die Krankheit Mali-Mali oder Katak der Malagen.

Nach dem Spanischen des Dr. Armangué (Barcelona) und Dr. Maseras (Manila¹⁾).

In verschiedenen älteren wie neueren Reiseberichten wird öfters einer eigenthümlichen Krankheit gedacht, welche unter den Malagen des indischen Archipels nicht allzuseiten ist und welche darin besteht, daß der Kranke gegen seinen Willen alles nachmacht, was ein anderer ihm vormacht oder anbefiehlt. Der Kranke ahmt die lächerlichsten und gefährlichsten Dinge oder alles Geräusch nach, das sein Ohr trifft, in einer Weise, als ob sein Seelenheil davon abhinge, mag nun dieses Geräusch in dem Krähnen eines Hahnes, dem Rischen einer Schlange oder den Wirbelklängen einer Trommel bestehen. Dr. Maseras lernte einmal eine Mali-Mali-Kranke in einer kleinen Gesellschaft zu Manila auf folgende Weise kennen. Es war dies eine gebildete und wohlgezogene Westkin. Ein Herr aus der Gesellschaft, dem die Krankheit des Mädchens bekannt war und der aus Kosten der Unglücklichen für das Ausräumen der Versammelten sorgen wollte, stellte sich vor die Westkin hin und begann allerlei groteske „Geschichte“ zu schneiden. Die Arme that nun alles wie ein Automat nach; die Angst und der Schrecken, welcher in ihren Augen zu lesen war, bewiesen dem Dr. Maseras sofort, daß die Westkin nicht freiwillig auf einen Scherz eingehe, sondern daß hier ein Fall von Mali-Mali vorliege, und so machte er dem brutalen „Spaße“ des Caballero ein Ende.

Diese Krankheit, welche auch bei anderen Völkern und Völkern, wenn auch nicht so häufig, beobachtet worden ist, wird nach O'Brien von den eigentlichen Malagen Katak genannt, welchen Namen auch die von der Krankheit befallenen Personen selbst führen. Es darf freilich nicht verschwiegen bleiben, daß das Wort Katak auch auf alle jene Leute angewandt wird, welche ein erizbares oder ercentrisches Wesen an den Tag legen. Bei den Malagen der Philippinen führt diese Krankheit den Namen Mali-Mali. Das Katak oder Mali-Mali ist schon früher beobachtet und beschrieben worden, am eingehendsten von dem eben erwähnten O'Brien, der in dem 8. Bande der Archives

de Neurologie hierüber eine Studie unter dem Titel: „Jumping, Katak, Miryadhit (Juli 1884)“ veröffentlicht hat. O'Brien hält diese Krankheit für eine überaus große Reizbarkeit des Nervensystems und unterscheidet drei Klassen derselben. Zur Klasse A. zählt er alle jene Leute, welche durch ein plötzliches, unerwartetes oder sehr heftiges Geräusch oder durch den Anblick einer aufregenden oder gräßlichen Scene in einen Zustand hochgradiger Erregtheit gerathen. Diese Erscheinung kann man zwar bei Individuen aller Klassen wahrnehmen; bei dem Katak der Malagen aber tritt dieser Zustand in eigenthümlichen Formen ein vor die Augen. Der von dieser Art des Katak Befallene stürzt sich, von einem unüberwindlichen Impulse getrieben, auf den ersten ihm in die Augen fallenden Gegenstand und stößt hierbei, gleichfalls ohne oder auch wider seinen Willen, Anordnungen aus, welche immer obigen Inhaltes sind, mag nun der Katakranke dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehören. Bei dem Mali-Mali der philippinischen Malagen sind obdane Nebenarten nicht immer eine Begleiterscheinung dieser Krankheitsklasse A., ja Dr. A. Maseras hält diese Beobachtung O'Brien's für eine nicht zuverlässige, was aber wohl nur so viel sagen will, als daß eben O'Brien diese Krankheit auf den Philippinen nicht studiren konnte, weil er ja nur auf Malacca und in Siamländisch-Siambin gewirkt hat.

Bei der Klasse B. gerathen die Dispositiven in die Katak-Erkrankung, ohne daß ein außergewöhnliches Ereigniß oder ein heftiger Schall den Anlaß hierzu gegeben hätte. O'Brien führt hierfür folgende Beispiele an: Einem Tages fuhr er mit mehreren Kuberern einen Fluß hinan, als er unter anderem das Wort buanya, d. h. Kaiman, fallen ließ. In demselben Augenblicke sprang einer der Kuberer entsetzt in die Höhe und suchte mit allen Zeichen des Entsetzens sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Erstaunt fragte O'Brien die anderen Bootleute, was dies zu bedeuten hätte; er erhielt zur Antwort, jenes Wort buanya wäre für ihren Kameraden ein Katak (denn mit diesem Namen bezeichnen die Malagen nicht nur die Krankheit, sondern auch alles, was sie hervorrufe). Bald darauf tödtete O'Brien mit einem glücklichen Schusse einen Kaiman; statt nun

¹⁾ La Occasinia Española, Manila, Octubre 1885. Vergl. übrigens Emil Weyger, Zulu Katak, im „Mebus“, Bd. 42, S. 384.

Zurück zu zeigen, stürzte sich nun jener Latah-Kranke sofort auf das erlegte Thier und öffnete demselben mit einem Schnitt den Rücken angelweit auf, während seine gefundenen Kameraden sich in respektvoller Entfernung von dem Ungeheime hielten, das so mächtiger Weise nur schwer verwundet sein konnte. D'Brien kamte weiter einen malayischen Arzt, der ebenfalls von namenloser Angst ergriffen wurde, wenn man den Tiger nannte, und doch gehörte er sonst zu jenen wenigen Tollkühnen, welche in der Nacht und allein sich in die dicksten Tschungeln wagten.

Was die Klasse C. anbelangt, so gehören zu dieser alle jene Leute, welche, ohne daß man sie hierzu aufgefordert hätte, plötzlich alles nachsprechen, was ihre Umgebung spricht oder alle Gesten und Bewegungen der umstehenden Personen nachahmen oder schließlich allerlei Geräusch und Tone, die an ihr Ohr schlugen, wiederzugeben suchen. Während die Latah-Kranken der Klasse H. immer in Erstose gerathen, sobald sie das für sie verhängnisvolle Wort ic. vernahmen, vergehen für die Individuen der Klasse C. oft lange Zeiträume, ohne daß ein Anfall eintritt. Sonst sind sie ganz vernünftig und verfähliche Leute. Häufig ist diese Art der Krankheit mit den Erscheinungsformen A. und B. kombinirt, doch tritt sie vielfach ganz selbstständig auf. Als D'Brien im Jahre 1875 die Halbinsel Malacca bereiste, nahm er einen jungen Malagen in Dienst, den seine Gewissen zwar als einen Latah bezeichnen, der aber in seiner Redeweise wie in seinem Benehmen sich als ein ganz vernünftiger Mensch erwies. 24 Stunden später ließ D'Brien zum Zeichen der Freude eine Kaste steigen und wollte eben die zweite absteigen, als der Jüngling ihn heftig wegstieß, ihn den Kasteisack aus der Hand riß und selbst den Feuerwerkstörper zum Vorschein brachte; kaum schoß die Kaste empor, so warf sich der „Latah“ mit voller Wucht platt auf den Boden, wobei er einen Schrei ausstieß, wie man ihn nur von Wahnsinnigen zu hören gewohnt ist; auch sonst zeigte er alle Anzeichen eines sinnlosen Schredens. D'Brien war hierüber sehr erstaunt, denn dem malayischen Charakter pflegen heftige Gemüths-äusserungen zu fehlen. Nach diesem Anfälle verhielt sich der Diener wieder so ruhig und vernünftig wie vordem. Am folgenden Tage schiffte sich D'Brien ein und wünschte vom Bord seines Bootes dem auf dem Strande zusehenden „Latah“ einen Abschiedsgruß zu. Der Malage begann sofort mit großem Eifer und ohne Unterlaß mit der Hand zu winken. So lange er sichtbar blieb, stand er da wie ein Automat und schwenkte heftig seinen emporgehobenen Arm. Eine Wendung des Kopfes entzog den Kranken den Blick D'Brien's, der nun aus langer Weile ein Lächeln zu spielen begann. Als das Boot das Hinterste umschiffte hatte, erbotte man am Ufer den hieher gerufenen „Latah“, welcher wieder unaussprechlich mit der Hand winkte und dasselbe Marschlied piffte, das D'Brien angekommen hatte. Einige Zeit darauf kam D'Brien mit einer Malayin zusammen, welche über die Wälder der Jagde schon hinaus war, und deren Ehrbarkeit nicht bezweifelt werden konnte. D'Brien sprach mit ihr durch volle 10 Minuten, ohne daß er etwas Abnormes an Wesen und Sprache wahrgenommen hätte. In dem Augenblicke aber, als der Begleiter jener Frau seine kleiner Kleingeldstücke ablegte, begann sie sofort sich zu entleeren und sie hätte auch den letzten Fegen sich vom Leibe gerissen, wenn D'Brien dies nicht verhindert hätte. Das Auffällige an der Sache war die Wuth der Frau gegen ihren Begleiter, der durch seine Handlungsweise ihren Latah-Anfall hervorgerufen hatte. Während sie eines Kleingeldstückes nach dem anderen sich entleerte, schimpfte sie unaussprechlich auf ihn, nannte ihn „Schwein“ u. dgl.

und bat D'Brien, er solle den Beschimpfter ihrer Ehre wüthen. Dr. Majeras leunt in Manila eine tagalische, etwa 55 bis 60 Jahre alte Bäuerin, welche in ihrem Milchhandel vielfach durch Mali-Mali-Anfälle gestört wird. Wie jene Malayin D'Brien's hegt auch sie während des Anfalles gegen die boshaften Beraubler eine große Wuth; trotzdem ahmt sie, einem unüberwindlichen Triebe gehorchend, alles nach, was man ihr vornimmt.

Eine vierte Klasse D. konnte man aus jenen Individuen bilden, welche die interessanteste Form der Latah-Krankheit repräsentiren. Diese Individuen nämlich während seiner Reisen mit „Latahs“ zusammen, welche, ohne daß er irgendwem etwas dazu beibringen, ihren Willen, ihre Bewegungen z. B. ihm in einem solchen Grade unterwerfen, daß er keine lebenden Menschen, sondern gehorsame Automaten vor sich zu haben schien. Diese Klasse von „Latahs“ schien jede eigene Willensäußerung, jede selbstständige Handlungsweise eingebüßt zu haben, kurz, sie benahmen sich so, als wären sie der Hypnose verfallen.

Schon bei den übrigen Latah-Klassen ist der Zwang, der den Anfall charakterisirt, ein unüberwindlicher, so daß der Kranke wider seinen Willen zum Verbrecher, ja zum Mörder wird. Für letzteres sei ein Beispiel angeführt. Der malayische Koch eines Dampfers saß in einer freien Stunde auf dem Deck des Schiffes und scherzte und spielte mit seinen Söhnen, welches er auf seinen Armen wiegte. Ein albaner Matrose, der den bereits als „Latah“ bekannten Unglücklichen zum besten haben wollte, ergriff ein Stiel Holz, nahm es in seine Arme und wiegte es hin und her. Der Koch bemerkte dies und bekam auch richtig seinen Anfall: was der Matrose mit dem Holze machte, das that auch der „Latah“ mit seinem Kinde. Bei einer ungeschickten Bewegung des Matrosen fiel ihm der Knüttel aus der Hand, worauf der bedauernswürthe „Latah“ sein Kind ebenfalls auf den Boden fallen ließ, so daß es durch die Wucht des Anfalles augenblicklich getödtet wurde. Ein andermal zerfiel in Singapur eine Europäerin einen Brief und warf die Fegen zum Fenster hinaus; somit hatte dies eine „Latah“ gesehen, als sie dieselbe Procedur mit einem Paß neuer Kleider vornahm. Bemerkenswerth ist übrigens, daß junge Mädchen selten an Latah leiden, wenn aber dies der Fall ist, so äußert sich die Krankheit durch völliges Abhauenkommen aller geschlechtlichen Moral; häufiger findet man unter älteren Frauen Latah-Erscheinungen, welche hier, wenn auch nicht so oft, doch eröslichen Vergeschmack haben, so daß eine 75jährige Greisin während des Anfalles ein Benehmen zur Schau trägt, das man nur bei einer zwanzigjährigen Prostituirten vorzufinden pflegt.

Da die weiteren Ausführungen der beiden spanischen Aerzte dem Gebiete der Medizin und Psychiatrie angehören, also nicht mehr in den Rahmen dieser Zeitschrift sich einfügen lassen, so sei zum Schlusse nur noch ein „Fall“ von Latah (oder richtiger Mali-Mali) angeführt. Dr. A. Majeras ging einmal über die Straßen der festung Manila, als er eine Gruppe von Sträflingen bemerkte, welche unter der Aufsicht eines Korporals arbeitete. Da die Sträflinge sich nicht besonders eifrig zeigten, so zaulte sie der wachhabende Unteroffizier aus. Einer von den Sträflingen, welcher durch die automatenartige Weise seiner Bewegungen dem Arzte bereits aufgefallen war, wiederholte sofort die Worte des Korporals; dieser glaubte sich zuerst verhöhnt und hieb mit seinem Rohrstock auf den vermeintlichen Spötter ein, der aber entsetzt ihm das Rohr und sein Knechtlein, nicht auf den Aufseher, sondern auf seine Kameraden ein. Letztere merkten gleich, was eigentlich vorlag

und machten ihm allerlei Gesen vor, die der Unglückliche — ein Mann malajischer Abkunft Namens Pedro Gallego — sofort nachahmte. Dem zusehenden Dr. Maseras rief einer

der Sträflinge in dem „Rüchenspanisch“ der Tagalen zu: Parejo quo un espejo, d. h. „er gleicht einem Spiegel“. F. Blumentritt.

Die Arbeitergenossenschaften (Artelle) in Rußland¹⁾.

www.libtool.com.cn

Chr. II. Artell ist die auf Vertrag gegründete Vereinigung einer Anzahl gleichberechtigter Personen, welche durch gegenseitige Bürgschaft gebunden, dieselben wirtschaftlichen Ziele verfolgen und bei Ausübung eines Gewerbes entweder an der Arbeit allein oder an der Arbeit und am Kapitale theilhaftig sind.

Die Artelle (Arbeitergenossenschaften) sind in Rußland außerordentlich verbreitet. Man trifft Artelle im hohen Norden, in den sibirischen Gouvernements, im Kaukasus wie in Sibirien, sowohl unter den slawischen, als unter den nichtslawischen Stämmen des russischen Reiches. Am häufigsten finden sich die Artelle in den großrussischen Gegenden, im Gebiete der Flüsse Wolga, Oka und der nördlichen Dwina.

Von Alters her bis auf den heutigen Tag haben die eigentlich russischen Artelle zwei verschiedene wirtschaftliche Zwecke: 1) den Verbrauch (Konsum), 2) das Gewerbe oder den Betrieb. Man kann demnach alle Artelle in zwei Gruppen bringen: Konsumartelle (Verbrauchartelle) und Gewerbe- oder Arbeitartelle.

Die sogenannten Konsumartelle führen in der russischen Volkssprache den Namen Kartschewje artelle, wörtlich Speiseartelle; sie sind überall dort anzutreffen, wo Personen, welche einem und demselben Gewerbe nachgehen, entfernt von ihren Familien, ihrem Hause, ihrer Heimath arbeiten müssen. Die Mannigfaltigkeit derartiger Gewerbe in Rußland führt zu einer weit ausgebreiteten Verbreitung derartiger Artelle, und die Beweggründe, welche zur Bildung solcher Artelle Veranlassung geben, sind leicht begreiflich.

Dem Arbeiter kosten, wenn er allein lebt, Wohnung und Nahrung sehr viel, deshalb vereinigen sich 10 bis 15, sogar 50 Kameraden, um ein gemeinsames Quartier zu mieten und gemeinsam zu essen. Die Organisation dieser Artelle ist sehr einfach. Alle Mitglieder des Artells bezahlen gleiche Anteile für die Wohnung, Heizung und Lebensmittel. Um Namen des Artells wird eine Köchin gemietet. Die Glieder wählen den Erfahrensten als ihrer Mitte zum „Aeltesten“ (Starost); er hat die Sorge und die Verpflichtung zum Einkauf der Lebensmittel. Die Nahrungsmittel werden beim Fleischer und in den betreffenden Läden auf Schuld genommen, der Starost macht wöchentlich oder zweimal monatlich die Berechnung und giebt seinen Kameraden Rechenschaft. Der Artell prüft die Berechnung und die einzelnen Glieder erlegen die ihnen zugewiesene Summe. Gewöhnlich führt der Starost sein Amt unentgeltlich oder er bekommt eine sehr unbedeutende Entschädigung. Diese Konsumartelle sind so sehr in Gebrauch, so einfach in ihrer Einrichtung, daß ihrem Zustandkommen nur ein mündlicher Vertrag vorhergeht. „Wir wollen zusammen wohnen und zusammen kochen“, sagen einige Leute

zu einander, und das Resultat dieser Unterredung ist die Bildung eines Artells. Nach Beendigung der Arbeiten an einem Orte geht der Artell auseinander und im nächsten Jahre nehmen viele Mitglieder Anteil an einem Konsumartell in einem anderen Orte und mit anderen Kameraden.

Bei mehr Mannigfaltigkeit bieten die sogenannten Gewerbeartelle (russisch Promyschennije Artelle). Man zählt bis 60 verschiedene Gewerbe, welche im Artell betrieben werden, und der Unterschied zwischen den einzelnen Gewerben bedingt auch den Unterschied in der Organisation der Artelle. Um die wichtigsten Unterschiede festzuhalten, kann man diese Artelle in zwei Gruppen theilen: 1) in selbständige, 2) in solche, welche von Unternehmern abhängig sind. In der ersten Gruppe sind Unterschiede bemerkbar zwischen den Artells älterer und neuerer Zeit.

Die selbständigen Artelle des alten Typus finden Anwendung in denjenigen Gewerben, Erwerbszweigen oder Beschäftigungen, welche von Alters her in Rußland bekannt sind: bei der Jagd, Fischerei, Ackerbau, bei den Zimmerleuten (russisch Klotniki), Holzhauern, Arbeitern auf Flößen und Booten (russisch Burtaki) und bei vielen anderen. In diesen Erwerbszweigen sind die Artelle schon in ältester Zeit entstanden und deshalb hat sich ein Gewohnheitsrecht herangebildet, welches den Abschluß besonderer schriftlicher Verträge in jedem einzelnen Falle überflüssig macht. Gewöhnlich treten in einem Artell Personen zusammen, welche einander bekannt sind, Vorgesaher einer und derselben Ortschaft, Personen, welche bestimmte, durch den Charakter des Gewerbes gebotene Forderungen erfüllen, Leute, welche geschickt, ehrlich, nüchtern, mannhaft und tapfer sind. Ein jeder bringt seine Werkzeuge mit sich, welche entweder dem Einzelnen zur Ausnützung bleiben oder zur allgemeinen Masse kommen; die Rege der einzelnen Fächer z. B. werden zusammengewaschen und geben ein einziges Artellzeug. Der Artell wählt aus seiner Mitte einen Starost und giebt ihm weitere Vollmachten; der Starost leitet nicht nur den Erwerb oder den Betrieb des Gewerbes, er verkauft die Beute, er macht über die Führung der Glieder: er legt den einzelnen Geldstrafen auf und unterwirft sogar, wie bei Fischern und Bootfahrern (Burtaki) sich schwere Vergehen (Diebstahl), die einzelnen einer Körperstrafe. Der Umfang der Vollmacht ist erstlich aus dem Vertrauen, welches die Glieder des Artells (Artellschütz) ihrem „Aeltesten“ schenken; er lebt unter ihren Augen, sie kennen ihn und schätzen seine Erfahrung. Die geringe Zahl der Mitglieder eines Artells giebt jedem einzelnen die Möglichkeit, die Thätigkeit des Starosts zu kontrolliren und deshalb erscheint ein besonderes Organ der Kontrolle überflüssig. Sobald aber der Starost einmal das Vertrauen seiner Kameraden getäuscht hat, so wird er im nächsten Jahre gewiß nicht wieder an die Spitze des Artells gestellt.

Selbständige Artelle neueren Ursprungs trifft man in denjenigen Erwerbszweigen, welche erst kürzlich, nicht früher als im 18. Jahrhundert, in Rußland aufgefunden sind; solche Artelle sind die der Bortenarbeiter, Kasträger, Palla-

¹⁾ Nach dem Aufsatze von Andrei Nissajew (Ergänzungen zu Bd. I. der russischen Arbeiterbewegung von Aclis' Rußland. St. Petersburg 1881, S. 213 u. ff.).

träger und aller solcher, welche sich mit Arbeiten in den Höfen, mit dem Bewachen und Verpacken der Waaren u. a. m. beschäftigen. Solche Artelle, wie die letztgenannten, w. a. m. bestehen in den Städten existiren, größtentheils aus Bauern bestehen und viele Glieder, oft mehrere hundert, zählen, haben eine viel complicirtere Einrichtung. Schriftlich oder nicht selten gerichtlich bestellte Gesetze oder Statuten bestimmen genau die Rechte und die Pflichten der Glieder, die Verwaltung und Bildung eines gemeinsamen Kapitals u. s. w. Complicirte Arbeitsleistungen bedingen auch complicirte Verwaltungen. Die geschäftsführende (anordnende) Gewalt ruht in den Händen der allgemeinen Versammlung, an welcher die einzelnen Glieder mit je einer Stimme gleichberechtigt theilnehmen. An der Spitze der ausführenden Gewalt stehen die Starosten, welche die Arbeiten leiten, die Schreider, denen die Korrespondenz obliegt, die Kassierer u. s. w. Die Rechte aus Pflichten dieser Leute sind genau begrenzt; die allgemeine Versammlung sowie zeitweilig ernannte besonderer Kommissionen führen über jene eine strenge Kontrolle. Jenes Vertrauen, welches die Glieder des Artells der ersten Gruppe ihrem „Häupten“ schenken, existirt hier nicht und kann nicht existiren wegen der großen Anzahl der Glieder und wegen der Unbekanntheit der einzelnen unter einander. Aber hier wie dort wird strenge Disciplin geübt, unbedingter Gehorsam der einzelnen wird gefordert. Die complicirte Einrichtung dieser Artelle spricht sich auch darin aus, daß das Vertrauen vorhanden ist, die Kapitalien der Artelle richtig zu verwenden: ein Theil des Kapitals ist zum Umsatz, zum Handel bestimmt, der andere Theil dient unter verschiedenen Bezeichnungen als Grundkapital. Endlich ist ein charakteristischer Zug dieser neuen Artelle das Bestreben, in kapitalistische Unternehmungen sich einzulassen. Die große Ausdehnung der Arbeiten, welche das Vertrauen der Handelswelt den Artellen überträgt, zwingt dieselben, in bedeutendem Maße auch an die einzelnen Glieder hohe Anforderungen zu stellen und die Einkaufssumme, durch welche die Einzelnen sich das Mitgliedsrecht erwerben, stark zu erhöhen. Hier und da betragen diese Einkaufssummen 800 bis 1000 Rubel (1400 bis 2000 Mark), was selbstverständlich den Meistern den Zutritt zu diesen Artellen unmöglich macht.

Alle selbständigen Artelle, wie verschieden sie auch im einzelnen sein mögen, sind darin einander gleich, daß die Glieder gleichen Antheil am allgemeinen Gewinne haben; unter der Bedingung, daß er mit seiner Arbeitsleistung und seinem Kapital dem andern gleich sei, erhält ein Jeder auch gleichen Gewinntheil. Im Einzelnen ist die Vertheilung der Einnahmen verschieden: in einzelnen Artellen wird der ganze Gewinn gleichmäßig unter alle Theilnehmer getheilt, so bei den Feldarbeitern, in anderen Artellen (z. B. den Fischern) wird ein Theil des Gewinnes zum Kapital geschlagen, der andere Theil gebührt der Arbeit. Die Vertheilung des Kapitals mit der Arbeit führt dahin, daß die

Einnahmen der Artellglieder höher sind, als die der frei gemiethten Arbeiter; die mittlere Einnahme eines Petersburger Artellglieds übertrifft die eines frei gemiethten Arbeiters um das Doppelte. In den Artellen der Landarbeiter des Gouvernements Kasan verdient ein Glied einen Rubel (zwei Mark täglich), der gemiethte Arbeiter nur 60 Kopeken (1 Mark 20 Pfennig). In Südrussland erwirbt das Glied eines Zimmermanns - Artells 25 Rubel (50 Mark) monatlich, der gemiethte Arbeiter nur 12 Rubel (24 Mark). Die Artelle verbessern die materiellen Lage ihrer Glieder und befähigen zugleich durch die strenge Auswahl der Glieder und die feste Aufsicht derselben die Entwicklung moralischer Eigenschaften, der Ehrlichkeit, der Mäßigkeit.

Diejenigen Artelle, welche vom Kapital allein abhängig sind, verhalten sich wie die selbständigen, insofern als alle Glieder völlig gleichberechtigt sind. Aber sie unterscheiden sich von einander entweder nur durch die Art und Weise, wie die Glieder ihren Vortheil aus dem Unternehmen ziehen, oder auch gleichzeitig durch den Einfluß, den die Glieder auf den Verwaltungsgang ausüben. Als Grund der Abhängigkeit der Artelle vom Kapitale ist der Notzuzugand anzusehen, welcher den russischen Bauer drückt. Hat der Bauer Schulden, so hat er nicht die Mittel, an einem selbständigen Artelle sich zu betheiligen, sondern ist genöthigt, in ein Artell zu treten, welches von einem Kapitalisten abhängig ist. Die Beziehung, welche ein Kapitalist zu einem Artell hat, ist nicht liberaler als die eines Kapitalisten auch die Glieder des Artells in Folge von Schulden in seinen Händen, so nimmt er doch keineswegs Antheil an der Leitung des Erwerbs; er begnügt sich damit, den Pörsenanteil zu beanspruchen und überläßt die Artelle sich selbst, so daß derselbe sich in gleicher Weise verwaltet, wie die Artelle der ersten Gruppe. Es finden sich derartige Artelle des Fischereibetriebes am Weißen Meere und an den binnenländischen Seen. In anderen Fällen betheiligt sich der Kapitalist entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten an der Leitung des Betriebes. Hier ist von einer Selbstverwaltung keine Rede mehr; der Unternehmer hat nicht allein alle Rechte im Betreff der Führung des Unternehmens an sich gezogen, sondern übt auch die ganze disciplinäre Gewalt, welche in den selbständigen Artellen die allgemeine Versammlung und die Vertrauensmänner haben. Schließlich muß man sagen, daß in diesen Fällen die Glieder der Artelle keinen größeren Vortheil aus der Unternehmung ziehen, als gemiethte Arbeiter, und nur die Art und Weise, wie der Gewinn vertheilt wird, erinnert noch an die Artelle.

Es liegen keine Daten vor, um auch nur annähernd die Zahl der russischen Artelle und ihrer Glieder zu bestimmen. Ohne große Fehler zu begehen, kann man aber behaupten, daß die Glieder der Konsumartelle nach Millionen zählen, die der Gewerbeatelle mindestens nach Hunderttausenden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Entwässerung und Urbarmachung der Polesje.

Eines der letzten Hefte der „Russischen Revue“ brachte einen eingehenden Aufsatz über das Wasser in Rußland und seine Veranlassung oder Entfernung zur Erreichung gewisser Kulturaufgaben in den einzelnen Bezirken des europäischen Rußland.

Diesem entnehmen wir die nachfolgenden Angaben über das große Sumpfsgebiet im Westen des Reiches.

Die Polesje, die finstlichen Sümpfe umfassend, nimmt ein Drittel zwischen den Städten Breslau, Lemberg, Mohilew und Kiew von einer Größe von 1600 Quadratmeilen ein, ist also dreimal so groß als Belgien. Es umfaßt das

ganze Stromgebiet des Priwet bis zu seiner Mündung in den Dniestr. Nur ein Viertel des Landes ist bebaut und beherbergt ungefähr eine halbe Million Einwohner, das Uebrige ist von Wäldern und Sümpfen bedeckt. Im Frühjahr treten beim Schneeschmelzen durch den Priwet und seine zahlreichen Nebenflüsse große Ueberschwemmungen ein, was der schlechten Stromregulirung wegen stets zunehmende Verschleammung der Niederungen und Verlandung der Ufer zur Folge hat. Der Boden ist mit Fruchtlosigkeit überfüllt, so daß nur Schilf, Weizen und Niedriges wachsen, und selbst höher gelegene Thäler zu sandigen Gerinnen, wenn ihre Bänke den saumpfen Untergrund erreichen. Der größte Theil der Wälder ergibt keine Einwaßung, wenn der Frost den Winter theils zu theuer, theils unmöglich ist und Kanäle zum Abfließen mangeln. Auf den reichen Weiden und Wiesenabhängen ist das Vieh durch saumpfiges Trunkwasser, zu große Fruchtlosigkeit und Morastigkeiten leicht Seuchen ausgesetzt. Ebenso verderblich wirkt das Klima auf den Menschen, da die im Sommer durch Sumpfabdunstung entstehenden Miasmen leicht Wochelpest, Typhus, Fieber, Neph- und Lungenleiden herbeiführen. Die Communication ist schwierig. Frischen im Winter die Sümpfe zu, so wird sie erschwert, fällt aber nach einem regnerischen Herbst Schnee, bevor die Moräste frieren, so verhindert der dünne Reiz von Schnee und Roth jede Verbindung.

Im Jahre 1873 wurde auf Anordnung des russischen Domainenministers, Grafen Walewin, mit den Entwässerungs- und Ausrottungsarbeiten begonnen, und durch Umnäherung der Sümpfe für die benachbarten Korn bauenden Gouvernements ein großes Viehwasser- und Viehgebiet zu gewinnen. Es werden Wasserkanäle da gebaut, wo sich große Kruggüter befinden, Seitenkanäle dort, wo Kruggüter oder Privatlandereien liegen, deren Besitzer an den Ausgaben Theil nehmen. Von 1873 bis 1882 sind 1320000 Rubel ausgegeben worden, und zwar 150000 Rubel für allgemeine Unterladungen, 1170000 Rubel für Kanäle (in der Länge von 1500 Werst), Brücken, Schulen, Expropriationen und Befestigungen. Privatpersonen haben 73000 Rubel beigetragen. Dadurch sind bereits 1) 38 Quadratmeilen ganz zugänglicher Sümpfe in Wiesen verwandelt worden, die acht bis neun Millionen Rubel jährlicher Einnahmen abwerfen, 2) 54 Quadratmeilen Wald und Wald entworfen, fünf bis sechs Millionen Rubel werth, 3) 28 Quadratmeilen Kronwald mit hölzernen Kanälen versehen worden, sechs bis sieben Millionen Rubel, 4) 3,6 Quadratmeilen Acker- und Gartenland der Ueberschwemmung entzogen, und 5) 132 Quadratmeilen guten Landes (Inseln) zugänglich gemacht worden, ein bis zwei Millionen Rubel werth, 6) 132 Quadratmeilen durch Kanalisation zu einem Werthe von drei bis fünf Millionen Rubel erhoben worden. Der Gesamtwerth dieser 220 Quadratmeilen ist von fünf Millionen auf 19 bis 25 Millionen Rubel gestiegen, hat sich also vier- bis fünfmal vergrößert.

Für die Staatswirtschaft liegt ein bedeutender ökonomischer Vortheil darin, daß schon jetzt eine Million Pud Fein zu 35 bis 40 Kopfen das Pud gepestet per Eisenbahn in den Worshauer Militär-Bezirk gebracht wird, während das bisher gebrauchte Quantum von 1400000 Pud Fein 60 bis 80 Kopfen das Pud kostet. Ebenso vorteilhaft ist es, daß ein großes Quantum von Fleisch für eine Armee an der Westgrenze dießseits wird. Ferner haben die russischen Berichte hervor, daß durch den herbeiführenden Ansehler, besonders Allgäuher aus Kowno und Ordo, ein wünschenswerthe Ausgleichung in der Bevölkerung von Westrußland zu Stande kommt.

Indessen hat das Entwässerungsprojekt in Rußland auch Gegner. So behauptet der „Rus“, daß durch die Ausrottung der Fieber die strategische Bedeutung derselben als Fieber, resp. Plandendekung bei einem Kriege mit den westlichen Nachbarstaaten aufhöre. Dieser Einwurf wird aber durch die Erwägung hinfällig, daß das Sumpfigegebiet auch der

eigenen Armee das Vordringen oder den Rückzug erleichtern muß, und daß es dagegen ein Vortheil ist, dieses große Gebiet durch seine örtlichen Hülfsmittel an Fein, Fleisch und Getreide als Stützpunkt einer in Polen oder Westrußland operirenden Armee dienbar zu machen.

Wie die „Nowosti“ melden, ist am 18. November vorigen Jahres die Frage, den Bau einer Eisenbahn von Homel nach Warschau via Klynki betreffend, eudiglich entschieden worden. Die Bahn soll binnen einem Jahre dem Verkehr übergeben werden. Ein zweiter Einwand, daß der Dniestr und Priwet durch Kanalisation theils werden könnten, ist ebenfalls hinfällig. Während eines Theils des Jahres müssen sie sich abfließen lassen, werden als früher, die großen Wälder sichern einen festen Fußs, und zudem lassen sich durch Regulirungen, Sprengungen und Vertiefungen die von Natur stachen Flußbetten verbessern. Die Meinung der „Rus“ endlich hinsichtlich der Angestalt der Arbeiten beruht auf dem Irrthum: weil Sümpfe in der Polzei sind, ist die Bevölkerung gering und da diese nicht groß ist und daher kein Bedürfnis nach Land mehr hat, soll keine Entwässerung vorgenommen werden.

Zugegengehalten läßt sich die Thätigkeit der Regierung nicht leugnen, einen solchen Verb von Krankheiten, sowie die Ursache des physischen und moralischen Elends einer halben Million Menschen zu beseitigen, ferner die Einnahme für einen enormen Ausgaben (138 Quadratmeilen) zu steigern und schließlich die großen Vortheile bei der Beseitigung von Naturalien für den Worshauer Militärbezirk, sowie strategische Rücksichten im Auge zu behalten. Jedenfalls ist für Rußland hier eine intensivere Kultivierung vermittelst Entwässerung und Beseitigung bedeutend gewinnbringender, als auf wasserarme Stellen im Osten und Südosten überzugehen, welche ihre Produkte bei den ungeheuren Entfernungen billig nirgendwo hinschicken können.

Das indische Theater.

Professor Angelo de Gubernatis schreibt aus Maddoa an die „Gazzetta Piemontese“ ungefähr Folgendes über das indische Theater. Ich komme gerade von der buddhistischen Insel Ceylon zurück, wo ich dem wilden Tanze der Singhaletten beigewohnt habe, einem halb dramatischen Tanze, der von Gesang und einer wahrhaft hübschen Musik begleitet wurde. Die Tänzer, nur Männer, die auch die Frauenrollen spielen, sehen so furchtbar aus, daß ein europäischer Zuschauer bei ihrem Anblicke unwillkürlich erschrickt. Im Allgemeinen hat das indische Theater wenig Anziehendes und spielt im Leben auch nur eine sehr untergeordnete Rolle. Es wird nur im Tactel gespielt und nirgendwo findet man ein Theater, welches nur einigermaßen mit einem europäischen zu vergleichen wäre. In einer Art Parade führen die Schauspieler Dramen und Komödien auf, wobei nur ein kleines Publikum der Aufführung, bei welcher Tanz und Gesang mit einander abwechseln, beizuohnt. Auch hier, wie überall, liebt das Volk dasjenige am meisten, was zu den Sinnen spricht.

Ich habe mein indisches Drama Savitri gützlich spielen sehen; was auf die Zuschauer den meisten Eindruck machte, war nicht die aufopfernde Liebe der selbst sterben Rolle allerdings durch einen Mann gegeben wurde, so daß alle Illusionen verschwand, sondern das Erscheinen von Plama, dem Gotte des Todes. Man muß dabei noch berücksichtigen, daß man einige Couplette vorgesagt hatte, deren indische Musik im Grunde war, aus Europäer einzuschleusen, der jedoch die guten Indier mit größtem Vergnügen zuzuhören schienen.

Drei Musikanten stehen immer bei der ersten Klänge bereit, den Gesang zu begleiten, sobald die Schauspieler von dem gesprochenen zu dem gesungenen Worte übergehen; das Lieblingsinstrument ist eine kleine Schalmei, kleiner als die

unferige, der sie einen scharfen, einseitigen Ton entloßen, ähnlich dem Summen einer großen, untrügerlichen Wille.

Ich hoffe die Saktuala in Bengalen zu hören; sie wird auch im Dialekt gegeben, doch der gesungene Theil ist Sanskrit. Ich kann nicht behaupten, daß ich mir viel davon verspreche. Ein Brahmane hatte die Freundschaft, seine Tochter die türkischen Abschnitte aus der Saktuala für mich herbringen zu lassen, und schloß sich glücklich, mich ihren angelegentlichsten Vortrag bewundern zu sehen. Aber leider wurden alle die schönen Verse mit denselben Awestone, ohne Gluth und Abwechselung gesungen. Alles das hat mich zu der Uebersetzung gebracht, daß wir das Ideale der Saktuala viel besser als die heutigen Indier selbst empfinden. Wenn die indischen Schauspieler jedoch sprechen, ist ihr Ton natürlicher, als wenn sie singen.

Ich habe einer im gujaratischen Dialekte geschriebenen Komödie beigewohnt, deren Gegenstand viel Aehnlichkeit hatte mit dem verlorenen Sohne, und welche den Zweck hatte, zu zeigen, wie verkehrt die Indier handeln, wenn sie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht nur alle ihre eigenen Besitzthümer, sondern auch den Brautkauf ihrer Frau ausgeben. Es ist eine Thatsache, daß die Indier, die beinahe von nichts leben, von seinem Aufstehen wissen, wenn sie einmal anfangen Festlichkeiten zu geben. Die Gesellschaft, welche dieses Stüd aufstrebte, bestand aus Paria, natürlich lauter Männern. Die Paria sind praktische Menschen, ohne viel Ideale, sehr solide und vernünftig und verstehen sich sehr gut mit den Engländern, während sie als die Indes Indiens' überall hin kommen, wo sie etwas verdienen zu können glauben.

Hier in Madras im südlichen Indien ist eine lebende Gesellschaft, welche in der Tamilsprache vorträgt. Die Preise der Plätze sind 25 Centesimi, ein und zwei Lire; doch steht man nur selten mehr als 100 Personen im Theater.

Die zahlreichen Wohnamöner in Indien geben besondere Vorstellungen zur Verherrlichung ihrer gottesdienlichen Freizeitszeiten; gewöhnlich räumt irgend eine angesehenere Persönlichkeit den geräumigen Vorplatz ihrer Wohnung zu diesem Zwecke ein, ruft alle Freunde zusammen und erlaubt ferner jedem, der Fuß dazu hat, einzutreten. Die Handlung ist immer, ebenso wie in den persischen Dramen, dem Leben Ali's und seiner Jünger entnommen. Anfallend ist dabei die große Theilnahme des Volkes an den Scenen dieser Mythen; man lacht, man schreit, man weint über das Geschick der Hauptpersonen, schließlich wird die Aufregung so groß, daß man nicht selten die Sache mit Untergüssen befeuchtet. Die Wohnamöner haben kein stehendes Theater, keine einzige feste Gesellschaft, ihr improvisirtes Theater machen nur einen Theil ihres Gottesdienstes aus.

Gegengift gegen Schlangengisse.

Die Mittheilung über Mittel gegen Schlangengisse im „Olobus“, Bd. 49, S. 208 ruft uns eine Stelle aus dem 1478 erschienenen Werke des Rast. Forbes über Britisch-Birma in das Gedächtniß zurück, wo er über die Schlangengiftschwüre handelt. Es heißt da: Manchmal hat man behauptet, daß die Schlangengiftschwüre des Olobus die Thiere ihrer Giftzähne berauben oder daß sie, ihre Vorstellungen beginnen, die Schlangen in Stücken Wölle beißen lassen, wodurch der Giftvorrath bald erschöpft wird. In der Regel ist dies jedoch nicht der Fall, die Schlangen sind wirklich im vollen Besitze ihres unerschöpflichen Vermögens, und das einzige Wunder besteht darin, daß nicht mehr Unglücksfälle stattfinden. In den 10 Jahren, die Forbes als obrigkeitliche Person dort fungierte, kamen fünf Fälle zu seiner Kenntniß, in denen der Tod durch tangende Schlangen verursacht worden war; in zwei Fällen waren es die Schlangengiftschwüre selbst, in drei anderen Aufhauer, welche dem Gifte als Opfer fielen. Dies ist ein ziemlich deutlicher Beweis gegen die

Behauptung, daß die Thiere immer unerschöpflich gemacht worden sind.

Eines Tages sah Forbes, während er in einem kleinen Dorfe in seinem Zelte saß, zwei Leute und einige Jungen mit einem Korbe von besonderer Form schnell vorbeilaufen. Er rief sie an und hörte auf seine Frage, daß sie Weidwörter wären, die ausgingen, um eine große Schlange zu fangen, welche einige Knaben in einem hohen Bäume gefangen hatten. Forbes sortierte sie auf, bei ihrer Rückkehr ihm die Schlange zu zeigen, wenn sie dieselbe gefangen hätten. Nach etwa einer halben Stunde kamen sie, begleitet von einem Haufen Menschen, zurück, brachten den Korb mit, und es zeigte sich ein Python, welcher beinahe $2\frac{1}{2}$ m lang war. Das Thier war unschädlich; einer der Weidwörter, der vor dem Thiere auf den Fersen lief, demelte seinen Körper hin und her und winkte mit den Händen, wobei die Schlange allen seinen Bewegungen folgte; ab und zu machte sie einen Versuch, auf ihn zu springen, aber dann hielt er sie mit einem He! He! und einer schnellen Bewegung der Hand zurück.

Nach den ausgebreiteten Versuchen, welche Dr. Forbes mit den verschiedenen Schlangengiften und einheimischen Gegenmitteln unternommen hat, scheint sich mit Sicherheit zu ergeben, daß, wenn das Gift einmal durch den Biß einer ausgewachsenen Schlange in das Blut eingebracht ist, kein Gegengift mehr nützt. Trotzdem haben die Schlangengiftschwüre, deren Versuch es mit sich bringt, sich täglich der Todesgefahr auszuliefern, ein festes Vertrauen in den Nutzen ihrer Gegengifte. Sie räumen nur ein, daß die Gegengifte, nicht zeitig genug angewendet, wirkungslos bleiben können, oder daß vielleicht ein in dem Verwundeten vorhandener Krankheitsstoff die Wirkung beeinträchtigt, wie dies ja auch in anderen Krankheitsfällen manchmal stattfindet.

Während Forbes die obenstehenden Mittheilungen niederschrieb, hatte er einen Schlangengift und zwei Wurzeln vor sich liegen. Der Gebrauch der letzteren beschränkt sich darauf, daß mit denselben schnell, oder gelinde der giftige Theil über der Wundwunde bestrichen wird, um zu verhüten, daß das Gift höher steigt. Der Stein wird aus der Wunde gelegt, an welcher er steckt, um nach etwa einer halben Stunde wieder abzufallen, in welcher Zeit er, wie man glaubt, das Gift aufgesaugt hat. Ueber diese Wurzeln konnte Forbes nichts Besonderes berichten; es scheint, daß sie durch indische Schlangengiftschwüre, welche von Zeit zu Zeit nach Birma kommen, mitgebracht werden. Der Stein scheint von derselben Art zu sein wie derjenige, welchen Sir Emilion Tennent von Geylon mitbrachte und der nach der Erklärung Professor Faraday's aus Horn oder Knochen bestand, die verkohlt waren.

Derartige Mittel gebrauchen die Schlangengiftschwüre von Britisch-Birma nicht, sondern sie verlassen sich auf die Wirkung eines Arzneimittels, welches sie an Rumpf und Gliedern einimpfen. Wenn sie gebissen sind, säutieren sie den ganzen Körper mit der Medizin. Forbes erzählt von einem Falle, den er allerdings nicht selbst sah, der ihm jedoch von einem sehr glaubwürdigen Jengen mitgetheilt wurde, Folgendes: Einer der berühmtesten Schlangengiftschwüre gab eine Vorrichtung mit seinen Schlangen und besaß einem seiner Schüler, eine bestimmte Gobra aus dem Korbe zu nehmen. Der Schüler sah in denselben hinein und bemerkte, daß die Schlange in Ruhe gelassen sein wollte, doch sein Lehrer befaß ihm wiederholt, dieselbe herauszuholen; er gehorchte und spielte mit dem Thiere, worauf dasselbe ihm biß. Er fiel nieder, betrachtete sich als verloren und klagte den Lehrer seines Todes wegen an; der letztere aber begann sofort die Behandlung und bradete mit einer Nadel eine gewisse Quantität des Heilmittels in verschiedene Körpertheile. Der Verwundete wurde ganz schwarz und etwa eine Stunde lang röthete und zitterte er, dann erholte er sich nach und nach zur Freude aller Anwesenden, die ihn schon aufgegeben hatten.

Die Beschwörer behaupten, daß sie zweierlei Medicin haben: eine, welche die Schlange ansieht und eine, die sie abstreift, und sie tätuniren mit der ersten auf eine Hand und auf einen Schenkel die Wirthschaft einer Schlange, und mit der zweiten auf die andere Hand und den anderen Schenkel die Wirthschaft eines Ablers. Ob diese Behauptung wahr ist, konnte Forster nicht entscheiden; doch hat er, wie er sagt, After gesehen, daß die Schlange, die allen Bewegungen derjenigen Hand, welche mit ihrem Abbiße versiert war, gehorham folgte, sofort zurückfuhr, wenn ihr die Hand mit dem Abler entgegengehalten wurde und bewegungslos liegen blieb, bis die Hand weggenommen wurde. Wir kennen, sagt Forster, den Einfluß, den gewisse Stoffe auf manche Thiere haben, und es scheint nicht unmöglich, selbst nicht unwahrscheinlich — darf ich beifügen — daß eine Menschenseele, welche Tausende lang diesen einen Punkt genau beobachtet und hinsichtlich desselben Versuche gemacht hat, ein geheimes Mittel entdecken konnte, welches auf Schlangen eine große Wirkung ausübt. Dem oft gemachten Einwurfe, daß es, wenn die Wegengäste wirksam wären, Verwundungen erregen müßte, Schlangenbeschwörer jemals dem Schlangengaste um Opfer fallen zu sehen, stellt er die Bemerkung entgegen, daß auch die Pockenimpfung, obwohl sie doch gewiß im Allgemeinen Schutz gewährt, in einzelnen Fällen sich unwirksam bewiesen hat. Wenn auch die Bemerkung des Kapl. Forster, sowie sie hier vorliegt, keine Erklärung einer von verschiedenen Theilenden beobachteten Thatsache giebt, so weiß sie doch auf ein Verfahren hin, welches auf Mühsal auf die hinsichtlich der Einimpfung von Giften in neuerer Zeit gemachten Erfahrungen immerhin einige Aufmerksamkeit verdienen dürfte.

Der Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer wird von Prof. Vöhler in einem Aufsatze der „Schweizerischen Anzeiger“ erörtert. Während die Ueberschwemmungen, z. B. des Rheins und in Tirol, vielfach auf die schlechte Waldwirtschaft in der Schweiz bzw. in Tirol zurückgeführt wurden, ist dieser Ansicht von anderer Seite widersprochen worden. Die neuere in verschiedenen Staaten angestellten Wasserstandsbeobachtungen werden auf dem hydrographischen Gebiete in kurzer Zeit an die Stelle von Ansichten die Thatsachen setzen, und da auch die kleineren Flüsse, in deren Einzugsgebiet der Wald eine verhältnißmäßig größere Ausdehnung hat, in das Beobachtungsgelände aufgenommen werden, die Einwirkung des Waldes eher erkennen lassen.

Es ist unrichtig, die Verminderung des Waldes den Abnahmen der neueren Zeit zuzuschreiben und mit den Ueberschwemmungen in Zusammenhang zu bringen. Die heutige Ausdehnung des Waldes ist in der Hauptsache in Südb., West- und Mittel-Deutschland und in der Schweiz schon im 13. und 14. Jahrhundert vorhanden gewesen und was heute gerodet wird, beträgt kaum 1 Proc. der Gesamtfläche des Landes. Daß die Ueberschwemmungen heute nicht öfter eintreten als in früheren Jahrhunderten, geht aus den Nachweisen von Senfkar („Von den Ueberschwemmungen.“ Wien 1883) hervor.

Der Einfluß des Waldes kann sich erheben auf die Niederschlagsmenge selbst und auf ihre Verteilung im Boden. Durch die Baumkronen werden im Jahresdurchschnitt etwa 23 bis 26 Proc. des Niederschlags aufgefangen.

Bei einem Schneefalle fand Vöhler sogar 68 Proc. zurückgehalten. Da der Schnee auf den Kronen zum Theil verdunstet, ferner auch im Waldschatten später schmilzt als im freien Laube, so verteilt sich der Wasserabfluß auch auf längere Zeit und Ueberschwemmungen können weniger leicht

auftreten. Bei starken Regengüssen ist die zurückhaltende Kraft des Waldes geringer. Krütsch fand, daß schon bei einem Niederschlage von 30 bis 60 mm 80 bis 90 Proc. desselben auf den Boden gelangen.

Von dem auf den Ästen zurückgehaltenen Wasser läuft jedoch noch ein Theil am Stamme herab, ein anderer wird vom Winde zu Boden geschüttelt. Inmerhin wird vom jährlichen Niederschlage der Boden unter dem Kronenschirme ca. 20 Proc. weniger erhalten als das freie Feld.

Von der an den Boden gelangten Niederschlagsmenge verdunstet ein Theil, ein anderer nicht oberflächlich ab, der den Boden in den Boden ein. Je mehr in den Boden eindringt, um so nachhaltiger ist die Speisung der Flüsse durch die Quellen, um so größer die Verminderung der Hochwasser-gefahr.

Die Moosbede fängt einen großen Theil Wasser auf. Unverweilt und lose liegende Laub- und Nadelstreu bilden mit Filtra, welche das Wasser durchdringen lassen und sein oberflächliches Abfließen verlangsamen. Tiefe verwehte Streu bildet dagegen ein hartes Hinderniß für das Eindringen des Wassers und läßt es abfließen. Eine Moosbede hält im Maximum 1,4 mm, eine Moosbede 6 mm Wasser zurück. Bei den höchsten Niederschlägen von 100 bis 200 mm würden 2 bis 6 bzw. 1 bis 3 Proc. der Streu zurückgehalten — ein Betrag, der die Ueberschwemmungsgefahr vermindern, aber nicht beseitigen kann.

Es wird mitin im Walde einerseits weniger Wasser auf den Boden gelangen, andererseits auch unter Umständen weniger in denselben eindringen als im freien Lande. Die Verdunstung ist im Walde geringer, dagegen muß der Wasser-verbrauch durch die Vegetation im Walde ein bedeutender sein als bei landwirthschaftlichen Kulturpflanzen. Daraus folgt, daß die Zufuhr von Wasser an die Quellen im Walde nicht bedeutend verschieden sein wird gegenüber der Weide oder dem Ackerlande.

Wichtig ist, daß durch den Waldbestand das Erdreich mechanisch festgehalten und durch Verminderung der Stoffkraft des Wassers die Rausenbildung, das Abdröckeln und die Gelschiebildung erschwert wird. In Gebirgsländern ist diese Wirkung des Waldes von entscheidender Bedeutung, um so mehr, als hier der Wald das fließte, also am meisten gefährdete Terrain einzunehmen gezwungen ist.

Die Bewaldung des sogenannten Quellgebietes, auf welche heutzutage so großer Werth gelegt wird, kann auf die Ueberschwemmungen den geoffenen Einfluß nicht haben; da dasselbe nur einen sehr kleinen Theil, z. B. der Rhein und Aar nur 10 Proc. des ganzen Einzugsgebietes einnimmt und der größte Theil der meteorologischen Stationen der Schweiz gleichzeitig Regen hat.

Es beruht daher auf einem Irrthume, wenn in Deutschland die Ueberschwemmungen auf die angeblich schlechte Waldwirtschaft in Grenzländern zurückgeführt werden. Zudem finden die Ueberschwemmungen am Mittel- und Rheine so immer zu Zeiten statt, wo die Gebirgsflüsse den niedrigen Wasserstand haben.

In den Kulturländern ist heutzutage keine Freiheit mehr in der Verteilung des Waldes über ein Land hin vorhanden. Die talen, einstmals bewaldeten oder von jacher loslösen Flächen werden fast allein in Betracht kommen. Der will in der Schweiz auf die Verringerung des Weidewerks denken, während überall Fatternoth herrscht und die Vernichtung des Viehwaldes als Bedürfnis erklärt wird? Da die Weiden außerdem das weniger steile Gelände einnehmen und der Regen den Boden ebenfalls bindet, so wird durch Aufzucht von Weidewald keine erhebliche Verringerung in Bezug auf die Ueberschwemmungsgefahr zu erwarten sein.

Aus allen Erdttheilen.

Ф и г у р а.

— Eine tiefe, durchdrachte und interessante Studie von Prof. Friedrich Pfaff (Strommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen, XV, 1 und 2, Heidelberg, Carl Winter) behandelt die Gletscher der Alpen, ihre Bewegung und Wirkung, die wir darum besonders beachten müssen, weil der in der Erforschung und Beobachtung der Gletscher sich thätige Forscher aus in die Detailuntersuchungen eintritt, welche nöthig waren, um das Wesen der Gletscher wie des Eises überhaupt kennen zu lernen, und weil er (S. 16, 17, 44) auf die Grenzen der bisherigen Erkenntniß und die Defideraten der Gletscherkunde hinweist. Was die Wirkung der Gletscher anlangt, so bekämpft Pfaff mit mechanischen Gründen die Ponds'sche Ansicht, daß ein Gletscherm im Stande sei, Felsmassen auszuhebeln und wesentlich zur Bildung von Thälern und Seebecken beizutragen, auch das allereinstufigste. Das höchste, was er heute leisten kann, ist, daß er looses Material vor sich her schiebt; von den Gletschern der Gletsch aber weiß Pfaff nach, daß ihre Kraft in dieser Hinsicht eine geringere gewesen sein muß, als diejenige der jetzt existirenden. Ponds speciell macht er (S. 80) den Vorwurf, daß er den alten Gletschern eine „wunderthätige, alle Gesteine der Mechanik überwindende Kraft“ zuschreibe, und spottet darüber, welche Glaubenssätze in manchen Naturforschern sich finden, wenn es gilt, eine vorgefaßte Meinung festzuhalten.“ — Auf Ponds's Forderung darf man gespannt sein.

— Dr. M. Wehr, Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich ^(4^{te}). (Groschenb., 2 Bde.). Neben den geschlossenen Gebieten, in welchen die acht Millionen Deutsche Glaubensbrüder beisammen wohnen und schon dadurch gegen den Andrang fremder Nationen geschützt sind, erheben sich eine ganze Menge kleinerer Enklaven in fremdem Gebiete, bald entstanden durch Ansiedelung fleißiger deutscher Bauern in früheren Zeiten, wo man noch nicht an einen Nationalitätenkampf dachte, bald abgerissene Splitter, durch zwischengefallte Fremde vom Hauptstrome getrennt. Die unerhörte Vergewaltigung, welche die Deutschen in Oesterreich neuerdings von verblendeten Beamten im Bunde mit den Ultramontanen zu erdulden haben, hat ihr Nationalitätsbewußtsein gemehrt, das sich einschlingend war, und veranlaßt sie auch, sich nun um diese „verlorenen Vöthen“ mehr zu kümmern. Der Deutsche Schulverein in Oesterreich sowohl wie in Deutschland sieht durch Schulen und Kindergärten das Deutschthum zu erhalten und einigermaßen den Schaden auszugleichen, welchen die Priester, sich ausnahmslos Feinde des Deutschthums, selbst wenn sie von deutscher Geburt sind, demselben zufügen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat, um ein genaues Bild von dem gegenwärtigen Zustande und den dringenden Bedürfnissen zu bekommen, die meisten Sprachinseln selbst besucht, aber die übrigen möglichst genaue Erkundigungen eingezogen, und giebt uns nun genauren Bericht über die Zustände in Böhmen, Wärrern, Schlesien, in Krain und Friaun, wo der Angriff vielfach am heftigsten ist, in Südtirol, dessen Gemeinden ja schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, endlich in Galizien und der Bukowina. An vielen Orten ist es zu spät; die Inseln sind der ansturmenden Wrandung erlegen und nur noch „Familien-namen und Ueornamen (Altnr.)-Namen erinnern an die deutsche Vergangenheit; aber an sehr vielen Orten sehen wir auch noch jähles Gehehalten an der Mutterprache und mannhaftes Eintreten für sie, und hier find die Stellen, wo die deutschen Schulvereine eintreten müssen in derselben Weise, wie der Ouphar-Mohr. Mehr für die evangelischen Gemeinden der Diaspora. Doch finden die Vertheilungen des deutschen Schulvereins in

Deutschland bei weitem nicht die Beachtung und die Vertheiligung, die sie verdienen; möge Gehre's Büchlein, das allein die Thatfachen reden läßt, ihm recht viele Freunde und Mitglieder verschaffen.

fit to a.

Wie wir der „Allg. Zeitung“ entnehmen, vollzieht sich der Verkehr Deutschlands mit Marocco fast ausschließlich über London, derjenige mit Tunis über Marseille und Genua. Diele Verbindungen sind nicht vorhanden, wenn auch neuerdings dieser Inland-Verkehr durch Errichtung einer neuen Dampfschiffahrtlinie des österreichisch-ungarischen Lloyd zwischen Triest und Tunis etwas besser gehalten zu werden scheint, wenigstens in Umkreisen eines Theiles von Deutschland. Darum plaidirt der in Langer erscheinende „Commercio au Maroo“ für eine birkte monatliche Verbindung zwischen Hamburg und Nordwestafrika, welche gewissen Boaren deutschen Ursprunges, wie Farben, Chemikalien, Eisen- und Stahlwaaren n. s. w., neue Märkte eröffnen und das einzige Mittel sein würde, die Naturprodukte jener Länder, Olivenöl, Wolle, Häute, Tallow zc. nach Deutschland einzuführen.

— Die letzte Nachricht von der portugiesischen Expedition zum Muata Jambo datiert vom 11. Januar d. 3. und der Station Andrade Corvo, welche 680 m hoch unter 7° 17' südl. Br. und 20° 45' östl. L. am Tschikila liegt (also in der Nähe von Gineabanza der Fogege-Vögelmannen Karte). Da sie ihr Ziel, die Küstengebiete des Lumbo-Reiches, erreichen wird, steht noch dahin, da der Muata-Jambo gehören ist und sich verschiedene Fürstentümer um den Thron streiten; derjenige, welchem das meiste Recht zur Seite steht, befindet sich bei der Expedition, aber es fragt sich, ob derselbe Erfolg haben wird, was natürlich für den portugiesischen Einfluß sehr vorteilhaft wäre. Leider ist aber zu befürchten, daß das Lumbo-Reich in mehrere kleine Staaten zerfallen und das Land zu stark zerstückelt sein dürfte, welches wenig geeignet werden wird. Eine neue portugiesische Expedition, welche unter Serpa Pinto nach dem Kaffa-Seo ausgesandt wurde und nach der Erkennung und Wiederbesitz desselben unter dem Marineoffizier Carbozo weiter vorbrang, ist nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, aber mit wichtigen Ergebnissen nach der Ostküste zurückgekehrt. Serpa Pinto und Carbozo sollen nun Europa besuchen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine am 6. April dieses Jahres zu Berlin vollzogene, Erklärung betreffend die Abgrenzung der deutschen und Englischen Reichspolen im weichen Stillen Ocean“ setzt eine Demarkationslinie zwischen beiden fest, welche unter 8° nördl. Br. von der Korothofen-Reu-Chinesen ausgehend den 1567 von dem Spanier Menbanda entdeckten Archipel der Salomon-Inseln bis durchschnitten, das, abgesehen von einigen kleineren, namentlich die großen Inseln Bougainville, Choiseul und Fabel dem deutschen Empire verleiht. Südlich von der Südöstlichen Fabels bildet die Linie nach Norden um, läuft bis in die Nähe der Reals Bank (6° nördl. Br., 173° östl. L.) und dann genau nordwärts bis 15° nördl. Br., indem sie den bereits vom Deutschen Reich besetzten Marshall-Archipel einfließt. Beide Theile verpflichten sich, in dem jenseits dieser Linie liegenden Gebiete weder Gebietsermwerbungen zu machen, noch Schutzverhältnisse anzunehmen, noch der Ausdehnung des Einflusses der anderen Macht entgegenzutreten, sichern sich in einer zweiten Erklärung den beider-

seitigen Staatsangehörigen in dem „Westlichen Stillen Ocean“ (d. h. dem Gebiete zwischen 15° nördl. Br. und 30° südl. Br. und zwischen 165° westl. L. Br. und 130° östl. L. Br.) volle Handels- und Verkehrsfreiheit zu. Keine Einwendung findet die erste Erklärung auf die Samoa-, Tonga- und Niue-Inseln, sowie auf die Besitzungen und Protektorate einer anderen civilisirten Macht.

S ü d a m e r i k a.

— Auf dem Trebener Geographentage hatte Dr. Alfred Stübel 86 Oelgemälde vom *Land, Völkern und Völkertypen* aus Ecuador angeordnet, welche in dem Auszeichnenden gehört haben sollen, was jene Versammlung und die damit verbundene Ausstellung bot. Zwei Jahre lang begleitete ein einheimischer Künstler, Rafael Treva, die wohlbekannte Expedition der Herren Reijz und Stübel und hat während derselben seiner Kunst mit seltener Eingebung und Aufopferung obgelegen. Naturwahrheit war das oberste Ziel, welches bei den, stets an Ort und Stelle ausgeführten Bildern verfolgt wurde; nachgehend war stets der geologische Gesichtspunkt, und der Standort wurde gewählt ohne Rücksicht auf die Unschönheiten, welche der Transport des Zeugnisses oder das Ansehen an dem geeigneten Punkte bis zum Eintritt des richtigen Beleuchtungsmomentes — und das dankte in Folge der misslichen meteorologischen Verhältnisse in jenen Hochregionen oft wochenlang — verurtheilen konnte. So entstand eine Sammlung von naturgetreuen Ansichten von hohem Werthe für dieandes-Forschung, welche Dr. Stübel gern einem freilich erst noch zu begründenden geographischen Museum anvertrauen möchte. Ein solches müßte in chronologischer Uebersicht den Fortschritt erläutern, welchen die Erschließung der Erdoberfläche im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat; es müßte die Entwicklung der Kartographie von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart veranschaulichen; es müßte eine permanente Vorführung von bildlichen Darstellungen bieten, welche, auch Eandern geordnet, die Vorstellung unterrichten. Ein solches Museum müßte zugleich das Archiv sein, in welchem die Original-Arbeiten des Forschungsbereichen, seine Tagebücher, die heimgebrachten Photographien und eigenhändigen Skizzen in zugänglicher Weise deponirt wären. Die Begründung eines derartigen Institutes kann bei dem allgemeinen Interesse, welches die Geographie gewonnen hat, nur noch eine Frage der Zeit sein und würde bald von allen Seiten wertvolle Beiträge veranlassen.

Inzwischen aber hat Herr Stübel in dankenswerther Weise einen illustrierten Katalog seiner Bildersammlung unter dem Titel „*Skizzen aus Ecuador*“ (Berlin, H. Alfer und Co., 1886) herausgegeben, welcher in 63 Kunstgraphien verkleinerte Nachbildungen der Originale und zu den meisten derselben erläuternde Begleitworte enthält, welche in gleicher Weise geologische und topographische Daten, ohne natürlich

eine wissenschaftlich erschöpfende Beschreibung zu geben. Welchen Werth diese Veröffentlichung hat, möge man daraus entnehmen, daß sie z. B. vom *Ulinja* drei, vom *Gotopari* und *Altar* je fünf, vom *Chimborazo* und *Tunguragua* je sieben Ansichten bringt, während bekanntlich richtige Abbildungen merkwürdiger Berge bis jetzt noch sehr selten sind (vergl. *Rechnitz'sche*, „*Pergamisse*“ im „*Globus*“, Bd. 44, S. 8), und daß z. B. von dem mysteriösen *Ullante* *Sangay*, den wenige Einwohner *Niobambas* je mit eigenen Augen gesehen, und den *G. Wimmer* nur kurze Zeit lang von einem 17400 engl. Fuß hohen Punkte am *Chimborazo* erblickt (Proc. R. G. S. August 1881, S. 458), ein aus nur 19 km Entfernung aufgenommenes detaillirtes Bild auf S. 46 vorliegt. Aus diesem „*Kataloge*“, der wohl leider nur in engeren Kreisen Verbreitung findet, mögen künftige Reisende lernen, wie Illustrationen zu Reise werken beschaffen sein müssen, wenn sie wissenschaftlichen Werth besitzen sollen.

— Wie man in Südamerika, speziell in Ecuador, mit statistischen Zahlen umspringt, davon erzählt M. Stübel in seinen „*Skizzen aus Ecuador*“ (Berlin 1886) viele sehr reichhaltige Beispiele. *Quito* — sagt er S. 7 — ist relativ eine sehr volkreiche Stadt; wohl mag sich die *Censenzahl* auf 25000 bis 30000 belaufen; statistische Angaben, die jedoch nicht auf thatsächlichen Erhebungen beruhen, und mehr für das Ausland berechnet sind, normiren sie sogar auf 80000 Einwohner. Eine so große Differenz in der Schätzung rechtfertigt sich aber vollkommen, wenn man bei dem beschränkten, scharf begrenzten Räume, welchen die Stadt einnimmt, die niedrigen, höchstens zweifloßigen Häuser, die großen Höfe, die vielen Kirchen und vor allem die geräumigen, sehr schön bewohnten Klöster in Rechnung zieht. Wirthschafts und Indusier müßte gut ¼ der Bevölkerung annehmen. — Das heutige *Niobamba* — heißt es S. 19 — ist eine neue Stadt; erst einige achtzig Jahre fand seit ihrer Gründung Vergangen. Das alte *Niobamba* (*Niobamba* vieler) lag etwa eine Meile nördlicher, auch nicht auf freier Ebene, sondern in einer thalartigen Vertiefung, umgeben von Hügeln und Bergen; es wurde zerstört durch das große Erdbeben von 1797, welches noch in frühem Andenken stand, als Humboldt, nur sechs Jahre später, die Gegend besuchte und über die Schrecknisse desselben nach Anklage der Eingeborenen berichtete. Einige Ruinen sind noch an jener Stelle vorhanden; schon aus der Lage, welche die alte Stadt eingenommen hat, darf man schließen, daß ihre Einwohnerzahl eine geringere gewesen, als diejenige ist, welche das neue *Niobamba* (*Niobamba nuevo*) gegenwärtig (7000 bis 8000) befigt. Nach den Uebersicherungen, welche Humboldt sammelte, sollen durch die Katastrophe in der Stadt *Niobamba* selbst 40000 Menschen ihren Tod gefunden haben. Aus den Archiven von *Quito* hat Herr Theodor Wolf jedoch authentisch nachweisen können, daß diese Zahl viel zu hoch gegriffen ist, daß die 40000 Toden sich auf 2006 reduciren, und daß selbst diese nicht ausschließlich der Stadt zukommen, sich vielmehr auf die gesamte Provinz von *Niobamba* vertheilen.

B e r i c h t i g u n g e n.

S. 160, Spalte 1, Zeile 16 lies *Vila* (statt *Vila*). S. 172, Spalte 1, Zeile 31 und 41 lies *Cinac* (statt *linac*). S. 184, Spalte 2, Zeile 27 und 28 lies: „wahrscheinlich Lemminge, die Hauptnahrung der Füchse, und ein der Rasse ähnliches, im Wasser lebendes Thier.“ S. 184, Spalte 2, Zeile 34 und 35 lies: „Die Samoajeden kommen bis zum Nordlichen Eismeer.“ Auf der Samoajedenhalbinsel beim Kap *Ramenny* fanden wir ein Todtenlager.“

Inhalt: *Dienlasov's Reise in Mesopotamien und Babylonien*. XXXV. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. G. Mehlis: *Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheinslande*. (Mit drei Abbildungen.) — Die Krankheit *Wali-Wali* oder *Kotak* der Malaien. Von F. Plumettritt. — Die Arbeitergenossenschaften (Article) in Rußland. — *Kilgus* Wirthschaften: Die Entwässerung und Urbarmachung der Polesje. — Das indische Theater. — Gegengift gegen Schlangengisse. — Der Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 27. Mai 1889.)

— *Kochschr.*: Dr. M. Kiepert in Berlin, S. W. Finkenstraße 11, III Tr.
Tud und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

www.libtool.com.cn

14 DAY USE

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

22 Jul '5, 1

REC'D LD

JUL 15 1957

LD 21-100m-6.56
(H9311s10)476

General Library
University of California
Berkeley

Globus.

590039

G1
G5
v.49

www.libtool.com.cn

590039

G1
G5
v.49

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

www.libtool.com.cn